

WERNER BEUMELBURG

Sperrefeuer um Deutschland

**DIES BUCH IST
DER ROMAN EINES GANZEN VOLKES
MIT UNERHÖRT LEBENDIGER WUCHT
GESCHRIEBEN, DRAMATISCH AUFGE-
BAUT UND ATEMLOS FORTGEFÜHRT**

GERHARD STALLING OLDENBURG I.O.

Deutsche Zeitung, Berlin:

200
... ein Meisterstück schlechthin, wie es
seinesgleichen kaum findet. Und so legen
wir dieses herrliche, im besten Sinne
volkstümliche Werk mit neuentflammtem
Glauben an unseres Volkes Zukunft und
mit einem heißen Dank an den hoch-
begabten Verfasser aus der Hand. Wir
wünschen, daß es die Hunderttausende
erwerben mögen, um es an die Millionen
weiterzureichen.

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin:

Hier wurde in unvergleichlicher Klar-
heit ein im besten Sinne des Wortes
„Deutsches Buch“ geschaffen, das schlecht-
weg als das Hohe Lied des Ringens des
deutschen Volkes um seine Existenz, um
sein Leben bezeichnet werden darf. Es ist
wie ein Drama voll starker Steigerun-
gen, denen man in atemloser Spannung
folgt.

Berliner Tageblatt, Berlin:

Was das deutsche Volk braucht, ist ein
volkstümliches Buch über den Krieg.
Das hat mit der Frage, wie man zum
Krieg steht, nichts zu tun. Das Buch
„Sperrfeuer um Deutschland“ von
Werner Beumelburg erfüllt dieses Be-
dürfnis in unerwartetem Maße. Er-
staunlich ist die Fähigkeit, mit der
Beumelburg Kriegsereignisse geradezu
in der epischen Form eines Helden-
gedichtes uns nahezubringen versucht.
Man hat in anderen Ländern dem Un-
bekannten Soldaten ein Denkmal gesetzt.
Hier ist für Deutschland dem Unbekann-
ten Soldaten ein Denkmal entstanden,
rühmlicher und dauernder als Erz.
Das Buch ist bei aller Leidenschaft, mit
der es geschrieben ist, frei von jeder Ten-
denz. Keine Partei und keine Richtung
wird es für sich beanspruchen können.
Wer jene schwere, an Furcht und Hoff-
nung reiche Zeit nochmals an sich vor-
überziehen lassen will, muß es lesen.

UNIVERSITY OF PUGET SOUND
LIBRARY
Tacoma 6, Washington

THIS ITEM HAS BEEN
DISCARDED BY THE
UNIVERSITY
OF PUGET SOUND
COLLINS MEMORIAL LIBRARY

BEUMELBURG
PERRFEUER UM DEUTSCHLAND

WERNER BEUMELBURG

///

S P E R R F E U E R

U M

D E U T S C H L A N D

81.-90. TAUSEND

GERHARD STALLING
OLDENBURG I.O.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzungen in
fremde Sprachen, vorbehalten. Copyright 1929 by
Gerhard Stalling A. G., Oldenburg i. O. Druck und
Verlag Gerhard Stalling A. G., Oldenburg i. O.

Erster Teil

Kampf ums Leben

1. Kapitel . . .	Die Schüsse von Serajewo	11
2. Kapitel . . .	Sturm auf Lüttich	19
3. Kapitel . . .	Vor Paris	27
4. Kapitel . . .	Tannenberg	33
5. Kapitel . . .	Das Marnedrama	53
6. Kapitel . . .	Die Ipernschlacht	68
7. Kapitel . . .	Feldzug in Polen	81
8. Kapitel . . .	Karpathen und Masuren	91
9. Kapitel . . .	Kreuzerkrieg, Kolonien und Blockade . . .	102
10. Kapitel . . .	Champagne, Loretto, Arras	123
11. Kapitel . . .	Lemberg, Warschau, Wilna	136
12. Kapitel . . .	Isonzo, Dardanellen, Serbien	155

Zweiter Teil

In Fesseln geschlagen

13. Kapitel . . .	Angriff auf Verdun	171
14. Kapitel . . .	Die Brussilow-Offensive	191
15. Kapitel . . .	Die Sommeschlacht	204
16. Kapitel . . .	Yindenburg	222
17. Kapitel . . .	Rumänien	231
18. Kapitel . . .	Skagerrak	245
19. Kapitel . . .	Seer und Heimat	266
20. Kapitel . . .	Der Kreuzzug der Amerikaner	283
21. Kapitel . . .	Vorbereitungen	298
22. Kapitel . . .	Die dreifache Frühjahrsschlacht	319

Dritter Teil

Der Zusammenbruch

23. Kapitel . . .	Die Friedensresolution	337
24. Kapitel . . .	Flandern	351
25. Kapitel . . .	Vom Isonzo bis an den Piave	373
26. Kapitel . . .	Friede im Osten	389
27. Kapitel . . .	Der Entscheidung entgegen	405
28. Kapitel . . .	Die Große Schlacht	421
29. Kapitel . . .	Zum zweitenmal an die Marne	442
30. Kapitel . . .	Der Umschwung	458
31. Kapitel . . .	Zusammenbruch auf dem Balkan	482
32. Kapitel . . .	Die Kapitulation	493
33. Kapitel . . .	November	512
34. Kapitel . . .	Vae victis!	530



Digitized by the Internet Archive
in 2025

Vorwort

Es sind viele Bücher über den Krieg geschrieben worden. Solche, die den historischen Verlauf der Ereignisse feststellen, und solche, die sich zum Ziel gesetzt haben, die seelischen Vorgänge an der Front und in der Heimat zu ergründen.

Mit vollem Bewußtsein wird in diesem Buche ein Schritt weiter getan.

Es soll unternommen werden, die kriegerischen Vorgänge mit den seelischen Vorgängen zu verschmelzen. So soll ein Gemälde entstehen, das, begründet auf den Ergebnissen zuverlässiger Forschung, das lebendige Gesicht des Krieges festhält.

Die Ergebnisse der Forschung liegen fest. Das lebendige Gesicht droht zu verblässen. Wie fern erscheinen uns heute schon jene Jahre, in denen wir das große Sperrfeuer um Deutschland legten, dem feindlichen Ansturm ringsum be-
gegnend.

Der Krieg war hart, seine Forderungen unerbittlich. Ihm ins Angesicht schauen erfordert Mut.

Ich wende mich an diejenigen, die Glieder dieser Millionen-Armee waren, von deren Leistungen hier die Rede sein wird. An diejenigen, deren Söhne und Brüder draußen blieben und die bereit sind, einen lebendigen Eindruck der Zeit in sich aufzunehmen, in der jene der Tod getroffen. Ich wende mich an die Eltern, die ihren Söhnen begreiflich machen wollen, wie es in jenen Jahren zuging, welche Gefühle uns beherrschten, welche Forderungen an uns gestellt wurden.

Ich wende mich auch an die Jugend selbst, die den Krieg nur vom Hörensagen kennt und von den Grabsteinen, vor denen sie bisweilen steht.

Ich lasse dieses Buch hinausgehen, ohne zu fürchten, das harte Gesicht des Krieges, das ich zeige, werde irgend jemand erschrecken. Jedermann soll ihm offen ins Auge schauen.

So wird das Vermächtnis derer, die er aus dem Leben riß, als ihr Erbe auf uns kommen.

Dies Vermächtnis heißt Männlichkeit, Kameradschaft und Liebe zum Vaterland.

Werner Beumelburg.

Erster Teil

Kampf ums Leben

1. Kapitel

Die Schüsse von Serajewo

Im Herbst 1912 hebt der russische Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, als Vertreter des Zarenreiches an den großen französischen Manövern teilnehmend, beim Abschiedsdiner sein Glas, gefüllt mit schäumendem Champagner, und ruft unter dem begeisterten Beifall der französischen Offiziere: „Ich trinke auf unsere gemeinsamen Siege in der Zukunft! Auf Wiedersehn in Berlin, messieurs!“

Rußland hat seine Vorbereitungen für den Krieg noch keineswegs beendet. Es bedeutet eine stete Sorge der französischen Politik und des französischen Generalstabes, die Verwertung der an Rußland gegebenen Milliardenanleihen im Sinne der Beschleunigung eines russischen Aufmarsches gegen die Mittelmächte zu überwachen. Neue Anleihen stehen bevor. Die Eisenbahnverhältnisse im polnischen Aufmarschgebiet verlangen dringend Verbesserung.

Im Dezember des gleichen Jahres tagt in London die große Balkankonferenz der Mächte. Es gilt, den Krieg zu liquidieren, den der Balkanbund auf Rußlands Geheiß gegen die Türkei vom Zaune gebrochen. Mögen Deutschland und Österreich sich auch sträuben, die Türkei verschwindet bis auf einen unbedeutenden Zipfel aus Europa. Ein selbständiges Albanien entsteht, dem Protest der Balkanstaaten zum Trotz, die auch noch dieses Land unter sich aufteilen möchten.

Unter stärkstem Druck versuchen die Großmächte die lüsternen Sieger zu zähmen. Da bricht zwischen den beiden größten von ihnen, Serbien und Bulgarien, der Sader um die Beute aus. Schon schlagen sie aufeinander ein. Griechenland ergreift Partei für Serbien. Rumänien, bisher abseits stehend, beeilt sich, Bulgarien in den Rücken zu fallen und sich ein gutes Stück seines Landes anzueignen. Bulgarien,

das die Hauptlast des türkischen Feldzuges getragen, erliegt dem Kesseltreiben. Verstümmelt und geschwächt geht es aus dem ungleichen Kampf hervor. Serbien ist der Nutznießer seines Unglücks.

Die Stunde rückt näher, in der die großserbischen Träume reifen. Rußland hat während des Balkankrieges und während der Londoner Konferenz gut sekundiert.

Noch bevor man in London sich heiß und vergeblich bemüht, den Balkan zu ordnen, setzen im September des Jahres 1912 nach eingehenden und jahrelangen Besprechungen die Vertreter der englischen und der französischen Admiralität ihre Unterschriften unter die englisch-französische Marine-Konvention. Ihre Bestimmung ist die Regelung des Zusammenwirkens der beiderseitigen Flotten im Falle eines Krieges mit Deutschland. England wird die ganze Nordsee einschließlich der französischen Nordküste unter seine Fittiche nehmen. Frankreich übernimmt das Mittelmeer, denn man weiß noch nicht mit Bestimmtheit, auf welche Seite Italien, das vertraglich immerhin ein Mitglied des mitteleuropäischen Dreibundes ist, sich stellen wird.

Dies Abkommen, sehr bald durch Vereinbarungen über das Zusammenwirken der Landheere ergänzt, hat seine besondere Geschichte. Im Februar des Jahres weilte Lord Galdane in Berlin, um mit dem deutschen Kaiser die Möglichkeit einer deutsch-englischen Flottenbau-Verständigung zu besprechen. Eine solche war naturgemäß nur durch den Verzicht auf einen Teil des deutschen Bauprogramms zu erreichen. Reichskanzler von Bethmann Hollweg, von der Zweckmäßigkeit einer politischen Verständigung mit England angesichts der kriegerischen Vorbereitungen rings um die deutschen Grenzen überzeugt, war zum Entgegenkommen bereit. Selbstverständlich verlangte man von den Briten als Gegenleistung die Zusicherung ihrer Neutralität für den Fall, daß Deutschland auf dem Festlande angegriffen werde.

Lord Galdane, der persönlich wohl mit Bethmanns Vorschlägen einverstanden war, wurde von seiner Regierung zurückgezogen. England lehnte die Verständigung ab und berief sich darauf, daß ein solches Versprechen Englands Freundschaft mit anderen Mächten beeinträchtigen könne.

England will die Verständigung mit Deutschland wohl, wenn Deutschland einseitig Opfer dafür bringt und seine

Flotte reduziert. Es will sie nicht, wenn es selbst dadurch zu einer klaren Stellungnahme gezwungen wird. Es hat im Gegenteil nichts Eiligeres zu tun, als seinen schon lange bestehenden engen Beziehungen mit Frankreich durch die Marine-Konvention und durch militärische Vereinbarungen einen eindeutigen, gegen die Mittelmächte gerichteten Charakter zu geben.

Rasch folgt eine Verständigung mit dem Zarenreich über die alten Differenzen der beiderseitigen Politik im nahen Asien.



Das Jahr 1914 zieht herauf, mit ungeheuren und kaum noch erträglichen Spannungen geladen.

Rußland schließt mit Frankreich die letzte Milliarden-anleihe ab. Sie gilt, wie offen zugegeben wird, für den Bau strategischer Bahnen gegenüber Österreich und Deutschland. Ein russischer Kronrat stellt im Februar ein „Aktionsprogramm“ auf. Der russische Außenminister Sazonow erklärt vor diesem Kronrat, vielleicht müsse Rußland sich schon in naher Zeit „seiner historischen Aufgabe unterziehen“ und die Herrschaft über den Bosphorus und die Dardanellen antreten. Es bestehe kein Zweifel, daß dieses Ziel nur durch einen europäischen Krieg erreicht werden könne.

Serbien besitzt schon Rußlands geheime Zusicherung, daß die österreichische Provinz Bosnien sein Eigentum werden solle. Man denkt auch in Rußland noch nicht daran, den Krieg gerade in diesem Jahre zu entfesseln. Obwohl die politischen Vorbereitungen sozusagen abgeschlossen sind, fehlt auf militärischem Gebiet noch manches. Die letzte französische Anleihe ist noch nicht zur Auswirkung gelangt. Vielleicht ist von Frankreich auch noch mehr zu erwarten. Rußland tut gut daran, sich noch einige Jahre von den Strapazen des vergangenen Jahrzehnts zu erholen und die unerschöpfliche Macht seiner lebendigen Kräfte straffer zu organisieren. Französische Helfer sind überall an der Arbeit.

Frankreich indessen hat das Höchstmäß seiner militärischen Friedensanstrengungen fast erreicht. Getrieben von dem nimmer ruhenden Schrei nach Revanche, von einer verhetzten und durch den letzten marokkanischen Zwiespalt leidenschaftlich erregten Volksstimmung getragen, hat die Re-

gierung sich von der Kammer mühelos die dreijährige Dienstpflicht gewähren lassen. Ihre Auswirkungen werden bald voll in die Erscheinung treten. Man hat, um den Übergang möglichst kurz zu gestalten, zwei Jahrgänge auf einmal einberufen. Seit mehreren Jahren ist die militärische Organisation der Kolonien so gefördert worden, daß im Kriegsfall alsbald eine halbe Million Marokkaner und Senegalesen zusammengebracht werden kann, um sie gegen die Mittelmächte zu verwenden.

827 000 europäische Franzosen zählt das Friedensheer von 1914. Das bedeutet eine Prozentzahl von 2,16 auf je hundert Einwohner. In Deutschland beträgt die gleiche Zahl 1,12, in Österreich nur 0,90. Die französische Mobilmachung sieht die Organisation einer Gesamtzahl von 3 781 000 kampfbereiten Soldaten vor. In Deutschland sind es ihrer 3 822 000, obwohl das Deutsche Reich fast 30 Millionen Einwohner mehr zählt. Auf den Kopf der französischen Bevölkerung fallen im Friedensetat von 1914 33 Mark für militärische Ausgaben, in Deutschland 20 Mark. Nicht eingerechnet sind die Milliardensummen, die an Rußland gegeben wurden.



Deutschland lebte im Frieden seiner Arbeit und seines Wohlstandes, den es, gestützt auf seinen Fleiß, seine Begabung und auf die glückliche politische Hand der vergangenen Generation erworben. Es gab durch einen Krieg nur zu verlieren, durch den Frieden nur zu gewinnen. Aber die Zeichen der Zeit wollten verstanden sein. Nichtswürdig die Nation, die, von feindlichen Waffen umgeben, im Genuß eines trügerischen Friedens ahnungslos dem Verderben entgegengetreibt.

Wer ahnte um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, daß Deutschland 1913 mit 22,5 Milliarden Ausfuhr als zweitgrößte Handelsmacht der Welt nur um 4,5 Milliarden hinter Großbritannien zurückstehen würde, während die Vereinigten Staaten von Amerika als dritte erst mit 17 Milliarden folgten? 1871 zählte das neue Deutsche Reich bismarckischer Prägung 41 Millionen Einwohner. Bald wurden die deutschen Grenzen zu eng. In den folgenden Jahrzehnten gaben wir im Jahresdurchschnitt 200 000 voll-

Fräftige Menschen als Auswanderer ab. Aber das märchenhafte Tempo unserer Industrialisierung und unserer handelspolitischen Entwicklung überholte den Zuwachs an Geburten mit mächtigen Schritten. 1914 umschlossen die deutschen Grenzen 68 Millionen. Die Auswanderung war seit der Wende des Jahrhunderts auf den Jahresdurchschnitt von 22 000 Köpfen zurückgegangen. Sie fiel nicht mehr ins Gewicht.

Nur zögernd und mit unsicher tastenden Schritten betrat Deutschland den Weg der Kolonialpolitik, der ihm durch seine Industrialisierung und seine Entwicklung zum Welt-handelsvolk vorgeschrieben war. Als Bestreben galt, niemanden zu reizen und niemandes Groll zu erregen. Kennzeichnend für Deutschlands Zurückhaltung und für die Hauptbewertung unserer Stellung auf dem Festlande ist der unter Capravis Kanzlerschaft abgeschlossene Vertrag, der die Insel Sansibar in Ostafrika gegen das kleine Felseneiland Helgoland in der Nordsee eintauschte.

Während England und Frankreich dabei waren, die herrenlosen Gebiete der Welt untereinander zu verteilen, gab Deutschland sich mit Geringem zufrieden. Das Tempo unserer Kolonialpolitik blieb weit hinter dem unserer wirtschaftlichen Entwicklung zurück. Als wir uns endlich besannen und uns zu einem aktiveren Vorgehen entschlossen, war die Welt bereits aufgeteilt.

Der Schutz unseres Handels erforderte nach den politischen Grundsätzen, denen alle Mächte gehorchten, eine starke Kriegsslotte. Die Flotte machte England zu unserm erbittertsten Gegner, weil sie der stärkste und sichtbarste Ausdruck unserer rasch fortschreitenden Handelsentwicklung war.

England fühlte sich bei seiner eigenen schwachen Wehrmacht und bei seiner besonderen geographischen Lage durch den deutschen Flottenbau ohne Zweifel in seinem Lebensinteresse bedroht. Es glaubte sich nur so lange in Sicherheit, als es die unbedingte Herrschaft über die See innehatte. Es gehört zur Tradition der englischen Politik, daß dieser Grundsatz sich gegen jede fremde Macht richtet, die Englands Stellung als Beherrscherin der Meere bedroht.

Am 28. Juni 1914 krachen in den Straßen von Serajewo, der bosnischen Hauptstadt, die Revolvergeschüsse, die ein serbischer Student abgefeuert. Der österreichisch-ungarische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, und seine Gemahlin sind die Opfer.

Das Echo dieser Schüsse schallt über Europa und bringt den ganzen Erdteil zum Erzittern.

Woher der Haß gegen den Erzherzog?

Serbien, von der Idee des Nationalstaats erfüllt, die das neunzehnte Jahrhundert kennzeichnet, wartete mit Ungeduld auf den Tod des alten Kaisers Franz Joseph. Alle Welt mußte, daß in erster Linie seine ehrfurchtgebietende Person die auseinanderstrebenden Teile der Donau-Monarchie aneinanderband. Auch Franz Ferdinand, der Thronfolger, war davon durchdrungen. Sein Streben ging dahin, durch innere Reformen und Zugeständnisse an die mannigfachen Nationalitäten innerhalb der Monarchie einen bindenden Ersatz für die Gestalt Franz Josephs zu finden. Er machte sich anheischig, die feindlichen Glieder einander zu versöhnen und ein Neues zu schaffen.

Wo aber blieb dann die Erfüllung der großserbischen Pläne? Sie konnte allein durch die Zertrümmerung Österreich-Ungarns herbeigeführt werden. Nein, dieser Thronfolger stand Serbien im Wege — er mußte verschwinden.

Am 4. Juli sendet der bedauernswerte alte Kaiser, der so viel Unglück in seinem Hause sah, ein Handschreiben an seinen kaiserlichen Verbündeten in Berlin und erklärt darin, daß Österreich-Ungarn nun der hemmungslosen serbisch-russischen Agitation auf dem Balkan nicht mehr untätig zuschauen könne. Das Verbrechen von Serajewo verlange nach Sühne.

Kaiser Wilhelm bringt in seiner Antwort zum Ausdruck, daß auch er die Lage für ernst halte. Gleichwohl begibt er sich auf die gewohnte Nordlandreise. Auch die amtlichen Stellen der deutschen Politik halten sich in den ersten Tagen noch zurück. Man glaubt noch nicht an die Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Verwicklung und verläßt sich auf die Arbeit der Diplomatie. Als sich aber die unmittelbar drohende Kriegsgefahr immer deutlicher abzeichnet, setzt eine energische deutsche Friedenspolitik ein.

Am 22. Juli gibt der österreichische Botschafter in Berlin der deutschen Regierung Kenntniss von dem Text des Sühne-Ultimatums, das bereits von Wien aus unterwegs nach Belgrad ist. Der Reichskanzler findet den Inhalt ziemlich scharf und drückt sein Befremden aus, daß man ihn nicht vorher zu Räte gezogen hat.

Das Ultimatum, am 23. Juli in Belgrad überreicht, fordert eine Erklärung der serbischen Regierung, daß sie die großserbische Propaganda verurteile und in Zukunft bestrafen werde. Eine Untersuchung gegen die Geheimorganisation der Mörder, die berühmte „Narodna Obrana“, soll auf serbischem Boden unter Mitwirkung österreichischer Beamter stattfinden. Das Ultimatum ist mit zwei Tagen befristet.

Am nächsten Tage wendet sich Serbien an Rußland und erklärt in Petersburg, daß es den Ratschlägen folgen werde, die man ihm dort gebe. Abermals einen Tag später antwortet die serbische Regierung der österreichischen. Die Antwort nimmt in wesentlichen Punkten die Wiener Forderungen an. In anderen Punkten ist sie ausweichend und hinhaltend abgefaßt. Ihre Bestimmung ist, die Entscheidung noch wenige Tage hintanzuhalten. Rußland braucht Zeit, um sich mit seinen großen Verbündeten ins Benehmen zu setzen.

Durch die Drähte zwischen Berlin, London, Paris, Petersburg, Wien und Rom jagen die Depeschen. „Lokalisierung“ des Konflikts oder nicht?

England und Deutschland sind gemeinsam darum bemüht. Rußland und England fordern, daß Österreich die Laufzeit des Ultimatums um zwei Tage verlängert. Deutschland befürwortet diesen Vorschlag in Wien. Die deutsche Regierung spricht deutliche Worte in Wien und erklärt, Deutschland sei nicht bereit, durch Mißachtung seiner Ratschläge sich in einen unabsehbaren Weltenbrand hineinziehen zu lassen. Berlin fordert, daß Wien sich unmittelbar mit Petersburg auseinandersetze.

Der dringende Appell kommt zu spät.

Die im Dunkeln wirkenden Mächte, die in Petersburg das Geft in der Hand haben, arbeiten schneller. Des russischen Beistandes sicher, hat Serbien schon vor der Überreichung seiner Antwort an Österreich die Mobilmachung

seiner gesamten Armee angeordnet. Der österreichische Gesandte verlangt seine Pässe und verläßt noch am 25. Juli Belgrad. Als Antwort auf die serbische Mobilmachung befiehlt Kaiser Franz Joseph am Abend des 25. Juli die Mobilisierung einiger Armeekorps gegen Serbien.

Rußland, offiziell immer noch bemüht, mit England und Deutschland zusammen den Konflikt zu lokalisieren, hat insgeheim und tatsächlich diese Rolle längst aufgegeben. Während die diplomatischen Verhandlungen noch im Gange sind, ordnet der Zar in der Nacht vom 25. auf den 26. Juli schon den Beginn der „Kriegsvorbereitungsperiode“ an, die in Wahrheit schon einen Teil der Mobilmachung selbst bedeutet.

Kaiser Wilhelm, immer noch auf seiner Nordlandreise, steht im Telegrammwechsel mit dem Zaren, dessen Worte von Versicherungen der Friedensliebe voll sind, obwohl er schon seinen Namen unter Schriftstücke gesetzt hat, die den Krieg fast unvermeidlich machen.

Österreich, durch die serbische Mobilmachung und durch das Ausbleiben einer Vermittlung zum Handeln getrieben, erklärt am 28. Juli Serbien den Krieg. Auch jetzt noch hütet es sich, irgendeine Handlung zu begehen, die als Feindseligkeit gegenüber Rußland gedeutet werden könnte. Eine allerletzte Möglichkeit zur „Lokalisierung“ besteht immer noch — wenn Rußland will.

Rußland will nicht. Am 29. Juli antwortet es mit der Kriegsbereitmachung seiner Korps in den Bezirken von Odessa, Kiew, Moskau und Kasan. Dreizehn Korps marschieren gegen Österreich auf.

Nun spricht Wien notgedrungen die Gesamtmobilmachung seiner Truppen aus.

Kaiser Wilhelm beschwört den Zaren abermals, die russischen Vorbereitungen einzustellen. Während der Zar ausweichend antwortet, erzwingt in Petersburg seine Umgebung von ihm die Mobilisierung aller russischen Streitkräfte. Man will Deutschland einen Zeitvorsprung abjagen.

Jetzt ist die Katastrophe fast unabwendbar. Man kann nur noch einen letzten Versuch machen, sie auf den Osten und den Süden zu beschränken. Alles hängt von der Haltung Englands und Frankreichs ab.

Aber die Rollen sind allzulange und allzugründlich vor-

bereitet. Es gibt kein Einhalten mehr. England erklärt in Paris, daß es die Abmachungen von 1912 innehalten wird. Das heißt, es wird in einem deutsch-französischen Konflikt auf Frankreichs Seite stehn. Die französische Regierung, aller Sorgen entledigt, sagt dem deutschen Botschafter in Paris Klipp und Klar, daß Frankreich bei einem Konflikt zwischen Rußland, Österreich und Deutschland keine Neutralität zusichern könne und daß seine Handlungen nur von seinen eigenen Interessen bestimmt sein würden. Ohne weitere Erklärung wird die Mobilmachung der gesamten französischen Streitkräfte befohlen. Vorbereitungen dazu sind schon seit Tagen im Gange.

Es ist der 1. August 1914.

Noch einmal läßt Deutschland in London anfragen, ob England sich neutral verhalten wolle, wenn Deutschland garantiere, die Neutralität Belgiens zu achten und Frankreich einschließlich seiner Kolonien beim späteren Friedensschluß unversehrt zu lassen. London sagt lakonisch, es werde sich freie Hand wahren. In Wirklichkeit waren Englands Hände an Frankreich und Rußland gebunden.

Am Tage vorher hat der deutsche Kaiser den „Zustand drohender Kriegsgefahr“ verkündet. Nun, am 1. August, flattert der Mobilmachungsbefehl über das Reich. Gleichzeitig mit ihm ergeht die Kriegserklärung an Rußland. Die übertriebene formale Gewissenhaftigkeit der deutschen Regierung geht soweit, am 2. August auch Frankreich die Kriegserklärung zuzustellen.

Die Schüsse, die den Waffengang einleiten, sind indessen schon an allen Grenzen gefallen.

2. Kapitel

Sturm auf Lüttich

Das Korn, trüchtig und gelb auf den Feldern, ist reif zum Schnitt. Die Schnitter lassen die Sensen stehen und eilen in die Kasernen.

Die Schlote der Fabriken stellen das Qualmen ein. Die das Feuer unter den Kesseln schürten, wischen den Ruß aus der verschweißten Stirn und nehmen Abschied von daheim.

Sturm fegt über das deutsche Land, das unter der

Sonnenglut eines heißen August liegt. Setzt in die Klassenräume der hohen Schulen und leert sie im Handumdrehen. Wirft sich in die Kontore der Gesellschaften und der Fabriken und bringt sie zu einem jähen Stillstand. Braust durch die Hörsäle der Universitäten und zerstiebt ihre Insassen in alle Winde. Rüttelt an jedem Haus, wo der Friede gewohnt. Kümmerst sich nicht um Vatersorgen und Mutter-schmerzen, nicht um Weib, Kinder und Eltern. Entfacht einen einzigen, weithin schallenden und jeden andern Laut übertönenden Schrei: „Alles für die Heimat! Alles für das Reich!“

Es ist ganz unmöglich, alle Freiwilligen, die sich melden, sofort anzunehmen. Die Verschmähten eilen verzweifelt von Ersatzbataillon zu Ersatzbataillon. Sie halten sich für mindere Menschen, bis man sich ihrer endlich erbarmt.

Die Truppenteile haben alle Hände voll zu tun, die ungeheuren Aufgaben der Mobilmachung und des Aufmarsches durchzuführen. Ein Uhrwerk beginnt abzulaufen, dessen feinste Rädchen allüberall eingreifen. Ein paar Telegramme, kurz und mit Stichworten, verwandeln alles in eine ungeheure Bewegung, die nach dem Minutenzeiger abläuft. Geben dem gesamten Leben der Nation eine andere Richtung. Formen das Gesicht des Landes um und stampfen geheimnisvolle Erscheinungen allerorten aus der Erde. Eine gigantische Maschine arbeitet, durch einen gelinden Anstoß in Bewegung gesetzt — und es ist von Minute an nichts mehr im ganzen Lande, das nicht ein Glied dieser Maschine wäre.

Schon rollen die ersten Militärzüge westwärts, über den Rhein gegen Aachen, durch das Moseltal gegen Trier, an der Nahe entlang auf Saarbrücken, durch die Pfalz und im Elsaß. Blumengeschmückt sind die mit Stoff überzogenen Zelme, funkelnagelneu Lederzeug und feldgraue Uniformen. Strahlend die Gesichter und lachend der Mund.

In Berlin, dem Reichstage gegenüber, steht ein schmuckloses, mächtiges Gebäude von viereckigen Ausmaßen, aus rotem Sandstein gebaut. Davor sieht man das Denkmal des alten Moltke. Es ist der Große Generalstab. Im Frieden hat man nicht viel von ihm gehört. Die Offiziere, die ihm angehörten, trugen einen besonderen karmoisinroten Streifen

an den Hosen, und man wußte, daß sie eine geistige Auslese der Armee darstellten.

Mit dem Augenblick der Mobilmachung ist dieses Gaus zum Zentralgehirn des ganzen ungeheuren Apparates geworden, den die deutsche Feldarmee darstellt.

Seit im Jahre 1906 Graf Schlieffen, der Erbe des großen Moltke, den Dienst verlassen, regiert hier als des Alten Nachfolger sein Neffe, Generaloberst Helmuth von Moltke, ein stiller, anspruchsloser, fleißiger und im Herzen die Sache seines Volkes mit Sorgen bewegender Mann. Seine Gesundheit ist nicht die beste. Die drohende Kriegsgefahr trifft ihn in einem Bade, wo er zur Kur weilt.

Fünf Tage währt die Mobilmachung. Es bedarf nicht einer einzigen Rückfrage an den Großen Generalstab. Mehr als drei Millionen Menschen, fast eine Million Pferde, an sechstausend Geschütze aller Kaliber und viele Hunderttausende von Fahrzeugen müssen aus ihren Mobilmachungsplätzen in die Aufmarschräume der Armeen im Osten und Westen gefahren werden.

Fünfzehn Tage nach Ausspruch des Mobilmachungsbefehls, zehn Tage nach vollendeter Mobilmachung ist jeder Mann, jedes Pferd, jedes Geschütz, jedes Fahrzeug an seinem Plage. Die Armeen stehn vormarschbereit an den Grenzen.

Graf Schlieffen hat seinen Mitarbeitern und Nachfolgern ein Vermächtnis hinterlassen, das im ganzen Generalstabe als eine Art Glaubensbekenntnis gilt. Bevor die russische Dampfwalze zu voller Wirksamkeit gelangt und das Land im Osten hemmungslos überschwemmt, muß im Westen die Entscheidung gefallen sein, die uns die Hände frei macht. Es gilt, die Franzosen nicht zu besiegen, sondern sie zu vernichten. Ein einfacher strategischer Sieg kommt in unserer Lage einer Niederlage gleich.

Mittel zu diesem Zweck ist eine gewaltige Schlacht mit starkem rechten und schwachem linken Flügel. Strategische Voraussetzung ist die offenkundig zu erwartende Parteinahme Belgiens für unsere Feinde.

Man kennt die Absichten der französischen Strategie. Die Franzosen wollen durch eine große Offensive Lothringen überrennen und auf Mainz stoßen. Immer noch spukt etwas von der Mainlinie in ihren Köpfen. Indes nun der linke deutsche Flügel mit schwachen Kräften diesen Stoß auffängt —

infolge des mit aller Gewalt und größter Schnelligkeit geführten deutschen Stoßes wird er kaum zur Ausführung gelangen — quillt die deutsche Hauptarmee unaufhaltsam durch Belgien, trifft in Nordfrankreich auf den Gegner, verstärkt den Druck auf dem Nordflügel immer mehr und umfaßt das Gros der Franzosen einschließlich der schon gelandeten Engländer zu einer kriegsentscheidenden Schlacht, zu einem Cannae von riesenhaften Ausmaßen. Der mit allen Mitteln betriebene Ausbau des ostfranzösischen Festungsnetzes läßt diese Operation als die einzig mögliche erscheinen. Zu erreichen ist sie nur durch die Mißachtung der belgischen Neutralität.

Sieben deutsche Armeen sind für den Westen bestimmt. Die 1., 2., 3., 4. und 5. Armee stehen zwischen Aachen und Metz. Ihre Aufgabe ist, gemäß dem Schlieffenschen Plane eine gewaltige Schwenkung durch Belgien und Luxemburg um den Drehpunkt Metz nach Frankreich hinein zu machen und dort die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Die 6. und die 7. Armee versammeln sich zwischen Metz und den Vogesen und zwischen den Vogesen und der Schweizer Grenze. Sie haben einstweilen abzuwarten, ob und wie der französische Stoß gegen Lothringen sich entwickelt.

Der Aufmarsch im Osten hat beschränktere Ziele. Eine einzige deutsche Armee, die 8., übernimmt den Schutz der Ostgrenze und versammelt sich an der ostpreussischen Grenze. Das Landwehrkorps des Generals von Woyrsch bewacht Oberschlesien und bildet das Verbindungsglied zu den Österreichern.

An der Spitze des österreichischen Generalstabes steht Conrad von Goetzendorff, ein tüchtiger, leicht beweglicher General voll gedankenreicher strategischer Pläne, ein treuer Bundesgenosse Deutschlands und gleichzeitig ein unbedingter Diener seines kaiserlichen Hauses. Starke österreichische Kräfte sind auf Serbien angesetzt. Jedoch soll eine der drei gegen Serbien aufmarschierenden Armeen nach beendetem Aufmarsch sofort auf den russischen Kriegsschauplatz gefahren werden.

Das liegt nicht im Sinne der deutschen Seeresleitung, die Serbien von vornherein als Nebenkriegsschauplatz bewertet und die Massierung der Österreicher gegenüber Rußland erwartet, damit Deutschland unterdessen im Westen

entscheidend kämpfen kann. Telegramme flogen hin und her. Aber Conrad von Goetzendorff glaubt die einmal laufende Bewegung nicht ohne Gefahr umstellen zu können.

Er traut sich sogar beides zu, ein starkes Auftreten gegen Serbien, dessen Züchtigung das Ansehen der Monarchie verlangt, und einen kühnen Angriff auf die russische Hauptmacht, die sich ostwärts Galizien versammelt. Sein Plan ist ebenso verwegen wie ritterlich. Er will durch diesen Angriff möglichst viele russische Korps vor den Österreichern binden, um den Deutschen ihre harte Verteidigungsaufgabe im Norden der Ostfront zu erleichtern und um die Voraussetzungen eines raschen und siegreichen Feldzuges gegen Frankreich schaffen zu helfen.

Etwa 200 000 Deutsche und 900 000 Österreicher, das sind 1 100 000 Verbündete, stehen im Osten gegen fast drei Millionen Russen.



Am Abend des 2. August spricht der deutsche Gesandte in Brüssel bei der belgischen Regierung vor und überreicht eine Note seiner Regierung. Der deutsche Reichskanzler ersucht um Zulassung des freien Durchmarsches deutscher Truppen durch belgisches Gebiet und sichert für diesen Fall die Unversehrtheit Belgiens und eine angemessene Entschädigung zu. Es wird um sofortige Antwort ersucht.

Jedermann weiß, daß die belgische Neutralität nur noch zum Scheine besteht. Längst sind militärische Vereinbarungen zwischen Belgien und Frankreich getroffen. Der Ausbau der belgischen Festungen ist einseitig gegen Deutschland gerichtet. Die belgische Armee versammelt sich bereits gegenüber der deutschen Grenze.

Am 3. August wendet sich König Albert von Belgien an die englische Regierung, unterrichtet sie über den deutschen Schritt und bittet um diplomatische Unterstützung.

Eilends sucht der englische Botschafter in Berlin den Reichskanzler auf und fordert die strikte Achtung der belgischen Neutralität. England weiß, welchen ungeheuren Dienst es Frankreich leisten würde, wenn der deutsche Aufmarsch auch nur wenige Tage in Verwirrung geriete. Der Reichskanzler erklärt dem Botschafter, Deutschland sei bereit, die Versicherung abzugeben, daß es selbst dann nicht

an den Erwerb belgischer Gebiete denke, wenn Belgien sich auf die Seite seiner Gegner stelle. Aber es bedeute ein unmögliches Begehren, von Deutschland zu verlangen, daß es ohne Gegenwehr dem zu erwartenden französischen Aufmarsch durch Belgien hindurch zuschaue.

Am Tage darauf spricht der Kaiser im Berliner Schloß vor den Reichtagsabgeordneten das Wort: „Ich kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche.“ Die Reden der Abgeordneten sind im Reichstag auf den furchtbaren Ernst der Lage abgestimmt. Es gibt keinen Mißton. Eine starke Erhebung ergreift das Haus, als auch die Sozialdemokraten entschlossen in die Einheitsfront der Parteien eintreten. Viele Abgeordnete sind bereits in feldgrauer Uniform. Die Kriegskredite werden fast einstimmig bewilligt.

Reichskanzler von Bethmann Hollweg erhebt sich von seinem Sitz auf der Regierungstribüne. Mit abgehackten Worten gibt er eine Erklärung ab, die darin gipfelt, daß Deutschland sich genötigt gesehen habe, die Neutralität Belgiens zu verletzen.

Noch während der Sitzung vollzieht sich die Entscheidung. In Wahrheit ist es nur noch die Enthüllung eines schon bestehenden Zustandes. Der englische Botschafter erscheint in den Arbeitsräumen des Kanzlers im Reichstagsgebäude und bittet den Kanzler abermals um die Versicherung, daß Deutschland die belgische Neutralität achten wird. Der Kanzler kann nur erwidern, daß in dieser Stunde die deutschen Truppen bereits die belgische Grenze überschritten haben. Gleichwohl fügt er hinzu, Deutschland sei bereit, sich an seine letzten Erklärungen zu halten, wenn England neutral bleiben wolle.

Der Botschafter zieht sich zurück. Abermals spielt der Draht zwischen Berlin und London.

Drei Stunden später läßt sich der Botschafter in der Reichskanzlei melden und fordert eine Erklärung des Kanzlers, daß Deutschland sein Vorgehen in Belgien einstellen und seine Truppen zurückrufen wolle. Die Erklärung ist bis Mitternacht befristet. Wird sie nicht abgegeben, so ist der Botschafter beauftragt, seine Pässe zu verlangen und abzureißen. Der Krieg mit England ist da.

In den Vogesen, wo französische und deutsche Sicherungen längs der Grenze aneinandergeraten, wirft der erste Deutsche die Arme in die Luft und bricht, eine feindliche Gewehrkuugel in der Brust, zum Boden nieder. Der erste Tote liegt zwischen den Gräsern.

Ein paar leichte deutsche Kreuzer durchfurchen unter Volldampf die Ostsee, erscheinen vor Libau und schleudern ihre Granaten in den russischen Seehafen. Vorhuttruppen plänkeln an der ostpreussischen Grenze mit schnellen Kosaken.

Noch sind die Armeen hüben und drüben im Aufmarsch begriffen. Unter Anspannung aller Kräfte kann er vor dem Ablauf zweier Wochen nicht beendet sein. Bis dahin durchzittert fieberhafte Ungeduld das Land, das seine Söhne hergegeben hat.

Zwei Wochen?

Da bricht nach wenigen Tagen wie ein heller Blitzstrahl über gespanntem Himmel die Nachricht von einer deutschen Waffentat ein, glänzender als die Erstürmung der Spicherer Berge damals bei Saarbrücken, verwegener als der Angriff auf die Düppeler Schanzen, jauchzender Vorbote einer Kette schlagartiger Ereignisse.

Lüttich gefallen!

Die gewaltige Sperrfeste des Maastales, der Eckpfeiler Belgiens, ist in deutscher Hand. Gesang der Glocken schwingt über das Reich. Die Fahnen erscheinen an den Dachgiebeln, die nun Wochen hindurch kaum noch eingerollt werden sollen.

Lüttich sperrte die Marschstraßen durch das Maastal. Sein Besitz war Vorbedingung für die Ausführung der großen Schlieffenschen Operation. Außergewöhnliche Maßnahmen waren zu seiner Eroberung getroffen.

Einige Infanteriebrigaden überschreiten, noch nicht kriegsmäßig aufgefüllt, die belgische Grenze, schießen sich mit den Belgiern herum und stehen am Abend des 5. August befehlsgemäß am Ost- und Südrand des Sperrgürtels der Festung. Eine handvoll Kavallerie trabt voraus, gelangt in den Bereich der Festung, wird zersprengt und aufgerieben.

Im Dunkel der Nacht treten die Brigaden den Vormarsch an. Zwischen ihren Marschkolonnen dräuen unbezwingen die Forts. Heftige Infanteriegefechte entwickeln sich an allen Ecken. Zäh verteidigen sich die Belgier. Frank-

tireurs und Heckenschützen fordern viele Opfer. Der verwegene Plan scheint kaum ausführbar.

Im Zentrum schreitet die 14. Infanteriebrigade langsam vorwärts. General von Emmich, der Kommandeur des gesamten Angriffs-Detachements, reitet zwischen den Marschkolonnen der Bataillone. In seiner Umgebung befindet sich der Generalmajor Erich Ludendorff. Er ist Oberquartiermeister der 2. Armee, die sich um Aachen versammelt. Sein Chef hat ihn zu Emmich gesandt, damit er den Angriff auf Lüttich aus nächster Nähe verfolge.

Die Brigade ist zum Gefecht entwickelt. Das Flankenfeuer aus den Hecken beunruhigt die Kompagnien. Man hat nicht genug Artillerie zur Hand. Die Dunkelheit behindert zudem jede Bewegung.

Die belgischen Forts beginnen ihre Sprache wiederzufinden.

Ludendorff beobachtet die zunehmende Verwirrung, die durch die Dunkelheit noch vergrößert wird. Man ist noch weit von Lüttich. Von den übrigen Brigaden ist keine Nachricht da. Vermutlich sind sie noch außerhalb des Fortgürtels.

Vor Morgengrauen fällt der Kommandeur der 14. Brigade, General von Wussow. Ludendorff übernimmt aus freien Stücken das Kommando und ergreift die Truppen, die ihm gerade zur Hand sind. Nun geht es vorwärts ohne Besinnen. Neue Gefechte spinnen sich an, die bald wieder einschlafen.

Endlich ist man durch die Fortlinie hindurch. Rascher geht jetzt der Vormarsch in den heißen Tag hinein. Die Belgier weichen seit Tagesanbruch kampfslos. Sie sind durch die Kühnheit des deutschen Handstreiches völlig verblüfft.

Gegen Mittag, nach glühend heißem Marsch, erreicht Ludendorff mit seiner Brigade die Höhen westlich der alten Karthause von Lüttich. Die weiße Flagge weht darüber. Offenbar wissen die Belgier nicht, wie schwach der Gegner ist. Als man aber durch einen Parlamentär die Übergabe der ganzen Stadt verlangt, wird sie abgelehnt.

Der Abend zieht heraus. Die Nacht breitet sich zum zweitenmal, unheimlich und gefahrdrohend. Es glimmen keine Wachtfeuer und an ein Bivak ist nicht zu denken. Aber die schaurigen Flammen brennender Häuser leuchten wie rote

Tupfen über den Höhen. Es ist wie auf einer Insel. Man hängt in der Luft. Aber es gibt kein Schwanken.

Am frühen Morgen des 7. August vollzieht sich das Unerhörte. Deutsche Schützenlinien steigen von den Höhen herab auf Lüttich zu, besetzen die Maasbrücken mitten in der Stadt und rücken durch das jäh bestürzte Gewimmel der Bevölkerung zur Zitadelle hinauf. Die belgische Besatzung streckt auf die erste Aufforderung hin die Waffen. Die Masse der belgischen Truppen ist vorher schon abgerückt.

Die Stadt ist genommen. Aber noch nicht ein einziges der Forts rings im Kreise befindet sich in deutscher Hand. Sie haben noch keinen Schuß aus deutschen Rohren gespürt.

Das Schlachtenglück hilft. Der belgische Widerstand bricht zusammen. Nach einigen Tagen ist die schwere deutsche Artillerie schußbereit.

Vor den grauenvollen Wundern der neuen 42-Zentimeter-Mörser zerbricht Fort nach Fort. Am 15. August ist das letzte und stärkste Bollwerk, Fort Loncin, zertrümmert. Seine massiven Panzertürme zersetzen. Der Kommandant übergibt seinen Degen.

Das Maastor ist geöffnet. Ein furchtbarer Schmied hat das Schloß zerschlagen und aufgebrochen.

Nun kann es gehen, wie Schließen gewollt hat.

3. Kapitel

Vor Paris

Ein jäher Schrecken durchfährt die Seeresleitungen der Alliierten. Die erste Lücke ist in den französischen Operationsplan gebrochen, dessen Voraussetzung ein nachhaltiger Widerstand der Belgier im Norden war. Aber noch steht Namur, noch Antwerpen, noch ist die belgische Feldarmee nicht zu breitem Einsatz gelangt. Und noch ahnt man nicht, wie mächtig der deutsche Keil ist, dessen erste Vorläufer nur jene Angreifer von Lüttich waren.

Der französische Generalissimus Joffre sieht sich einseitigen nicht veranlaßt, seinem wohldurchdachten Aufmarsch eine andere Richtung zu geben.

Zwischen dem Wall der französischen Ostfestungen, zwischen Maubeuge, Montmédy, Verdun, Toul, Epinal und Belfort,

versammeln sich seine Korps. Die 1. und 2. französische Armee, auf Epinal und Toul gestützt, bereiten sich zum Stoß auf Lothringen vor. Die 3., 4. und 5. Armee, in dem Dreieck von Verdun, Châlons und Mézières-Charleville aufgebaut, halten den Blick nach Osten und Norden gerichtet, wo man die Deutschen aus Luxemburg und Südbelgien erwartet. Um Maubeuge herum sammelt sich das britische Expeditionskorps unter Marschall French. Es ist dazu bestimmt, sich den Operationen des linken französischen Flügels anzuschließen. Vorläufig warten die Engländer ab, wie sich die Dinge entwickeln werden. Sie wäghen sich weit hinter der Front, geruhsam mit ihrem Aufmarsch beschäftigt.

Noch während der Kämpfe um Lüttich hat die Oberste deutsche Heeresleitung das 2. Kavalleriekorps unter dem Befehl des Generals von der Marwitz nördlich um die Festung herumschwenken lassen. Bis zum 12. August treibt die Heereskavallerie die Belgier unter fortdauerndem Geplänkel hinter den Lauf der Gette zurück.

Diese Aktion ermöglicht im Zusammenwirken mit dem Fall von Lüttich der 1. und 2. deutschen Armee, in der nördlichen Rheinprovinz versammelt, einen Wechsel ihres Aufmarschraumes. Beide Armeen schieben sich mit ihrer ganzen Masse durch die geöffnete Maaspforte und stellen sich zwischen Saffelt und Durbuy zum Angriff auf die belgische Feldarmee bereit. Die Belgier stehen beiderseits Tirlemont hinter der Gette. Schon ist die Verbindung mit ihrer zweiten großen Maasfestung, mit Namur, abgerissen.

Trotz zahlreicher Friedensbesprechungen zwischen den belgischen und französischen Militärs sind sich die Belgier im entscheidenden Augenblick ganz im Unklaren darüber, was sie zu unternehmen haben. Weit im Süden stehen die Franzosen, weit im Westen die Engländer.

Toffres Blicke sind allzustark auf Lothringen gerichtet.

An dem gleichen Tage, an dem sich die 1. deutsche Armee zum Angriff auf die Belgier beiderseits Tirlemont anschickt, steht die 5. Armee der Franzosen, ohne einen Schritt vorwärts zu tun, bei Mézières-Charleville. Sie wissen immer noch nicht, ob der Vormarsch sie über Luxemburg gegen den Rhein oder über Givet und Namur das Maastal abwärts rufen wird. Sie verharren in einer verhängnisvollen Un-

tätigkeit und lassen die Belgier auf verlorenem Posten im Norden.

Am 12. August reitet das Kavalleriekorps von der Marwitz aufs neue gegen die Nordflanke der belgischen Stellung, wird in einem heftigen Gefecht abgewiesen und zieht sich befehlsgemäß auf die nachrückende 1. Armee zurück. Sechs Tage vergehen unter wechselvollem Geplänkel. Noch sind erst die Vorhuten der Infanterie zur Stelle. Mit fiebernder Ungeduld erwarten die Belgier den Anmarsch der Franzosen aus dem Süden.

Joffre vertröstet, aber er marschiert nicht.

Dann wirft sich am 18. August die voll versammelte 1. Armee des Generals von Kluck mit ganzer Wucht auf die Belgier. Sie geben ihre Sache noch nicht verloren, obwohl sie nun wissen, daß die Franzosen nicht mehr rechtzeitig eintreffen können. Ihr Zentrum weicht beiderseits Tirlemont Schritt für Schritt in heftigen Gefechten, die auf beiden Seiten viel Blut kosten.

General von Kluck, dem Grundsatz der nördlichen Überflügelung getreu, setzt eine starke Angriffsgruppe gegen die belgische Rückzugslinie an. In der Nacht zum 19. August treten die Belgier den Rückzug nach Antwerpen an, um nicht abgeschnitten zu werden.

Die Bewegung greift auf ihren rechten Flügel über. Wenige Stunden später ist der Rückzug überall im Gange. Ein schwacher Versuch wird unternommen, hinter Löwen noch einmal zum Stehen zu kommen. Nutzlos, die deutschen Divisionen sind nicht mehr aufzuhalten. Die ganze belgische Feldarmee taucht in der schützenden Sperrkette der Antwerpener Forts unter.

Im Verlaufe dieser Gefechte ist Marschall Joffre endlich zur Besinnung gekommen. Mit einem Schlage sieht er seinen ganzen Nordflügel auflaffen. Die belgische Armee ist aus der offenen Feldschlacht ausgeschieden. Rücksichtslos dreht er seine 5. Armee um und schiebt sie, mit dem Gesicht nach Norden, zwischen Sambre und Maas hinauf.

An dem Tage, an dem die Deutschen unter den Augen der Antwerpener Forts die Verfolgung der Belgier einstellen, stehen die Franzosen zwischen Maubeuge und Givet und harren der Ereignisse, die sich jenseits Namur entwickeln.

Dieser Tag bedeutet für die Franzosen das endgültige Begräbnis ihres Offensivgedankens in östlicher Richtung nach Lothringen hinein. Die Offensive selbst ist schon vorher gescheitert.

Am 7. August brechen Teile der 1. französischen Armee von Belfort her durch die burgundische Pforte und besetzen Mülhausen. Frankreich jubelt, die Revanche feiert ihren ersten Triumph. In Gedanken sieht Paris schon die Kolonnen der französischen Regimenter singend den Rhein überschreiten und sich über Freiburg ergießen. Die grausame Kunde von Lüttich geht im Taumel dieses Enthusiasmus kläglich unter.

Schon sind starke Kräfte der 7. Armee des Generalobersten von Zeeringen am Feind, werfen die Franzosen beiderseits von Mülhausen in blutigen Gefechten, stoßen energisch nach und gelangen nach zwei Tagen dicht an die Grenze in Richtung auf Belfort. Hier treffen sie auf das Gros der Franzosen. Inzwischen fordert die Lage bei der 6. deutschen Armee in Lothringen die Abgabe einiger Divisionen von der 7. In der burgundischen Pforte bleiben nur schwache Sicherungen, die später dem erneut vordringenden Gegner weichen müssen. Am 19. August fällt Mülhausen zum zweitenmal in Feindeshand.

Diese Kämpfe sind ohne strategische Bedeutung. Das Schwergewicht liegt weiter nördlich an der lothringischen Grenze.

Am 15. August treten die 2. und 3. französische Armee gegen die 6. deutsche Armee unter dem Befehl des Kronprinzen Rupprecht von Bayern an. Hier erwartet Joffre die Entscheidung. Die besten Truppen Frankreichs sind auf schmalem Raume versammelt.

Man erinnert sich, daß es in Schlieffens Absicht lag, den linken deutschen Flügel in strategischer Abwehr zu belassen und ihm nicht mehr Kräfte zu geben, als er zu dieser Aufgabe bedurfte. Die erste Abweichung von diesem Grundsatz reicht schon in die Zeit vor dem Kriege zurück. Der Generalstabschef von Moltke wollte dem als sehr wahrscheinlich angenommenen französischen Vorstoß zwischen Metz und den Vogesen mit stärkeren Kräften entgegentreten und hier unter Umständen schon eine Teilentscheidung erzielen. Die 6. und 7. deutsche Armee waren daher schon in ihrer Auf-

stellung bedeutend stärker, als ihre ursprünglich defensive Aufgabe erforderte. Ihre Stärke verleitete im Verlauf der Schlacht zu weiteren Abweichungen von der strategischen Grundlinie.

Die 6. Armee besteht fast ausschließlich aus bayrischen Korps. Sie brennen darauf, sich mit dem Feind zu messen.

Aber die deutsche Heeresleitung in Koblenz hegt andere, bessere Pläne mit dieser Armee. Noch ist dort alles von dem Cannaegedanken Schließens durchdrungen. Man befiehlt den Bayern, sich in nordöstlicher Richtung auf Saarbrücken und Saargemünd zurückzuziehen. Die rückläufigen Bewegungen sollen so lange andauern, bis die nachfolgenden Franzosen in einer Zange stecken, deren Greifklauen im Norden die Festung Metz, im Süden der rasch verstärkte Nordflügel der 7. Armee bei Saarburg bilden.

Zähneknirschend gehorchen die Bayern dem Befehl, der sie allein vom Vormarsch ausschließt und zu einer ihrer Auffassung nach unwürdigen Rolle zwingt. Zögernd folgen die Franzosen. Sie verstehen nicht, daß die Deutschen ihre Grenzen so schlecht beschützen. Die traditionelle Furcht vor dem Bayern, die man ihnen in der Schule schon als einen wüsten Gaufen ungesitteter und mordlustiger Gesellen geschildert, wandelt sich langsam in spöttischen Übermut. Telegramme jagen nach Paris und von dort in alle Welt hinaus. Die gefürchteten Bayern, die Elitetruppen Deutschlands, sind im ersten Anlauf geworfen und fliehen auf die deutsche Grenze zu! Der Weg auf Saarbrücken öffnet sich!

So geht es einige Tage lang. Da aber die Franzosen nur sehr langsam und zögernd folgen, entstehen beim Armeeoberkommando Zweifel, ob es dem Gegner überhaupt ernst ist mit dem Vorstoß nach Lothringen und ob die Armee ihre Aufgabe, die Fesselung starker feindlicher Kräfte, bei weiterer Fortsetzung des Zurückgehens lösen kann. Die Oberste Heeresleitung in Koblenz überläßt die Entscheidung dem Kronprinzen Rupprecht, ihre Auffassung von der Lage schwankt von Tag zu Tag. Unter diesen Umständen entschließt sich der Kronprinz, dem inzwischen auch die 7. Armee unterstellt ist, zum Angriff. — Kehrtmachen, sich auf den Feind stürzen und ihn nach mörderischem Kampfe in einem Zuge bis über die Grenze und in die Linie Nancy-Lunéville werfen ist das Werk zweier Tage. Der rechte Flügel

der 7. Armee wird mitgerissen. Die Schlacht in Lothringen, kurz, wild, blutig und ohne den Willen der Strategie entbrannt, endet am 22. August als ein Sieg.

Ist eine Cannae zwar nicht gelungen, so kann die deutsche Seeresleitung nun doch in voller Ruhe ihre Aufgaben im Norden erfüllen, die immer gewaltiger anschwellen. Sie hat im Süden einstweilen nichts zu befürchten. Die französische Offensive nach Lothringen hinein ist im Keime erstickt. Joffre steht vor einem Rätsel. Wollen denn diese Deutschen überall angreifen?

Gäßen die Bayern in der erreichten Linie haltgemacht und hätte die Oberste Seeresleitung, mit aller Entschlossenheit nun zu dem strategischen Grundgedanken zurückkehrend, ihnen alle entbehrlichen Kräfte mit größter Schnelligkeit entzogen, um sie in den Norden zu werfen — vielleicht stünde die Schlacht in Lothringen heute noch als jubelnder Sieg am Anfange einer raschen Kriegsentscheidung.

Aber es kommt anders. Der erste Fehler zieht den zweiten auf dem Fuße hinter sich her. Zur Überraschung des Kronprinzen Rupprecht befiehlt die Oberste Seeresleitung ein „ungesäumtes Zurückwerfen des Gegners in südlicher Richtung unter Abdrängung von Epinal“. Hierdurch soll der in den Reichslanden geschlagene Feind völlig vernichtet, wenigstens aber unbedingt festgehalten und am Verschieben von Kräften zum Entscheidungsflügel verhindert werden. Dagegen scheint der ursprünglich vorgesehene Transport starker Teile der 6. und 7. Armee nach dem eigenen rechten Flügel dem General von Moltke nicht mehr ratsam, da diese Korps seiner Berechnung nach dort nicht mehr rechtzeitig zur Entscheidung eintreffen können.

Die Verfolgung des in Lothringen geschlagenen Feindes kommt aber schon nach zwei Tagen zum Stillstand. Aus den Befestigungsanlagen bei Nancy heraus unternehmen die Franzosen wütende Gegenangriffe gegen die Bayern. Die 6. Armee wehrt sie siegreich ab, es kommt hier zu einem Stillstand.

Aber nicht für lange. Dann erhält Kronprinz Rupprecht von der Obersten Seeresleitung eine ganz neue Aufgabe. Der Siegeszug der deutschen Armeen des rechten Seeresflügels und der Mitte hat die ungeheure und faszinierende Möglichkeit einer Umfassung der gesamten alliierten Streitmacht von beiden Flügeln her auftauchen lassen. Die 6. und 7. Armee

sollen hierzu den Festungsgürtel zwischen Toul und Epinal durchstoßen und über die Mosel vordringen. Schon vorher hat General von Moltke diesen beiden Armeen seine letzten strategischen Reserven in Gestalt von sechseinhalb Ersatzdivisionen zur Verfügung gestellt.

Der Sturm beginnt. Immer wieder rennen die Divisionen ohne Rücksicht auf ihre Verluste gegen die starrende Abwehr an. Eine Zeitlang scheint es sogar, als könne man über Lunéville und Baccarat hinweg einen Keil zwischen die Eckpfeiler der Verteidigung, Nancy und Epinal, treiben. Aber der Widerstand krampft sich zusammen. Es ist ganz unmöglich. Man muß den Angriff abbrechen. Dabei konnte nicht einmal verhindert werden, daß die Franzosen große Teile ihrer 1. und 2. Armee freimachten und eilends nach Norden warfen, wo sich mehrere Tage lang als ein dräuendes Gespenst der Zusammenbruch am Himmel Frankreichs abgezeichnet hatte.

Auch General von Moltke nimmt sich nun doch von der 6. und 7. Armee je ein Korps und fährt sie ebenfalls nach Norden. Die Riesenschlacht ist dort zu einer Entwicklung gelangt, die alle Ereignisse an andern Fronten verblassen läßt. Das Schicksal will es, daß sich die deutsche Heeresleitung erst jetzt auf ihr Glaubenskenntnis besinnt. Verhängnisvolle Fehler sind schon begangen.

„Macht mir den rechten Flügel stark!“ dringt Schlieffens Stimme aus dem Grabe.



Auf den Straßen Belgiens drängen sich die deutschen Marschkolonnen in südwestlicher und südlicher Richtung. Die riesige Schwenkung um den Drehpunkt Metz ist im vollen Gange. fächerförmig ziehen sich die Armeen im Vorwärtsschreiten auseinander.

Augusthitze sengt herab. Die schweren Tornister drücken. Staub von morgens bis abends, Schweiß ohne Ende. Dann rauschen Regengüsse nieder und durchnässen die Marschierenden bis auf die Haut. Die Bevölkerung ist feindselig und heimtückisch.

Es gibt kein Rasten und kein Ruhen. Jeder Tag hat sein Pensum. Es besteht aus Kilometern und Landstraße, und morgen ist es wieder das gleiche.

Sin und wieder entwickeln sich Schützenlinien. Die hellen

Striche der Gewehrflugeln zirpen hoch einher. Maschinengewehre tacken. Das Gebell der Feldgeschütze unterbricht die Monotonie.

Tote, Vermundete werden zurückgetragen. Gefangene stehen stumpfsinnig umher. Unter den graublauen Belgiern sind nun schon Franzosen. Sie tragen noch die alte rote Hose von anno Siebenzig und den weitschößigen blauen Rock.

Und dann marschieren, marschieren, marschieren.

Schon am 20. August besetzt die 1. Armee Brüssel und strebt ohne Aufenthalt, hart südwestlich einschwenkend, auf Mons zu, wo die Engländer stehen. Die Tommies können bei der Überstürzung aller Ereignisse noch kaum begreifen, daß ihnen der Schlachtengott eine so unerwartete, furchtbare und verantwortungsschwere Rolle zugeworfen hat.

Einer glühenden Sturmwolke gleich trifft die 1. Armee des Generalobersten von Kluck bei Mons mit ihren Divisionen auf die Engländer des Marschalls French. Am 23. August, drei Tage, nachdem die Armee Brüssel überrannt, erfolgt der Zusammenprall und schleudert die Engländer im ersten Anlauf auf Le Cateau und Solesnes zurück. Maubeuge wird von Teilen der 2. Armee eingeschlossen. Abgesprengte Teile der Engländer und der 5. französischen Armee sind darin. Verzweifelt wehrt French sich bei Le Cateau.

Ein schwaches Beobachtungskorps ist von der Obersten Heeresleitung abgezweigt worden, um Hand und Auge auf Antwerpen zu halten. Es ist noch nicht an der Zeit, einen Schlag gegen die Festung zu führen, die man die stärkste der Welt nennt.

Die 2. Armee unter dem Generalobersten von Bülow, fast südlich einschwenkt, rückt gegen die Sambre westwärts Namur und trifft dort schon am 22. August in jähem Anprall auf die eilends aus dem Süden heraufgezogene 5. französische Armee.

Südlich Namur, das man mit starken Kräften eingeschlossen hat, steht die 3. Armee des Generalobersten von Hausen im Frontalangriff auf die Linie Dinant—Givet. Ihr zähes Vorwärtsdringen bringt die Armee in die Flanke des Generals Lanrezac mit der 5. französischen Armee.

Zwei Tage lang wird bei Charleroi gekämpft. Die beiden deutschen Armeen, die 2. und die 3., in allzu loser Verbindung mit der Obersten Heeresleitung, verpassen einen

großen Augenblick. Die 2. Armee greift den Gegner zu früh an, die 3. treibt ihren Flankenstoß lange nicht tief genug nach Süden vor. Als die 2. Armee ihre Schwester um Hilfe anruft, vergift diese sogar ihre ursprüngliche Überflügelungsabsicht und beschränkt sich auf die unmittelbare Unterstützung der 2. Armee.

Gleichwohl wird General Lanrezac mit der 5. französischen Armee geschlagen und muß in Richtung auf St. Quentin weichen. Südwestlich zurückgehend läßt er eine gefährliche Lücke zwischen sich selbst und seinem rechten Nachbar, der 4. französischen Armee, entstehen.

Unterdessen ringen bei Neuschâteau die 4. Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg und bei Longwy die 5. Armee des deutschen Kronprinzen mit den Franzosen. Der Gegner hält sich zähe während des ganzen 22. August. Aber am folgenden Tage gelangen die beiden Armeen zu einem vollen Siege. Den weichenden Gegner verfolgend, stoßen sie erst an der Maas wieder auf harten Widerstand. Gegen die 4. Armee, die bei Sedan und Donchery den Maasübergang erkämpft, unternimmt der Feind wütende Gegenstöße. Vorübergehend kommt es zu schwerer Krise. Endlich, am Abend des 28. August, kann der Übergang als gewonnen betrachtet werden. Die Verfolgung geht weiter nach Süden, der Aisne zu. Auch die 5. Armee, zwischen dem 29. August und dem 1. September um die Maasübergänge in ihrem Abschnitt kämpfend, dringt weiter vor, mit ihrem rechten Flügel auf die Argonnen, mit dem linken auf Verdun gerichtet.

So sind, aus stürmischem Vordringen heraus, zwischen dem 22. August und dem 1. September bei Mons, bei Charleroi, bei Neuschâteau und bei Longwy heftige Angriffsschlachten geschlagen. Sie haben überall zum Sieg geführt.

Der Drehpunkt der gewaltigen Schwenkung des deutschen Nordflügels hat sich von Metz auf Verdun vorgeschoben.

Noch ist die Riesenschlacht im Westen weit von der Entscheidung entfernt. Noch gibt es überall nur Siege, aber noch keinen Sieg. Noch steht der schwerere Teil der Aufgabe bevor. Während die deutschen rückwärtigen Verbindungen immer länger und gespannter werden, ziehen sich die Franzosen auf das feste Gefüge ihrer vortrefflichen Eisenbahnen

zurück. Sie sind zwar überall geschlagen und teilweise stark mitgenommen, aber nirgends tödlich getroffen.

☆

Die 1. deutsche Armee, nach der siegreichen Schlacht von Mons bei le Cateau aufs neue die Engländer Marschall Frenchs angreifend, gönnt sich nicht einen einzigen Atemzug Ruhe. Sie ist von dem Bewußtsein durchdrungen, daß sie auf dem Entscheidungsflügel kämpft und daß von der Schnelligkeit ihres Vorgehens alles andere abhängt.

Zum zweiten Male werden die Engländer geworfen. Das französische Kavalleriekorps Sordet springt ihnen rettend bei und bewahrt sie vor dem Schlimmsten. Gleichwohl müssen die englischen Korps überhastet nach Süden zurück und geraten auf solche Weise unmittelbar hinter die 5. französische Armee des Generals Lanrezac, die nach dem Verlust der Schlacht bei Charleroi auf St. Quentin gewichen ist. Atemlos stößt Generaloberst von Kluck mit seiner 1. Armee weiter. Immer noch dem Grundsatz der nördlichen Umfassung des offenen feindlichen Flügels getreu, lenkt er seine Korps zur überholenden Verfolgung in südwestlicher Richtung. In den letzten Augusttagen mißt er sich an der Somme mit Truppen der neu in Bildung begriffenen 6. französischen Armee.

Lanrezac, von Marschall Joffre leidenschaftlich ermahnt, versucht bei St. Quentin noch einmal, der 2. deutschen Armee des Generalobersten von Bülow die Stirn zu bieten. Es kommt zu einer außerordentlich heftigen Schlacht, die sich über mehrere Tage hinzieht. Joffre setzt alles daran, hier zu einem Erfolg zu gelangen und dadurch die furchtbare Bedrohung seiner Nordflanke abzuwehren. Aber der unglückliche Lanrezac muß sich zum zweitenmal schlagen lassen. Hart mitgenommen weicht er nach Süden. Die Schlacht von St. Quentin wird zu einem vollen Siege der 2. deutschen Armee.

Zwischen der 5. französischen Armee Lanrezac und der 4. klafft seit der Schlacht von Charleroi immer noch eine weite Lücke. Joffre ist im Begriff, dort eine neue Armee zu bilden. Es ist die 9. französische Armee, ihr Befehlshaber heißt General Foch.

Unterdessen ist im Rücken der 3. deutschen Armee des Generalobersten von Hausen die belgische Maasfestung

Namur nach einer nur dreitägigen Belagerung gefallen. Die beiden zur Belagerung verwendeten Armeekorps werden von der Obersten Seeresleitung in bedauerlicher Verkennung der Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz unverzüglich nach dem Osten verladen. Sie kommen dort zu spät an, um die Hauptereignisse noch zu beeinflussen. Ihr Fehlen im Westen rächt sich furchtbar.

Vorläufig allerdings scheint alles noch im besten Fluß. Nach den siegreichen Kämpfen bei Le Cateau, bei St. Quentin, bei Sedan und an der Maas nördlich Verdun vollzieht sich die Schlieffensche Schwenkung mit rasender Gewalt.

Die 5. deutsche Armee umklammert schon Verdun von drei Seiten. Ihr rechter Flügel steht südlich der Argonnen. Die 4. ist tief in die Champagne eingedrungen. Die 3. Armee hat Reims genommen. Die 2. steht bei Château Thierry schon an der Marne.

Am 29. August schreibt Marschall French an Lord Kitchener, den englischen Kriegsminister: „Ich kann nicht sagen, daß ich den weiteren Verlauf des Feldzuges in Frankreich mit Hoffnung betrachte. Mein Vertrauen zu den Fähigkeiten der französischen Führer, den Feldzug zu einem glücklichen Ende zu führen, schwindet schnell.“

Ein englischer General spricht davon, man müsse die englischen Divisionen zum Meere hin führen, solange der Weg noch frei sei, und sie so schnell wie möglich nach England einschiffen.

In den ersten Septembertagen steht General von Kluck mit seiner Armee nordöstlich von Paris und schickt sich zum Angriff in südlicher Richtung, östlich an der Hauptstadt vorüber, an. Seine Truppen haben furchtbare Strapazen hinter sich, aber der Siegeslauf durch ganz Belgien und Nordfrankreich hat in ihnen eine Stimmung unbedingter Entschlossenheit geschaffen, die sie bereit macht, die letzte Kraft an die letzte Entscheidung zu wagen.

Seit Ende August werfen deutsche Flieger, leichte Vorboten des Herannahenden, Bomben auf die Stadt. Die Bevölkerung, aus wirren Träumen von Sieg und Lorbeer grausam erwachend, vernimmt den rollenden Donner der deutschen Geschütze, die in der Marneniederung bei Meaux stehen. Deutsche Patrouillen streifen bis an den Rand der Vorstädte und der Forts. Mit den weit südöstlich Paris

in großer Eile zurückgehenden Briten haben die Verfolger kaum noch Fühlung.

Die französische Regierung tritt zu einer Sitzung zusammen. Präsident Poincaré führt den Vorsitz. Es ist genau wie 1870, die Parallelität der Ereignisse wirkt erschütternd. Zum zweitenmal schlägt die Stunde. Der Beschluß ist rasch gefaßt.

Am Abend des 2. September siedelt die Regierung mit dem Präsidenten nach Bordeaux über.

Noch weiß die Stadt, die im Fieber einer schrecklichen Entscheidung liegt, nichts davon.

4. Kapitel

Tannenberg

In der Frühe des 22. August — eben haben sich die schweren Kämpfe der 2. Armee um Charleroi und die Sambrelinie entwickelt — verläßt ein Automobil des Oberkommandos das Armeestabsquartier und fährt, so schnell es die mit Kolonnen überfüllten Straßen gestatten, auf Lüttich und das Maastal zu.

Bald ist die Festung erreicht. Der Mann, der in dem Automobil sitzt, betrachtet die Gegend aufmerksamer, als erwache er soeben aus tiefen Gedanken. Er wirft einen Blick auf die Zitadelle, und als seine Straße jenseits die Maashöhen hinaufführt, wird sein Gesicht sehr ernst. Er kennt diesen Weg noch genau.

Die Wälder um Gerbesthal nehmen ihn auf. Überall Kolonnen, Kolonnen, Kolonnen. Die Infanteristen sehen den Wagen und ärgern sich über den Staub, den er verursacht. Hier und da entdeckt einer die roten Streifen an den Hosens des darin sitzenden Offiziers. Ein General. Man müßte wissen, was hinter dieser breiten und hochgewölbten Stirn vorgeht.

Um die Mittagsstunde endlich wird Aachen erreicht. Nun geht die Fahrt schneller voran, wenn auch längst nicht so schnell, wie es der Offizier im Wagen haben möchte. Die Straßen sind leer. Das gewohnte Bild des Friedens breitet sich aus. Man könnte denken, es handele sich um die Erledigung irgendeines Auftrags bei einem Manöver.

Die Ernte ist voll im Gange. Hochbeladene Kornwagen schwanken herein. Die Ähren sind goldgelb und reich. Die Schornsteine der Fabriken qualmen wieder, als sei keinerlei Veränderung eingetreten. An vielen Hausfronten hängen Fahnen.

Der Mann im Automobil weiß — es ist wegen Lüttich und allem, was folgte.

Der Rhein. Nun eilt der Wagen flussaufwärts durch jenes herrliche Tal, das kein Deutscher ungerührt sehen kann. Die mächtigen Schaufelräder der Dampfer schlagen das Wasser, bergwärts keuchen die Schleppzüge. Kohlen aus dem Revier.

Burgen grüßen, eilen vorüber, verschwinden. Das Siebengebirge, der Hammerstein, die Andernacher Berge. Alles im Sonnenschein.

Ob sie nun über die Sambre hinüber sind? Ob Namur schon eingeschlossen ist? Ob die 1. Armee zur Stelle ist, um die Franzosen mit den Engländern zusammen einzukreisen und zu vernichten?

Das Neuwieder Becken. In der Ferne steht schon das Massiv des Ehrenbreitsteins. Er schaut über die Ebene herüber, als warte er.

Der Mann im Auto rafft sich zusammen. „Ich darf jetzt nicht mehr an den Westen denken, das ist vorbei. Ich muß alles vergessen. Ganz andere Dinge stehen nun bevor.“

In der Tasche hat er zwei Briefe. Der erste ist vom Chef des Großen Generalstabes. „Ich weiß keinen andern Mann“, schreibt Moltke, „zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage.“

Der zweite Brief ist vom Generalquartiermeister von Stein. „Schwer ist die Aufgabe, aber Sie werden es schon machen.“

Zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags fährt das Automobil über die alte Moselbrücke in Koblenz. Dort erregt es keinerlei Aufsehen. Die Stadt wimmelt von Generalstäblern und hohen Offizieren.

Ludendorff meldet sich im Hauptquartier und wird sofort von Moltke empfangen. Zwei Stunden lang dauern die Beratungen. Um neun Uhr abends verläßt der Sonderzug den Koblenzer Bahnhof. Einige Offiziere sind zum Abschied da.

Bis zum letzten Augenblick sind dienstliche Angelegenheiten zu besprechen.

Eine der letzten Nachrichten, die Ludendorff am Tage entgegennimmt, ist der Inhalt eines Telegramms, das soeben aus Hannover eingetroffen ist. Das Telegramm besagt, daß Exzellenz von Hindenburg, seit drei Jahren dort als pensionierter General lebend, die Aufforderung des Kaisers angenommen habe, wonach er als Nachfolger des Generalobersten von Prittwitz das Kommando über die 8. deutsche Armee in Ostpreußen zu übernehmen habe.

Um drei Uhr nachts steigt Generaloberst von Hindenburg, ein sechsundsechzigjähriger, rüstiger, großer und breitschultriger Herr, in Hannover in den Zug ein. Beide Männer sehen sich zum erstenmal in ihrem Leben.



Conrad von Hoetzendorff sah schon zu Beginn der ersten Operationen ein, daß es ein Fehler war, den Angriff auf Serbien und Rußland gleichzeitig zu beginnen. Die Kräfte der österreichischen Armee konnten unmöglich dazu ausreichen. Schon während des Aufmarsches war der Befehl ergangen, die eine der drei gegen Serbien aufgestellten Armeen, die 2. österreichische Armee, nach vollendetem Aufmarsch unverzüglich auf den russischen Kriegsschauplatz hinüberzufahren. Die kurze, verlustreiche und nicht glückliche Offensive gegen Serbien fand ohnehin ein rasches Ende.

Die Aufstellung der Österreicher gegenüber der ungeheuren russischen Übermacht glich einem eng zusammengeballten, den Karpathen nordöstlich vorgelagerten Kraftzentrum, um das die Russen sich in weitem Bogen aufbauten. Die 1., 4. und 3. österreichische Armee überdeckten den Raum vom Zusammenfluß des San und der Weichsel über Jaroslau, die Festung Przemyśl, Lemberg bis zum Oberlauf des Dnjestr. Den linken Flügel dieser Aufstellung deckte die Armee-Abteilung Kummer bei Krakau, im Anschluß an das um Rattowitz zusammengezogene deutsche Landwehrkorps Woyrsch. Den rechten österreichischen Flügel schützte die Armee-Abteilung Köves, hinter dem Dnjestr westwärts Kolomea gruppiert.

Auf feindlicher Seite standen die 4. russische Armee auf Tjwangerod gestützt, das Gesicht stracks nach Süden gerichtet,

die 5. Armee im Raume Cholm-Kowel, ebenfalls südlich gewandt. Eine starke Kraftgruppe hielt das russische Zentrum, den Festungsraum von Luzk, Dubno und Kowno, das sogenannte wolynische Dreieck. Weit auseinandergezogen folgten dann südlich und südöstlich die 8. und die 7. Armee, ihr Gesicht gegen Tarnopol und Czernowitz gekehrt. Die 7. Armee galt als Sicherung gegenüber Rumänien. Sobald Rumäniens Neutralität feststand, wurden ihre Hauptkräfte an die 8. zur Unterstützung der Operationen gegen Galizien abgegeben.

Der gesamte russische Aufmarsch entsprach dem Grundsatz, sich von Anfang an mit ungeheurer Übermacht auf die Österreicher zu werfen. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ließ sich von diesem Gedanken auch nicht durch die Aussicht auf die Karpathen abbringen, die sich als mächtiges Bollwerk der Natur vor Ungarn und das Herz Österreichs legen. Gegen Deutschland begnügte er sich einstweilen mit zwei Armeen, der 1. russischen Armee um Kowno, der 2. zwischen Grodno und Lomza. Erst als er die verblüffende Schwäche der deutschen Aufstellung erkannte, entschloß er sich auch hier zur Offensive, sein Vorgehen zu einem gigantischen Angriff auf beiden Flügeln ausgestaltend. Die Verbindung zwischen Norden und Süden stellte die Festung Warschau dar, zur Rechten wie zur Linken durch kleinere Bollwerke gesichert.

Da es sich bei dem Aufmarsch der Russen um den Transport der dreifachen Menschenmenge aus zum Teil weit entfernten Gebieten handelte, glaubte Conrad von Goetzendorff um so eher zu einem Angriff berechtigt zu sein. Seine Absicht war, mitten in den russischen Aufmarsch hineinzustoßen.

Das war ein Rechenfehler. Die russischen Vorbereitungen, lange vor Kriegsausbruch eingeleitet, hatten den natürlichen Vorsprung der Österreicher zum größten Teile wettgemacht. Die französischen Milliarden waren zweckentsprechend angelegt.

Am 20. August stieß die 1. österreichische Armee unter General Dankl als erste Gruppe in nordöstlicher Richtung vor. Sie überschritt in ganzer Breite den San, gelangte über die Grenze und traf am 23. August beiderseits Krasnik mitten auf die 4. russische Armee, die ihrerseits den Vormarsch schon angetreten hatte.

Die Russen, die Österreicher so schnell und so angriffs-

freudig nicht erwartend, gerieten nach heftigem Kampf ins Wanken. Der nächste Tag sah sie im Zurückweichen auf Lublin und Zwangorod, von den scharf nachdrängenden Österreichern verfolgt. Dort aber standen sie in vorbereiteten Feldebefestigungen und wichen nicht einen Schritt mehr, mochten die Österreicher noch so heftig anrennen.

Wenige Tage später setzte Conrad von Goetzendorff als zweite Gruppe seine 4. Armee unter General von Auffenberg zum Stoß an. Es entwickelte sich ein ähnliches Bild. In raschem Fortschreiten gelangten die Österreicher über die Grenze, dort, wo sie vom Laufe des Bug geschnitten wurde, und drängten die 5. russische Armee in der Richtung auf Cholm zurück.

Conrad von Goetzendorff wußte, daß noch keine Entscheidung erstritten war. Mitten im Vormwärtsdrängen kam ihm vielmehr die Erkenntnis, daß der russische Aufmarsch viel weiter fortgeschritten war, als er erwarten zu dürfen glaubte. Sätte er jetzt schon seine 2. Armee zur Hand gehabt, die von der Donau gegenüber Belgrad Zug um Zug quer durch Ungarn anrollte!

Aber verhängnisvoll wurde die Lage für die Österreicher erst in dem Augenblick, als die russische Südarkmee, die 8., durch mehrere Korps der 7. verstärkt, mit der ganzen trägen Wucht ihrer Überlegenheit sich über die offene Grenze Ostgaliziens ergoß. Was stand ihnen entgegen? Die 3. österreichische Armee bei und südlich Lemberg und die schwache, nur für Beobachtungszwecke bestimmte Armee-Abteilung Köves, die mit ihren wenigen Divisionen plötzlich vor den Schwerpunkt der russischen Offensive gerückt war.

Die 3. Armee unter General von Brudermann, ursprünglich als dritte Offensivgruppe in nordöstlicher Richtung gedacht, mußte scharf nach Osten gedreht werden, um einen Salt gegen die russische Überschwemmung zu bieten. Schon war Köves zwischen Sereth und Zlota Lipa in einen aussichtslosen Kampf verwickelt. Schon waren Tarnopol und Czernowitz von russischen Wogen überspült.

Am 26. August war die Lage des österreichischen Südlügels verzweifelt. Die 3. Armee, von Nordosten, Osten und Südosten mächtig angepackt, wehrte sich mit erlahmenden Kräften. Köves wich kämpfend auf die Waldkarpathen. Er mußte fast die gesamte Bukowina preisgeben. Noch kein ein-

ziges Bataillon der von Serbien anrollenden 2. Armee war ausgeladen.

Die Schlacht von Lemberg zog immer neue Kräfte auf sich. Conrad von Goetzendorff, den tödlichen Ernst der Stunde erkennend, ließ die gegen Cholm vorgestoßene 4. Armee Auffenberg stehenden Fußes kehrtmachen und auf das zum äußersten bedrohte Lemberg eilen. Dadurch geriet Dankl mit der 1. Armee, seines rechten Nachbarn beraubt, in Gefahr. Er mußte zurück, mühsam sich des russischen Andrangs erwehrend. Nach einer blutigen Schlacht von zwei Wochen Dauer stand er wieder in seiner Ausgangsstellung hinter dem San. Wie sah seine Armee aus!

Vom rechten Flügel setzte sich das Unheil immer weiter nach dem linken fort. In Eilmärschen eilten die schlesischen Landwehrregimenter des Generals von Woyrsch über Tzenstochau und Kielce herbei, um zusammen mit der Armee-Abteilung Kummer den von den Russen umfaßten und tödlich bedrohtem Nordflügel Dankls zu retten.

Nun trafen endlich, endlich die Spitzen der 2. Armee aus Serbien über Ungarn ein und wurden auf dem rechten Flügel eingeschoben, um den hoffnungslosen Kampf der Abteilung Köveß zu stützen. Sie kamen zu spät, um die Entscheidung noch zu beeinflussen.

Westlich Lemberg versuchte die 3. Armee Brudermann einen letzten Halt. Wie sie ankamen, wurden die Formationen der 2. Armee zwischen Köveß und Brudermann, im Süden von Lemberg, in die Schlacht geworfen.

Eine schwache, ganz schwache Aussicht tat sich noch einmal auf, die seit zehn Tagen tobende Lemberger Schlacht zum Stehen zu bringen.

Aber die 4. Armee Auffenberg, auf den Raum nördlich Lemberg umschwenkend, konnte sich von ihren Verfolgern nicht frei machen. Die 5. russische Armee wälzte sich unaufhaltsam über Kowaruskä heran, schwenkte, ursprünglich gegen Przemyßl gerichtet, nach Süden auf Brodek um und drang weiter.

In aller Eile hatte man dort, um Auffenberg für seine neue Aufgabe bei Lemberg zu entlasten, aus Teilen seiner Armee die Armee-Abteilung Erzherzog Joseph Ferdinand gebildet. Ihre Truppen waren durch die Gewaltmärsche der vergangenen beiden Wochen, durch die ununterbrochenen

harten Gefechte und den überstürzten Rückzug äußerst geschwächt und fast erledigt. Zahlreiche Geschütze und viele Gefangene waren in der Hand des Feindes geblieben. Sie hielten den Anstoß nicht aus und wichen über Brodek zurück. Die Armee Auffenberg geriet nördlich Lemberg in eine fürchterliche Zange. Die Schlacht bei Lemberg war verloren und mußte sofort abgebrochen werden, um das Schlimmste noch zu vermeiden.

Es waren die bittersten Stunden im Leben Conrads von Goetzendorff, als er seinen genialen Plan zerbrechen sah und sich anschickte, die Trümmer der R. und K. Armee nach heroischen Kämpfen hinter den San und den Dnjestr zurückzuführen, um dort eine neue Front zu bilden. Lemberg, Galizien und die Bukowina waren verloren.

Es kam noch schlimmer. Das böse zugerichtete österreichische Heer konnte San und Dnjestr gegen die russische Übermacht nicht halten. Der Rückzug mußte unter schweren Einbußen weitergeführt werden und endete erst hinter der Wisloka und auf den Karpathen. Zusammengepreßt standen dort die Trümmer der Armeen, dumpf, hoffnungslos, furchtbar getroffen, vor einem Monat noch der Stolz und die Hoffnung der gesamten Monarchie. Sie haben sich von den Schlägen der ersten Kriegswochen nie wieder erholt.

Die 2. Armee, deren Hauptteile die schwersten Phasen der Schlacht nicht miterlebt, sperrte die Karpathenpässe als letzte Barriere vor Ungarn und — dem Ende.



In den gleichen Tagen, in denen die deutschen Westarmeen an der belgisch-französischen Grenze zum ersten Male auf Franzosen und Engländer stoßen und sie in stürmischem Anprall nach Süden werfen — um dieselbe Zeit, in der Conrad von Goetzendorff seine Armeen zum Vorstoß gegen Nordosten hoffnungsvoll ansetzt — mitten also in die Kette jener sich überstürzenden Siegesereignisse hinein, fällt eine trübe Kunde.

Die russische Dampfwalze zerbricht die ostpreussische Grenze. Kosaken morden und rauben in Tilsit, Insterburg, Goldap, Angerburg und Lyck. Das Land nördlich und östlich der masurischen Seenplatte steht in Flammen!

Die endlosen Wälder auf der Kominter Heide, das Gebiet der blauen Seen zwischen Angerburg und Johannisburg und die Riesensfläche der Johannisburger Heide sehen den Verzweiflungskampf einer deutschen Streitmacht gegen vielfache russische Überlegenheit. General von Prittwitz kommandiert als 8. Armee das I., XVII. und XX. Armeekorps, das I. Reservekorps, die 3. Reservedivision und eine einzige Kavalleriedivision. Er stellt sich im Raume Insterburg-Angerburg auf und detachiert das XX. Armeekorps unter General von Scholtz mit der Aufgabe, die ganze Südgrenze Ostpreußens von Lyck bis Soldau zu schützen.

Schon bald wird es klar, was die Russen planen. Deutsche Kavalleriepatrouillen und die wenigen Flieger, über die man verfügt, melden den Anmarsch russischer Truppenmassen aus Richtung Rowno auf Insterburg zu. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch hat sich von der geringen Stärke der Deutschen überzeugt und gibt seiner 1. Armee unter Kennenkampf den Vormarschbefehl.

Bedächtig setzt Kennenkampf sich in Bewegung. Acht Infanterie- und fünf Kavalleriedivisionen — unter ihnen die russische Gardekavallerie — bilden seine Masse. Zudem trägt ihn das beruhigende Bewußtsein, daß sich um Grodno die noch stärkere Armee seines Kollegen Samsonow zusammenballt. Er hat nichts zu befürchten, außer daß Samsonow ihm zuvorkommt und sich der Beute bemächtigt. Die Zeit arbeitet für ihn. Es ist kaum denkbar, daß die Deutschen dieser Walze mit Erfolg entgegentreten können.

Generaloberst von Prittwitz führt, preußischer Tradition gemäß, die Verteidigung angriffsweise. Er ballt seine Divisionen noch enger zusammen und dringt gegen die Grenze vor. Am 17. August ist die Fühlung mit dem Feinde, der sich in mühelosem und beinahe friedensmäßigem Anmarsche wähnt und mit Verwunderung sieht, daß er sich zum Gefecht entfalten muß, überall hergestellt.

Es behagt Kennenkampf durchaus nicht, daß er hier schon eine Schlacht schlagen soll. Samsonow gewinnt Zeit und könnte von Süden her Ostpreußen wie einen reifen Apfel vom Baume pflücken, an dem er, Kennenkampf, schützt. Es wäre eine böse Blamage.

Die Deutschen fechten mit der Erbitterung derer, die sich jeden Schrittbreit Heimatboden mit Blut bezahlen lassen.

Kennenkampf muß auf der Höhe von Gumbinnen seine ganze Armee entwickeln. Seine Divisionen bluten stark. Am frühen Morgen des 20. kommt es auf breiter Front zur Schlacht.

Das I. Armeekorps, auf dem deutschen Nordflügel kämpfend, umfaßt den russischen Nordflügel und schlägt ihn. Schon sieht es aus, als wolle sich die Schlacht von Gumbinnen in einen deutschen Sieg verwandeln.

Da tritt die Wendung ein, mit der das Oberkommando im Stillen schon gerechnet hat. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, ein gefährlicher und rücksichtsloser Gegner, hat seine 2. Armee unter Samsonow von ihrer Basis bei Grodno weiter nach Westen auf Lomza und Ostrolenka geschoben. Jetzt läßt er sie antreten, um auf Allenstein vorzudringen und das Schicksal Ostpreußens von Süden her zu besiegeln. Weit auseinandergezogen steht dieser Armee das XX. Armeekorps gegenüber, ein einzelner Stein, der sich dem Felssturz entgegenstemmt.

General von Prittwitz bricht die Schlacht im östlichen Ostpreußen ab. Langsam gehen seine Divisionen zunächst in den Raum zwischen Wehlau und Löben zu rück, Anlehnung an die Seenplatte suchend. Kennenkampf glaubt, daß er einen entscheidenden Sieg errungen hat und rückt methodisch vor, um die Beute mit Beschlag zu belegen. Im Stillen ärgert er sich, daß sich nun Samsonow im Süden bereitmacht, an der Ernte teilzunehmen, während Kampf und Sieg allein seine Sache waren.

Bei der deutschen Obersten Heeresleitung in Koblenz laufen Telegramme des Generalobersten von Prittwitz ein, daß er der Meinung ist, die Lage im Osten nur durch einen Rückzug bis hinter die Schranke der Weichsel retten zu können. Moltke telegraphiert zurück, er glaube nicht an die Notwendigkeit so weitgehender Rückwärtsbewegungen. Moltke steht unter dem Eindruck der Hammerschläge im Westen, die nun schon die ganze belgische Armee zertrümmert haben. Er denkt auch an den Aufschrei des Schmerzes, den die Auslieferung ganz Ostpreußens an die russischen Horden in Deutschland hervorrufen würde.

Zum erstenmal taucht der kühne Gedanke auf, die Hauptkraft der 8. Armee von Kennenkampf zu lösen, nach Süden zu werfen und eine Angriffsschlacht gegen Samsonow zu führen. Die Oberste Heeresleitung verfolgt diesen Plan

eifrig. Aber sie glaubt, es bedürfe energischerer Männer von größerem Format, um ihn zur Ausführung zu bringen.

Gindenburg und Ludendorff sind schon unterwegs.



Der Sonderzug passiert, von Hannover kommend, Berlin. Alle Durchgangsbahnhöfe haben Auftrag, für seine rascheste Weiterleitung Sorge zu tragen. Auf einzelnen Stationen finden die beiden Generale Telegramme der Obersten Heeresleitung vor, die sie über die Verhältnisse im Osten genauer unterrichten. Sie wissen, es geht nach dem Eintreffen sofort an die Arbeit. Keine Stunde darf versäumt werden.

Hinter Küstrin tut sich die endlose Ebene auf. Ununterbrochen rattert die Melodie des Zuges. Übermals senkt sich der Abend. Die Melodie klingt weiter. Schneidemühl. Die Generale haben sich zur Ruhe zurückgezogen. Der morgige Tag muß sie frisch und ausgeruht finden.

Am frühen Nachmittag ist die Weichsel erreicht. Marienburg, das Armeestabsquartier.

Erste Konferenzen. General von Prittwitz hat Marienburg bereits verlassen, die Stimmung ist frostig. Der Stab hat für die neue Entscheidung schon gute Vorarbeit geleistet. Ludendorff sieht, wie anders der Krieg hier ist. Wie sorgenvoll die Stirnen dieser Männer, wie ernst jedes Wort. Er denkt an den Westen, wo er vor zwei Tagen an einem eben solchen Morgen die Armeen mitten im jubelnden Angriff verlassen.

Dann sitzen Gindenburg und er mit dem ersten Generalstabsoffizier, Oberstleutnant Hoffmann, zusammen. Hoffmann erklärt die näheren Umstände. Er sagt, daß man im Süden fünfmal so viel Menschen zu erwarten hat, als man selbst bestenfalls entgegenstellen kann. Dreifach ist die artilleristische Überlegenheit Samsonows. Man weiß nicht, was Kennenkampf plant. Sein zögerndes Vorfühlen ist sonderbar genug. Vielleicht hat er Befehl, erst mit Samsonow gleichzeitig anzutreten, um die deutsche Niederlage vernichtend zu gestalten. Hoffmann zeigt auch einen aufgefundenen russischen Armeebefehl, der Samsonow zum engsten Zusammenwirken mit Kennenkampf anhält. Er soll seinen rechten Flügel bei Lyck unmittelbar an den linken Flügel Kennenkampfs anleihen.

Dann berichtet Hoffmann, welche Gegenmaßnahmen schon eingeleitet sind.

Ginter Gindenburgs Stirn arbeiten die Gedanken. Alles gut, denkt er, aber die Schlacht ist nur auf einen einfachen Sieg eingerichtet. Das genügt nicht. Sie muß ein Cannae werden. Samsonow ist zu vernichten, nicht zurückzuwerfen. Das muß geschehen sein, ehe er Zeit findet, mit Rennenkampf zusammenzuarbeiten. Der Umstand ist günstig, daß Samsonow, wohl in der Erwartung eines sicheren Erfolges der Armee Rennenkampf, seinen Stoß zu weit westlich angesetzt hat. Statt auf Johannisburg zielt er auf Ortelsburg und Allenstein. Das muß ihm zum Verhängnis gemacht werden.

Um zu einem Cannae zu gelangen, müssen die deutschen Flügel stärker sein. Das ist das Allerwichtigste. Vor ihm muß jede andere Rücksicht zurücktreten. Ludendorff stimmt in diesem Grundsatz mit Gindenburg vollkommen überein.

Es wird folgendes angeordnet.

Das XX. Armeekorps bildet das Zentrum der Schlachtfront und hält dem frontalen Angriff Samsonows beiderseits Tannenberg stand. Seine Aufgabe ist, möglichst viele feindliche Divisionen auf sich zu vereinigen. Geht der Ansturm über seine Kraft, so hat es Schritt für Schritt zu weichen. Die 3. Reservedivision und einige Landwehr- und Ersatzregimenter, die bisher im Grenzschutz tätig waren, verstärken das XX. Armeekorps auf seinem linken Flügel.

Das I. Armeekorps stellt sich, quer durch Ostpreußen mit der Eisenbahn transportiert, rechts vom Zentrum zwischen Gilgenburg und Lautenburg auf. Es stößt bei Beginn der Schlacht über Usdau auf Neidenburg vor und schneidet die russische Rückzugslinie ab. Landwehrbrigade Mühlmann ist zur Verfügung des I. Armeekorps.

Den weit ausholenden linken Stoßflügel der 8. Armee bilden das I. Reservekorps des Generals Otto von Below und das XVII. Armeekorps des Generals von Mackensen. Below operiert über die Linie Allenstein—Wartenburg, Mackensen über Passenheim—Ortelsburg.

Das Armeeoberkommando geht nach Löbau, um dicht hinter dem Zentrum der Schlachtfront zu sein. Die Bewegungen der Truppen in die Aufmarschräume sind ohne

Rücksicht auf ihren Zustand durchzuführen. Sie müssen in zwei Tagen beendet sein.

Vor Kennenkampf bleibt — eine Kavalleriedivision. Sechs Reiterregimenter, von denen zwei später noch in die Tannenberger Schlacht eingreifen, gegen die inzwischen auf dreizehn Infanteriedivisionen und ein Kavalleriekorps verstärkte russische 1. Armee.

Alles ist auf Schnelligkeit, alles auf Erfolg gesetzt. Hauptfaktor in der Rechnung ist die Überlegenheit des deutschen Soldaten über den russischen. Die Truppen, die nun schon zehn Tage auf dem Marsch oder im Gefecht sind, müssen das Äußerste schonungslos hergeben.

Mißlingt der Schlag, so ist nicht nur Ostpreußen verloren — die deutsche Armee erstickt in der Umklammerung durch Kennenkampf, der deutsche Osten ist aufgerissen bis auf das Herz Deutschlands. Die Namen Gindenburg und Ludendorff würden noch nach hundert Jahren von jedem Deutschen mit einem Fluche auf den Lippen genannt werden.



Am 23. August mischen sich die Farben zu einem ungeheuren Schlachtengemälde.

Während die deutschen Truppen noch in der Versammlung begriffen, stößt am Nachmittag das XV. russische Armeekorps bei Lahna und Orlau auf die linke Division des XX. deutschen Armeekorps. Immer neue russische Regimenter treten aus den Wäldern und entwickeln sich. Nach hartem Kampf wird der Angriff abgeschlagen. In der Nacht zum 24. August rückt ein zweites russisches Korps heran und versucht den linken Flügel des XX. Armeekorps zu umfassen. Gegen Morgen erhalten die deutschen Regimenter dieses Flügels den Befehl, sich vom Gegner zu lösen und in eine neue Stellung zurückzugehen. Die Russen folgen langsam. Vor der neuen Stellung entwickeln sich ihre Massen abermals zum Angriff.

Jetzt dehnt sich die Schlacht über die ganze Breite des XX. Armeekorps aus.

Mit zusammengepreßten Lippen schaut das deutsche Oberkommando auf die dünnen und biegsamen Linien des Zentrums. Es sieht, wie sie sich dehnen und zerren. Es kann Scholtz nicht ein einziges Bataillon zur Verstärkung geben.

Jedes Gewehr, jedes Geschütz gehört auf die Flügel. Scholtz weiß das. Er bittet nicht um Hilfe.

Am Morgen des 26. August ist der deutsche Aufmarsch vollendet.

Jetzt werden die Flügel lebendig. Das I. Armeekorps und die Brigade Mühlmann ringen um den Besitz von Ulsdau, wo Samsonow sich verzweifelt wehrt, als ahne er schon das Kommende. Am 27. August gerät das brennende Dorf, ein russischer Scheiterhaufen, in deutsche Hand. Das I. russische Armeekorps vor sich hertreibend, dringen die Ostpreußen, nichts als die Rettung der Heimat vor sich, südwärts bis Soldau vor und schwenken dann ostwärts gegen Neidenburg ein.

Das I. Reservekorps und das XVII. Armeekorps ringen zwischen Allenstein und Passenheim gegen die rechte Flanke Samsonows. Langsam geht es vorwärts, von Waldstück zu Waldstück und zwischen den Gewässern hindurch. Am 27. August erzwingen die Westpreußen des XVII. Armeekorps vom äußersten linken Flügel der Deutschen her den Stoß auf Passenheim und Ortelsburg. Am 28. August stehen sie tief im Rücken der Russen. Von Neidenburg im Westen und von Ortelsburg im Osten her schieben sich die Klauen der Zange langsam gegen Willenberg zusammen.

Seit dem 26. August ist auch das XX. Armeekorps im Zentrum, durch die Landwehrdivision von der Goltz verstärkt, im fortschreitenden Angriff. Fieberhafte Spannung überall. Die Truppen beginnen zu ahnen, warum sie in den letzten Tagen ein solches Gewirr scheinbar sinnloser Märsche haben durchmachen müssen. Das Zentrum bei Hohenstein, wo am 28. August schwer und entscheidend gekämpft wird, spürt schon ein Nachlassen des russischen Angriffs. Weiß Samsonow, welche Stunde für ihn geschlagen hat?

Im Armeeoberkommando wagt man noch nicht, sich der Siegesfreude hinzugeben, die hier und da schon auf den Gesichtern steht. Gindenburgs Vertrauen ist als eine beruhigende Macht unter seinen Mitarbeitern.

Das russische I. Korps bei Mlawka und das VI. Korps in der Johannisburger Heide, die beiden außerhalb des Kessels gebliebenen Flügel Samsonows, bewegen sich, wenn auch schon einmal schwer geschlagen, auf Neidenburg und Ortelsburg. Kennenkampf erwacht endlich aus seiner rätselhaften Lethargie und setzt sich langsam in Bewegung. Dem Ver-

nehmen nach eilen Teile einer bei Warschau neu in Bildung begriffenen 9. russischen Armee herbei. Die Österreicher müssen soeben ihrer Offensive aus Galizien heraus bei Lemberg ein furchtbares Grab schaufeln. Ludendorff und die Mitglieder des Operationsstabes geraten in Zweifel, ob die Schlacht noch durchzuführen ist. Hindenburg aber entscheidet, daß es bei dem alten Plan bleibt.

Unter solchen Erscheinungen, die gleich stürmisch heran nahenden Gewittern rings am Horizont zucken, vollzieht sich das erschütternde Finale dieser Cannae-Schlacht.

Die Russen, zusammengepreßt durch einen Ring von unzerreißbarem Metall, beginnen, ihr Verhängnis zu erkennen. Von allen Seiten weichen sie nach der Mitte in der verzweifeltsten Hoffnung, einen Ausweg zu finden. Sie stoßen gegeneinander, erkennen sich nicht und beginnen den mörderischen Kampf gegen die eigenen Leute. Ihre Kolonnen verfilzen sich heillos zwischen den Wäldern und den Gewässern.

Die Führung versagt. Stäbe versuchen, sich einen Weg durch die auseinandergeratenen Scharen zu bahnen. Die Panik hebt ihr Medusenhaupt grinsend aus den Sümpfen.

Am 31. August ist das Werk vollendet. Ostpreußen und Westpreußen reichen sich bei Willenberg die Hand. Die Zange ist geschlossen. Was jetzt kommt, ist nur noch die schaurige Liquidation des Vorgegangenen.

Als alles vorüber ist, sind 90 000 Russen gefangen. Stumpfsinnig bedecken ihre Kolonnen das Schlachtfeld und harren der Abführung. Ebenso viele liegen tot und verwundet zu Boden. Starke Geschützbestände, der ganze Zubehör einer Armee, ungezählte Fahrzeuge fallen in deutsche Hand.

Unter den Toten findet man einige Tage später einen General mit weißem Haar. Es ist Samsonow. Er hat sich das Leben genommen.

An den Bivakfeuern von Neidenburg, Tannenberg, Hohenstein und Ortelsburg erklingt der Choral von Leuthen.



Kennenkampf erleicht, als er von dem Schicksal Samsonows hört. Welche teuflischen Hilfskräfte sind den Deutschen erstanden? Es ist anders nicht denkbar, als daß eine ganz neue deutsche Armee aufgetreten ist, denn die alte, so wähnt er, steht ja mit ihren Hauptteilen geschlagen vor seiner eigenen Front.

Er sieht diese neue Armee schon vor sich erscheinen, verstärkt durch die geschlagene alte. Er sieht sie freudetrunken über ihren Sieg anstürmen, um ihr Werk zu vollenden. Wie soll er zwei Armeen standhalten, deren eine schon genügt hat, um Samsonow vom Erdboden verschwinden zu machen?

Als er am 5. September auf seiner ganzen Front angegriffen wird, glaubt er zu wissen, daß der neue Gegner da ist. Ihn beherrscht nur der Gedanke, dem Zaren den Verlust einer zweiten Armee zu ersparen. Er weicht kämpfend zurück.

In Wahrheit aber sind es die Sieger von Tannenberg, die in Gewaltmärschen nach Nordosten herbeieilen, so wie sie vor zehn Tagen in umgekehrter Richtung geeilt. Nicht einen einzigen Ruhetag haben sie nach der Schlacht gehabt. Zwei neue Korps, nach der Einnahme von Namur aus der Westfront herausgelöst, verstärken ihre Reihen, das XI. Armee-Korps und das Garde-Reservekorps.

Kennenkampff glaubt sich einer gewaltigen Überlegenheit gegenüber. Grauen erfüllt ihn bei dem Gedanken an Samsonow. Nach kurzem Kampf weicht er über die Grenze, läßt viele Tausende von Gefangenen und große Beute zurück. Nach Petersburg aber schickt er lange Telegramme über seinen einzigartig durchgeführten Rückzug.

Sindenburg und Ludendorff sehen sein Weichen mit Stirnrunzeln. Ihre Absicht war, Kennenkampff südlich zu überflügeln und ihm in den Wäldern von Suwalki und Augustowo das Schicksal Samsonows zu bereiten. Aber Kennenkampff denkt an nichts als an die Rettung seiner Armee. Er zahlt für das Davonkommen jeden Preis.

Sindenburg treibt seinen rechten Flügel gewaltig vor. Vielleicht ist das Ziel doch noch zu erreichen. Aber um so schneller weicht Kennenkampff.

Drei Wochen, nachdem er siegessicher die Grenze westwärts überschritten, passiert er sie abermals in umgekehrter Richtung, heute wie damals einen mächtigen Sieg in die Welt hinausrufend, in Wahrheit aber aller Hoffnungen beraubt, mit Not seine dumpf erschütterten Massen vor dem Schicksal der Schwesterarmee bewahrend.

Mitte September beendet die 8. Armee die Verfolgung der Russen westlich Kowno und Grodno, tief in Feindesland. Es sind die gleichen Truppen, die vor einem knappen Monat vor der drohenden Übermacht zweier russischer Armeen hinter die Weichsel zurückgehen sollten.

Neue Aufgaben rufen. Das Verhängnis der Österreicher hat sich inzwischen vollzogen.

Schon sind die Weisungen der Obersten Seeresleitung eingetroffen.

5. Kapitel

Das Marnedrama

General von Kluck steht östlich Paris den zweimal geschlagenen Engländern gegenüber. In der Nacht zum 3. September teilt ihm die Oberste Seeresleitung die Absicht mit, die Franzosen in südöstlicher Richtung von Paris abzudrängen. Die 1. Armee soll zu diesem Zwecke der 2. Armee gestaffelt folgen und weiterhin den flankenschutz des Seeres übernehmen. Die 2., 3., 4. und 5. Armee treiben den Feind vor sich her. Der linke Flügel der 5. legt sich immer enger um Verdun.

Im Osten eilen die deutschen Korps von der Schlacht bei Tannenberg zur Schlacht zwischen den masurischen Seen, von Samsonow zu Kennenkampf.

Während es scheint, als ob sich zwei Entscheidungen von weitester Bedeutung gleichzeitig entwickelten, hebt sich im Westen schon der Vorhang zum Beginn des gewaltigsten Dramas, das der Weltkrieg sah. Ungehört verhallen seine ersten Worte für Deutschland im Siegesjubiläum von Tannenberg und Paris.

Wie den Deutschen im Osten in der Stunde höchster Gefahr zwei Männer erwachsen, die das Schicksal wenden, so schenkt der Himmel auch Frankreich zwei Führer, die in der bittersten Stunde ihres Landes inmitten geschlagen zurückflutender Armeen nur einen Gedanken haben — wie bringen wir die Göttin des Sieges auf Frankreichs Seite. Das sind der Generalissimus Joffre und der Gouverneur von Paris, General Gallieni.

Gallieni ist es, der als erster die Möglichkeit der Schicksalswende erkennt. Mit grimmiger Genugtuung sieht er, daß die Deutschen östlich an Paris vorbeistreiben. Man muß sie, die den Grundsatz ihrer Strategie im Westen, die Umfassung des freien feindlichen Flügels, verlassen, mit ihrer eigenen Strategie schlagen. Welch ein Zukunftsbild am Himmel Frankreichs!

Marshall Joffre erfaßt diesen Gedanken sofort. Es ist sein historisches Verdienst, daß er ihn mit eiserner Konsequenz in die Tat umsetzte. Er rettete Frankreich dadurch. „Retour offensif“ wird der neue strategische Grundsatz des Joffreschen Stabes, der Angriff aus dem Rückzug.

Schon Ende August ist die 6. Armee neu gebildet worden. Kommandant ist General Maunoury, einer der fähigsten hohen Offiziere des Heeres. Gleichwohl hat er sich in der Gegend der Somme von Kluck schlagen und auf Amiens zurücktreiben lassen müssen. Jetzt wird Maunoury General Gallieni unterstellt, der die Armee in aller Eile hart östlich und nordöstlich von Paris in der offenen Flanke des Generals Kluck aufbaut. Alles kommt darauf an, die Umgruppierung dieser Armee den Deutschen zu verbergen. Neue Truppen kommen von der 1. und der 2. französischen Armee aus dem Elsaß und vor Lothringen.

Aber was nützt es, die Vorbereitungen zur nördlichen Umfassung der Deutschen zu treffen, wenn unterdessen die englisch-französische Front von Paris bis Verdun zerbricht? Hier muß Wandel geschaffen werden. Joffre faßt die Möglichkeit ins Auge, bis an die Seine zurückzuweichen, sich vom Feinde zu lösen und im Zurückgehen den neuen Angriff zu organisieren.

Die französische 5. Armee erhält an Stelle des unglücklichen Lanrezac in Franchet d'Esperey einen neuen energischen Führer. Zwischen die 5. und die 4. Armee ist die neue Armee noch als 9. eingeschoben worden. Sie erhält große Verstärkungen durch afrikanische Regimenter. Die 4. und 3. Armee erhalten Sukkurs aus Teilen der 1. und 2. Armee.

Dies alles wird während des Rückzuges geregelt.

Am 4. September teilt Joffre den Armeeführern seine Angriffsabsichten zwischen Paris und Verdun mit. In der Nacht zum 6. September erläßt er in seinem Hauptquartier in Bar sur Aube, dicht hinter der Front seiner schwer ringenden Armee, den für die Truppen bestimmten Befehl. Er gilt für den Morgen des 6. September und enthält die stolzen Worte: „Beim Beginn der Schlacht, von der das Bestehen des Vaterlandes abhängt, muß jeder sich klar sein, daß es kein Rückwärtschauen mehr gibt. Alles muß daran gesetzt werden, den Feind anzugreifen und zu schlagen. Eine Truppe, die nicht mehr vorzugehen vermag, muß das eroberte Gelände halten, koste es, was es wolle. Lieber auf

Dem Platze sterben als zurückweichen! Unter den jetzigen Umständen darf nicht die geringste Schwäche geduldet werden!"



Die Truppen des deutschen Nordflügels bis herab zum rechten Flügel der 5. Armee kennen seit drei Wochen nichts als Fechten und Marschieren, Marschieren und Fechten.

Unbarmherzig brennt wie damals in Belgien die Sonne auf sie herab. An den Straßenrändern bleiben Marschranke liegen. Mit aufgedunsenen, hochroten und feuchtriesenden Gesichtern, Taschentücher über dem Kopf, hocken sie da.

Es gibt schon lange kein Brot mehr. Die Bäckereikolonnen können nicht nachkommen. Alle Straßen sind von Artillerie und Gefechtsbagagen angefüllt. Granaten sind wichtiger als Brot. Das fette Fleisch, das die Feldküchen liefern, wird zum Ekel. Man kann es kaum noch hinunterwürgen.

Zweihundert Patronen schleppt jeder Mann. Sie ziehen wie Blei zu Boden. Wenn ein Teil verschossen ist, sorgt die Gefechtsbagage für Ersatz. Patronen sind noch genug da.

Schnurgerade sind die Straßen, von riesigen Pappeln gesäumt. Das zieht sich stumm von Hügel zu Hügel durch Sonnenglut und Hitze. Dorf reiht sich an Dorf. Und dann Ebene, nichts als Ebene.

Es gibt kein Ende. Es gibt keinen Ruhetag. Es gibt keine Feldpost. Die Socken sind längst zerrissen. Aus Taschentüchern, Hemdsetzen und Leinenstücken macht man sich Fußlappen. Die Stiefel sind durch Dürre und Staub hart geworden. Sie schmerzen und reiben die Gelenke wund. Man kommt nicht mehr aus den verschweißten Kleidern.

Ob dies Marschieren jemals aufhören wird?

Seit die Grenzschlachten geschlagen, bekommt man den Feind kaum noch zu sehen. Visier 1100, 1000, manchmal auch bis auf 400 Meter herunter. Hinlegen! Sprung auf — marsch marsch! Man weiß gar nicht, woher dies singende Zirpen kreuz und quer kommt. Man muß eine komplizierte Berechnung aufmachen, wo der Feind zu suchen ist.

Die französische Artillerie ist vorzüglich. Wie Lämmerherden weiden die passenden Wölkchen ihrer Schrapnelle über Wiesen und Feldern. Man liegt da und zieht den Kopf ein. Bleiregen gießt zur Erde.

Immer häufiger springen graue Rauchfähnchen. Sie haben einen schrillen, unangenehmen reißenden Klang. Die Verwundungen, die sie anrichten, sind scheußlich. Immer mehr beginnt die Granate das Schrapnell zu verdrängen.

Felder und Wälder sind besät mit Feldflaschen, Brotbeuteln, Tornistern und Kochgeschirren. Alles haben sie liegenlassen. Warum sie nur so Hals über Kopf fliehen? Es ist wie ein Wettrennen nach Frankreich hinein. Sie haben doch keine besseren Beine als wir. Einmal müssen sie am Ende sein.

An den Dorfrändern, am Walde, auf den Hügeln, in den Straßengräben hocken sie. Die Kugeln zirpen, die Maschinengewehre tacken. Der Vortrupp entwickelt sich zum Gefecht. Der Haupttrupp und das Gros treten hinter ein paar Häuser oder in ein Waldstück und setzen die Gewehre zusammen. Sie hocken auf ihren Tornistern, den Kopf in die Hände gestützt. Die Fliegen summen. Dann kommt der Befehl. Der Haupttrupp schwärmt in den Vortrupp ein.

Nachher sind sie auf einmal fort. Man merkt es daran, daß die Kugeln nicht mehr zirpen. Man kann am Horizont hier und da rotblaue Trupps verschwinden sehen. Ihre Artillerie funkt über die Zurückgehenden hinweg auf die Straße, wo der Haupttrupp sich sammelt.

Nun kann man sie auch von nahem sehen. Die Wiesen sind übersprenkelt mit ihren Toten und Verwundeten. Wenige Gefangene. Die Verwundeten stehen mit glutfiebrischen Blicken um Gnade. Sie denken, man wird sie niederknallen wie wilde Gunde. Ihr erstes ist — Wasser! Sie sind am Verschmachten. Sie wissen selbst nicht, warum sie immer fliehen müssen. Lange kann es so nicht mehr weitergehen. Wenn sie verbunden sind, zeigen sie die Bilder ihrer Frauen und Kinder.

Und dann wieder Marschieren. Der Vortrupp wird durch einen neuen ersetzt. Die Verbindungsleute treten, immer zu zweien, das Gewehr im Arm, hinter den Häusern an. Wenn zwei fort sind, zählen die nächsten beiden mechanisch die Zahl ihrer Schritte. Wenn sie bis fünfzig gezählt haben, marschieren sie selbst los. Dann der Haupttrupp. Und dann das Gros. Die Offiziere lassen ihre Pferde von den Burschen führen. Die Kreaturen können nicht mehr.

Wenn es dunkel geworden, gibt es irgendwo Bivak oder Ortsunterkunft in einer Scheune. Die ganze Kompagnie

geht nun schon in eine einzige Scheune hinein. Kein Wunder. Es gibt wieder kein Brot heute. Die Feldküche verteilt fettes Wellfleisch in einer dünnen Suppe. Manche sind so müde, daß sie gar nicht erst aufstehen, um das Essen zu empfangen.

Die Feldpost ist wieder nicht gekommen.

Morgen früh sechs Uhr Antreten auf dem Marktplatz. Die Kompagnie stellt eine Feldwache am Ausgang des Dorfes.

Bei Tannenberg soll ein großer Sieg erröchten sein. Tannenberg soll in Ostpreußen liegen. Ein General von Zindenburg führt dort die deutschen Truppen.

Und doch spricht diese Truppe von nichts anderem als Vormarsch und Sieg. Die raschen Entscheidungen, die bisher überall erkämpft wurden, haben ein Gefühl unbedingter Überlegenheit geschaffen. Fiebernd strebt alles der letzten großen Entscheidung zu, mit der nun täglich gerechnet wird.



Das deutsche Hauptquartier ist von Koblenz nach Luxemburg übergesiedelt. Seine Verbindung mit den kämpfenden Armeen ist nur locker. Die Entfernung bis zum Schwerpunkt der Schlacht, dem rechten Flügel, beträgt in der Luftlinie ein paar hundert Kilometer. Sie liegen alle in frisch erobertem, noch nicht organisiertem Gebiet.

Die Oberste Seeresleitung ist stark durch den Osten gefesselt. Es fehlt eine Instanz, die aus unmittelbarer Nähe und eigener Anschauung die Operationen der fünf Armeen zwischen Paris und Verdun leitet. Die einzelnen Armeeführer sind darauf angewiesen, ihr Zusammenwirken mit den Nachbarn sicherzustellen. Sie wissen bisweilen nicht, sollen sie nach rechts oder nach links den Schwerpunkt verlegen. Sie haben zuviel mit ihren Flanken zu tun.

Am 4. September, während Joffre in Bar sur Aube seinen Angriffsbefehl entwirft, muß Moltke in Luxemburg erkennen, daß der Grundgedanke der Westschlacht, die nördliche Umfassung, gescheitert ist. Unbezungen steht Paris. Die deutschen Kräfte reichen nicht im entferntesten aus, die Festung in die Umfassung einzubeziehen. Zwei Korps sind vor Antwerpen gefesselt, ein Korps vor Maubeuge. Weitere zwei Korps sind nach dem Fall von Namur nach dem Osten.

abgegeben worden. Man hat die 6. und die 7. Armee im Süden zu stark gemacht. Man hat diesen Armeen obendrein die letzten Heeresreserven gegeben und sie in Aufgaben verwickelt, die mit dem Grundgedanken des Feldzuges nicht in Einklang stehen.

Alles in allem — man hat keine einzige strategische Reserve, um sie im Norden entscheidend in die Wagschale zu werfen. Die 1. Armee bleibt auf sich selbst angewiesen. An Paris vorüberzugehen, ohne es zu bezwingen oder es einzuschließen, wäre Wahnsinn.

„Macht mir den rechten Flügel stark,“ sprach Schlieffen. Es ist zu spät.

Moltke, der in diesem Augenblick die neue Gefahr bei Paris, die Armee Maunoury, noch gar nicht kennt, versucht es mit einer Improvisation. Die 1. und 2. Armee sollen auf dem rechten Heeresflügel Paris in Schach halten. Die 6. und die 7. Armee auf dem linken Flügel sollen zwischen Toul und Epinal durchstoßen. Das Zentrum aus der 3., 4. und 5. Armee wird unterdessen langsam vordringen. Der Offensivgedanke wird vom rechten auf den linken Flügel getragen.

Dieser Plan, zu dessen Ausführung die Befehle schon an die Armeen ergangen sind, wird von den Ereignissen überholt. Allzu rasch entwickelt sich bei Paris der Höhepunkt und die Wende des Dramas.



Zwischen dem Stabsquartier der Armee Kluck und der Obersten Heeresleitung in Luxemburg besteht fast überhaupt keine Verbindung mehr. Moltke kann Kluck nicht genügend klarmachen, wie er sich die neue Operation denkt. Sein Funktspruch, der die 1. und die 2. Armee östlich Paris, mit dem Gesicht gegen die gefährliche Hauptstadt gerichtet, anhalten soll, trifft am 5. September vormittags ein, als Kluck schon dabei ist, seine Korps südwärts gegen die Seine angreifen zu lassen.

Kluck seinerseits gelingt es nicht, Moltke über seine eigenen Absichten und Maßnahmen zu unterrichten. Eine Funktmeldung, die er am 5. September spät abends absendet, gelangt erst vierundzwanzig Stunden später nach Luxemburg.

Noch glaubt Kluck sich mitten im Siege. Er treibt die Engländer weiter südwärts, um in die Flanke der 5. fran-

zösischen Armee zu gelangen, die zwischen Montmirail und Jocheß vor der Armee Bülow über den Petit Morin weicht. Dahin hat er seinen Blick und seine ganze Kraft gerichtet. Westwärts gegen Paris hat er ein einziges Korps gestellt, das IV. Reservekorps unter dem General von Gronau. Kavallerie ist ihm beigegeben.

General von Gronau plänkelt am 5. September nördlich Meaux mit französischen Sicherungen, die er als Teile der Pariser Besatzung ansieht. Wenige Stunden später erregt die Stärke der Franzosen seine Verwunderung. Mittags zwölf Uhr entschließt er sich zu einem kräftigen Vorstoß, um den Feind besser kennenzulernen. Das ist ein großer und wackerer Entschluß.

Bis zum Abend ist das IV. Reservekorps in schwere Kämpfe verwickelt.

Bei Anbruch der Nacht gibt es kein Zweifeln mehr — man hat eine ganze, festgefügte, angriffsbereite französische Armee vor sich. Joffres Plan ist um eine Nacht zu früh enthüllt.

Meldungen fliegen zu Kluck, dessen linker Flügel eben wieder mit der 5. französischen Armee ins Gefecht gekommen ist. Wenn er nicht sofort den Blick vom Petit Morin nach Norden richtet, droht eine Katastrophe.

In dieser Nacht wird im Hauptquartier der 1. Armee kein Auge geschlossen. Ruhig und kühl wägend fassen Kluck und sein Generalstabschef von Ruhl ihre Entschlüsse. Einmal entschlossen, geht es mit blitzartiger Schnelle an die Ausführung.



Der 6. September beginnt an der ganzen Front bis nach Verdun mit Kanonengebrüll. Des Dramas vorletzter Akt hebt an. Es ist der Tag der Joffreschen General-Offensive.

Das IV. Reservekorps des Generals Gronau, in der Nacht vor feindlicher Übermacht hinter den Therouanne-Abschnitt zurückgenommen, spürt den Stoß am mächtigsten. Maunoury tritt mit seiner 6. Armee nach Osten an, um in den Rücken der deutschen Front zu gelangen. Joffre und Gallieni sehen auf ihn, der ihr Werkzeug ist, um die Schlacht zu wenden und Frankreich zu retten. Mit drei Korps drückt Maunoury auf das eine deutsche Korps. Aber die tapferen Magdeburger weichen nicht einen einzigen Schritt zurück.

Am Mittag naht endlich die erste Hilfe.

Kluck hat das II. Armeekorps über Nacht aus der Linie im Süden herausgelöst. In Gewaltmärschen eilen die Pommeren herbei und werfen sich neben die Magdeburger. Am Nachmittag tobt die Schlacht westlich des Curcq.

Aber Maunoury ist noch nicht außer Atem. Neue Divisionen verlängern seinen Angriff nach Norden. Kluck muß auch das IV. Armeekorps von den Engländern lösen und nach Norden hinausbringen. Es trifft am Morgen des 7. September dort ein. Bis zum Abend des 6. September erscheint Kluck die Lage im Norden so kritisch, daß er sogar die Umgruppierung des III. und des IX. Korps auf die Nordfront gegen Maunoury einleitet. Einstweilen sind die beiden letzteren Korps noch südlich der Marne neben der 2. Armee in schwere Kämpfe verwickelt.

Die unmittelbare Folge dieser Verschiebungen ist die, daß die 2. Armee Bülow ihren rechten Flügel, von der andrängenden 5. französischen Armee bedroht, zurücknimmt, während ihr linker Flügel sich nach wie vor im fortschreitenden Angriff befindet. In gleichem Maße, wie Kluck ein Korps seiner Armee nach dem andern auf seinen Nordflügel wirft, muß Bülow seine rechte Flanke weiter einbiegen. Schon während des 7. September entsteht eine Lücke zwischen beiden Armeen. Sie verbreitert sich im Laufe des 8. und erreicht am 9. die verhängnisvolle Breite von vierzig Kilometern. Beide Armeen, ursprünglich südlich gerichtet, haben jetzt ihre Front nach Südwesten gebogen. Die Umgruppierung der 1. Armee und die Aufbiegung des rechten Flügels der 2. bedingen die Tatsache, daß nun die 2. Armee links gestaffelt hinter der 1. steht. Der Raum zwischen beiden ist notdürftig durch die beiden Kavalleriekorps Marwitz und Richthofen ausgefüllt.

Nirgends sonst hat der Feind Boden gewonnen. Im Gegenteil, die 3., 4. und die 5. deutsche Armee befinden sich in vorwärtsschreitendem Gefecht. Joffres groß angelegter Gegenstoß hat frontal nichts erreicht. Der Siegeslauf der deutschen Mitte ist nicht aufgehalten.

Am 7. und 8. September wirft Joffre ein weiteres Korps, das er seiner 3. Armee entnommen, in den Norden und verstärkt Maunoury, der gegenüber der Armee Kluck von Stunde zu Stunde einen schwereren Stand hat. Im gleichen Maße, wie hier Kluck langsam Sieger wird, beginnen sich jetzt jedoch die Engländer und Teile der 5. fran-

zösischen Armee in die Lücke zwischen Bülow und Kluck einzuschieben. Die deutschen Kavalleriekorps sind zu schwach. Überall fehlt es an Reserven.

Moltke muß nun endlich die furchtbare Krise im Norden in ihrer ganzen Schwere erkennen. Zwei Korps von der 6. und 7. Armee in Lothringen und im Elsaß sind seit dem 5. September durch Belgien und Luxemburg unterwegs. Sie können unmöglich so früh eintreffen, daß sie noch in die im Gange befindliche Schlacht eingreifen.

Der 9. September bringt die Entscheidung. Sie wird, tragisch genug, durch einen deutschen Sieg eingeleitet.

Maunoury kann sich nicht mehr halten. Gallieni hat ihm aus Paris schon am Vortage seine letzten Reserven aufs Schlachtfeld geschickt. Teile der 7. französischen Infanteriedivision sind auf Pariser Autodroschken herangefahren worden. Unter keinen Umständen darf Maunoury weichen.

Aber der Zwang der Schlacht ist stärker. Am Abend des 8. September gibt Maunoury seinen Unterführern schon den Geheimbefehl für den Rückzug.

Inzwischen nimmt die Gefahr zwischen der 1. und 2. deutschen Armee, die am 8. September nur drohte, eine greifbare Gestalt an. Teile der englischen Armee gelangen über die Marne. Zwei Korps der 5. französischen Armee schließen sich dem Vorgehen an, dringen aber nur wenig vor. Sie sind durch die schweren Schläge, die sie am 6. und 7. September von der 2. deutschen Armee erhalten haben, allzu geschwächt. Französische Kavallerie erreicht Château Thierry.

Kluck nimmt seinen linken Flügel ein wenig zurück, um der neuen Gefahr zu begegnen. Der ebenso bedrohte rechte Flügel Bülows bleibt in der zurückgebogenen Stellung, die er in der Nacht zum 9. September besetzt hat. Die Lage zwischen beiden Armeen ist ernst, aber keineswegs verzweifelt. Kluck faßt sich am schnellsten.

Er setzt einen kräftigen Gegenstoß gegen die über die Marne gedrungenen Engländer an.

Moltke kann unmöglich die rasche Entwicklung bei der 1. und der 2. Armee überschauen. Es geht zu schnell, und er ist viel zu weit entfernt. Alles ist schon gediehen. Er versucht es mit einem Aushilfsmittel. Ein Abgesandter der Obersten Seeresleitung eilt im Automobil zu den kämpfenden Armeen. Oberstleutnant Gentsch hat die Aufgabe, sich über die Lage

des rechten deutschen Seeresflügels zu unterrichten und die Einheitlichkeit des Vorgehens zwischen den einzelnen Armeen sicherzustellen. Obwohl er alles tun sollte, um die Krise des rechten Flügels in günstigem Sinne zu beheben, enthält seine Anweisung doch auch die Möglichkeit eines vorübergehenden Zurückweichens.

Gentsch trifft bei Bülow am Abend des 8. September eine ernste, aber dennoch zuversichtliche Auffassung von der Lage. Der Rückzug der 2. Armee wird ins Auge gefaßt, falls die Engländer am nächsten Tage zwischen der 1. und der 2. Armee weiter vordringen sollten. Leider unterläßt man es, sich über die vermeintlich ungünstige Lage bei der Armee Kluck Klarheit zu verschaffen. Am Mittag des 9. September ist Gentsch beim A.O.B. 1. Er trifft die 1. Armee mitten im Sieg über Maunoury. Der Generalstabschef sträubt sich gegen den Rückzugsgedanken. Da eröffnet ihm Gentsch, daß die 2. Armee zu dieser Stunde bereits im vollen Zurückgehen sei. Nun bleibt auch der 1. Armee nichts anderes übrig, als den Rückzug anzuordnen.

Tatsächlich hatte um diese Zeit Bülow, der Vereinbarung mit Gentsch am Vorabend entsprechend, den Rückzug seiner Armee hinter die Marne angeordnet, nachdem er aus fliegermeldungen vom Vordringen des Gegners über den Fluß und in die Flanke Klucks Kenntnis erhalten hatte. Von dem Siege der 1. Armee über Maunoury und ihrem günstig fortschreitenden Gegenstoß gegen die Engländer wußte er nichts. Wieder war jeder Versuch, über die Lage des rechten Nachbarn und die Gefahr in der Lücke wirkliche Klarheit zu erlangen, unterblieben.



Unterdessen wirft sich die 3. Armee unter General von Hausen mit verstärkter Festigkeit von ihrem rechten Flügel aus auf die Trennungsstelle zwischen der 5. und der 9. französischen Armee bei Sézanne. Auch Bülows linker Flügel steht hier — es ist noch vor dem Befehl zum allgemeinen Rückzug der Armee — unerschütterlich fest. Schon erlahmt der Druck der 5. französischen Armee vor der ganzen Front Bülows.

Die Lage ist auch hier durchaus hoffnungsvoll. Aber es ist niemand da, der entsprechende Befehle gäbe.

Dann ist Bülow im Rückzuge auf die Marne zwischen Dormans und Epernay. Glück weicht gegen die Aisne bei Soissons. Beide Armeeführer glauben freilich, daß sie sich nur in einer kurzen, taktisch bedingten Rückwärtsbewegung befinden. Sie wollen sich neu organisieren, um den Angriff wieder aufzunehmen.

Noch ahnen Engländer und Franzosen nicht, wie nahe ihnen der Siegeslorbeer. Erst einen ganzen Tag später bemerken sie den völligen Umschwung der Lage vor Paris. Wie ein Märchen breitet es sich über sie aus. Noch ist es nicht zu begreifen. Ungläubig tasten sie weiter. Die Deutschen sind fort.

Paris befreit! Schicksalswende! Ein ungeheurer Sieg an der Marne errungen! Die Deutschen fliehen auf der ganzen Front, von den Alliierten verfolgt!

Tauchzend dringt der Jubel über die gesamte aufhorchende Welt der Entente.



Des Dramas letzter Akt.

Die Nachricht vom Rückzug der 2. und kurz darauf auch der 1. Armee trifft die Oberste Seeresleitung in Luxemburg am Abend des 9. September als eine furchtbare Überraschung. Bis zu dieser Stunde glaubte man, den günstigen Meldungen der Armeen im Zentrum vertrauend, an eine gute Wendung. In den nächsten Tagen müssen die Spitzen der vom Süden heraufgeholtten Korps bei St. Quentin eintreffen. Ihnen folgt Seeringen mit dem Stabe seiner 7. Armee. Das vor Maubeuge frei gewordene VII. Reservekorps wird in drei Tagen bei La Fère stehen, das vor Antwerpen herausgezogene IX. Reservekorps bei Douai.

Moltke, ein kranker Mann, fährt am 11. September zu den Armeen, die ihm am nächsten sind. Er findet den deutschen Kronprinzen und den Herzog Albrecht von Württemberg voller Zuversicht. Die Herren sind überrascht von den Vorgängen bei den beiden Flügelarmeen vor Paris und glauben, daß hier noch Änderung zu schaffen ist, wenn man keine Zeit versäumt.

Neue Hoffnung erwacht in Moltke. Die Armeeführer sprechen ihm aus der Seele. Was sie sagen, hat auch er ge-

dacht. Noch folgen die Franzosen und Engländer nur zögernd. Ein Beweis, wie schwach sie sich fühlen und wie sehr sie mit einem Rückschlag rechnen.

Im Hauptquartier der 3. Armee des Generalobersten von Hausen herrscht dagegen stärkster Pessimismus. Sein rechter Flügel, schon am 9. September im Zusammenhang mit der Rückzugsbewegung der 2. Armee zurückgenommen, ist abermals von überlegenen französischen Kräften angegriffen und weicht langsam zurück.

Die Bedenken von Hausens machen auf Moltke einen tiefen Eindruck, zumal sie zu dem Optimismus des deutschen Kronprinzen und des Herzogs Albrecht von Württemberg in starkem Widerspruch stehen.

Abermals fährt er zur 4. Armee. Dort erreicht ihn eine Meldung der 2. Armee. Während Bülow die Lage vor seiner eigenen Armeefront zuversichtlich beurteilt, hegt er sehr ernste Zweifel über die Widerstandskraft der ihm links benachbarten 3. Armee von Hausen. Er meldet, daß er mit einem feindlichen Durchbruch auf dem rechten Flügel und in der Mitte der 3. Armee rechnen müsse und dementsprechend seinen eigenen Rückzug am morgigen 12. September mehr auf östliche Richtung, gegen Reims, abdrehen werde. Mit andern Worten, er wird sich von der 1. Armee Kluck noch weiter entfernen als bisher.

Moltke eilt nochmals zum Oberkommando der 3. Armee und besucht auch die 2. Dann fährt er zurück ins Hauptquartier.

Es müßte doch noch gehen, quält er sich unterwegs. Wenn nur die 3., 4. und 5. Armee die jetzigen Stellungen halten! So geben wir den beiden Flügelarmeen Zeit, ihre Front weiter rückwärts neu zu organisieren. Am 7. September ist Maubeuge gefallen. 30 000 Engländer und Franzosen sind gefangen. Die Belagerungstruppen, das VII. Reservekorps unter General von Zwehl, eilen schon herbei, um sich zwischen die 1. und 2. Armee zu werfen. Es müßte gehen!

Aber wenn nun doch? Es ist möglich, daß die Franzosen schon in dieser Stunde zwischen Kluck und Bülow so weit vorgedrungen sind, daß zu einer Entlastung durch die andern Armeen keine Zeit mehr bleibt. Wenn nun obendrein ein Durchbruch durch die 3. Armee erfolgt? Kann er nicht schon im Gange sein? Sind dann nicht auch die 4. und

5. Armee, weit nach Süden vorspringend, in tödlicher Gefahr? Man muß auch an diesen, den schlimmsten Fall denken.

Ist aber nicht das Gegenteil wahrscheinlicher? Sind die Franzosen nicht in den vorausgegangenen Kämpfen gründlich aufs Haupt geschlagen? Es ist kaum zu bezweifeln, daß ein späterer neuer Angriff der deutschen Mitte rasche Erfolge bringt. Das müßte alles ändern.

Als Moltke im Hauptquartier ankommt, hält er sich kaum noch aufrecht. Die Mienen seiner Mitarbeiter sind bedrückt. Moltke hält eine kurze Beratung ab.

In der gleichen Stunde erläßt er den Befehl, daß auch die 3., 4., und 5. deutsche Armee den Rückzug anzutreten haben. Als neue Front gibt er ihnen die Linie Reims—Suippes—St. Ménéhould an. Das bedeutet für die südlichsten Teile dieser Armeen siebenzig Kilometer Rückmarsch.

Alle drei Armeen trifft der Befehl wie ein Blitz, der nach schon vorübergezogenem Gewitter spät am Abend als flammender Nachzügler den Himmel erleuchtet.



Rückmarsch.

Die Regimenter sind mitten im Gefecht. Die Schwüle ist entsetzlich. Bei Sézanne, bei Fère Champenoise, hinter Vitry le François, auf Bar le Duc zu.

Mit harter Erbitterung schreiten die Kämpfe fort. Man hat den Feind in den Zähnen. Jeder Schritt kostet Blut. Und dabei diese fürchterliche Schwüle.

Was ist das? Sie brüllen es einander im Liegen zu. Die Feldartillerie schießt nicht mehr. Verschossen?

Nein! Sie bauen ab!

Mit bloßem Auge kann man sehen, wie sie die Bepannungen und die Progen herbeiziehen.

Sonderbar.

Meldereiter von den Brigaden zu den Regimentern und den Bataillonsstäben. Sie wollen es nicht glauben. Es ist ganz unmöglich. Etwas stimmt nicht.

Es sind sofort Nachhuten auszuscheiden. Die Gros sammeln sich einige Kilometer weiter hinten. Das Tagesziel liegt achttausend Meter zurück. Die Verwundeten werden in Scheunen zusammengelegt, das notwendigste Sanitätspersonal bleibt bei ihnen und begibt sich mit ihnen in Gefangenschaft.

Es ist Sorge zu tragen, daß jedermann sein Gepäck und seine Patronen mitnimmt. Kavallerie unterstützt die Nachhuten. Die Regimentskommandeure haften dafür, daß keine Zeit verloren wird. Die Gruppen, die ausgeschwärmt unter pfeifendem Schützenfeuer an den Gängen liegen, sind plötzlich Nachspitze. Läufer von den Kompagnien schreien es ihnen zu.

Was war das? Und die Toten? Und die Verwundeten, die noch vorwärts liegen?

Am Abend bricht die Schwüle des Himmels und der Erde. Gemmungslos schüttet Regen herab. Die Dörfer stehen voller Kolonnen. An Unterkunft ist nicht zu denken. Die Pferde lassen die Köpfe hängen. Aus den Saaren rieselt die Nässe. Die Fahrer hocken regungslos in ihren Mänteln.

Es regnet zum Erbarmen, die ganze Nacht hindurch.

Beim ersten Gellwerden Alarm.

Alles ist durchnäßt und friert. Die Feldküchen sind über Nacht schon weiter rückwärts marschiert, damit sie am Tage die Straßen nicht versperren können. Es gibt keinen Kaffee.

Die französische Feldartillerie besteht aus ausgesprochenen Frühaufstehern. Vor dem Dorfsausgang weiden schon die Lämmer ihrer Schrapnelle. Granaten bersten unangenehm. Sie wissen nun, was los ist.

Schon tacken die Maschinengewehre, das Zirpen der Kugeln hebt an.

Tote Pferde auf der Rückzugsstraße. Man hat sie mit dem Geschirr von der Deichsel geschnitten. An den Straßenrändern liegen noch die Gefallenen vom Vormarsch her. Man kann sie nun mit den neuen zusammen beerdigen.

Die Nachspitze soll einen Volltreffer erhalten haben. Jeder sieht sich um, um festzustellen, wer wohl dabei war.

Kavallerie trabt vorüber. Die Kompagnie scheidet eine neue Nachspitze aus. Die Feldartillerie hat keine Munition. Die Munitionskolonnen sind nach weiter rückwärts bestellt worden.

Wer einen Schuß bekommt, bleibt bei der Truppe, solange er noch Pass sagen kann. Die Gesunden nehmen ihn zwischen sich, damit die Offiziere nichts merken. Sie merken es wohl, aber sie sagen nichts. Jedermann weiß, was mit den Verwundeten geschieht.

Es hört nicht auf zu regnen.

Ein Gutes hat der Regen. Man erkennt die Gegend nicht mehr wieder. Man merkt nicht, was alles man aufgibt. Wie lange wird es so weiter gehen?

„Bis zu Muttern“, sagt einer und lacht bitter. Es ist schrecklich, daran zu denken. Man soll so etwas nicht sagen.

Die Kompagnien sind noch wie ein schwacher Zug. Vielfach werden sie von Vizefeldwebeln geführt. Zwei Drittel aller Offiziere sind geblieben.

Auch am nächsten Tage regnet es.



General von Kluck stellt seine Korps zwischen Soissons und Compiègne zum ersten Male wieder mit dem Gesicht gegen den Feind. Unterdessen ist Bülow fast bis auf Reims zurückgegangen. Immer noch fläht jenes Loch, das Ursache zu so verhängnisvollen Entschlüssen war.

Joffre bemerkt das und treibt die Engländer mit seiner 5. Armee zusammen schonungslos gegen die Lücke vor. Schon überschreiten Teile seiner Korps die Vesle. Soll sich denn jener trübe Tag wiederholen? Geschah nicht der ganze Rückzug nur, um diese Lücke auszumerzen?

Endlich kommen Helfer aus dem Norden. Die Sieger von Maubeuge sind heran. General Zwehl wirft sein VII. Reservekorps südlich Laon, auf den langgestreckten Höhen von Craonne, den Franzosen entgegen. Er weicht keinen Schritt vor ihrem wütenden Ansturm zurück und stützt den linken Flügel der 1. Armee mit fester Hand.

Am nächsten Tage verlängern die ersten Regimente des XV. Armeekorps, das sich bei St. Quentin versammelt, nach links bis zum Anschluß an die 2. Armee. Die Front ist geschlossen.

Mitte September ist die Rückwärtsbewegung zum Stehen gekommen. Die Truppen drehen die Flintenläufe wieder dem Gegner zu. Überall erwarten sie mit Ruhe seinen Angriff.

Die Front verläuft von Noyon, wo zur rechten Zeit das IX. Reservekorps eingetroffen, über Soissons nach Reims, von dort quer durch die Champagne bis zum Nordrand der Argonnen. Nördlich Verdun hat sie Anschluß an die alte Linie vor der Schlacht.

Die deutschen Armeen haben dem Feind im Westen zwar das Schlachtfeld und ihren großen strategischen Plan, aber nicht den Sieg überlassen.

Das Marnedrama ist beendet. Eine ganz neue Lage ist entstanden. Der Wechsel vom siegreichen Vorwärtsschreiten zum überstürzten Rückzug, vom Rückzug wieder zum Frontmachen, ist so schnell und furchtbar gewesen, daß es noch kaum zu begreifen ist.

Jedermann aber hat schon das dumpfe Gefühl, daß hier ein Unglück geschehen ist.

6. Kapitel

Die Xpernschlacht

In den Tagen, in denen die deutschen Regimenter sich wieder umwenden und dem Feinde die Brust zeigen, bricht General Helmuth von Moltke, seelisch und körperlich am Ende seiner Kraft, zusammen. Obwohl sterbenskrank, bleibt er noch einige Zeit im Hauptquartier. Die Geschäfte des Generalstabschefs übt aber bereits der bisherige Kriegsminister, General Erich von Falkenhayn, aus, den der Kaiser zu Moltkes Nachfolger berufen hat.

Falkenhayn übernimmt sein Amt in einer der bittersten Stunden, die je über dem deutschen Meer gewaltet haben. Im Osten ist Samsonow vernichtet, Kennenkampf aus Ostpreußen vertrieben. Aber schon steht zwischen den beiden Geschlagenen eine neue russische Armee.

Die Österreicher stehen geschlagen hinter der Wisloka und behaupten mit Not die Karpathenpässe. Ganz im Süden, im rumänischen Winkel, sind die Karpathen schon überschritten und die russischen Regimenter richten ihre begehrlichen Blicke auf das gelobte Land der ungarischen Ebene. Die Blüte der R. und R. Armee liegt auf den Schlachtfeldern am San, südlich Cholm und beiderseits Lemberg. Przemyśl ist eingeschlossen. Man weiß nicht, wie lange es sich halten kann. Dringend und laut ist Conrad von Goetzen dorffs Appell an die deutsche Waffenhilfe.

Im Westen ist Schlieffens genialer Plan unter dem Donner der Geschütze diesseits und jenseits der Marne begraben worden. Die strategische Grundlage ist dem Feldzug entzogen. Eine neue muß gefunden werden, wenn man nicht

auf jede Initiative verzichten will. Die deutschen Heere sind nicht besiegt. Aber ihre Erschöpfung ist groß und ihre Enttäuschung bitter. Satt sind die Verluste, besonders an Offizieren, Regiments- und Bataillonskommandeuren, Kompagnieführern.

Dem Feinde geht es nicht besser. Aus dem Taumel eines eingebildeten Endsieges erwachen die französischen Regimenter an der Aisne, bei Reims, in der Champagne, an den Argonnen zu einer blutigen Ernüchterung. Der Sieg will erst erkämpft sein. Überall steht die deutsche Mauer. Alle Anläufe zersplittern. Auch Joffre muß nach neuen Plänen suchen.

Falkenhayn ist der Inbegriff eines kühlen und sorgfältigen Rechners. Phantastische Schlachtenbilder mit kunstreichen Finessen sind ihm fern. Er ist ein Mann der Mittel. Nichts tut er ohne Bedacht und gründliche Prüfung des Geplanten bis in alle denkbaren Folgen hinein. Sein Fleiß, seine Ausdauer, seine Ruhe sind bewundernswert. Ebenso groß ist die Zähigkeit, mit der er an der Ausführung seiner Pläne festhält. Er liebt Überraschungen nicht. Sie müssen durch Rechnen und Berechnen ausgeschaltet werden. Niemand wird von ihm je sagen, daß er die Nerven verloren hat, weil Dinge eintreten, die er nicht vorausgesehen hat.

Eines ist ihm mit jedem preussischen General gemeinsam. Das ist der Wille zum Sieg.



Unbezwungen liegt an der Scheldemündung, wo Belgien und Holland zusammenstoßen, das größte Waffen- und Truppenlager der Welt, die Festung Antwerpen. Die gesamte belgische Feldarmee, soweit sie sich aus der Schlacht an der Gette und der Verfolgung gerettet, etwa 80 000 Mann, dazu 70 000 Mann Festungsbefatzung, liegen darin.

Zwei starke Kränze mächtiger Forts umgeben den Kern. Mit etwa sechs Kilometer Radius, von der Stadt aus gemessen, stehen die alten Forts, um 1860 von dem berühmten Festungserbauer Brialmont angelegt. Über ihnen hat man schon im Frieden nicht mehr getraut. Belgien hat mit einem Radius von durchschnittlich fünfzehn Kilometern einen zweiten Ring ganz moderner Forts gebaut. Schanzen, Batterien, Feldbefestigungen, Verdrahtungen füllen die Zwischenräume

aus. Die Sumpfniederung der Nethe bildet eine natürliche Verstärkung.

Antwerpen soll den neuen Siegeslauf der französisch-englischen Divisionen von der Marne durch Belgien hindurch auf sich ziehen. Es soll die Deutschen nicht zur Ruhe kommen lassen. Dann wird es, beim großen Endkampf auf den Feldern Belgiens, den Fluren des Rheinlands zu, den mächtigen nördlichen Eckpfeiler der alliierten Front bilden. Ganz England schaut nach Antwerpen. Hier werden die Lebensinteressen des Inselreiches verteidigt.

Weit fort in Frankreich kämpft die 1. deutsche Armee, die den Belgiern den Marsch nach Antwerpen in der Feldschlacht an der Gette aufgezwungen. Mit dem III. Reservekorps ist General von Beseler zurückgeblieben. Er steht im Süden der Festung. Er kann nicht daran denken, das riesige Bollwerk abzusperren und einzuschließen. Er hat alle Hände voll zu tun, die Versuche der Belgier abzuwehren, die nach Brüssel vordringen und die deutsche Etappe bedrohen wollen.

Am 25. August, im Zusammenhang mit den schweren Grenzschlachten bei Mons, bei Charleroi, bei Neufchâteau und bei Longwy, erfolgt der erste große Ausfall der Belgier. Das bisher im Küstenschutz verwendete und in diesen Tagen an die Westfront rollende IX. Reservekorps hilft den Angriff abwehren und bleibt bis zum 7. September zu Beselers Verfügung.

Raum ist das Korps zur Teilnahme an der Marneschlacht abgerückt, als die Belgier am 9. September — diesmal im Zusammenhang mit der Marneschlacht — den zweiten großen Ausfall unternehmen. Teile des XV. Armeekorps, das sich gerade auf dem Wege vom Elsaß zum rechten Heeresflügel in Nordfrankreich befindet, werden ausgeladen und in den Kampf geworfen. Mittlerweile ist auch die Marinedivision eingetroffen. Ihr folgen nach und nach die 38. Landwehrbrigade, die 4. Ersatzdivision, die 26. und die 1. bayerische Landwehrbrigade.

Die Oberste Heeresleitung aber braucht für die Entscheidung in Nordfrankreich Truppen, Truppen, Truppen. Sie kann sich den Luxus nicht leisten, eine Handvoll Divisionen zur Beobachtung einer Festung, und sei sie die größte der Welt, zurückzulassen.

Am 9. September erhält Beseler den Befehl, den Angriff vorzubereiten. Kann er nicht umfassend attackieren, so muß er einen spitzen Keil in die Mauer treiben und sie zum Einsturz bringen. Er soll alles an schwerer Artillerie bekommen, was an der Westfront freizumachen ist. Die 42-cm-Mörser, die Lüttich, Namur und Maubeuge zerbrochen haben, sind bereit. Die österreichischen Skodawerke haben einen vorzüglichen 30,5-cm-Motormörser geschickt. Ein paar Batterien rollen schon gegen Antwerpen.

Am 28. September kracht dumpf der erste Mörserschuß. Das Geschosß zieht rauschend seine Bahn, verliert sich im Äther, fährt nieder mit dem Geräusch einer abwärtsfallenden unsichtbaren Orgel und ruft im Fort Lierre eine furchtbare Explosion hervor.

Zwei Tage lang orgelt es durch die Luft. Am 2. Oktober sind die Forts Lierre, Roningshoydt, Wavre-Sainte-Catherine und Waelhem zu rauchenden Trümmern verwandelt. Die drei letztgenannten Forts erliegen dem Infanterieangriff. Am 3. Oktober wird Fort Lierre kampflos besetzt. Zwischen den Städten Lierre und Mecheln klappt eine fünfzehn Kilometer breite Bresche im äußeren Fortgürtel.

Der Sumpf- und Wiesenabschnitt der Nethe legt sich quer vor die Angreifer. Das Wasser ist durch Regengüsse angeschwollen. Ein Gewirr von Drähten, Seilen, Schützennestern, Feldschanzen, Batteriestellungen füllt das Gelände an.

Dahinter drohen die alten Forts des inneren Gürtels. Ihre Flachbahngeschütze feuern aus heißen Schlünden. Während Reservisten, Matrosen und Landwehrleute, von Pionieren unterstützt, blutig und zäh in tagelangen Gefechten die Nethe überwinden, orgeln schon die schweren Geschosse über sie hinweg auf die inneren Forts nieder.

Am 7. Oktober geben die Belgier und die inzwischen eingetroffenen drei englischen Marinebrigaden den Nethe-Abschnitt auf. Das gelbliche Wasser ist vom Blut gerötet. Die Feldartillerie der Geschlagenen bleibt im Schlamm stecken. Sie fällt fast unverfehrt in deutsche Sand.

Mitten im Vorwärtsschreiten gegen die halb schon zertrümmerten inneren Forts schickt Beseler einen Parlamentär in die Festung. Er fordert die sofortige Übergabe mit Menschen und Material. Weigert man sich oder zögert man,

so beginnt die Beschießung der Stadt. Der belgische Kommandant lehnt jede Verhandlung ab.

In der Nacht flammen überall die Mündungsfeuer der Mörser und der schweren Flachbahngeschütze. Ein wüstes Konzert nimmt alles in seinen Bann, schaurige Ouvertüre des Unterganges.

Die Angreifer liegen vor den rauchenden Innenforts. Feldwachen sind vorgeschoben. Die Truppen bivakieren. Niemand denkt an Schlaf, obwohl die letzte Woche blutig genug war. Alles beobachtet das Flammensprühen auf den Ruppen der Forts. Die Belgier antworten schwach.

Der 8. Oktober vergeht. Die Kanonade nimmt ihren ungeschwächten Fortgang. Die Infanterie arbeitet sich näher an die Werke heran.

Und dann wieder die Nacht. Es ist kaum noch ein einziges Fort, dessen Geschütze Antwort geben. Sie liegen zertrümmert und zerbrochen.

Bei Morgengrauen des 9. Oktober kommt der Befehl zum Sturmangriff. Das Wetter ist regnerisch. Es geht in unaufhaltsamem Schwung. Die Truppen haben nach den Erfahrungen mit den äußeren Werken ein unbedingtes Vertrauen in die Arbeit der Mörser.

Nach wenigen Stunden ist die ganze Südfront des inneren Gürtels aufgerissen. In der Stadt schwehen Brände. Offen liegt das Häusermeer vor den Angreifern.

Am Nachmittag erlahmt der letzte Widerstand. Die Bataillone dringen in Antwerpen ein, nehmen zersprengte Belgier und Engländer fest und gelangen durch die Stadt hindurch an die Schelde.

Westwärts über St. Nicolas zieht schon seit dem 7. Oktober das Gros der belgischen Feldarmee mit den Engländern ab. Die zahlenmäßige Schwäche der Belagerer hat die Abschliefung der Festung unmöglich gemacht. Beseler leitet sofort die Verfolgung ein. Die notwendigsten Truppen bleiben zurück, um die Gefangenen zu bewachen. Mehr als ein halbes Tausend Geschütze, die ganze Festungsartillerie, ist unter der Beute.

Jenseits der Schelde wirft sich der Verfolger, zunächst nur die 4. Ersatzdivision, auf die Abrückenden. Es gelingt, einen großen Teil auf holländisches Gebiet abzudrängen.

Dort werden sie entwaffnet und interniert. Die meisten eilen in Gewaltmärschen nach Westen, von Beseler hart bedrängt.

Es ist ein toller Wettlauf, dessen Tempo einzigartig in der Kriegsgeschichte dasteht. Am 14. Oktober steht die 4. Ersatzdivision in Brügge. Abermals einen Tag später steigen die Reservisten bei Ostende aus den Dünen, sehen das Meer ohne einzuhalten und treiben atemlos den Gegner die Küste entlang südwestlich auf Dünkirchen zu.

Ganz neue Ereignisse haben sich unterdessen hier angesponnen.



General Falkenhayn verlegt das deutsche Hauptquartier sofort von Luxemburg nach Mézières-Charleville. Er ist nun dicht hinter der 1., 7., 2., 3., 4. und 5. Armee zwischen Noyon und Verdun. Er kann ihre Operationen besser überschauen und seine Anordnungen schneller treffen.

Das Bild des Westfeldzuges hat sich ganz verändert. Der linke deutsche Flügel von Verdun südwärts bis zur Schweizer Grenze scheint endgültig erstarrt. Hier sind keine entscheidenden Operationen zu erwarten. Auch im Zentrum tritt die ganz neue Erscheinung des Stellungskrieges auf, mit der man sich einstweilen als mit einem rasch vorübergehenden Zwischenstadium abfindet. Es ist etwas, was sich ganz aus sich selbst heraus entwickelt, von Tag zu Tag, aus geringen Anfängen, zunächst kaum beachtet und wenig gefördert, hüben genau so wie drüben. Noch denkt niemand daran, daß eine neuartige Wissenschaft daraus entstehen wird.

Auch der rechte deutsche Flügel, die 1. und 2. Armee, zwischen die nun die 7. eingeschoben ist, verharret zwischen Noyon und Reims. Kein Zweifel, daß auch hier ein Gleichgewicht der Kräfte erreicht ist, das vorläufig strategische Bewegungen ausschließt.

Zwischen Noyon und dem Meere aber gähnt ein fast leerer Raum von zweihundert Kilometer Breite, der zu neuen Operationen nicht nur einlädt, sondern geradezu zwingt. Hier muß nach der versäumten Entscheidung gesucht werden. Es kann nur so geschehen, daß man zur Grundlage Schlieffenscher Gedankengänge zurückkehrt. Noch einmal muß das Prinzip der nördlichen Umfassung angewendet werden.

Was zuerst als eine strategische Idee und als ein brauchbares Mittel zum Siege erscheint, offenbart sich bald als ein Notbehelf. Joffre hat schneller und schärfer als Falkenhayn erkannt, was der freie Nordflügel bedeutet. Überzeugt davon, daß er im Zentrum kein Glück mehr hat, setzt er alles auf diese Karte.

Ein besonderer Umstand verleiht ihm dabei die Vorhand vor den Deutschen. Schon hat er, noch in der Erwartung des Sieges im Zentrum, bei Amiens eine neue Armee zusammengeballt. Ihr Kommandeur ist der General de Castelnau. Joffre hat ihn aus Lothringen genommen, genau wie Moltke Zeeringen von dort nach St. Quentin brachte. Während aber die Schlacht Moltke zwang, Zeeringen mit der 7. Armee östlich von Kluck, also ohne Bedeutung für eine Verlängerung des Umfassungsfügels, einzusetzen, hat Joffre Castelnau zu einer größeren Aufgabe berufen.

Stolz nennt Frankreich die neue Armee die „*armée de poursuite*“, Verfolgungsarmee. Sie soll, von Amiens auf St. Quentin vorrückend, den Deutschen den Genickstoß geben. Was Maunoury nordöstlich Paris nicht hat vollenden können — hier oben, wo noch keines deutschen Soldaten Stiefel den Boden Frankreichs „beschmutzt“ hat, muß es unzweifelhaft gelingen.

Am 21. September tritt die „*armée de poursuite*“ von Amiens aus den Vormarsch an. Viel Kavallerie ist ihr beigegeben, ihrer besonderen Aufgabe entsprechend. Der Sieg erscheint fast sicher. Schon sendet Joffre triumphierende Telegramme nach Paris.

Aber was ist das? Castelnau meldet, daß er zwischen Baupaine und Roye auf den Feind gestoßen ist und sich zum Kampf entwickelt. Joffre wird unruhig. Er tröstet sich schnell. Castelnau wird es mit deutscher Kavallerie zu tun haben, die den freien Raum über dem Nordflügel in leichter Aufstellung verschleiert. Man wird sie rasch abfertigen.

Fieberhaft wartet das französische Hauptquartier auf die Nachricht von der Fortsetzung des Vormarsches.

Am Abend meldet Castelnau, daß er schwere Verluste hat und sich nur mühsam der deutschen Angriffe erwehren kann. Er ist auf seiner ganzen Front in heftige Kämpfe verwickelt und gelangt nicht einen einzigen Schritt über die erreichte Linie hinaus.

Welche neuen deutschen Truppen stehen hier vor Castelnau? Moltke hatte die Verlegung des größten Theiles der 6. Armee des bayrischen Kronprinzen von Lothringen nach dem rechten Flügel schon eingeleitet. Falkenhayn beschleunigt die Bewegung bis aufs äußerste und zieht auch das Armeeoberkommando herbei.

Beide, Joffre und Falkenhayn, begraben an der Somme eine kühne Hoffnung. Dennoch hält jeder an seinem Plan fest. Die Lage zwingt dazu. Man muß noch weiter nach Norden ausholen. Wieder ist Joffre der Schnellere und Entschlossener.

Fast das gleiche Schauspiel. Westlich Arras versammelt Joffre abermals eine neue Armee. Ihr Führer ist der General Maudhuy. Zwischen Béthune und Arras, die berühmte Lorettohöhe im Centrum, trifft Maudhuy mit dem rechten Flügel der 6. deutschen Armee zusammen, die eben gerade zur Überflügelung angesetzt ist. Wild ist der Streit um Notre Dame de Lorette. Von beiden Seiten brandet es gegen den Berg. Nach mörderischen Kämpfen bleiben die Trümmer der Kapelle mitten zwischen den Linien.

Abermals steht die Westfront, um hundert Kilometer nach Norden verlängert. Ihre Richtung weist genau nördlich. Verließe sie, wie zwischen Verdun und Noyon, von Osten nach Westen, so bliebe den Deutschen viel erspart. Zweimal ist ihnen Joffre zuvorgekommen.

Noch hält Antwerpen. Noch ist kein deutscher Soldat im nordwestlichen Zipfel Belgiens. Noch liegt die ganze belgische Küste offen und herrenlos da.

Es handelt sich jetzt um die Entscheidung der Frage, ob die Deutschen in Flandern eine Basis für ihre Unterseeboote bekommen oder nicht. In ganzer Schärfe tritt diese Frage an die deutsche Seeresleitung heran.

England spürt, es geht hier um sein Leben. Die Londoner Regierung wendet sich an das französische Kabinett und verlangt mit allem Nachdruck eine gründlichere Beobachtung der englischen Interessen. Zwischen Joffre und French entstehen heftige Zerwürfnisse. French hat nicht die geringste Neigung, die englische Expeditionsarmee an der Aisne verbluten zu lassen, während den Deutschen die belgische Küste ohne Schwertstreich in die Hände fällt. Es ist seiner Meinung nach schlimm genug, daß es durch die Un-

fähigkeit der französischen Führer so weit hat kommen können.

In diese Erörterung trifft die Nachricht vom Fall Antwerpens wie ein Hammerschlag. Schon eilen die deutschen Divisionen in Gewaltmärschen auf Ostende. Zähneknirschend sehen es die Engländer. Nun gibt Joffre nach, obwohl seine Eisenbahnen in Nordfrankreich schon aufs äußerste belastet sind. Die Engländer verlassen eiligst die Aisne-Front und sammeln sich ostwärts Boulogne bei Hazebrouck. Neu von der Heimatinsel herübergebrachte Divisionen stehen schon dort. Rasch wird nach Norden verlängert. Es gelingt French gerade noch, östlich Dünkirchen die von Antwerpen herbeigeeilten Belgier in seinen Reihen aufzufangen. An deren Fersen hängen schon die Regimenter Beselers.

Das Meer gebietet Halt. Der Gedanke der nördlichen Umfassung hat sich ausgelaufen. Westlich und östlich immer höher hinaufgreifend, wie an den Sprossen einer unsichtbaren Leiter, haben die Armeen hüben und drüben die Nordsee erreicht. Eine schmale Unterseebootbasis ist gerade noch in deutscher Hand geblieben. French braucht Zeit, um seinen Angriff auf sie vorzubereiten.

Aber Falkenhayn will mehr als diese Basis. Zum letztenmal schickt er sich an, durch einen furchtbaren Stoß längs der Küste das Erstarren der Front zu verhindern und den Sieg in offener Feldschlacht herbeizuzwingen.



Die Nächte sind schon kühl in Flandern. Es ist Mitte Oktober.

Endlos ist das Gewirr von Dörfern, Secken, Feldern, Pappelalleen und Wasserläufen. Wie ein umgeworfener Kinderbaukasten sieht das Land aus.

Die Straßen sind mit Marschkolonnen angefüllt. Alle wandern westwärts, der untergehenden Sonne entgegen. Sie kommen von ihren Ausladeplätzen zwischen Gent und südwestlich Brüssel.

Unter Jünglingen, die eben die Schulbank verlassen, gehen bärtige Männer. Es ist wie eine Wanderung der deutschen Universitäten, die eine seltsame Verwandlung durchgemacht haben. Die Offiziere sind zumeist ältere Herren.

die schon inaktiv waren. Aber das jugendliche Feuer steckt sie an.

Die Helme und die Gewehrläufe sind mit Blumen und Grün geschmückt. Marschlieder erklingen vom Morgen bis zum Abend. Nur bei der Mittagshize wird es still.

Nein, man läßt sich die Strapazen des Marsches nicht anmerken. Man beißt die Zähne zusammen und sieht starr geradeaus, immer in der Richtung der Pappeln.

Das Gepäck drückt und die Füße schmerzen. Die Gesichter lachen und der Mund singt.

Die Nächte sind schon kühl in Glandern.

Gegen Morgen erwachen die Nebel und hocken zwischen den Felsen wie lautlose Gäste dieses Vormarsches.

Man fröstelt unter den Zeltbahnen. Es kommen wohl auch mancherlei Gedanken. Aber am Tage sieht alles wieder aus, wie es aussehen soll. Jugendlischer Frohsinn ist unbezwänglich.

An den Biwakfeuern erzählen die älteren Herren, wie es 1870 zuing. Sie können sich noch recht gut der Zeit erinnern, sie waren selbst damals Kinder. Sie beschreiben, wie man sich zum Angriff entwickelt, wie man rechts und links in doppelter Schützenlinie vorgeht und gruppenweise vom Flügel aus aufspringt. Besser aber ist zugweise, damit der Zusammenhang gewahrt bleibt. Die Offiziere mit geschwungenem Degen dreißig Schritt vor der front, die Richtungsleute rechts und links von ihnen, die Hornisten neben den Kompagnieführern. Hauptsache ist Zwischenraum und Abstand. Und dann wird geblasen. Jeder kennt das Signal, kurz, abgehackt, trocken und in seiner ständigen Wiederholung aufreizend. Gewehre entladen, damit es niemandem einfällt, durch vorzeitige Knallerei die Linie zu verraten. Alles soll möglichst mit dem Bajonett gemacht werden. Bajonettieren, das ist das wichtigste. Das vertragen sie drüben nicht.

Die Jungen reißen die Augen auf und hören zu, daß ihnen nur kein Wort verlorengeht. Man wird die Engländer vor sich haben. Sie können zwar gut Fußball spielen und Gummi kauen, und es heißt sogar, daß jeder von ihnen einen Tennisschläger mit sich führt. Aber sie betreiben auch den Krieg als eine Art Sport, der sie nur bis zu einem gewissen Grade interessiert. Der Feldzug ist für sie eine Art

Fußballmatch zwischen Franzosen und Deutschen. Sie sind die Schiedsrichter in hellen Hosen und sauberem Sweater. Sie achten darauf, daß sie sich nicht zu schmutzig machen. Soviel ist die ganze Sache nicht wert. Vor der 1. Armee sind sie ausgerückt wie die Hasen.

So geht es von Mund zu Mund. Niemand sagt ihnen, daß die englischen Truppen zum größten Teile aus geübten und im Kolonialkrieg erfahrenen Soldaten bestehen, deren Hauptstärke in der vorzüglichen Ausnutzung des Geländes liegt.

Es ist eine fiebrige, feierliche Erwartung, die sich von Tag zu Tag steigert. Heute mögen es noch vier Abende sein, morgen noch drei . . . übermorgen noch zwei . . . und dann . . .

Sechs Wochen ist man in den Garnisonen gedrillt worden. Prinzip der Unteroffiziere: man soll vergessen, daß man ein Mensch ist. Alles hat man willig geschluckt, nur um bald kampfbereit zu sein. Zwei Wochen Truppenübungsplatz in Jüterbog, in Döberitz, in Münsingen, in Elsenborn. Gefechtsübungen im Divisionsverband, daneben forcierte Schießausbildung.

Mein Gott — welches Durcheinander hat es oft gegeben und wie hat man das Lachen über die alten Herren mit den weißen Bärten unterdrücken müssen! Nun, hier draußen wird es schon gehen. Wenn man nur endlich rankommt. Ob in Gruppenkolonne, in Marschkolonne, in Schützenlinie, links aufmarschiert oder rechts aufmarschiert — wie gleichgültig! Wenn man sie nur erst vor den Gewehrläufen und den Bajonetten hat!

Fallen? Sterben? Schwerverwundet irgendwo liegenbleiben? „Und schießt mich eine Kugel tot, kann ich nicht heimwärts wandern.“ Und ganz aus der Tiefe, wie Orgelton und ein wenig bekloffen: „Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen . . .“

Ja . . . und hin und wieder auch, wenn morgens Alarm geblasen wird, wenn die Kompagnien in zwei Gliedern auf dem Marktplatz antreten, und wenn es dann fern im Osten, weit hinten über Courtrai und Gent am Himmel steht — „Morgenrot, Morgenrot . . .“

Die Nächte sind schon kühl in Flandern.

Vier Reservekorps, in der Hauptsache aus Kriegsfreiwilligen gebildet, sind mit dem Korps Bessler zu einer neuen 4. Armee vereinigt worden. Die alte 4. in der Champagne ist aufgelöst. Die neue sammelt sich zwischen Ostende und Courtrai und steht am 15. Oktober bereit, den Angriff gegen die Front zwischen dem Meere bei Nieuport und der Lys mit Richtung auf Merville aufzunehmen.

Der Zusammenprall ist furchtbar. Mit beispielloser Todesverachtung, genau nach den Regeln des Exerzierreglements, werfen sich die jungen Regimenter auf den Feind, der ein Meister im Ausnutzen aller Geländevorteile ist.

Um Dixmuiden, Bisschoote, Langemarck, Passchendaele, Becelaere, Hollebeke, Wytschaete und Messines branden Gefechte von wilder und mittelalterlicher Verbissenheit. Die Blüte der deutschen Jugend zeigt sich als Meister im Draufgehen und im Sterben.

Oben im Norden, in den Dünen und ostwärts des Pfer-Laufes, schiebt sich das III. Reservekorps unter Bessler in zehntägigen Kämpfen an das Flüßchen heran. Das XXII. Reservekorps nimmt in einer blutigen Straßenschlacht zum erstenmal Dixmuiden. Bei Drie Graachten dringt das XXIII. Reservekorps bis an den Pfer-Kanal, der das Flüßchen mit Xpern verbindet.

Kings im Bogen um die alte flandrische Metropole verstricken sich das XXVI. und XXVII. Reservekorps mit den Engländern zu maßlos erbitterten Gefechten. Die südlich anschließende 6. Armee treibt ihren Nordflügel gegen das niedrige Höhenmassiv südlich Xpern, das vom Kemmel gekrönt ist. Bis zur Lys herunter brandet die Schlacht auf mehr als einhundert Kilometer Breite.

Ohne Unterbrechung währt sie zwei Wochen lang, eine bis dahin für unmöglich gehaltene Erscheinung. Ende Oktober steht fest, daß der Durchbruch nördlich Xpern nicht zu erzwingen ist. Die Opfer sind zu groß. Das Gelände bietet den Verteidigern zu viele Vorteile.

Ganz im Norden haben die Engländer und Belgier in ihrer Bedrängnis einen mächtigen Bundesgenossen herbeigerufen. Am 27. Oktober öffnen sie die Schleusen von Nieuport. Das Meer strömt herein und füllt das Land bis über Dixmuiden hinaus.

Zuerst glaubt man, es sei Grundwasser, von anhaltenden Regengüssen zum Steigen gebracht. Dann stehen die Reservisten des III. Reservekorps bis an die Knie in der Nässe. Dann müssen sie nach höher gelegenen Punkten Umschau halten. Das Wasser steigt bis an die Hüften. Der Spiegel wird immer breiter.

Nun ist kein Zweifel mehr möglich, das Meer ist im Vormarsch begriffen. Durch das Wasser watend und ihre Verwundeten mühsam bergend, gehen die Angreifer zurück, bis sie wieder Boden unter die Stiefel bekommen.

Die Flut trennt die Kämpfenden. Ruhelos kreuzen sich die Flugbahnen der Granaten darüber.

Nur um so heftiger krampft sich die Schlacht um Ypern zusammen.

Der Nordflügel der 6. Armee wird zu einer besonderen Kampfgruppe Fabeck umgebildet. Neue Artillerie rückt heran, die an anderen Frontteilen ausgespart ist. Am 30. Oktober setzt der Stoß ein.

Zandvoorde und Sollebeke fallen. Am 31. Oktober steigen die Regimenter der 26. Division aus der Lys-Niederung und erobern nach furchtbarem Nahkampf Messines. Schon richten sie den Blick auf die Ebene im Rücken von Ypern.

Auf des Messers Schneide steht die Schlacht. French glaubt, sich nicht mehr halten zu können. Aber General Foch weist ihn auf die Hilfe hin, die von den Franzosen kommt. Joffre hat am 4. Oktober schon die „Seeresgruppe Nord“ unter dem Kommando des Generals Foch gebildet. Ihr gehören alle Truppen zwischen der Somme und der Meeresküste an. Am 19. Oktober schiebt er zwischen den Engländern und den Belgiern eine neue französische Armee-Abteilung unter dem General d'Urbal ein.

Teile der Franzosen werfen sich bei Dixmuiden ins Gefecht und entreißen das rauchende und zertrümmerte Dorf den deutschen Freiwilligen.

Eine zweite deutsche Stoßtruppe wird jetzt unter Linsingen gebildet. Mit furchtbarer Gewalt prallt sie am 10. November abermals gegen den weit vorspringenden Bogen der feindlichen Front südöstlich Ypern.

Im Norden stürmen die Freiwilligen Dixmuiden zum zweiten Male und halten es gegen alle Gegenangriffe der Franzosen. Es sind die besten französischen Regimenter.

Linsingen kommt nicht voran. French wirft neue Truppen in den Kessel.

Am 11. November hält die 2. preussische Gardedivision beiderseits der Straße von Ypern über Gheluvelt auf Menin in einem Gefecht von ungeheurer Sarnäckigkeit den feindlichen Gegenstoß in Waldstücken und Hecken auf.

Schon hat der flandrische Herbstregen eingesetzt. Das Land wird zum Morast. Die Trichter sind Sumpflöcher, um deren Ränder die schmalen Pfade der Truppen führen.

Die Verluste sind außerordentlich schwer, sie zeigen eine bisher noch nicht gekannte Höhe.

Um die Mitte des November zerrinnt die Schlacht zu Stellungskämpfen. Zerrinnt ungefähr in der Linie, in der sich der erste Anprall vollzogen hat. Beide Gegner sind zu Tode erschöpft. Sie liegen einander auf kürzeste Entfernung gegenüber.

Auch das ist neu und unerhört, daß man dreißig Meter voneinander entfernt in Trichtern hausen kann, tagelang, wochenlang. Handgranaten wechseln brüllend hinüber und herüber. Man kann sehen, wenn drüben einer seine Zigarette raucht. Man kann sie gedämpft sprechen hören. Es ist unmöglich, am Tage auch nur die Hand hochzuheben, ohne das Knallen der Gewehre hervorzulocken. Leuchtkugeln steigen in der Nacht, wenn die Sorkposten streifen wie Raubtiere.

Von Norden, Osten und Südosten haben die deutschen Regimenter den Blick auf Ypern gerichtet.

Die Türme der Martinskirche sind zerborsten. Das Dach der Tuchhalle ist zersplittert. Brände schwelen in der Stadt, die sich zum langsamen Sterben niedergelegt hat.

7. Kapitel

Seldzug in Polen

Zindenburg und Ludendorff überlegen, wie sie am schnellsten und sichersten den schwer bedrängten Österreichern helfen können. Samsonow ist vernichtet, Kennenkampf fürs erste unschädlich gemacht, Ostpreußen ist frei.

Nikolai Nikolajewitschs erste große Offensive, gegen den Nordflügel in Ostpreußen und gegen den Südflügel in Galizien gerichtet, hat nur im Süden Erfolg gebracht. Schwer

mitgenommen stehen die Österreicher hinter der Wisloka und an den Karpathenpässen. Przemyśl ist mit 50 000 Österreichern unter General Rusmanek eingeschlossen. Es wird methodisch belagert. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Österreicher keinen Zwieback und keine Fleischbüchsen mehr haben.

In Ostpreußen dagegen hat die Offensive ein mehr als klägliches Ende genommen. Aber was macht's! Allmählich erst beginnen die ungeheuren Menschenquellen des russischen Reiches zu fließen. Der Verlust von mehr als 300 000 Menschen wird rasch ausgeglichen und durch einen Überschuß aufgewogen.

Paris und London drängen. Im Westen hat die Marne-schlacht eben ihr Ende gefunden. Es dämmt den Alliierten, daß sie gar keinen Sieg, nur eine Erleichterung des deutschen Druckes erreicht haben. Rußland muß nun an die Reihe und endlich seine Aufgabe erfüllen. Wozu hat man ihm die Milliarden gegeben?

Aber Nikolai Nikolajewitsch nimmt sich Zeit. Er hat in Ostpreußen gesehen, was ein zahlenmäßig lächerlich schwacher Gegner zu leisten vermag. Diesmal darf es keine Improvisationen geben. Er will sicher gehn. Der Krieg soll entschieden werden.

Zwei Faktoren bestehen im Osten, auf denen neben der Tapferkeit und der Ausdauer der Truppen alles beruht. Das ist einmal die nun schon zwiefach bewiesene Führerkunst des Generalobersten von Hindenburg und seines Stabschefs Ludendorff. Das ist zum zweiten die fabelhafte Beweglichkeit der deutschen Armeekorps auf diesem ungeheuren Raume, die in erster Linie dem vortrefflichen Zustande des deutschen Eisenbahnnetzes zu verdanken ist. Diese beiden Tatsachen drücken dem Kriege im Osten ihr Gepräge auf.

Während Conrad von Goebendorff mit der genialen und fast spielerischen Leichtigkeit seiner strategischen Gedankengänge zu schnell, während Falkenhayn mit der exakten Gründlichkeit, dem methodischen Bedacht und der rechnenden Fähigkeit seiner Strategie zu langsam, zu phantasielos verfährt, vereinigt die deutsche Führung im Osten beide Seiten der Kriegskunst in einer fast idealen Vermischung. Schon beginnt Deutschland zu ahnen, daß ihm hier die Dop-

persönlichkeit des vom Schicksal bisher verweigten Führers entsteht.

Gindenburg und Ludendorff, mitten in der Durchführung der masurischen Schlacht schon die Hilfe für die Österreicher erwägend und vorbereitend, denken an einen Stoß von der Südgrenze Ostpreußens aus gegen Warschau. So will man dem im Zentral-Polen stehenden Gegner unversehens in die Nordflanke fallen und durch einen tiefen Stoß längs seiner Flanke in den Rücken den Österreichern die dringend nötige Entlastung schaffen. Falkenhayn lehnt diesen Gedanken ab. Die Hilfe muß seiner Ansicht nach näher bei den Österreichern einsetzen. Das nordöstliche Polen liegt zu weit entfernt. Bis die Früchte einer solchen Operation reifen, kann es mit den Österreichern schon zu Ende sein.

Gindenburg macht eine Konzession. Er will nun aus dem Raume südlich Posen, etwa der Warthe flussaufwärts folgend, zum Angriff ansetzen. Immer hat er sein Augenmerk darauf gerichtet, an die Nordflanke des Gegners heranzukommen. Der Cannagedanke beherrscht seinen Stab immer und überall. Man will nicht nur siegen, sondern will vernichten.

Übermals lehnt Falkenhayn ab. Auch Nordwestpolen liegt ihm zu weit von den Österreichern entfernt. Er ordnet an, daß die neue Operation genau auf dem linken Flügel der Österreicher, diesen nach Norden verlängernd, ihren Ausgang nimmt. Aufmarschgebiet ist Oberschlesien.

Gindenburg und Ludendorff lassen sich von Falkenhayns Gründen überzeugen. Die Not der Österreicher gibt den Ausschlag. Selbstverständlich setzen die Heerführer alles daran, auch so zu einem Sieg zu gelangen. Aber sie lassen die andere Möglichkeit nicht aus dem Auge. Vielleicht kann sie später noch verwirklicht werden.

Der Aufmarsch braucht nun längere Zeit. Die Truppen müssen aus dem östlichen Ostpreußen durch Westpreußen, Posen, Niederschlesien nach Oberschlesien gefahren werden. Der erste Grundsatz, die rasche Aufeinanderfolge der Sammerschläge auf den russischen Amboss, muß verletzt werden.

Das Unmögliche wird möglich gemacht. Am 30. August Tannenberg, am 13. September ostwärts der masurischen Seen — am 26. September stehen die gleichen Regimenter vormarschbereit in Oberschlesien. Die Uniformen sind nicht

mehr die besten — die Intendanturen können so schnell nicht mit. Die Absätze sind krumm und schief gelaufen, bei Angerburg zum Rückzug hinter die Weichsel, bei Tannenberg, Ortelsburg und Willenberg dann, und wieder hinauf über Angerburg und gegen Kowno und Grodno hinüber. Das hält kein Stiefel aus. Die Pferde haben keine brillanten Eisen mehr. Die Musketiere tragen Stoppelbärte, die sich sachte zu Vollbärten entwickeln. Die Kompagnien sind frisch aufgefüllt. Alle vierzehn Tage eine Schlacht, und dann wieder marschieren, als ob der Teufel die Spitze übernommen habe. Und hin und wieder eine Bahnfahrt. Was mag es wohl diesmal geben? Aber Gindenburg muß es ja wissen.

Sie heißen jetzt nicht mehr 8. Armee. Sie spalten sich. Ein paar Korps bleiben als 8. Armee vor Kowno und Grodno, wo Kennenkampf seine zweite Njemen-Armee aufbaut, nachdem ihm die erste so böß zugerichtet wurde. Neuerdings ist sogar eine neue Armee, die 10., südlich von Kennenkampf festgestellt worden.

Das XX. Korps des Generals von Scholtz und das XVII. des Generals von Mackensen, die Sieger von Tannenberg, bilden den Grundstock der neuen 9. Armee in Oberschlesien. Außerdem sind das XI. Armeekorps und das Gardereservekorps dabei, die schon gegen Kennenkampf mitgemacht haben. Führer der 9. Armee ist Gindenburg, gleichzeitig Befehlshaber aller deutschen Truppen des Ostens. Das Landwehrkorps Woyrsch, das den linken Flügel der Österreicher in der ersten Unglückschlacht vor dem Zusammenbruch bewahrt hat, tritt jetzt zur 9. Armee auf deren rechten Flügel.

Conrad von Goezendorff weigert sich, die Oberleitung der neuen Operation, soweit die Österreicher daran beteiligt sein werden, aus der Hand zu geben. Das heißt dem Stolz der A. und K. Armee zuviel zumuten. Dagegen scheint es ihm selbstverständlich, sich mit ganzer Kraft anzuschließen.

Darüber hinaus will er die Gelegenheit benutzen, das gesamte österreichische Heer von der Wisloka-Mündung über die Karpathen bis zur Theiß-Quelle diesseits der Bukowina aus seiner Ohnmacht herauszureißen und einem neuen Sieg, womöglich der Entscheidung, entgegenzuführen. Die Wunden von Lemberg und vom San brennen. Die tiefgebeugten Siegeshoffnungen der Donau-Monarchie verlangen nach Wiederaufrichtung.

So erhält die 1. österreichische Armee unter Dankl den Befehl, auf gleicher Höhe wie die 9. deutsche Armee gegen die San-Mündung zu operieren. Die 4. Armee, damals Auffenberg, heute Erzherzog Joseph Ferdinand, entsetzt Przemyśl und überschreitet bei Jaroslau den San. Die 3. und die 2. Armee steigen von den Karpathenpässen herab und nehmen Lemberg und die Sereth-Linie wieder.

Ein kühner Plan, eine gewaltige Zumutung für die österreichische Armee, die den ersten Schlag noch nicht verwunden hat. Die Österreicher sind zuversichtlich und eilig genug, ihrem Stoß den Charakter der Hauptoffensive zuzuschreiben, während die Deutschen in Polen mehr hinhaltend und unterstützend zu kämpfen haben. Gindenburg und Ludendorff haben weder Sinn noch Zeit zur Eifersucht. Wenn die Österreicher nur vorankommen.



Aus der Linie Krakau—Arensburg, das Zentrum rittlings der Bahn Rattowitz—Kielce—Radom—Iwangorod, tritt am 28. September die 9. Armee an. Die Sieger von Ostpreußen wissen, was marschieren heißt. Aber hier lernen sie noch Neues hinzu.

Russische Sicherungen werden jählings überrannt. Nach fünf Tagen steht die Armee im Kampf um den Höhenzug der Lysagora beiderseits Kielce. Nach abermals zwei Tagen sind die Höhen überschritten. Die 1. österreichische Armee sicht wacker mit und schreitet längs der Weichsel kräftig gegen die San-Mündung vorwärts.

Wie vorauszusehen war, entspricht das Vorgehen der übrigen österreichischen Armeen nicht den stolzen Erwartungen Conrads von Goetzendorff. Die 3. Armee entsetzt zwar Przemyśl, aber am San bleiben alle ihre Divisionen hängen. Die 2. Armee auf dem rechten Flügel erreicht nicht einmal die galizische Ebene. Lediglich in der Bukowina werden befriedigende Erfolge erzielt. Sie reichen aber nicht aus, um an ein Aufrollen der Russen von Süden her zu denken.

Jetzt aber zeigt sich Großfürst Nikolai Nikolajewitsch in der ganzen Meisterschaft seiner Strategie. Sobald er die deutschen Vorbereitungen zum Angriff in Südpolen erkannt, stellt er sich vollständig um. Während bisher das Schwer

gewicht seiner Operationen auf den beiden Flügeln, in Ostpreußen und Galizien, gelegen, läßt er nun seine Truppenmassen in das polnische Zentrum strömen, um dem deutsch-österreichischen Vorgehen zwischen Südpolen und den Karpathen durch einen machtvollen Stoß gegen die deutsche Nordflanke aus dem Raum von Warschau und Zwangorod heraus zu beegnen.

Nikolai Nikolajewitsch denkt nicht nur an die Abwehr der feindlichen Offensive. Sein kriegerischer Geist steckt sich ein viel höheres Ziel. Noch erlaubt die Jahreszeit große Operationen. Später werden Regen und Dreck alles verwandeln. Die Konzentration jener gewaltigen Truppenmasse, die von der Welt später den Namen der russischen „Dampfwalze“ erhielt, ist zwischen Warschau und Zwangorod fast fertig vollzogen. Dreißig Armeekorps sind marschbereit. Auf mächtige Festungen stützt sich die Operation. Über Polen und Schlesien hinweg winkt Berlin.

Je weiter die 9. deutsche und die 1. österreichische Armee vordringen, um so stärker macht sich der feindliche Druck bemerkbar. Bald kann kein Zweifel mehr sein, daß man es mit weit überlegenen Kräften zu tun hat. Der Verlauf der Schlacht zwingt die Führung der Verbündeten, ihre Kräfte immer mehr nordöstlich zu lenken, wo der feindliche Widerstand am heftigsten ist. So erhält die ursprünglich etwa auf Zwangorod operierende 9. deutsche Armee nun fast Warschau als Richtungspunkt. Die 1. österreichische Armee biegt ihre Richtung von der San-Mündung auf Zwangorod um.

Noch ist das Vorgehen beider Armeen in Fluß. Nach wenigen Tagen aber wird der furchtbare Ernst der Lage offenbar. Der Großfürst gibt seiner Dampfwalze den Befehl zum Antreten. Die nördliche Überflügelung der 9. deutschen Armee bereitet sich unmittelbar vor. Bei gefangenen russischen Offizieren findet man Operationsbefehle, die alles beweisen.

Mit dieser ernsten Stunde ist das Ende der deutsch-österreichischen Offensive gekommen. Ganz neue Entschlüsse müssen gefaßt werden.



Die Kräfte der bisher wacker mitgegangenen 1. österreichischen Armee erlahmen rasch gegenüber russischen

Stößen aus Zwangorod heraus. Dankl gerät ins Wanken. Er weicht. Statt in der Linie seines Vormarsches zurückzugehen, die Weichsel aufwärts, flammert er sich in verständlicher Absicht an die Deutschen. Er weicht auf Radom zurück. Nun schwebt auch der Südflügel der Deutschen einschließlich Dankl im freien Raum. Zwischen ihm und der 4. österreichischen Armee, die nördlich bis an die Weichsel herangezogen worden ist, klafft eine Lücke. Es rächt sich, daß die Österreicher mit den Deutschen keine operative Einheit bilden.

Die nördlichen Spizen der 9. deutschen Armee stehen an den Außenwerken von Warschau. Die Vorhuten des Zentrums richten an der Pilika-Mündung den Blick auf die träge fließende Weichsel und erkennen drüben das Grabengewirr der Russen. Die Russen haben sich verschanzt, als gelte es einen langen Festungskrieg, während doch die Deutschen noch vor zehn Tagen zweihundertfünfzig Kilometer entfernt in Oberschlesien standen.

Die deutschen Divisionsstäbe beschäftigen sich schon mit den Vorbereitungen zum Weichselübergang. Sie denken nichts anderes, als daß nun der Kampf gegen Warschau und Zwangorod durchgeföhrt wird. Nach bewährten Mustern bekämpft man Festungen durch Operationen im freien Feld. Die Truppen sind geschwächt und ausgezehrt durch den zehntägigen Gewaltmarsch über Südpolen hinweg und die dauernden Gefechte. Aber Gindenburg und Ludendorff werden schon wissen, was sie ihnen zumuten dürfen.

Sie wissen es allerdings. Ihrem Grundsatz getreu, jede Operation schon während des Ablaufs der vorausgehenden vorzubereiten, haben sie ihre Pläne schon fertig. Diesmal heißt es nicht Überflügeln und Vernichten. Diesmal ist es bitterer. Ausweichen und Zurückgehen bis auf die Ausgangsstellung. Alles aufgeben. Die Meister des strategischen Vormarsches wandeln sich zu Meistern des strategischen Rückzuges.

Der polnische Landregen meldet sich als Begleiter. Die Straßen sind ausgefahren und verschlammmt. Fahrzeuge bleiben stecken, Geschütze sinken ein. Endlos breitet sich die Ebene Südpolens, eine einzige Schmutzpfütze. In der ferne die Lysagora. Vor zehn Tagen wurde sie überschritten. Jetzt geht es zum zweitenmal hinüber, in umgekehrter Richtung.

Die Marschziele sind fast brutal in ihren Entfernungen.

Dazu kommt noch der Befehl, alle Bauten und Einrichtungen von militärischem Wert gründlich zu zerstören. Das Oberkommando legt allergrößten Wert darauf. Vorbereitungen sind überall schon während des Vormarsches getroffen worden. Brücken und Eisenbahnbauten flogen in die Luft. Straßenkreuze werden gesprengt. Der Feind soll nichts finden, was seinen Vormarsch beschleunigen kann.

Aber das ist der moralische Glanzpunkt dieses musterhaften und wohl einzig dastehenden Rückzuges — nicht eine einzige Stunde lang kommt auch nur bei einem Musketier das Empfinden auf, daß hier etwas nicht stimmt. In voller Ordnung vollzieht sich alles. Man weiß, daß die Führung ihre guten Gründe hat. Rückzug heißt hier nur die Grundlage für einen neuen Angriff schaffen. Angriff und Rückzug verschmelzen zu einer einheitlichen strategischen Handlung. Der Soldat empfindet den Rückmarsch nicht anders als einen Teil seines Sieges. Das ist das Verdienst einer vollendeten Führung.

Die deutschen Divisionen weichen auf Czenstochau und Kreuzburg zurück, um der nördlichen Überflügelung zu entgehen.

Der Großfürst setzt seine Dampfwalze schwerfällig in Gang, rechte Seite auf Posen, linke auf Breslau gerichtet. Die Österreicher geben abermals alles Errungene preis und kommen diesmal sogar erst hinter dem Dunajek beiderseits Tarnow zum Einhalten.

Mitten in diesen schwarzen Tagen, mitten im Rückzug ihrer eigenen hartgeprüften Korps sind Willenskraft, Gedankenreichtum und unerschütterlicher Siegesglaube der beiden Führer im Osten schon mit einer neuen Operation beschäftigt, die das Schicksal zum zweitenmal wenden soll.



Ludendorff fährt nach Berlin. Die Dinge haben eine Entwicklung genommen, die eine gründliche Aussprache zwischen der Obersten Seeresleitung und der Leitung der Operationen im Osten angezeigt erscheinen läßt. Falkenhayn kommt aus Charleville ebenfalls nach Berlin. Die beiden Männer treffen sich.

Ludendorff kommt sich wie in einer anderen Welt vor, die er nicht begreift. „Der Unterschied zwischen der unge-

heuren Anspannung, die ich seit Kriegsbeginn durchlebt hatte, und dem Treiben in Berlin war zu groß," schrieb er später. Die Cafés und Vergnügungsstätten sind überfüllt. Frohes Leben herrscht auf den Straßen. Man jubelt ihm als Sieger in zwei Schlachten zu, als dem Befreier des Ostens.

Ludendorff erschrickt. Seine Truppen sind in einem Rückzug, der das Letzte von ihnen fordert. Noch weiß man nicht, ob der Großfürst die Gunst der Lage voll erkennt. In Polen fällt der Regen. Wie lange kennt man dort keine Freude und keinen Jubel mehr. Die Österreicher strömen hinter den Dunajek. Es ist fast zuviel. Ludendorff gibt Falkenhayn ein klares Bild von der Lage in Ostpreußen und Polen. Conrad von Goetzendorff hat dringend um deutsche Verstärkungen gebeten. Aber General von Falkenhayn läßt keinen Zweifel, daß er vorläufig nichts geben kann. In Flandern tobt die Schlacht, von der er immer noch eine Entscheidung erwartet.

Und die Heimat feiert siegesfroh!

Die Aussprache mit Falkenhayn ist unerquicklich. Beide haben viel auf dem Herzen. Ludendorffs strategischer Wille begegnet Falkenhayns kühler Fähigkeit. Man geht beiderseits unbefriedigt auseinander.

Wenigstens hat Falkenhayn in die dringend notwendige Befehlsumgliederung im Osten eingewilligt. Zindenburg gibt die Führung der 9. Armee an Mackensen ab. Er ist nun ausschließlich Oberbefehlshaber Ost und geht mit seinem Stabe nach Posen. Die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Posen und Schlesien werden ihm als Kriegsg Gebiet unterstellt.

Über die weiterhin beabsichtigten Operationen konnte Ludendorff noch nichts vortragen, da die Pläne hierüber noch nicht ausgereift waren. Alles hing davon ab, ob der Vormarsch der Russen tatsächlich ins Stocken geraten war und die 9. Armee ihre Operationsfreiheit wiedergewonnen hatte.



Ehe der Heimat zum vollen Bewußtsein gekommen, welche ungeheure Gefahr plötzlich im Osten entstanden ist, fällt schon der Schlag, der diese Gefahr beseitigt.

Das Aufmarschgebiet, jetzt Rückmarschgebiet der 9. Armee, wird rücksichtslos von deutschen Truppen entblößt. Nur die Armee-Abteilung Woyrsch bleibt dort zurück. Sie kommt unter den Befehl der 1. österreichischen Armee, die ihren Abschnitt nun ganz in den Raum nördlich der Weichsel verlegt. Die 2. österreichische Armee wird vom Südflügel am Dnjestr fortgenommen und auf dem rechten Flügel der 1. eingeschoben.

Die 9. deutsche Armee wird mitten aus ihrem Rückzug heraus in den Raum zwischen Posen und Thorn gefahren, wo bisher nur Landsturmбатайllone den Grenzschutz ausgeübt haben. Die 8. Armee in Ostpreußen muß den letzten entbehrlichen Mann hergeben, um die 9. zu verstärken.

Um die 8. Armee nicht dem sicheren Verderben preiszugeben, wird eine besonders bittere Maßnahme durchgeführt. Die Armee zieht sich kampflos aus ihrer Front vor Rowno und Grodno zurück, gibt aufs neue Teile Ostpreußens auf und stellt sich in der Linie Tilsit—Gumbinnen—Angerburg—Lyck zur Abwehr bereit. Dort ist inzwischen eine haltbare Stellung ausgebaut worden. Es ist die Linie, aus der heraus seinerzeit die Schlacht an den masurischen Seen begonnen wurde, die Kennenkampf vertrieb und Ostpreußen vom Feinde säuberte.

Endlich gibt Falkenhayn aus dem Westen einige Korps ab. Die Xpernschlacht versendet. Die Korps müssen erst quer durch ganz Deutschland fahren. Das dauert mit An- und Abmarsch zu den Verladeplätzen mindestens eine Woche. Schon marschiert Nikolai Nikolajewitsch. Gindenburg kann nicht mehr warten.

Am 11. November greift Mackensen mit der 9. Armee an. Sein linker Flügel lehnt sich an die Weichsel bei Thorn, der rechte etwa an die Warthe südöstlich Gnesen. Abermals sind es die Sieger von Tannenberg, von Masuren, von Warschau und Iwangorod. Sie verwandeln sich jeweils nach zwei Wochen, als seien ihre Kräfte unerschöpflich. Der Großfürst steht vor einem Rätsel.

Zwei Tage später, indessen Mackensen schon halbwegs Lodz kämpft, reißt die Frucht. Das russische Zentrum stellt den Vormarsch ein. Die Dampfwalze hält an. Der Großfürst, unverwundlich in seiner Energie und allen Schicksalsschlägen trotzend, wirft seine Reserven auf den Nordflügel.

Es nützt ihm nichts. Der Flügel wird langsam gebogen und knickt ein. Mackensen steht vor Lodz, wo sich die russischen Massen zu einem verstrickten Anäuel zusammenballen.

Schon sieht es so aus, als könne sich bei Lodz ein neues Tannenberg entwickeln. Aber der äußerste linke Flügel Mackenses, der weit vorgeprallt ist, gerät seinerseits in harte Bedrängnis. Die Russen ziehen neue Massen aus Warschau herbei. Am 23. November sind das ganze XXV. Reservekorps und die 3. Gardedivision völlig umzingelt. Sie stehen bei Brzeziny und kämpfen nach allen Seiten. „Rache für Samsonow“ denken die Russen. Transportzüge für die deutschen Gefangenen werden schon bereitgestellt.

Da machen die drei Divisionen kehrt. Voran die 3. Gardedivision unter General Litzmann, geht es gegen den Feind im Rücken. In der Nacht wird der Ring in Stücke gehauen. Die Divisionen bringen ihren gesamten Troß und oben-
drein 10 000 russische Gefangene mit.

Nun aber erlahmt die Stoßkraft dieser einzigen Armee, gegen die der Großfürst Korps um Korps stellt, sein Zentrum schwächend und den Gedanken an Schlesien, Posen und Berlin begrabend. Obwohl die deutschen Korps aus dem Westen jetzt eingetroffen sind, geht es nur noch Schritt für Schritt vorwärts. Lodz wird am 6. Dezember, Lowicz am 15. genommen.

Seit Beginn der Mackensen-Offensive hat der Großfürst eine Viertelmillion Menschen eingebüßt. 80 000 Gefangene zählen die Deutschen. Abermals ist der Osten gerettet. Gerettet durch eine beispiellose, kühne, strategische Operation.

Der russische Winter streckt seine Klauen auch über Polen aus. Aber der Großfürst denkt noch nicht daran, seine Truppen die Gräben beziehen zu lassen.

8. Kapitel

Karpathen und Masuren

Die Vorwürfe der Alliierten im Westen sind hart. Wo sind die russischen Erfolge? In welchem Verhältnis stehen sie zu den großsprecherischen Voraussagen? Die Aussicht auf Berlin ist ferner denn je. Aber der Krieg muß doch irgendwie entschieden werden. Man kann sich doch nicht einfach in

die Schützengräben legen und abwarten, wie alles sich entwickeln wird!

Daß im Westen vorläufig nichts zu erreichen ist, liegt auf der Hand. Franzosen und Engländer haben ihr Äußerstes getan, den deutschen Stoß abzufangen. Fast die ganze Angriffskraft der Deutschen hat auf ihnen gelastet. Sie stehen in einer festen Front zwischen dem Meere und der Schweiz.

Ehe aber den Deutschen Gelegenheit gegeben wird, im nächsten Frühjahr diese Front zu erschüttern, muß Rußland noch einmal heran. Der zweimal mißglückte Ansturm muß zum drittenmal unternommen werden. Die Rücksicht auf die furchtbaren Verluste darf ebensowenig eine Rolle spielen wie der russische Winter. Man kann auch in Schnee und Eis kämpfen.

Der Großfürst weiß, was er seinen Alliierten schuldig ist. Ist der erste Stoß gegen die Flügel mißglückt, hat die Niederwälzung des Zentrums ein klägliches Ende gefunden, so wird man es jetzt abermals auf den Flügeln versuchen. Besonders auf dem Südflügel. Die Novemberkämpfe haben gezeigt, wie sehr die Österreicher geschwächt sind.

Es ist Dezember. Der russische Winter liegt weiß über der ungeheuren Front von Memel bis Czernowitz. Einmal nur kommt es hier unten zu einer größeren Operation. Anfangs des Monats werfen die Österreicher in der dreitägigen Schlacht von Limanowa die zwischen Tarnow und den Beskiden über den Dunajek gedruckenen Russen zurück.

Den Großfürsten stört diese Teiloperation nicht viel. Er rechnet mit größeren Massen. Kühn und zäh bereitet er seine neue Offensive vor. Sie wird über die zweitausend Meter hohen, völlig verschneiten, von Eis überdeckten Carpathengipfel führen.

Der Plan ist so ungeheuerlich, daß er nur in dem Sinn eines slawischen Machthabers entstehen kann. Rücksicht auf die Menschen, die dort oben zu sterben haben werden, liegt außerhalb der Erwägungen. Noch kann man dem russischen Soldaten alles zumuten. Noch gehorcht er Väterchen Zar wie dem lieben Gott. Eine Million Menschen sind geopfert. Eine zweite wird folgen, ohne zu murren.

Nicht genug damit wird gleichzeitig der neue Stoß gegen die verhaßten Deutschen vorbereitet, die der Offensive im

Zentrum ein so rasches Ende gemacht haben. Man wird ihnen die Lust nehmen, auf der ganzen Front von tausend Kilometer Länge mit ihren schwachen Korps herumzumanoevrieren und bald hier, bald da, je nach ihren strategischen Erwägungen, den dumpfen russischen Massen das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. Das kann nur durch eine gründliche Abrechnung geschehen.

Kennenkampf ist aus Ostpreußen verschwunden. Der Großfürst hat ihm nicht verzeihen können, daß er durch seine Untätigkeit seinerzeit den Untergang Samsonows und der Narew-Armee verschuldet hat. Einstweilen hat man ihn an die Spitze der neugebildeten 1. Armee im polnischen Zentrum gestellt. Aber dieser ehrenvolle Posten ist nur der Übergang zur Verabschiedung.

Schon im September 1914 ist zwischen die Njemen-Armee Kennenkampf und die Reste der Narew-Armee Samsonow die neue 10. Armee eingeschoben worden. Im Oktober wird die alte Njemen-Armee mit der neuen 10. vereinigt.

Kommandeur dieser Armee ist General Siewers.

Nach und nach werden ihr so viele Korps zugeführt, daß Siewers um die Jahreswende über eine Viertelmillion Menschen verfügt, um die schwachen Landwehr- und Landsturmformationen der zwischen Tilsit, Angerburg und Johannisburg stehenden 8. Armee unter General von Below zu überrennen und diesmal ganze Arbeit zu leisten.

In der zweiten Januarwoche 1915 soll der Angriff auf die Karpathenpässe und nach Ungarn hinein beginnen. Siewers erhält Befehl, sich bereitzustellen. Vielleicht gelingt es, die Aufmerksamkeit und die Kräfte der Deutschen nach Süden zu lenken, um sie desto vernichtender im Norden zu treffen.



Conrad von Goetzendorffs beweglicher Geist verzagt auch in dieser Lage nicht. Aber von einem Glauben ist er nun gründlich befreit. Doppelt Unglück hat ihm die Erkenntnis aufgezwungen, daß er sich auf seine Divisionen nicht mehr verlassen kann. So bitter es ist — er braucht deutsche Hilfe an Ort und Stelle, um den Gang noch einmal wagen zu können.

Falkenhayn ist flug genug, diese Hilfe zu gewähren. Die Ruhe an der Westfront, die nun auch ihm nach blutigen Er-

fahrungen erwachsene Erkenntnis, daß einstweilen an eine Feldschlacht in Frankreich nicht zu denken ist, erleichtern ihm den Entschluß. Sein Verstand erwägt, daß den Deutschen alle Siege nichts nützen werden, wenn gleichzeitig durch eine Niederlage der Österreicher das Unheil sich vorbereitet.

Es wird eine deutsche Süd-Armee gebildet, deren Oberbefehl der General von Linsingen übernimmt. Die Truppen kommen, ebenso wie ihr Führer, sämtlich von der deutschen Ostfront. Sie fahren durch Schlesien, Österreich und Ungarn, sind zu Weihnachten auf der Bahn und versammeln sich bei Munkacs hinter dem Zentrum der Karpathen. Anfang Januar übernehmen sie den Frontabschnitt zwischen der 3. österreichischen Armee und der Armee-Abteilung Pflanzger-Baltin, die in der Bukowina steht. Operativ untersteht die Süd-Armee Conrad von Goetzendorff. Andererseits werden Linsingen eine Anzahl österreichischer Divisionen zugeteilt.

Meterhoch liegt der Schnee in den Karpathen. Das Thermometer zeigt an besonders kalten Tagen bis zu dreißig Grad unter Null. Die Anmarschwege sind vereist und kaum gangbar. Von Gipfel zu Gipfel und quer über die verwehten Gänge liegen die feindlichen Gräben einander gegenüber.

Weit von der Heimat, einer fremden Heeresverwaltung angegliedert, einer völlig neuen Aufgabe gegenübergestellt, haben sich die deutschen Truppen zurechtzufinden. Es muß geschafft werden. Die Österreicher rechts und links sind von der herzlichsten und fürsorglichsten Kameradschaft. Ihre Dankbarkeit für die deutsche Hilfe ist ehrlich und unumwunden. Sie wissen selbst, woran sie Franken.

Die Deutschen sind nicht gekommen, um sich in den Karpathen häuslich einzurichten und die Naturschönheiten des Gebirgswinters zu studieren. Kaum ist ihre Eingliederung vollzogen, als der Befehl zum Angriff gegeben wird. Conrad von Goetzendorff und Hindenburg sind sich einig, daß sie im Süden und im Norden den erwarteten russischen Angriff durch Gegenangriff aus der Vorhand zu parieren haben.

Fast scheint es, als ob Nikolai Nikolajewitsch seinerseits den gleichen Gedanken verfolgte. Kurze Zeit vor dem ge-

planten deutsch-österreichischen Angriff treten die Russen in der Bukowina an. Will der Großfürst etwa durch einen Stoß in die allersüdlichste Flanke dem Angriff der Verbündeten den Boden entziehen?

Pflanzger-Baltin geht mit dem österreichischen Südflügel zurück. Bald ist er nicht mehr weit von der Grenze zwischen Siebenbürgen und der Bukowina entfernt. Hier verbreitern die Karpathen ihren natürlichen Wall. Conrad von Goetzen-dorff, der sich die Grundlagen seiner Operation nicht acht Tage vor der Ausführung entreißen lassen will, schickt Pflanzger-Baltin Verstärkungen. Unter dem Eindruck des nun gleichzeitig erfolgenden Vorgehens der Armee Linsingen kann auch Pflanzger-Baltin wieder front machen. Jetzt weichen die Russen. Es geht auf Kolomea und Czernowitz.

Inzwischen ist Linsingen angetreten. Grimmig und kompliziert sind die Gefechte mit den Russen. Der Feind will sich die Aussicht auf die ungarische Ebene um keinen Preis nehmen lassen. Jeder Tag erfordert umständliche Vorbereitungen. Unsäglich sind die Schwierigkeiten des Nachschubs und der Verpflegung. Die Geschütze voranzubringen, ist eine besondere Kunst. Bitterer Frost peinigt in den Nächten.

Der Schnee fällt so dicht, daß man kaum fünfzig Meter weit sehen kann. Die Gebirgsartillerie wird um den Vorteil des direkten Schusses gebracht. Es ist kaum noch möglich, die Gefechtsverbindungen innerhalb der Infanterie zu erhalten. Man verirrt sich, als sei jeder Trupp eine Gruppe von Hochgebirgstouristen in unbekanntem Gelände.

Ende Januar ist die Kette des Hochgebirges in deutscher Hand. Keines Russen Fuß steht mehr am südwestlichen Gang der Karpathen. Sie klammern sich an die Nordhänge der Pässe.

Es ist hohe Zeit. Schon sind die Vorbereitungen des Großfürsten gediehen.

Fast anderthalb Millionen Menschen treten unter dem General Iwanow gegen die Karpathenfront an, um sie, koste es, was es wolle, von den Rämmen herabzureißen.



Noch bevor diese furchtbare russische Welle aus der galizischen Ebene gegen die Pässe heranschwillt, hebt das Schick-

sal zu einem neuen Schlage gegen den Großfürsten und gegen Rußland aus.

Der Schlag trifft kurz, hart und vernichtend. Geführt wird er von den Deutschen im obersten Norden. Er kostet den Großfürsten binnen vierzehn Tagen abermals eine ganze Armee. Er kommt so überraschend, daß diese Armee bereits vom Erdboden verschwunden ist, bevor der Großfürst aus seiner Erstarrung erwacht.

General Siewers wartet auf den Befehl zum Angriff gegen Ostpreußen. Die Deutschen gegenüber scheinen im tiefsten Winterschlaf versunken. Nichts regt sich bei ihnen. Offenbar haben sie keine Ahnung, was ihnen bevorsteht. Siewers wird diesmal bessere Arbeit verrichten als Rennen-kampf. Noch ist Samsonow ungerächt.

Warum zögert der Großfürst? Siewers wird ungeduldig. Man kann auf die Dauer eine so gewaltige Armee vor den Augen des Feindes nicht verbergen, mag dieser Feind noch so unaufmerksam und noch so sehr mit anderen Dingen beschäftigt sein.

Die Russen schanzen unterdessen. Sie sind so dicht gedrängt, daß sie sich gegenseitig belästigen. Die Armeeführung legt auf das Schanzen keinen allzu großen Wert. In kurzer Zeit geht es ja vorwärts. Aber die Bataillone müssen irgendwie beschäftigt werden. Auch hilft die Bewegung gegen die Kälte, die selbst für russische Nerven beträchtlich ist. Unterdessen wird das eroberte Land östlich der Linie Tilsit—Johannisburg weidlich ausgepreßt und drangsaliert.

Anfang Februar beginnt dichter Schneefall. Die Wälder in der Johannismurger Heide, der Rominter Forst und die Tannen um Insterburg biegen sich unter der Schneelast. Die Wege verwehen und werden unkenntlich.

Dann setzt plötzlich flirrender Frost ein bei scharfem, eisigem Ostwind und klarblauem Himmel.

Das Land wandelt sich in ein weißes Märchen. Die Seen gefrieren zu silbernen Platten. In den Schützengräben weiß man sich wohl zu helfen. Kleine Kanonenöfen glühen behaglich in den Unterständen und bläuliche Rauchwölkchen steigen über den Schnee.

Aber die Posten draußen in den Gräben erstarren zu Frostsäulen. Da hilft kein Trampeln, kein Armeschlagen und kein wollener Kopfschützer von daheim. Es ist eine mije-

rable Kälte. Vergeblich sucht man sich hinter den Schulterwehren vor diesem eisigen Ostwind zu bergen, der von den Russen herüberkommt.

Es ist ein rechter winterlicher Friede auf der ganzen Front, und alles widmet sich dem Kampf gegen den Frost. Hier und da fallen ein paar Schüsse. Sie sind nicht ganz ernst gemeint. Man hat genug zu tun mit der Kälte.

Mitten aus diesem Wintermärchen heraus krachen am 7. Februar frühmorgens über die Johannisburger Zeide die Batteriesalven. Es klingt, als ob das Eis der Seen zerbreche. Ehe die Russen sich über die plötzlich toll gewordenen Deutschen genugsam verwundert, brechen schon die Schützenkolonnen durch die Niederungen und über die verschneiten Lichtungen.

General Siewers traut seinen Ohren und seinen Augen nicht. Was wollen die Deutschen in der Johannisburger Zeide? Offenbar handelt es sich um ein rein örtliches Unternehmen. Nun, man wird eine frische Division einsetzen und sie durch den Forst zurücktreiben lassen.

Da wird ihm gemeldet, es handle sich um einen tiefen Einbruch, der bereits das Pissek-Flüßchen erreicht, den ganzen Forst in einem Zuge durchlaufen habe und sich fortwährend nach Norden verlängere. Die Tiefe des Stoßes betrage in der Mitte schon etwa fünfzehn Kilometer.

Siewers beißt sich auf die Lippen. Sein Generalstab gerät in fieberhafte Tätigkeit. Zunächst muß einmal festgestellt werden, wie ein so peinliches Ereignis hat eintreten können. Irgend jemand muß seine Pflicht nicht getan haben. Wenn es der Großfürst, dessen Augen ganz auf die Karpathen gerichtet sind, erfährt, wird es eine böse Abrechnung geben. Man tut gut, die ersten Meldungen des Armeeoberkommandos an die Kriegsleitung möglichst harmlos zu färben. Ehe der Großfürst den Umfang des Einbruchs erkennt, muß die Stelle schon wieder ausgebuchtet sein.

Die Nacht ist ebenso kalt wie die vorausgegangene. Der scharfe Ostwind wächst zum Sturm, der sich bei klarem Himmel erbarmungslos auf Mensch und Tier wirft. kaum kann man die Gewehre noch halten. Frost schmerzt an den Füßen.

Am 8. Februar erwacht General Siewers zu einer furchtbaren Überraschung. Während der Einbruch bei Johannisburg sich auf fast dreißig Kilometer Tiefe und fünfund-

zwanzig Kilometer Breite vergrößert, ist die Nordfront der Deutschen östlich Tilsit und bei Gumbinnen dem Beispiel im Süden gefolgt. Schon sind die Wälder nordöstlich Gumbinnen und bei Stallupönen überwunden. Ganz im Norden drängen starke feindliche Kolonnen durch den Schoreller Forst in südlicher Richtung gegen Schirwindt und Pillkallen.

Um die Mittagszeit meldet man, die Südgruppe schreite, alles vor sich niederreißend, mit ihrem rechten Flügel parallel zum Bobr, mit dem linken auf Lyck zu.

Nun entrollt sich das Bild in seiner ganzen Klarheit. Mit ungemeiner Schnelligkeit und unter der größten Geheimhaltung haben Gindenburg und Ludendorff abermals eine völlige Umgruppierung der deutschen Osttruppen vorgenommen. Sie raffen alles, was greifbar ist, aus dem polnischen Zentrum zusammen, nehmen die von Falkenhayn gesandten neuen Korps hinzu und geben der Front der bisherigen 8. Armee zwischen Tilsit und Johannisburg binnen wenigen Tagen ein vollständig verändertes Aussehen. Ziel ist, die in der Aufstellung zum Vormarsch begriffene und sozusagen schon fertige Armee Siewers zu überfallen und zu vernichten, ehe sie einen einzigen Fuß vorwärts gerührt hat. Mittel — ein neues Cannae, schwache Mitte, starke Flügel.

Zwischen Tilsit und Darkehmen wird nördlich der alten 8. eine neue 10. Armee gebildet. Sie untersteht dem Generalobersten von Eichhorn. Below behält mit der 8. Armee den Abschnitt zwischen Darkehmen und Johannisburg. Vor ihm liegen die masurischen Seen und behindern ihn. Aber er soll ja mit seiner Mitte und dem linken Flügel, ebenso wie Eichhorn mit seinem rechten Flügel, möglichst lange verhalten. Bei und südlich Johannisburg steht die Gruppe Litzmann, der 8. Armee zugehörig.

Eichhorns Nordflügel ist die nördliche Zangenklaue, Litzmann die südliche. Sie haben so schnell und so kräftig vorzustossen, daß es gelingt, die Masse der Russen zwischen Suwalki und Augustowo, mitten im Gewirr der verschneiten Forsten in einem Kessel zusammenzutreiben. Mitte und rechter Flügel Eichhorns, linker Flügel und Mitte Belows folgen entsprechend nach.

Am Schoreller Forst wird Eichhorns linker Flügel aufgehalten. General Siewers hat erkannt, daß hier der

Schlüssel der nördlichen Umfassung liegt. Die Russen halten sich verzweifelt. Aber Eichhorn stößt einen Keil südlich der Wälder auf Stallupönen und Lydtkuhnen zu.

Die Russen müssen heraus aus dem schützenden Wald. Und nun tun sie gerade das, was Eichhorn erstrebt. Ihr geringer Teil flieht unter den Schutz von Rowno, ihre Masse aber läßt sich südöstlich und fast südlich gegen Mariampol und in die Rominter Heide treiben. Hinein in den Kessel von Augustow und Suwalki.

Das deutsche Zentrum ist unterdessen im Anmarsch auf die Linie Goldap—Lyck. Es kämpft hinhaltend, um nicht vorzeitig an die Westseite des Kessels zu gelangen. Zu erbitterten Kämpfen kommt es an der Seenenge bei Lyck. Deutsche Landwehr, Teile des I. Armeekorps und des XXXX. Reservekorps greifen unter blutigen Verlusten das III. sibirische Korps an. Die Sibirier schlagen alle Angriffe ab und ziehen sich erst im Schutze der Nacht von der Enge zurück. Am 14. Februar geben sie auch die Stadt Lyck auf.

Wie ein Blitz stößt unterdessen Litzmann an der Festung Ossowiez vorüber auf Grodno zu, schwenkt dann nördlich ein und schießt sich an, am Augustower Forst entlang in den Rücken des Gegners zu dringen. Nach sieben Tagen hat er hundertundzwanzig Kilometer zurückgelegt, in Eis, Schnee, Sturm und unter schweren Gefechten.

Von Grodno und Ossowiez her greifen starke russische Kräfte den Rücken Litzmanns an. Er wendet einen Teil seiner Divisionen südwärts zur Abwehr. Aber seine Hauptaufgabe ist das Kesseltreiben gegen Norden. Von Mariampol und der Rominter Heide her ist Eichhorns Umfassungsfügel im schnellen Anmarsch.

Das Werk gelingt, ehe die Russen aus ihrer Dumpsheit erwacht sind. Tauwetter tritt plötzlich ein. Schneematsch verwandelt die Straßen zu Teichen. Die wenigen Wege aus den Wäldern sind kaum passierbar. Noch weiß man nicht annähernd auf deutscher Seite, wieviel der Kessel enthält. Man weiß nur, daß alles, was darinnen, verloren ist.

Es gibt kein langes Hin und Her bei den Russen wie seinerzeit in der Tannenberger Schlacht. Sie stehen zu eng, um sich noch bewegen zu können. Dampf in ihr Schicksal ergeben, lassen sie sich abführen.

Und nun kommen die Deutschen nicht aus dem Staunen. Es will kein Ende nehmen. Immer neue Kolonnen treten aus den Wäldern. Am 20. Februar war die Einkreisung vollendet. Bis zum 23. sind 110 000 Menschen und 300 Geschütze gezählt, dazu ein unermesslicher Troß.

Die Winterschlacht in Masuren hat ein Cannae von noch größerem Ausmaße als Tannenberg ergeben. Die 10. russische Armee ist vernichtet.

Als General Siewers dem Großfürsten das Ergebnis meldet, ist Nikolai Nikolajewitsch rasend. Aber er faßt sich schnell wieder. Wenige Tage später bereitet er mit der an Samsonows Stelle neugebildeten 12. Armee aus dem Raume Nowo-Georgiewsk—Ostrolenka einen neuen Entlastungsangriff gegen die Südflanke der deutschen Ostpreußen-Stellung vor. Die Deutschen kommen ihm abermals zuvor und erobern Przasnysz. Aber ihre Kräfte sind zu schwach. In blutigen Kämpfen gelingt es der 12. russischen Armee, Przasnysz wiederzunehmen. Hier aber lassen die Generale Gallwitz und Morgen den Stoß zerprellen.

Nikolai Nikolajewitschs zweiter Angriff auf den Nordflügel und auf Ostpreußen hat, ehe er sich entwickeln konnte, das gleiche Schicksal gefunden wie der erste.

Nach Samsonow Siewers. Nach Tannenberg Masuren.



Von Ende Januar bis Mitte März 1915 sind die Österreicher fortwährend vergeblich bemüht, ihre Festung Przemyśl zu entsetzen. Die Russen schlagen alle Angriffe ab.

Die Karpathenschlacht, die nun anhebt, ist wild und furchtbar.

Der Großfürst, dem die eine Hälfte seines Doppelstoßes in Ostpreußen und in Galizien so rasch zerronnen, setzt alles daran, die zweite zu gewinnen. Er überprüft abermals seine Vorbereitungen und findet, daß noch manches getan werden kann. Geht er diesmal nicht sicher, so weiß auch er nicht mehr, was werden soll.

Mitte März ergeht der Befehl zum Angriff.

Dann entfaltet sich das Bild einer Schlacht, die in der Verschwendung an Menschen auf der Seite des Angreifers ohne Beispiele ist. Die ersten Anstürme bringen überhaupt nichts ein. Sie werden wiederholt. Hier und da gibt

ein Teil der österreichischen Front nach, um eine Bergkette, um ein paar Kilometer, um die Tiefe eines Tanges. Dann kommt der Gegenangriff und entreißt das Gewonnene. Zuletzt wird der Ansturm täglich.

In der Mitte steht die Front der deutschen Regimenter. Es gibt kein Weichen. Mit Kaltblütiger Ruhe erwarten sie den täglichen Anprall. Sie sehen die Leichen der Russen vor ihren Hindernissen sich aufstürmen. Welle auf Welle brandet und zerbricht in einer schrecklichen Monotonie.

Przemysl, bis auf die letzte Brotkrante ausgehungert, streckt am 22. März die Waffen. General Rusmanek gerät mit 75 000 Österreichern in Gefangenschaft. Die Russen erhalten einen Zuwachs von einigen Korps. Der Großfürst jagt sie gegen die Karpathen. Zum ersten, zum zweiten, zum dritten, zum zehnten Male.

Die Russen sind dezimiert und zu Tode erschöpft. Der Großfürst läßt sie ablösen. Die Neueingesetzten steigen auf die Leichen ihrer Vorgänger, um dort zu fallen, ohne den Feind erst zu erblicken. Die Abgelösten werden hinter der Front aufgefüllt. Das Grauen noch in Augen und Ohren, marschieren sie wieder nach vorn und legen sich auf die Leichen ihrer Ablöser.

Korpskommandeure werden ihrer Stellungen enthoben, Divisionskommandeure verschwinden in der Versenkung. Generalstäbler mit besseren Nerven kommen an ihre Stelle. Sie jagen die Regimenter gegen die Pässe, täglich, eine Woche nach der andern.

Um Ostern wird zur Stützung der 3. R. und R. Armee das deutsche Beskiden-Korps unter dem General von der Marwitz eingeschoben. Es kommt gerade rechtzeitig, um ein Nachgeben der Österreicher zu verhindern.

Es wird Anfang April. Der Schnee ist geschmolzen und rinnt schmutzig-naß von den Höhenzügen in die Täler. Dort, wo er nach Galizien zu abfließt, ist er vom Blut rot.

Die Munitionsbestände schmelzen zusammen. Die russische Industrie kommt dem Tempo des Verbrauchs nicht mehr nach. Geschütze fehlen. Mit Menschen ist es freilich noch verhältnismäßig einfach. Noch fließen die Quellen aus den Provinzen.

Der Großfürst sieht nicht, daß seine Soldaten sich verändern. Die Schlacht frißt an ihren Nerven. Gift brodel

heimlich. Kann Väterchen Zar das wollen, daß sie an jedem Tage so bluten müssen? Ist Väterchen Zar so grausam? Das kann nicht sein, Väterchen Zar ist gut — wenn es nun aber doch so ist?

Um Mitte April legt sich endlich Friedhofsruhe über die Karpathen. Kräuter und Blumen fangen schüchtern an, ihre Köpfe aus dem Erdboden zu heben.

Eine halbe Million Menschen hat der Wahnsinn des Großfürsten Mütterchen Rußland gekostet.

Schon dämmt es hinter den Leichenhügeln herauf. Die russische Armee ist fertig. Sie kann nicht mehr. Diesen Aderlaß erträgt sie nach soviel verlustreichen Schlachten nicht mehr. Die Bilanz der Zahlen ist einstweilen noch nicht beängstigend. Die Bilanz der inneren Kraft ist trostlos und ein furchtbares Vorzeichen für den Sommer 1915.

Zahlen kann man sehen und ihre Veränderungen messen. Die innere Kraft und der Geist verändern sich unsichtbar, langsam, unwägbare. Heimlich bereiten sich die Katastrophen vor, die eines Tages Führer und Geführte zum Erschrecken bringen. Das ist das Bitterste an ihnen.

9. Kapitel

Kreuzerkrieg, Kolonien und Blockade

Anfang November 1914 lief durch sämtliche Kabel der Welt eine Nachricht ganz besonderer Art und gelangte auch nach Deutschland. Ihr Inhalt besagte, daß ein deutsches Kreuzergeschwader unter dem Vizeadmiral Graf von Spee an der Westküste von Chile, nicht weit von Valparaiso entfernt, etwa auf der Höhe von Coronel, ein englisches Geschwader angegriffen habe. Die Seeschlacht war kurz und heiß. Die beiden englischen großen Kreuzer „Good Hope“ und „Monmouth“ sanken in die Tiefe. Der kleine Kreuzer „Glasgow“ entkam mit dem Hilfskreuzer „Otranto“ schwer beschädigt im Schutze der Nacht.

Die Engländer hatten eine empfindliche Schlappe erlitten, die ihrem Ansehen in der Welt einen argen Stoß versetzte. Deutschland jubelte.

Dann vernahm man einen Monat lang nichts mehr. Die Ereignisse des Landkrieges fesselten das Interesse.

Kein jemand dachte noch an die wackeren Sieger von Coronel. Nur die Seekriegsleitung daheim und die Flotte machten sich Gedanken. Mit ihnen alle die, deren Männer, Väter, Brüder und Söhne auf jenen Schiffen im Stillen Ozean weilten.

Im Dezember kam es, wie es kommen mußte. Abermals spielten die Kugel. Eine neue Schlacht. Diesmal auf der östlichen Seite von Südamerika, hart östlich der Falkland-Inseln.

Vizeadmiral Graf von Spee hat den Stillen Ozean verlassen und ist um die Südspitze Südamerikas herum in den Atlantischen Ozean eingedrungen. Er will Port William, den britischen Flottenstützpunkt auf den Falkland-Inseln zerstören! Möglicherweise kann er dabei den englischen Streitkräften einen neuen Schlag versetzen.

Frühmorgens am 8. Dezember steuern die deutschen Schiffe Port William an. Zwischen acht und neun Uhr sichten „Gneisenau“ und „Nürnberg“ den Hafenleuchtturm und erkennen im Innern des Hafens eine Anzahl englischer Kriegsschiffe, deren Größe ihnen verdächtig erscheint.

Nach einer halben Stunde verläßt der erste englische Panzerkreuzer „Kent“ den Hafen und nähert sich den beiden deutschen, die nun auch ihrerseits dem Engländer zustreben.

Graf Spee weiß immer noch nicht, wie stark der Gegner ist. Als aus der Richtung von Port William her in der Umgebung der „Gneisenau“ die ersten ganz schweren Granaten einschlagen, schickt er seinen beiden Vorhutschiffen um neuneinhalb Uhr den Funkpruch: „Gefecht nicht annehmen, sammeln, hohe Fahrt laufen.“

Um elf Uhr vereinigt sich das deutsche Geschwader südöstlich von Port William. Jetzt können die Deutschen das Auslaufen von acht großen englischen Schiffen beobachten. Zwei von ihnen werden als Schlachtkreuzer erkannt.

Mit einem Male wissen die Deutschen, daß sie es mit einer starken Überlegenheit zu tun haben. Das englische Geschwader ist durch die beiden großen Schlachtkreuzer „Invincible“ und „Inflexible“ verstärkt. Man hat sie aus der Heimat herübergesandt. Vorher bestand das Geschwader nur aus den drei Panzerkreuzern „Carnarvon“, „Cornwall“ und „Kent“, den kleinen Kreuzern „Bristol“ und „Glasgow“ und dem Hilfskreuzer „Macedonia“.

Es ist zu spät, um sich dem Feind durch ein Manöver zu entziehen. Wenige Minuten vor ein Uhr eröffnet „Inflexible“ auf sechzehn Kilometer Entfernung das Feuer gegen die am Schluß des deutschen Geschwaders laufende „Leipzig“.

Kurz darauf brüllen auch die Panzertürme des „Invincible“.

Graf Spee weiß, daß die Stunde seines Geschwaders geschlagen hat. Sowohl an Schnelligkeit wie an Kaliber sind die Engländer ihm weit überlegen. Der Graf faßt einen heroischen Entschluß. Um wenigstens die schnelleren kleinen Kreuzer zu retten, gibt er um ein Uhr zwanzig Minuten der „Leipzig“, „Dresden“ und „Nürnberg“ durch Signal den Befehl, einzeln sich zu entfernen und, ohne der langsameren großen Kreuzer zu achten, dem Schlachtfeld zu entrinnen.

Die drei kleinen Kreuzer drehen nach den Seiten ab. Zwei englische Panzerkreuzer und ein kleiner Kreuzer folgen ihnen. Die schweren Schiffe aber, voran „Invincible“ und „Inflexible“, beginnen, ihr überlegenes Feuer auf die beiden deutschen großen Kreuzer zu schütten.

Kurz nach vier Uhr, nach zweieinhalbstündigem Gefecht, sinkt das deutsche Flaggschiff „Scharnhorst“ mit wehender Kriegsflagge. Niemand wird gerettet. Auch der Admiral stirbt. Um einhalb sechs Uhr kentert der todwunde „Gneisenau“ nach Steuerbord. Eine halbe Stunde später sucht das Schiff die Tiefe auf.

Bis zum späten Abend sind die kleinen Kreuzer in Verfolgungsgefechte mit ihren Gegnern verwickelt. „Leipzig“ und „Nürnberg“ erliegen der Übermacht und schließen sich dem Todesreigen der großen Kreuzer an.

Der kleine Kreuzer „Dresden“ entrinnt den Verfolgern. Ein Vierteljahr irrt er ruhelos und verfolgt im Stillen Ozean umher. Dann wird er von den Engländern in neutralen Gewässern überfallen. Das Schiff wird zusammengeschossen. Die überlebende Mannschaft läßt sich in Chile internieren.

☆

Graf Spee, den Untergang seines Geschwaders mit Sicherheit voraussehend, hat schon am 14. August den

kleinen Kreuzer „Emden“ unter dem Kommando des Korvettenkapitäns von Müller aus dem Geschwaderverbande entlassen. Die „Emden“ soll auf eigene Faust Kreuzerkrieg führen und den feindlichen Handel so gründlich wie möglich stören.

Die Sage vom fliegenden Holländer wird im Indischen Ozean lebendig. Bald versenkt die „Emden“ einen russischen Dampfer in den japanischen Gewässern, bald erscheint sie im Meerbusen von Bengalen, bald ist sie vor Madras, bald bei Malakka. Bald landet sie ein Kommando, um an Land Zerstörungen vorzunehmen, bald versenkt sie ein Handelsschiff, bald schießt sie sich mit feindlichen Kreuzern herum, bald krachen ihre Granaten in die Öltanks der Gassen und verursachen riesige Brände.

Der gesamte Handel stockt. Die Kapitäne der Handelsschiffe weigern sich, ohne Schutz auf See zu gehen. Die Speditionsfirmen wollen keine Güter mehr verfrachten. Die Versicherungsgesellschaften streiken. Engländer und Japaner schicken einen Kreuzer nach dem andern. Es gelingt nicht, diesen raschen Teufel zu fangen. Ein vorzüglicher Nachrichtendienst, der von aufgefangenen Funksprüchen und von den Vernehmungen der gekaperten Schiffsleute lebt, zeigt immer wieder das Loch, durch das man verschwinden kann. Die Schädigungen des feindlichen Handels gehen in die Millionen.

Aber auch das kann nicht immer so weiter gehen. Am 9. November liegt die „Emden“ vor den Rokokos-Inseln, etwa tausend Kilometer südwestlich Sumatra. Vierzig Mann der Besatzung sind gelandet, um die englische Funkstation an Land zu zerstören.

Zufall und Unglück wollen es, daß der englische Kreuzer „Sidney“ daherkommt. Das Gefecht beginnt. Die Geschütze der „Sidney“ befolgen das gleiche Rezept, das später vor den Falkland-Inseln den Engländern zum Siege verhalf. Sie schießen die „Emden“ aus der Entfernung zusammen. Brände brechen aus. Es ist vorbei. Die „Emden“ wird niemandem mehr Schaden zufügen und niemanden mehr erschrecken.

Kapitän von Müller läßt das brennende Schiff auf Strand laufen. Ein Teil der Besatzung fällt in die Hand der Engländer.

Unterdessen weilt Kapitänleutnant von Mücke mit seinen vierzig Mann an Land und ist seelenruhig damit beschäftigt, die Funkstation zu zerstören.

Was ist das? Die „Emden“ setzt sich plötzlich in Bewegung und geht in See? Hat sie ihr Landungskommando vergessen?

Schon kommt der englische Kreuzer in Sicht. Ohne helfen zu können, sieht Mücke mit seinen Leuten das Drama an. Das Schiff brennt und steuert fernab zum Lande. Den Rest können sie sich denken.

Die Funkstation ist vernichtet. Sie hat gerade noch Zeit gehabt zu telegraphieren: „Fremdes Schiff vor der Einfahrt“.

Mücke hält sich verborgen, bis die „Sidney“ außer Sicht ist. Dann geht es zum Hafen hinab. Eine Aufschale von Segler liegt dort, längst abgetakelt. „Ayeshah“ heißt der Kahn und ist kaum mehr als hundert Tonnen groß. Aber was bedeutet das gegenüber der fabelhaften Tatsache, daß er noch schwimmfähig ist?

Bei Nacht und Nebel beginnt die abenteuerliche Fahrt. Sie führt nach Padang auf Sumatra, von dort aufs offene Meer hinaus. Einen Monat lang irrt die „Ayeshah“ in den Gewässern umher, ohne Funk, ohne Karte, ohne Geschütz, ohne Ausrüstung.

Ihre Besatzung schleicht sich an Land und nimmt sich, was sie zum Leben braucht. Sie spioniert die Bewegungen des Gegners aus, der auf ihren Fersen ist. Dann wird sie mutiger und verlegt sich auf den Raperkrieg im Kleinen. Es gibt immer noch Gegner, die schwächer sind als die „Ayeshah“. Man muß sich nur hüten, an den falschen zu geraten.

Dann schickt das Glück einen kleinen deutschen Dampfer. Die getreue „Ayeshah“ wird zur ewigen Ruhe auf den Meeresboden geschickt. Nun hat man sich erheblich verbessert. Man kann daran denken, dem Feinde endgültig zu ent-rinnen.

In der schauerlichen Monotonie des Krieges, der Schlachten, der Märsche, der kämpfenden Massen und des Materials wirkt es wie ein mittelalterliches Stück Roman-tik und eine Seite aus „Tausend und eine Nacht“. Mücke

landet mit seinen Getreuen an der arabischen Küste, tritt den Landmarsch an und schlägt sich mit feindlichen Beduinenstämmen herum. Die Emdenleute haben kaum noch Patronen, ihre Kleider sind längst zerfetzt. Die Sonne Arabiens und der Durst lassen sie ausdörren.

Die Welt hat im Strudel der Ereignisse längst die „Emden“ vergessen. In Damaskus langt Mitte Mai 1915 eine kleine Schar bis zur Unkenntlichkeit verwandelter und abgerissener Leute an, die behaupten, sie seien Mitglieder der Emdenbesatzung. Sie sprechen deutsch und ihre Angaben scheinen glaubhaft zu sein. Von der Entwicklung des Krieges seit dem November 1914 haben sie keine Ahnung. Das letzte ungefähr, was sie gehört haben, ist die Nachricht von dem Eintritt der Türkei in den Krieg. Das war im November. Auf diese Nachricht hatten sie ihre Hoffnung auf Rettung gebaut.

Am 24. Mai sind sie mit der Hedschasbahn in Konstantinopel.



Im Juli 1915 ereilt den letzten deutschen Auslandskreuzer, die „Königsberg“, das Schicksal an der ostafrikanischen Küste. Vier englische Kreuzer sind hinter ihr her. Es ist unmöglich, irgendwo noch Kohlen aufzutreiben. Ende September 1914 läuft das Schiff in die Mündung des Rufiji-Flusses ein und verwandelt sich weit stromaufwärts in eine Landfestung. Die Matrosen verschanzen sich und legen, so gut es geht, Hindernisse an.

Es kommt zu langwierigem Stellungskrieg. Er zieht sich über den ganzen Winter hin und mitten in den nächsten Sommer hinein. Die feindliche Überlegenheit wird immer größer, zumal an Artillerie. Die Deutschen verschiefen sich mit der Zeit. Sie haben keinerlei Nachschub.

Das Schiff, fast vernichtet, wird am 11. Juli 1915 verlassen. Die Geschütze werden mitgenommen. Die Besatzung schlägt sich durch Ostafrika hindurch und vereinigt sich mit der deutschen Schutztruppe unter Oberst von Lettow Vorbeck.

Nun ist es still geworden auf den Flächen der Weltmeere. Die deutsche Seekriegsflagge weht nicht mehr.



Am 20. August 1914 überreicht der japanische Botschafter in Berlin der deutschen Regierung ein Ultimatum seines Kabinetts. Japan fordert die unverzügliche Auslieferung des deutschen Pachtgebietes an der Bucht von Kiautschou mit der Hauptstadt Tsingtau. Die Forderung ist durch nichts begründet. Der Pachtvertrag ist eine rein deutsch-chinesische Angelegenheit. Aber Japan hat ein Seekriegsabkommen mit England. Seine alte Feindschaft gegen Rußland ist nicht so groß, daß es nicht diese günstige und billige Gelegenheit benutzen möchte, die deutsche Machtposition in Ostasien zu rauben.

Der deutsche Reichskanzler läßt dem japanischen Botschafter mitteilen, daß er keine Antwort zu geben habe. Der Kriegszustand mit Japan ist da.

In Tsingtau führt Kapitän zur See Meyer-Waldeck das Kommando. Man ist auf nichts eingerichtet, kein Mensch hat an Krieg gedacht. Der Kapitän weiß, daß sein Posten nach der japanischen Kriegserklärung ein verlorener ist. Am 24. August telegraphiert er an den deutschen Kaiser: „Einstehen für Plichterfüllung bis zum äußersten.“

Mitte September sind die Japaner da. Sie haben 50 000 Mann mit 150 Geschützen aller Kaliber gelandet. Underthalb Tausend Engländer sind bei den Japanern. Sie stehn auf chinesischem Boden — aber was kehren sich England und Japan daran? Was stört es die Vereinigten Staaten von Amerika? Japanische und englische Kreuzer übernehmen die Seeblockade.

Meyer-Waldeck hat das III. Seebataillon zu seiner Verfügung. Die Besatzungen der Kanonenboote „Itis“, „Jaguar“, „Luchs“, „Tiger“ und „Cormoran“ verstärken die Truppen. Man braucht die Geschütze dieser Boote auf dem Lande, weil man fast gar keine Artillerie hat.

Dem österreichisch-ungarischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“, einem alten Schiff ohne Gefechtswert, geht es nicht besser. Ein einziges Torpedoboot, „S 90“, bildet die See-streitmacht.

Tausend deutsche Reservisten strömen aus den Handelsniederlassungen in China herbei. So sind es insgesamt etwa 5000 Mann, die zu schießen verstehen.

Quer über die Landzunge von Kiautschou geht eine

rasch angelegte deutsche Feldstellung. Nach starker Artilleriebeschießung beginnt der Infanterieangriff.

Die kleinen Japaner sind zäh. Man weiß das aus dem Kriege mit Rußland, als sie Port Artur stürmten. Der Kampf um befestigte Stellungen ist ihre Spezialität. Hier stempelt ihre vielfache Übermacht den Kampf von vorn herein mit der Gewißheit des deutschen Untergangs.

Graben auf Graben geht in täglichen Gefechten verloren. Die Mittel zur Wiedereinnahme fehlen. Vor allem sind nicht genug Patronen da. Man muß ungeheuer sparsam damit umgehen. Die Lebensmittel sind streng rationiert.

„S 90“ bricht durch die englisch-japanische Blockade, torpediert den japanischen Kreuzer „Takatschio“, läuft freiwillig auf Strand und läßt seine Besatzung in China internieren.

Als die letzte Granate, die letzte Patrone verschossen und der letzte Zwieback gegessen, als die Feinde unmittelbar vor der brennenden Stadt stehen, macht Meyer-Waldeck dem unnötigen Blutvergießen ein Ende. Viertausend Deutsche geraten in japanische Gefangenschaft. Die blutigen Verluste der Angreifer beziffern sich auf das Vierfache.

Am 7. November wehen die englische und die japanische Flagge gemeinsam über dem Raub. Die Chinesen schütteln die Köpfe. Es kann ihnen nur recht sein, wenn die Sieger des Bokerkrieges sich untereinander zerfleischen.

Noch weht die deutsche Kriegsflagge in Kamerun. Aber sie ist schon im Sinken begriffen. Noch kämpfen Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika. Der Raub von Togo ist schon vollzogen. England und Frankreich teilen sich in den billigen Gewinn. Die deutschen Siedlungen im Stillen Ozean, Samoa, Neu-Guinea, die Karolinen, die Mariannen und die Marshall-Inseln werden im Anschluß an Tsingtau besetzt und verteilt. England und Japan sind dabei. Überall legt England die Hand auf die besten Stücke. Auf Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika ist es ebenfalls sicherer Anwärter. Es sind die fettesten Brocken aus dem deutschen Besitz. Frankreich wird man mit einem Stück von Kamerun abspeisen. Seine Interessen liegen mehr auf dem Festlande.

Der Grundsatz, der die deutsche Flottenpolitik vor dem Kriege beherrschte, war, mit wenigen Worten ausgedrückt, der folgende: Deutschland muß zum Schutze seiner Kolonien und zur Sicherung seiner Stellung als Welthandelsvolk eine so starke Flotte bauen, daß ähnlich wie auf dem Lande jeder Gegner das Risiko eines Angriffs scheut.

Zwei Schwierigkeiten standen dem entgegen. Einmal der mangelnde Sinn des Volkes für andere als kontinentale Interessen. Zum zweiten die Möglichkeit eines kriegerischen Angriffs von außen vor dem vollendeten Ausbau der Flotte.

Dieser Angriff konnte nach Lage der Dinge nur von England ausgehen. Die gewaltigen Anstrengungen, die England unternahm, um seinen Flottenvorsprung vor Deutschland zu erhalten und sogar noch zu vergrößern, zeigten zur Genüge, daß England nicht gewillt war, den deutschen Flottengrundsatz zur Geltung kommen zu lassen. Deutschland hat dabei niemals die Absicht verfolgt, eine Flottengleichheit mit England zu erreichen.

Hauptträger des Flottengedankens waren in Deutschland der Staatssekretär des Marineamtes Großadmiral von Tirpitz und der Kaiser. Reichstag und Bevölkerung folgten zunächst nur zögernd und mit großen Bedenken. Schließlich aber stimmte das Volk im gleichen Maße, wie es die gewaltigen Vorteile unserer Handelsentwicklung wahrnahm, auch der Flottenpolitik zu.

Mit Hinsicht auf einen kriegerischen Konflikt mit England betrachtet, war die strategische Lage der deutschen Flotte von vornherein äußerst schwierig. England beherrschte die Außenseite, wir standen dicht gedrängt im nassen Dreieck der Nordsee. Daß wir mit unseren Auslandsgechwadern von außen her nicht durchschlagend würden operieren können, war bei den ungeheuren Machtmitteln Englands und seiner Dominions leicht vorauszusehen. Was geschehen konnte, beruhte allein auf der deutschen Heimatflotte.

Wie mußte verfahren werden? Großadmiral von Tirpitz betrachtete den Flottenbau vom ersten Tage an unter dem Gesichtspunkt des Offensivgedankens. Das heißt, im Falle eines Krieges mit England hatte die deutsche Flotte

den Großkampf zu suchen und den Feind in offener Seeschlacht zu treffen. Es galt als selbstverständlich, daß man mit diesem Grundsatz den strategischen Absichten der Engländer begegnen würde. Niemand zweifelte daran, daß die englische Armada alsbald nach Kriegsbeginn in der deutschen Bucht aufmarschieren und daß es dort zu einer Seeschlacht von furchtbarer und entscheidender Bedeutung kommen würde.

Wie weit war der deutsche Flottenbau-Grundsatz zu Beginn des Weltkrieges verwirklicht? Ein einfacher Zahlenüberblick zeigt, daß England im Begriff stand, seinen bisherigen Vorsprung noch durch eine mächtige Anstrengung zu vergrößern.

Im August 1914 zählte England insgesamt 60 Linienschiffe und 43 Panzerkreuzer. Von diesen 103 Schiffen waren 29 Großkampfschiffe. Deutschland besaß 35 Linienschiffe und 13 Panzerkreuzer, darunter 17 Großkampfschiffe. Auf englischen Werften waren im Bau begriffen 17 Großkampfschiffe, auf deutschen Werften 11.

Noch viel ungünstiger lagen die Neubauverhältnisse für Deutschland bei den übrigen Schiffsklassen. England zählte 73 fertige und 21 im Bau befindliche kleine Kreuzer, Deutschland 41 fertige und 6 im Bau. England besaß 289 Torpedoboote und baute 30, Deutschland 219, im Bau 17. Auf Unterseeboote wurde beiderseits noch kein allzu großes Gewicht gelegt. Man hatte noch keine großen Erfahrungen über ihre Verwendbarkeit. England hielt 77 Boote im Dienst und baute 28. Deutschland verfügte über 28 fertige Boote, 12 waren im Bau begriffen.

Rechnet man die russischen und die französischen Seestreitkräfte hinzu — die russischen banden einen Teil der deutschen Flotte dauernd in der Ostsee, die französischen nahmen den Engländern die Sorge für das Mittelmeer ab und erlaubten die Konzentrierung der gesamten englischen Flotte in der Nordsee — bedenkt man die nicht nennenswerte Kampfkraft der österreichischen und der türkischen Flotte und hält man dazu die ungünstige strategische Lage der deutschen Seestreitkräfte, so ergibt sich schon für den ersten Tag des Seekrieges ein düsteres und nachdenklich stimmendes Bild unserer Lage auf dem Wasser.

Niemand dachte damals daran, zu welchen Mitteln England greifen würde, um seine flottenstrategische Überlegenheit in die furchtbarste Kriegswaffe aller Zeiten zu verwandeln. Durch die brutale, auf die Aushungerung Deutschlands gerichtete, über alle Grenzen des Völkerrechts sich hinwegsetzende und die Neutralen kurzerhand miteinbeziehende Seeblockade wurde Deutschland mit einem Male vor die Frage gestellt: „Stirb oder kämpfe mit allen Mitteln, die dir erreichbar sind.“



Die größte Überraschung des Kriegsbeginns war die Tatsache, daß die englische Armada ausblieb. Die deutschen Geschwader lagen ständig unter Dampf in ihren Ausgangshäfen. Ihre Mannschaft fieberte, die Kampfkraft der Schiffe zu erweisen. Bis zum letzten Tüpfelchen war alles fertig.

Nichts erfolgte, das Meer blieb still.

Mehrfach stieß die deutsche Flotte mit ihren leichten Streitkräften vor. Sie entsandte schnelle Kreuzer und Torpedoboote. Nach mehreren ergebnislosen Streifen trafen am 28. August 1914 nordwestlich Helgoland sechs deutsche kleine Kreuzer mit Torpedobooten auf ein starkes englisches Kampfgeschwader unter Admiral Beatty. Die Engländer zählten sechs Schlachtkreuzer, drei Panzerkreuzer und zwei kleine Kreuzer mit einer Anzahl von Torpedobooten.

Zu spät, um sich von dem allzu überlegenen Gegner loszulösen, zu weit von ihren eigenen Hauptkräften entfernt, um diese ins Gefecht hineinzurufen, mußten die deutschen Kreuzer den aussichtslosen Kampf aufnehmen. Drei von ihnen, „Mainz“, „Ariadne“ und „Köln“, sanken nach kurzem Gefecht, von den schweren Granaten der Engländer durchlöchert.

Unter gegenseitigen Erkundungsfahrten verliefen die folgenden Monate. Marineluftschiffe wurden eingesetzt, um die englischen Kriegshäfen und London zu bombardieren. Daneben leisteten sie wertvolle Aufklärungsarbeit. Die Zeit der Großflugzeuge war noch nicht gekommen.

Nichts änderte sich an der Tatsache, daß die englische Flotte sich darauf beschränkte, die Seeverbindung zwischen England und Frankreich zu sichern, die deutschen Auslands-

Kreuzer nach und nach zu erledigen und sich im übrigen im nördlichsten Teil Schottlands, in der Bucht von Scapa Flow und dem Firth of Forth, als größtes Machtmittel des britischen Reiches unverfehrt zu erhalten.

Das Verhalten der Engländer ergab sich aus kühlen politischen und strategischen Erwägungen. Ihre Flotte erfüllte ihren Zweck, wenn sie die deutsche Kriegsmarine verhinderte, die englische Blockade zu sprengen. Der alte britische Grundsatz, sich nicht zu verausgaben und die Hauptlast der Kriegsführung auf die Schultern anderer Mächte zu laden, fand hier seine wohlberechtigte Anwendung. Es mußten ganz andere Ereignisse eintreten, um England zu bewegen, diese Rücksicht beiseitezuerwerfen und alles zu wagen.

Einmal noch kam es in dieser Periode des Seekrieges zu einem größeren Gefecht. Ein deutsches Kreuzergeschwader lief Ende Januar 1915 zur Erkundungsfahrt aus und traf am 24. Januar an der Doggerbank auf das Geschwader des Admirals Beatty. Fünf englische Schlachtkreuzer, von sieben kleinen Kreuzern und einigen Torpedobootsflottillen begleitet, kämpften gegen die vier deutschen Panzerkreuzer „Derfflinger“, „Seydlitz“, „Moltke“ und „Blücher“ mit vier kleinen Kreuzern und zwei Torpedobootsflottillen. Die Schlacht währte bis in den Nachmittag. „Blücher“ wurde so unglücklich getroffen, daß er sank. Beatty mußte zwei seiner Schlachtkreuzer schwer beschädigt aus der Schlachtzone ziehen. Beide Gegner verließen das Schlachtfeld.

Inzwischen hatte der Seekrieg schon ein ganz anderes Gesicht erhalten. Beide Parteien begannen, mit anderen Mitteln zu kämpfen. England machte den Anfang.



Winston Churchill, der englische Marineminister, erklärte am 9. November 1914 bei einer großen Rede in der Londoner Guildhall unter brausendem Beifall seiner Zuhörer: „Wir haben folgenden Wahlspruch: ‚Während die Landkarten Europas sich ändern, geht Englands Geschäft seinen gewöhnlichen Gang.‘ Wir haben viel Sorgfalt und Geld auf unsere Flotte verwendet. Nun ist es an der Flotte, für diesen Aufwand aufzukommen. Tatsächlich sind wir auf

dem besten Wege dahin. Die wirtschaftliche Erdrösselung Deutschlands durch die Seeblockade braucht Zeit. Nur Geduld! Wir sind erst im dritten Monat. Warten wir bis zum sechsten, zum neunten, zum zwölften, dann werden wir den Erfolg sehn, der nur in der Stille reifen kann, der aber so sicher ist wie das Niederfallen der Blätter im Herbst. Deutschlands Verderben ist das Ziel!"

Wenige Tage vorher hatte die englische Regierung die Sperre der deutschen Küste erklärt, die Blockade.

Das Völkerrecht sah für die Durchführung der Seeblockade und des Handelskrieges ganz bestimmte Normen vor. Sie waren in der sogenannten Pariser Deklaration niedergelegt, unter der auch die Unterschrift Großbritanniens stand.

Für den Handelskrieg galt die Bestimmung, daß im Falle eines Krieges der neutrale Handel grundsätzlich nicht gestört werden dürfe. Die Schiffe der Neutralen durften Waren jeder Art, für die Kriegsführenden bestimmt oder von ihnen abgesandt, als Frachtgut führen. Die einzige Ausnahme bestand darin, daß die Schiffe der Blockadeführenden das Recht besaßen, sogenannte Kriegskonterbande — das sind zur Kriegsführung bestimmte Waren — auf neutralen Schiffen zu beschlagnahmen.

Man unterschied unmittelbare und mittelbare Konterbande. Zur ersteren gehörten Waffen, Munition und Kampfgeräte. Sie verfielen, wenn sie entdeckt wurden, der Beschlagnahme ohne Einschränkung. Mittelbare Konterbande waren indirekte Kriegsmittel, wie Lebensmittel, Rohstoffe, Vieh und Geld. Sie durften nur beschlagnahmt werden, wenn sie ausdrücklich für eine der Kriegsführenden Parteien bestimmt waren. Es ist klar, daß diese letztere Bestimmung für die an die Mittelmächte grenzenden Neutralen von größter Bedeutung waren. Auf ihrer Innehaltung beruhte die Möglichkeit der Existenz ihres Handels und ihrer Wirtschaft.

Für die Blockade war bestimmt, daß sie durchgeführt werden durfte, wenn sie „effektiv“ war, das heißt, England durfte die deutsche Küste absperren, soweit seine Kriegsmittel ihm die tatsächliche Durchführung der Absperrung erlaubten. Dies war der Fall, soweit sich die

deutsche Grenze mit der Nord- und Ostsee deckte. Ein neutrales Schiff, das die effektive Blockade zu durchbrechen versuchte, versiel dem Blockadeverhänger als „Prise“. Die Blockade mußte ordnungsmäßig vorher angekündigt werden.

Bis zu diesem Punkte befand sich die englische Ankündigung vom 4. November im Einklang mit der Pariser Deklaration. Bald aber nahmen die Ereignisse einen ganz anderen Verlauf.

Die Anwendung der eben erwähnten Grundsätze des Völkerrechts hätte den an die Mittelmächte angrenzenden Neutralen — Niederlande, Schweiz, Italien, Rumänien, Dänemark — erlaubt, den Mittelmächten in jedem Umfange mittelbares und unmittelbares Kriegsmaterial auf dem Landwege zu liefern. Weiterhin hätten diese Neutralen die ungehinderte Möglichkeit besessen, aus andern Ländern mittelbares Kriegsmaterial auf dem Seewege bei sich einzuführen, wie Lebensmittel und Rohstoffe. Niemand konnte ihnen verbieten, die eingeführten Produkte auf dem Landwege an die Mittelmächte weiterzuliefern.

Der Hungerkrieg gegen die Mittelmächte befand sich also im Widerspruch mit dem auch von England anerkannten Völkerrecht, soweit er die an die Mittelmächte grenzenden Neutralen in die Blockade einbezog, als sei zwischen ihnen und den Kriegsführenden keinerlei Unterschied.

Dieser Rechtsbruch traf die Neutralen mit ganzer Schärfe. Sie schwiegen und ließen sich die Verletzung ihrer Neutralität gefallen. Sie besaßen freilich kein ausreichendes Mittel, sich ihrer zu erwehren, und wenn sie sich wehrten, liefen sie Gefahr, in den Untergang der Mittelmächte einbezogen zu werden. Sie fanden auch keinen Anwalt ihrer Rechte, wie damals Belgien ihn so prompt erhielt. Die einzige Macht, welche die Rolle dieses Anwalts der Gerechtigkeit und der Schwachen hätte übernehmen können, ließ es zu, daß England mit ihr selbst keine Ausnahme machte. Es waren die Vereinigten Staaten von Amerika. Ihre Industrie, ihr Kapital und ihre Politik arbeiteten damals schon für die Alliierten. Ihre Interessen lagen auf einer anderen Seite als die des Völkerrechts und der kleinen Neutralen. Noch waren die „Gebote der Menschlich-

keit" nicht erfunden, da man sie noch nicht gegen Deutschland anwenden konnte.

Die englische Blockade gegen die Neutralen machte vor nichts halt. Sie entwickelte sich mit der Zeit zu einem Netz von Büros, die in voller Öffentlichkeit über die Länder der Neutralen verbreitet waren und deren Handel kontrollierten. Das System der „schwarzen Listen“, die jede neutrale Firma vom Welthandel ausschlossen, wenn sie den englischen Geboten nicht folgte, vervollständigte die Kontrolle. Bald gab es keinen freien Handel mehr. Es gab nur noch englische Konzessionen.

So wuchs aus den Bestimmungen des Völkerrechts jene furchtbare und in ihrer Brutalität beispiellose Waffe, mit der England „im Namen der Zivilisation und Humanität“ den Krieg gegen Deutschland führte und — gewann.



Gleichzeitig mit jenen kleinen Kreuzern und Torpedobooten, die Anfang August 1914 aus der deutschen Bucht ausliefen, um die englische Armada aufzuspüren, verließen zehn deutsche Unterseeboote die Einfahrt von Wilhelmshaven und gingen in See.

Was sollte aus ihnen werden? Man vertrat bisher den Standpunkt, daß Unterseeboote nur in Verbindung mit den schweren Seewaffen verwendbar seien. Da ihre Geschwindigkeit indessen viel geringer, wurden sie vor dem Kriege vernachlässigt, obwohl man die taktische Möglichkeit des überraschenden Torpedoangriffs auf den Gegner sehr wohl zu schätzen wußte.

Die Kommandanten der Boote dachten anders. Sie hielten eine selbständige Verwendung der Boote bei ihrer Eigenart wohl für denkbar und bestanden auf dem Versuch. Die Admiralität entschloß sich, es zu wagen.

Nach fünf Tagen waren acht Boote in die Heimat zurückgekehrt. Zwei blieben draußen. Ihr Schicksal gehört zu dem Schicksal so vieler anderer, die ihnen später folgten. Das ewige Schweigen der Meeresfläche ist darüber gebreitet.

Die acht Heimgekehrten meldeten, daß sie bis nahe an die englische Küste vorgedrungen seien. Sie hatten vom

Gegner nichts gesehen und waren auch nicht zum Schuß gekommen.

Nachdem sie sich einige Tage ausgeruht, ließ man sie abermals hinaus. Diesmal kehrten sie alle zurück. Wieder hatten sie nichts von den Engländern entdeckt.

Nun wußte man schon zweierlei. Einmal, daß die Engländer sich mit Absicht zurückhielten und keine Seeschlacht erstrebten, zum zweiten, daß die Unterseeboote sehr wohl in der Lage waren, auf weite Entfernung und auf lange Zeit selbständige Aufgaben zu lösen.

Ein halber Monat verging. Man vernahm nichts mehr von den Fahrten der Unterseeboote. Rasch hintereinander wurden dann zwei Ereignisse gemeldet, die alle Welt aufhorchen ließen.

Am 8. September versenkte U 21, Kapitänleutnant Herzog, bei Edinburg, das heißt mitten im Versammlungsraum der englischen Armada, durch Torpedoschuß den englischen Kreuzer „Pathfinder“.

Am 22. September sanken bei Goek von Holland, weit jenseits der englischen Sperre um die deutschen Gewässer, die drei englischen Kreuzer „Cressy“, „Sogue“ und „Aboukir“ in die Tiefe. Der Schütze, der sie getroffen, war Kapitänleutnant Otto Weddigen. Sein Boot hieß U 9.



Die Pariser Deklaration war in Fetzen gerissen. England hatte sich darüber hinweggesetzt und sich eine eigene Form der Blockade und des Handelskrieges geschaffen, so wie sie seinen Interessen entsprach. Sie hatte mit den alten Bestimmungen nichts mehr gemein.

Über die Folgen seiner Handlungsweise machte England sich keine Sorgen. Soweit sie politischer Natur hätten sein können, verließ die Londoner Regierung sich auf die Toleranz Amerikas und die Abhängigkeit der europäischen Neutralen von Großbritanniens Seebeherrschung. An die Möglichkeit militärischer Folgen dachte man nicht. Wie sollte auch Deutschland, die belagerte und fast hermetisch abgeschlossene Festung, ein Mittel finden, den Strick zu lösen, den England um seinen Hals gelegt?

Abermals ging die Entwicklung einen andern als den

vorausgesehenen Weg. Jene ersten Unterseebootstreifen und jene ersten erfolgreichen Angriffe auf feindliche Kriegsschiffe innerhalb ihrer eigenen Heimatgewässer öffneten dem deutschen Admiralstab die Augen. Welch ungeahnte Möglichkeiten zeigten sich hier! Durchbrechung der Nordseeblockade und Handelskrieg nach den von England selbst aufgestellten neuen Grundsätzen! Wenn man es mit Energie anfaßte, erschien es keineswegs unmöglich, die Lage auf See völlig umzukehren und die Insel England ihrerseits zu blockieren. Das Schwert, das Großbritannien aus der Scheide gezogen, wurde gegen den Urheber gewendet!

Man ging sofort an die erforderlichen Berechnungen und ließ unterdessen immer mehr Unterseeboote zu Streifen ausfahren. Im Oktober blieb eines dieser Boote fast drei Wochen unterwegs und umfuhr das gesamte britische Inselgebiet. Es war nur eine Versuchsfahrt, aber der Beweis einer ungeahnten Operationsmöglichkeit war erbracht. Die englische Minensperre in der Nordsee bedeutete für diese unheimlichen Jäger der Tiefe nichts. Sie fuhren unter ihr her.

Im Nov. 1914 gelangten die Berechnungen zum Abschluß. Der Admiralstab wandte sich an die Reichsregierung und bat den Kanzler um die Genehmigung zur Eröffnung des deutschen Handels- und Blockadekrieges gegen England und seine Verbündeten.

Ende Dezember antwortete der Reichskanzler nach langen und eingehenden Erwägungen, die Regierung sehe zwar die militärische Zweckmäßigkeit des Planes ein und hege auch keine völkerrechtlichen Bedenken. Aber man müsse auf die Neutralen Rücksicht nehmen, die unter dem neuen Zustand zu leiden haben würden. Erst wenn Deutschlands Sieg zu Lande völlig sichergestellt sein werde, könne man dem Gedanken des Unterseebootkrieges nähertreten.

Das war eine Ablehnung. Der Unterseebootkrieg sollte ein Mittel zum Siege sein. Wollte man ihn erst nach erfolgter Entscheidung anwenden, verlor er seinen Sinn. Andererseits hatte der Reichskanzler seine guten Gründe. Damals schon vertrat er den Standpunkt, daß die Eröffnung des Unterseebootkrieges Deutschland den Krieg mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika eintragen

würde. In diesem Falle schien ihm das militärische Schicksal der Mittelmächte besiegelt.

Reichskanzler von Bethmann Hollweg hatte nicht mit der Stimmung des deutschen Volkes gerechnet. Unter dem Eindruck der britischen Rechtsbrüche wuchs die Erbitterung Deutschlands rasch und mächtig. Man begann zu erkennen, wohin die feindliche Kriegsführung zielte. Wenn man auch den ganzen furchtbaren Ernst des englischen Vernichtungswillens noch nicht erfaßte, so ging doch eine Ahnung durch das Volk, daß es auf Tod und Leben gestellt war.

Das Verlangen nach einer deutschen Gegenaktion wurde immer drängender. Niemand hatte Verständnis dafür, daß Deutschland auf die Verwendung einer vom Feinde provozierten Waffe verzichten sollte, die nach Ansicht der Marine von ungeheurer Wichtigkeit sein würde.

Den Ausschlag gab eine Anordnung der englischen Regierung, die den englischen Handelsschiffen erlaubte und empfahl, unter neutraler Flagge zu fahren. Das war ein Meisterstück der Völkerrechtsverletzung und eine ungemeine Provokation der Neutralen. So versuchte man, die deutschen Unterseeboote irrezumachen, den britischen Handel zu schützen und vor allem die deutsche Regierung in Konflikte mit den Neutralen zu verwickeln. Gut und Leben der Neutralen wurden mit kühler Berechnung in die englische Seekriegsführung einbezogen. Der Entrüstungsturm in der Welt blieb aus. Er richtete sich, als die unvermeidlichen Folgen eines solchen Verfahrens eintraten, gegen — Deutschland.

Die englische Regierung erließ ihre geheime Anordnung am 31. Januar 1915. Am 4. Februar erklärte Deutschland die Gewässer um England einschließlich des Kanals zum Kriegs- und Blockadegebiet. Der neutralen Schifffahrt wurde der Weg nördlich um England empfohlen. Vom 18. Februar an, hieß es, werde jedes im Sperrgebiet angegriffene feindliche Handelsschiff versenkt. Neutrale Schiffe sollten den Regeln des Völkerrechts und der Pariser Deklaration entsprechend behandelt werden. Jedoch wurde ihre Gefährdung durch die völkerrechtswidrige Anordnung der englischen Regierung ausdrücklich unterstrichen. Die deutsche Regierung hielt sich auch jetzt noch an die alten Bestim-

mungen gebunden, obwohl diese schon von England zer-rissen waren.

Nun geschah das Sonderbare. Die Regierung der Vereinigten Staaten richtete eine ungewöhnlich scharfe Protestnote an Deutschland und erklärte, daß sie eine Verletzung der völkerrechtlichen Bestimmungen durch Deutschland mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen beantworten werde. Der Kriegslieferant der Alliierten trat aus seiner diplomatischen Reserve heraus. Schon war der Ozean angefüllt mit Schiffen, die amerikanische Munition an Bord führten. Die Aufträge häuften sich von Tag zu Tag und versprachen ein Geschäft von unermeslichem Umfange. Es konnte gar nicht genug geliefert werden.

Der Reichskanzler hatte mit dem Auftreten Amerikas gerechnet. Er war von vornherein nur mit halbem Herzen bei der Förderung des Unterseebootkrieges. Er beantwortete die amerikanische Note prompt und höflich. Washington, so sagte er, habe offenbar den Text der deutschen Ankündigung nicht verstanden. Wir erstrebten lediglich die Torpedierung feindlicher Schiffe und wir würden alles tun, um die Sicherheit der „legitimen“ Schiffahrt zu gewährleisten.

Für die Unterseebootkommandanten hieß das: „Wir haben uns zu hüten, ein amerikanisches oder unter amerikanischer Flagge fahrendes englisches Schiff zu versenken, selbst wenn wir sehen, daß es bis unter die Rettungsboote mit Granaten beladen ist — denn das ist ‚legitime‘ Schiffahrt.“

Tatsächlich wurde den Booten noch einmal ausdrücklich befohlen: „Schiffe unter neutraler Flagge dürfen nicht angegriffen werden, es sei denn, daß sie mit Sicherheit als feindliche zu erkennen sind.“ Praktisch bedeutete das die Unmöglichkeit, diesen Schiffen wirksam beizukommen. Die taktische Lage der Unterseeboote machte eine vorausgehende genaue Untersuchung zu einer tödlichen Gefahr für die Boote selbst. Schon vor seinem Beginn war dem deutschen Handels- und Blockadefrieg durch das Eingreifen Amerikas der größte Teil seiner Wirksamkeit genommen.

Befehl ist Befehl. Der Handelskrieg begann trotz der Verwahrungen der Admiralität, ihn unter solchen Bedingungen zu eröffnen. Die Folgen waren, wie man sie er-

warten mußte. Handelschiffe mit feindlicher Flagge gab es nicht auf See. So töricht waren die Engländer nicht. Sie hatten alle neutral geflaggt.

Die wackeren Kommandanten, dem verhängnisvollen Befehl gehorchend, tauchten auf und näherten sich den Schiffen, um ihre Neutralität nachzuprüfen. Von den „neutralen“ Schiffen herab krachten die heimlich aufgestellten Geschütze. Manches Boot mußte den Zwiespalt der Anordnungen mit dem Untergang bezahlen. England gab für die Vernichtung eines Bootes jedem Handelskapitän — der als Nichtkriegsführender dazu gar nicht berechtigt war — eine ansehnliche Prämie. Das war der Franktireurkrieg zur See.

So schleppte sich der gelähmte Unterseebootkrieg verlustreich hin. Deutschland verzeichnete mit Befriedigung die versenkte feindliche Tonnage. Aber ihre Menge stand in keinem Verhältnis zu dem erstrebten Zweck. Unbehindert und respektvoll gemieden, kreuzten die amerikanischen Granaten auf schwer beladenen Schiffen den Ozean. An der Westfront nahmen sie ihren Weg durch die Geschützrohre der Franzosen und Engländer gegen die deutschen Soldaten. Alle Arten von Kriegsmaterial folgten. Das Geschäft erlebte eine phantastische Blüte und die Stahlaktien stiegen an der New Yorker Börse himmelan.



Im April 1915 tauchte das deutsche Unterseeboot U 27 im Kanal vor einem Schiff unter neutraler Flagge auf, näherte sich und machte ein Kommando zur Untersuchung der Neutralität und der Ware fertig. Unterdessen richteten die Engländer — sie waren es, und das Schiff hieß „Baralong“ — ihre versteckten Geschütze. Sie schossen gut. Einige Treffer vernichteten das Boot und brachten es zum Sinken. Soweit sie nicht im Innern des Bootes mit in die Tiefe herabgesunken, schwammen die deutschen Matrosen hilflos auf See. Da nahmen die Engländer ihre Gewehre und schossen auf die Köpfe der Schwimmenden. Einige retteten sich und stiegen auf einen englischen Handelsdampfer, der in der Nähe war. Die „Baralong“-Leute folgten ihnen dorthin und erschlugen sie einen um den andern.

Das Echo in der Welt blieb aus.

In den ersten Tagen des Mai ging in New York der englische Dampfer „Lusitania“ in See. Er hatte amerikanische Granaten an Bord. Der deutsche Botschafter in Washington hatte darauf hingewiesen und eine Warnung erlassen, das Schiff zu benutzen. Am 7. Mai 1915 wurde die „Lusitania“ torpediert. Die Munition an Bord explodierte. Das Schiff sank schnell. Zahlreiche Amerikaner ertranken.

Ein Entrüstungsschrei drang aus der ganzen Welt.

Die Vereinigten Staaten sandten eine neue Note und verlangten Schadenersatz für Verluste, die amerikanische Bürger auf einem englischen Dampfer mit Kriegskonterbande erlitten, den sie trotz Warnung auf eigene Gefahr benutzt hatten. Zudem forderten sie die sofortige Einschränkung des deutschen Handelskrieges, um ähnliche Fälle unmöglich zu machen.

Das hieß nichts anderes, als Deutschland solle jedem feindlichen Munitionsschiff das Recht geben, einen neutralen Bürger auf seine Granatenstapel zu setzen, um sich dadurch vor jeder Gefahr zu schützen. Die Annahme dieser Forderung hieß Verzicht auf den Unterseebootkrieg. Der angreifende Kommandant konnte niemals wissen, ob nicht irgendwo auf dem feindlichen Schiff ein Neutraler versteckt war. Amerika ging daran, seine ganze Stellung in die Waagschale zu werfen, um Deutschland die Waffe zu entwenden, mit der England getroffen werden konnte. England hatte die Bedeutung dieser Waffe erkannt.

Am 5. Juni erging auf Drängen des Reichskanzlers ein Befehl an den Admiralstab, daß große Passagierdampfer, auch wenn sie als feindliche erkannt seien, nicht mehr torpediert werden dürften. Die deutsche Antwort an die Vereinigten Staaten bezog sich auf diesen Befehl, der damit gleichzeitig auch England bekanntgegeben wurde.

London triumphierte, während es nach außen hin mit allen Kräften in das Entrüstungsgeschrei über die deutsche Barbarei einstimmte. Nun wußten die Engländer, daß sie Kriegsmaterial, um ganz sicher zu gehen, nur auf große Passagierdampfer zu verfrachten brauchten.

Staatssekretär von Tirpitz, der Chef des Admiralstabes von Bachmann und der Chef der Hochseeflotte Admiral von Pohl baten um ihre Entlassung. Admiral Bachmann wurde

durch Admiral von Holtzendorff abgelöst. Tirpitz und Pohl mußten auf kaiserlichen Befehl auf ihren Posten verbleiben. Der Kaiser untersagte ihnen jegliche Einmischung in die Politik der Reichsregierung für die Zukunft.

Der Unterseebootkrieg ging verlustreich weiter. Viele Boote kehrten nicht mehr heim. Auch Otto von Weddigen blieb draußen.

Die Heimat erfuhr auch weiterhin jeden Monat eine Statistik der versenkten Tonnage.

Im August 1915 wurde den Kommandanten der Boote auch untersagt, kleine Passagierdampfer zu versenken.

10. Kapitel

Champagne, Loretto, Arras

Erster Kriegswinter an der Westfront. Erste Weihnachten fern von daheim in Unterständen und Gräben, hinter dicht verdrahteten Hindernissen, auf Gorchposten in den Sappenköpfen, in den Bereitschaftsquartieren. In den Dünen von Neuport, in den zerschossenen Wäldern vor Ypern, auf der Lorettohöhe, am Chemin des Dames, rings um Reims, in den Argonnen, im Bogen von St. Mihiel, am Donon, am Hartmannsweilerkopf.

Eine Erscheinung, die von keiner noch so kühnen Kriegspheantasie vorausgeahnt wurde. Eine erstarrte, an Gräben und Hindernisse gefesselte doppelte Linie vom Meer bis zur Schweiz. Lückenlos, in mehreren Stellungen hintereinander, durch Laufgräben nach vorn und hinten untereinander verbunden. Durch einen feinnervigen, in jeder Minute funktionsbereiten Organismus zu einer ungeheuren Machtentwicklung fähig. Von den Augen des Gorchpostens zum Kompagnieführer, vom Kompagnieführer durch Leuchtzeichen zum Bataillonsstab, von dort zur Feldartillerie in verdeckter Batteriestellung.

Schon kracht das Sperrfeuer über die eigenen Gräben hinweg, indessen drüben erst die Angreifer aus ihren Gräben steigen, um das Niemandsland zu durchschreiten.

Schon spielt der gesamte, ungeheure, hundertfach verästelte Apparat auf beiden Seiten, durch einen gelinden An-

stoß, durch die erste gelbgestirnte Leuchttraube im vordersten Graben entfesselt.

Schon sind die Reserven in den Gräben der zweiten Linie alarmiert und eilen im Sturmgepäck durch die Verbindungswege nach vorn. Schon spielen nach rechts und nach links die Verständigungsmittel.

Schon rechnet der Generalstabsoffizier der Division auf seinen Stellungskarten, die Meldungen der Regimenter sammelnd und zu einem Bild zusammenstellend. Schon ist alles lebendig bis weit nach hinten zum Armeeoberkommando.

Alles ist eine einzige ungeheure Spannung. Von hinten sieht man das verwirrte Bild des Artilleriefeuers und vernimmt den hundertfältigen Lärm. Sogar das feine, dünne Tacken der Maschinengewehre ist hin und wieder zu hören.

Aber es hilft nichts, man muß auf Meldungen warten. Alles beruht jetzt auf denen, die vorn in den Gräben liegen, zielen, schießen, zielen, schießen. Abschüsse und Einschläge der Artillerie sind kaum noch zu unterscheiden. Es fegt krachend und splitternd über die Gräben, die Verbindungen, die Batteriestellungen. Es liegt wie eine doppelte Masse ineinanderverknäulter Rauchfegen auf dem Niemandsland.

Nach Stunden verstummt der Lärm. Der ungeheure Apparat beginnt sich zu entspannen und zu beruhigen. Es geht an die Prüfung des Geschehenen. Alles will Meldungen haben. Je weiter sie nach hinten kommen, um so mehr schwellen sie an. Jede Befehlsstelle macht einen Zusatz. Ermahnend, lobend, kritisierend. Nach Tagen kommen die Meldungen auf dem umgekehrten Wege zurück. Sie sind nun in Vorschriften verwandelt. Papierkrieg.

Auch vorn hat man inzwischen Bilanz gemacht.

Sie besteht aus frischen Granattrichtern, die noch rauchen, aus eingeschossenen Gräben, zerrissenen Hindernissen, verlorenen und abgeriegelten Sappentöpfen. Die Kompagnieführer machen nach den Meldungen der Züge die Verlustliste und teilen ihre Leute neu ein. Das Essen aus der Feldküche kommt. In der Nacht werden doppelte Grabenposten ausgestellt.

Am nächsten Morgen zwischen Dunkelheit und Dämmerung wird alles mit umgeschnalltem Koppel kampfbereit in den Stollen hocken. Niemand darf dann schlafen. Der Mu-

nitionsverbrauch wird notiert und Ersatz vom Bataillon angefordert. Die Maschinengewehre müssen gereinigt werden.

Bei Nacht humpeln die Verwundeten durch die Laufgräben zu den Verbandplätzen. Sanitäter kommen und holen auf Bahren die, die nicht gehen können. Die Gefallenen werden von den Essenträgern mit nach hinten genommen. Der Soldatenfriedhof ist beim Regimentsstabsquartier. Der Divisionspfarrer wird sie morgen gemeinsam beerdigen.

Draußen im Niemandsland kann man im Mondschein verstreute graublaue Punkte erkennen. Niemand wird sie beerdigen. Sin und wieder springt die schwarze Rauchfahne einer Granate auf.

Kurz vor der Morgendämmerung schießt die deutsche Artillerie einige Wellen Vergeltungsfeuer auf die feindlichen Gräben.



Es ist noch lange kein Frühling.

Der Schnee hat sich als ein weißes Tuch auf das Niemandsland gelegt. Die frischen Granattrichter bilden schwarze Löcher in diesem Tuch. Die Gräben sind feine dunkle Adern auf heller Fläche. Die Flieger haben es jetzt leicht, den Verlauf der Stellungen haargenau auf ihren Photographien festzuhalten. Die Wissenschaft dieses neuen Krieges macht täglich Fortschritte.

Es ist noch lange kein Frühling. Aber die Franzosen und Engländer halten sich nun ihrerseits für verpflichtet, dem russischen Verbündeten Entlastung zu bringen. Nikolai Nikolajewitsch beschwert sich mit Recht, daß die Deutschen ein Korps nach dem andern aus dem Westen nach dem Osten fahren. Sie sind im Westen nicht genug gefesselt. Schon ist die deutsche Süddarmee in den Karpathen festgestellt. Die Russen, im Begriffe, eben zum zweitenmal den Stoß gegen die deutschen und österreichischen Flügel in Ostpreußen und in den Karpathen zu unternehmen, verlangen eine parallele Aktion im Westen. Joffre ist damit einverstanden. Die französische Armee hat den Winter über ziemlich Ruhe gehabt. Man kann zu einem kräftigen Schlage ausholen.

Am 7. Februar 1915 beginnt das Drama an der ostpreussischen Grenze abzurollen, das in den Wäldern zwischen Augustowo und Suwalki seine Katastrophe finden soll. Am

16. Februar leitet Joffre eine Schlacht im Westen ein, die den Beginn einer ganz neuen kriegsgeschichtlichen Epoche darstellt. Es ist die Durchbruch- und Materialschlacht. Zwar erst ein Anfang, der nicht im entferntesten an die spätere grausige Verschwendung heranreicht. Damals aber eine Erscheinung von unerhörter Neuheit, an Nerven, Menschenreserven und Materialversorgung nicht vorausgesehene Forderungen stellend. Ein Signal, eine Vorankündigung, ein Fanfarenstoß.

Am 16. Februar beginnen in der Champagne, die schon seit Monaten eine Wetterecke ist, zwischen Perthes und Tahure, französische Angriffe. Sie werden abgewiesen.

Am Morgen des 18. Februar — es sind Wintertage von strenger Art und alles liegt unter tiefem Schnee — setzt auf einem achtzehn Kilometer breiten Frontstreifen, zwischen Souain und Massiges, heftiges Artilleriefeuer auf die deutschen Gräben ein.

Man erwartet einen Angriff und stellt die Reserven bereit. Die Kompagnien der vorderen Linie hocken abwehrfertig in den Unterständen und achten auf den Augenblick, an dem das französische Artilleriefeuer vorverlegt wird. Alle Stäbe und Batterien sehen mit Ungeduld dem Aufsteigen der ersten Leuchttrauben entgegen, die den Beginn des Infanterieangriffs anzeigen werden.

Bis zum Mittag ist kein Angriff erfolgt.

Statt dessen hat sich das französische Artilleriefeuer nach leichter Abschwächung weiter gesteigert. Es liegt jetzt vermehrt auf den rückwärtigen Verbindungen und im Raume der deutschen Batterien. Später konzentriert es sich wieder stärker auf die vorderen Gräben. So werden sie wohl in den Nachmittagsstunden ankommen.

Die Sonne senkt sich.

Da vorn raucht alles unter der unverminderten Wucht des Artilleriefeuers. Es nimmt kein Ende, es schwillt immer noch an. Die Kompagnien melden in den Abendmeldungen schwere Verluste durch die starke Beschiesung. Stellenweise kommen die Meldeläufer überhaupt nicht durch.

Das Bild, das die Meldungen geben, ist trüb. Gräben und Unterstände sind auf einen solchen Beschuß keineswegs eingerichtet. Einige Regimenter zeigen ihre Absicht an, in der Nacht ihre Reservebataillone mit den Stellungsbatail-

lonen auszuwechseln, weil sie für die Widerstandsfähigkeit der stark geschwächten Stellungskompagnien fürchten. Am kommenden Morgen muß man doch nun ganz bestimmt mit dem Angriff rechnen.

Nach Mitternacht verdoppelt sich das Feuer. Schwere Artillerie greift mit Steilfeuergeschützen ein. Man erkennt es an der gedämpften Detonation und dem tiefen Geranheulen. Früher wurde schwere Artillerie nur zum Kampf gegen Festungen verwendet. Aus den Morgenmeldungen, die um fünf Uhr kommen, klingt ein sehr ernster Unterton. Die Regimentskommandeure ordnen schärfste Alarmbereitschaft für die Dämmerung an. Die Divisionen halten ihre Reserven bereit.

Die Dämmerung kommt endlich. Aber der Angriff bleibt aus.

Das Artilleriefeuer geht ohne Abschwächung weiter. Es ist nun, aus der Ferne vernommen, nur noch wie ein einziges dumpfes Rollen und Zittern, wie der gedämpfte Wirbel auf dem Fell einer riesigen Trommel.

Es währt den ganzen Tag. Und die Nacht. Und auch am nächsten Tage. Es dauert im ganzen drei Tage und drei Nächte lang.

Am 21. Februar — zwischen Suwalki und Augustow kapitulieren heute 110 000 Russen, die Armee Siewers ist vernichtet — treten fünf französische Divisionen in dichten Kolonnen zum Angriff an.

Die deutschen Gräben sind eingeebnet und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Die Hindernisse sind zersetzt. Die Maschinengewehre zum großen Teile zertrümmert. Die deutsche Feldartillerie hat schwer gelitten.

Die Befehlsstäbe sind in großer Sorge. Wer soll den Angriff aufhalten? Leuchttrauben steigen auf, spalten sich und sinken verglimmend nieder. Hier und dort. Es ist also noch Leben vorn.

Es ist noch mehr Leben vorn, als sie hinten glauben. Das französische Artilleriefeuer wälzt sich auf die rückwärtigen deutschen Stellungen. Von der Dumpsheit der tagelangen Beschießung erlöst, flettern die Rheinländer des VIII. Armeekorps und des VIII. Reservekorps und die Niederachsen der 19. Reservedivision aus ihren zerschossenen Unterständen, legen ihre Maschinengewehre auf die Gräben.

böschungen und die Ränder der Granattrichter, nehmen Visier und feuern auf die dichten Kolonnen, die sich über das rauchende Niemandsland ziehen.

Sieh da — rechts und links ist auch noch Leben! Man erkennt es an dem Gefrabbel in den Trichtern und an dem Auseinanderstigen der Franzosen. Überall tacken die Maschinengewehre. Das Sperrfeuer der Feldartillerie setzt ein.

Zugleich mit der ersten Anwendung des Trommelfeuers, das rechnungsmäßig zu einer völligen Verwüstung und Abtötung der deutschen Stellung führen mußte, ergibt sich die Wahrheit, daß die praktische Wirkung der theoretisch berechneten nicht entspricht. Die taktische Überlegenheit der geringen, dem zertrommelten Gegner noch gebliebenen Kräfte gegenüber dem dicht massierten Angreifer bildet eine ganz neue Größe, die erst durch Erfahrungen bestimmt werden kann. So läßt schon der erste Tag der ersten Materialschlacht ahnen, daß sie zu ganz andern Ausmaßen gelangen muß, um mit Sicherheit zu wirken. Grausig deutet die Zukunft sich an.

Die französischen Infanteriekolonnen müssen sich zum Gefecht entwickeln. Es ist nichts mit dem Marsch über die deutsche Stellung, die Zigarette im Mund und das Gewehr am Riemen umgehängt. Es heißt, diese Stellung erst im Infanterieangriff zu erobern.

Während vorn die wenigen deutschen Maschinengewehre unter dem Schutz des Sperrfeuers um die eingeschossenen Gräben kämpfen, gelangen nach und nach auch die Reserven zum Einsatz. Nach wenigen Stunden schon stellt sich das Gleichgewicht der Schlacht her. Der Tag endet mit einem vollen Abwehrsieg. Die deutschen Verluste sind bis zum Beginn des Infanterieangriffs schwer. Die französischen Einbußen vom Beginn des Infanterieangriffs an sind erschreckend groß und blutig.

Die Schlacht geht weiter unter starkem Materialeinsatz. Es kommt zu örtlichen Krisen. Aber der Feind weiß sie nicht auszuwerten. Es bleibt bei dem Verlust einzelner Grabenstücke. Die Knappheit an Reserven ist auf deutscher Seite groß. Aber was der erste gewaltige Einsatz nicht vermocht hat, gelingt erst recht keiner späteren Improvisation. Weder eine starke Ausbuchtung der deutschen Front, noch eine fron-

tale Zurückziehung wird von den Franzosen erreicht, geschweige denn der erzielte Durchbruch auf Kethel.

Im letzten Märdrittel muß Joffre den Angriff in dieser Form einstellen. Er läuft sich in seinen eigenen Mitteln tot. Gleichzeitig mit dem Schnee zerrinnt auch die Winterschlacht in der Champagne.

Der Großfürst hat im Osten die Rolle des Angreifers wieder übernommen. Seine Divisionen verbluten sich in den Karpathen. Im Westen sollen nun endlich die Engländer mehr heran. Aber es ist noch nicht die Zeit, in der Britannien bereit ist, auch auf dem Lande seine ganze Kraft einzusetzen. Marshall French beschränkt sich auf einen Angriff im neuen Stile auf erheblich schmalere Basis. Am 10. März greift er nördlich des La Bassée-Kanals Neuvechappelle an. Als er keinen Erfolg hat, stellt er den Angriff sogleich wieder ein.

Noch zweimal kommt es zu örtlichen Aktionen an anderen Stellen der Westfront. Anfang April versuchen die Franzosen zwischen Maas und Mosel den vorspringenden St. Mihiel-Bogen der deutschen Front einzustößen. Der Versuch mißlingt. Ende des Monats April erfolgt bei Ypern der erste groß angelegte deutsche Versuch, durch Kampfgas, das aus den eigenen Stellungen abgeblasen wird, die feindlichen Stellungen sturmreif zu machen. Die Absicht gelingt in vollem Umfange. Der erreichte Durchbruch wird aber nicht ausgenutzt. Man war nicht darauf gefaßt.



Im April ist der Großfürst am Ende seiner Kraft. Er muß eingestehen, daß die ungeheure Menschenverschwendung vor den Karpathenpässen ihm keinen Gewinn gebracht hat. Noch dämmert ihm nichts von der Erkenntnis, wie tief die Folgen seiner Niederlagen sind. Er glaubt, daß einige Zeit der Ruhe genügen wird, um seine Truppen zu neuen Angriffen fähig zu machen. Noch ahnt er nicht, welches Gewitter sich gegen ihn zusammenzieht, und daß schon der Donnerkeil bereitet ist, der seine Front zerreißen soll.

Indessen machen sich die Franzosen und Engländer kein Geht daraus, daß die Lage im Osten einen sehr bedenklichen Charakter angenommen hat. Joffre überzeugt French davon, daß es einer gewaltigen französisch-englischen Anstrengung

bedarf, um den Verbündeten im Osten vor schweren Rückschlägen zu bewahren. French kann sich dieser Einsicht nicht verschließen.

Joffre spricht von dem Plane einer Doppel-Offensive, die Engländer bei Arras, die Franzosen bei Reims. Es ist sein Lieblingsgedanke, an diesen beiden Stellen durchzustossen und das deutsche Zentrum in eine Zange zu nehmen. Aber French, der nun sieht, was man den Engländern zumutet, macht Einwände. Es fehlt ihm an Artillerie, sagt er. In Wahrheit will er seine Korps schonen.

Da die Zeit drängt und da etwas geschehen muß, gibt Joffre nach. Abermals müssen die Franzosen alles einsetzen, die Engländer wollen lediglich unterstützend operieren. Man einigt sich auf einen gemeinsamen Stoß in zwanzig Kilometer Breite zwischen Béthune und Arras, wo die englische und die französische Frontstrecke sich berühren. Die Engländer werden nichts anderes zu tun haben, als ihren März-Angriff zu wiederholen. Die Franzosen aber werden alles daran setzen, nördlich der Scarpe einen Durchbruch zu erzielen. Das Zentrum ihrer Angriffsfront ist das Massiv der Lorettohöhe.

Im Februar fällt der deutsche Schlag gegen die Russen-Armee Siewers zeitlich mit dem französischen Stoß in der Champagne zusammen — Winterschlacht in Masuren, Winterschlacht in der Champagne. Im Mai kommt der furchtbare deutsche Stoß am Dunajek dem englisch-französischen Angriff zuvor — Durchbruchsschlacht zwischen Gorlice und Tarnow, Durchbruchsschlacht zwischen La Bassée und Arras.

Abermals verteilt das Schicksal den Sieg ungleich. Während Gorlice—Tarnow sich nach und nach zum Einsturz der gesamten russischen Front zwischen der Ostsee und Rumänien erweitert, bleiben den Franzosen und Engländern nach mörderischen Kämpfen einige zertrümmerte Dörfer und ein Steinhaufen, der einstmals die Kapelle von Notre Dame de Lorette hieß.



Es ist eine alte Wetterecke, das Höhenmassiv zwischen Béthune, Douai und Arras. Seit der erste deutsche Infanterist im Oktober 1914 seinen Fuß auf den Lorettoberg gesetzt und seit zum erstenmal aus dem Wald von Bouwigny

und der Häuserfront von Tarency die französischen Kugeln herüberzirpten, ist hier noch keine Ruhe eingetreten.

Von Osten, von Souchez herauf, steigt es ziemlich steil in die Höhe, zieht sich dann, westwärts gestreckt, mählich abfallend etwa vier Kilometer weit hin. Weit ist der Blick von oben über die Niederungen des Artois und die Schornsteinfelder von Lens, Béthune, Arras und Douai. Hier ist das Herz der nordfranzösischen Kohlenindustrie. Zeche stößt an Zeche, Salde berührt sich mit Salde.

Aber die Lorettohöhe, von Wäldern und verschwiegenen Dörfern umgeben, ist wie eine Insel in diesem Meer von Rauch, Schloten, Hämmern, Zechen, Salden und Eisenbahnschienen.

Auf dem östlichen Teil der Höhe stand die Kapelle.

Früher, als die französischen Ritter im Artois gegen die Engländer fochten, galt es als gewiß, daß derjenige, der Notre Dame de Lorette besaß, auch den Sieg in der Hand halte. Die Sage war in diesem Kriege genau so lebendig wie früher. Jeder Poilu in den Gräben jenseits der Kapelle sah auf die Trümmer und harrete des Tages, an dem man sie den Deutschen entreißen würde. Dreimal schon hatte sie den Besitzer gewechselt. Dann blieb sie im Niemandsland. Im Mai überkreuzte die Front von Norden nach Süden den Rücken, ging an der Kapelle beiderseits vorüber und ließ die Dörfer Ablain und Tarency in deutscher Hand.

Am 7. Mai 1915 früh morgens raffelt über dem französischen Teil der Angriffsfront südlich des La Bassée-Kanals bis an die Scarpe bei Arras das Trommelfeuer.

Im Gegensatz zu ihrem Verfahren in der Champagne trommeln die Franzosen hier nur zwei Tage lang, dafür aber desto schärfer. Die Engländer beschränken sich in ihrem Abschnitt nördlich des Kanals auf eine normale Vorbereitung und senden ihrem Infanterieangriff eine nur vierzigminütige Trommelfeuerwelle voraus. Im Morgengrauen des 9. Mai bricht der Infanterieangriff los, auf der ganzen Frontbreite, von zwölf Armeekorps genährt, mit bereitgestellter Kavallerie, um sofort den Einbruch zu erweitern und zu Bewegungen im freien Gelände zu gelangen.

Beiderseits hat man schon einiges gelernt und ist dieses Mal auf die furchtbaren Überraschungen der Abwehrschlacht besser vorbereitet, obwohl der Abstand gegenüber dem Spä-

teren immer noch riesengroß ist. Leider haben die Deutschen noch nicht genügend begriffen, daß man möglichst wenig Menschen dem zermürbenden Hagel des Trommelfeuers aussetzen und daß man stoßbereite Reserven am Rande der niedergewalzten Trommelzone bereit halten muß. Das System des automatischen Gegenstoßes, noch nicht in Regeln gefaßt und zu festen taktischen Begriffen geworden, wird aber von der Kampftruppe hier und da schon als eine Art Selbsthilfe angewendet.

Auch die Franzosen sind nicht müßig geblieben. Sie haben in der Champagne erkannt, daß die Hauptschwierigkeit ihres Angriffs erst dann einsetzt, wenn er aus dem unmittelbaren Schutz des eigenen Artilleriefeuers hinaustritt. Sie haben daraus die Folgerung gezogen, daß ihr Artilleriefeuer einer Walze gleich möglichst lange und möglichst weit vor der stürmenden Infanterie hergehen muß. Man erreicht das, indem man die Batterien staffelweise nach vorn in eine neue Feuerstellung rücken läßt.

Maßnahmen und Gegenmaßnahmen prallen aufeinander. Da aber die deutschen Infanteriereserven beweglicher sind als die französische Artillerie, bleibt der Gewinn auf der Seite des Verteidigers.

Die Engländer erreichen nördlich des Kanals überhaupt nichts. Die Franzosen drängen die Deutschen aus Ablain und Carency und besetzen die Trümmer der Kapelle von Notre Dame de Lorette.

Die deutsche Führung fürchtet die Ungunst der neuen Lage. Man ist nun auf den äußersten Ostzipfel der Höhe gedrängt und muß einen feindlichen Flankenstoß von Carency her erwarten. Am Abend ergeht der Befehl, die ganze Höhe aufzugeben und die Front bis vor Souchez zurückzunehmen.

Am nächsten Morgen schon sind frische Truppen zur Hand und werfen die Franzosen, die sich im eroberten Gelände noch nicht haben einrichten können, in energischem Angriff wieder gegen die Höhe hinauf. Ablain, Carency und die Kapelle bleiben jedoch in feindlicher Hand. Vor ihnen frist sich die Schlacht am Boden fest. Berge von Toten sind rings um die Kapelle angehäuft.

Nochmals versucht Joffre es mit der Zermürbung des Gegners durch immer wiederholte Angriffe. Er erfundet

dafür den Ausdruck „die deutsche Front anknaabern“. Aber die Franzosen beißen auf Metall und verlieren die Zähne. Wie damals in der Champagne, so auch hier. Nichts mehr ändert sich an der Lage, die durch den ersten Angriff und den ersten Gegenangriff geschaffen wurde. Sollte der Aufwand noch zu gering sein? Verlangte die Materialschlacht nach ganz anderen Massen und Einsätzen?

Ende Mai verzettelt sich die Arrasschlacht zu Einzelunternehmungen, mit denen die Deutschen hüben und die Franzosen drüben den Verlauf ihrer Stellungen zu korrigieren versuchen. Dann treten auch hier wieder die Regeln des Stellungskrieges in Kraft, die mit der Zeit zu festen Geboten und fast unabänderlichen Gewohnheiten geworden sind.

Der Lorettoberg ist ein wüstes Konglomerat von Trichtern und Grabenstücken. Kein Baum und kein Strauch grünt mehr dort oben. Zögernd entstehen wieder die Drahthindernisse, die von der Schlacht zerrissen wurden. Die Toten liegen unbeerdigt im Niemandsländ. Patrouillen gehen nachts. Ab und zu lockt eine gelbe Leuchttraube für zehn Minuten das höllische Klirren des Sperrfeuers aus der Erstarrung hervor.

Souchez ist ein Steinhaufen. Unter dem Geröll hocken in abgestützten Kellern die Bereitschaften und die Bataillonsstäbe. Die Sommer Sonne brennt am Tage unbarmherzig. Wenn keine Flieger am Himmel sind, kann man im Freien sitzen und sich sonnen. Bricht jäh und mit blitzschnellem Geranheulen ein Feuerüberfall in die Trümmer, so verschwindet jedermann rattengleich in die Löcher. Alles Lebendige ist weggewischt.

Nachts kommen die Feldküchen. Aus den Gräben vorn sind schon die Essenholer der Kompagnien da. Sie hocken am Eingang der Kellerlöcher, rauchen eine Zigarette und schweigen. Die Kochgeschirre klappern leise. Verworren dringt der Widerhall eines Feuerüberfalls herab. Er mag auf die Kanzelstellung südlich der Kapelle niedergehen.

Dann wird die dampfende Suppe verteilt. Wie Schatten verschwindet es in den Laufgräben, die zu den Gängen hinaufführen.

Das große Drama im Osten entrollt im Sommer und Herbst seine Szenen. Es wird zur Tragödie der Armee des Zaren. Joffre und French stehen vor ganz neuen Aufgaben. Wie sind die Deutschen zu zwingen, den Schwerpunkt des Krieges wieder nach dem Westen herüberzulegen?

Joffre greift auf seinen alten Plan zurück. Abermals schlägt er die Doppel-Offensive bei Arras und bei Reims vor. Gut, sagt French, aber die Franzosen müssen dann auch die größere Hälfte des nördlichen Stoßes übernehmen. Joffre bleibt keine Wahl. Da England sich immer noch nicht dazu entschlossen hat, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, müssen die Franzosen wieder drei Viertel der Angriffs-last auf sich nehmen.

Ist Joffre im Februar in der Champagne mit fünfhundert Geschützen aufgetreten, ohne Erfolg zu haben, so wird er es dieses Mal im Artois und in der Champagne zusammen mit fünftausend versuchen. Unererschöpflich fließt die amerikanische Munition.

Am gleichen Tage werden beide Schlachten ihren Anfang nehmen.

Vom 19. bis 25. Sept. 1915 kllirt, nur zeitweilig unterbrochen, das Trommelfeuer. Wieder sind die Engländer sparsamer. Am 25., noch ehe es hell geworden, beginnt der Infanterieangriff zwischen Bèthune und Arras im Norden, zwischen Souain und Massiges in der Champagne.

Die deutschen Divisionen haben durch das furchtbare Feuer schwer gelitten. Von den meisten Regimentern der vorderen Linie sind nur noch zerstreute Trümmer da. Strategische Reserven gibt es nicht. Alles wird im Osten gebraucht oder unten in Serbien, wo ein neuer Feldzug im Gange. Fast rächt sich das Schicksal für die kühnen Taten im Osten.

Die Engländer erreichen das Städtchen Loos zwischen La Bassée und Lens. Die örtlichen Reserven der Divisionen schließen die Einbruchsstelle und riegeln sie nach den Seiten ab. Gegenangriffe biegen die Front wieder aus.

Die Franzosen steigen zum zweiten Male über die Gänge von Loretto hinab gegen Souchez und Givenchy. Souchez bleibt dabei in ihrer Hand. Die Kämpfe sind verlustreich für die deutschen Divisionen und schaffen zeitweilig eine ernste Lage. Dem tropfenweisen Einsatz sparsamster Reser-

ven gelingt es, die Ausbuchtung vor weiteren Zerrungen zu bewahren. Die Knappheit der Mittel und die starken Verluste verbieten die Wiedereinnahme des Verlorenen durch Gegenstoß. Es bleibt bei den am ersten Tage eingetretenen örtlichen Verlusten.

Noch kritischer gestalten sich die Dinge in der Champagne. Von Souain auf Somme-Py zu zerreißt die deutsche Abwehr unter dem furchtbaren Druck des Artilleriefeuers und der Massenstürme. Es sind keine strategischen Reserven zur Hand.

Eigentlich ist hier der örtliche Durchbruch perfekt. Das Oberkommando der 3. Armee erwägt den Rückzug auf Re-thel. Aber die aufgerissenen Flanken drehen ihre Feuerwirkung nach innen. Der Feind, des Vorteils seiner Feuerwalze beraubt, ist unsicher und erkennt die Gunst der Lage nicht. Endlich kommen auch schwache Reserven und werfen sich in die Bresche. Das Tackeln der Maschinengewehre beginnt wieder und zwingt die französischen Kolonnen zu Boden. Am zweiten Abend kann die Gefahr des Durchbruchs als beseitigt gelten.

Zum erstenmal taucht als Neuerscheinung dieses an Wandlungen so reichen Krieges das „Schützennest“ auf, eine eng zusammengefaßte Handvoll Menschen, die, dem Grauen des Trommelfeuers lebendig entronnen, sich in ein paar Trichtern festsetzen und das prasselnde Schlachtfeld nach vorn, nach rechts, nach links und nach rückwärts mit ihren Gewehren und Maschinengewehren beherrschen.

Ganze feindliche Bataillone zersplittern vor solchen Widerstandsnestern, die wie Inseln im brodelnden Meer des Gefechts verteilt sind. Sie ballen sich zusammen, wie sie Zufall, Mannesmut und Glück geformt haben. Sie bilden die Eckpfosten der Linie, in die nachher die Reserven sich einschieben. Es kommt vor, daß sie länger als einen Tag und eine Nacht abgeschnitten sind. Die Leuchtkugel ist das einzige Mittel, mit dem sie ihren Kameraden anzeigen können, daß sie noch leben und auf Entsatz rechnen.

Es kommt auch vor, daß ein einziger Volltreffer der feindlichen schweren Kaliber alles mit Haut und Haaren vernichtet.

Auf diesen Inseln des Großkampfes entstehen die Meister der Abwehrschlacht, von denen später alles abhängt, als

die Abwehrschlacht ihre grandiossten und furchtbarsten Formen fand.

Im Oktober versandet auch diese Doppelschlacht. Langsam zieht ein zweiter Kriegswinter herauf.

Das Jahr 1915 hat dem Krieg im Westen ein neues Gesicht gegeben und eine neue Richtung gewiesen. Aber es bildete nur die Überleitung zu den beiden kommenden Jahren. Diesen blieb es vorbehalten, das Neue zu seiner ganzen Vollendung zu entwickeln und Forderungen an Menschen und Material zu stellen, von denen man sich damals noch keinen Begriff machen konnte.

Die Westfront stand unerschüttert. Rings aber auf den Kriegsschauplätzen der Welt hatten sich gewaltige Veränderungen vollzogen.

11. Kapitel

Lemberg, Warschau, Wilna

Der Entschluß der deutschen Obersten Heeresleitung, den Schwerpunkt des Krieges bis auf weiteres vom Westen nach dem Osten zu verlegen, wurde weder an einem Tage gefaßt, noch in einem Zuge durchgeführt. Er ergab sich vielmehr im Laufe der Monate und wurde durch den Gang der Ereignisse selbst entscheidend bestimmt.

Seine energischsten Vertreter waren die Männer des Ostens, Hindenburg, Ludendorff und Conrad von Hötzendorff. Falkenhayn folgte zögernd. Als er sich aber von der Möglichkeit entscheidender Handlungen überzeugt hatte, tat er alles, den Armeen im Osten die Kräfte zuzuführen, deren sie zur Durchführung ihrer gigantischen Aufgaben bedurften. Er tat es unter äußerster Anspannung der Lage im Westen und nahm dadurch eine ungeheure Verantwortung freiwillig auf seine Schultern.

Einmal in der Ausführung begriffen, zwang die politische Lage zu immer weiteren Entschlüssen in der gleichen Richtung. Schon im Februar 1915 konnte mit dem sicheren Eintritt Italiens in den Krieg gerechnet werden. Es war vorauszusehen, daß dadurch ein sehr großer Teil des österreichischen Heeres an die neue adriatische Front gebunden wurde. Doppelt wichtig erschien es, vorher die Russen entscheidend

zu schwächen. Die zunehmende Ermattung der R. und R. Armee trieb in der gleichen Richtung. Dazu kam die Rücksicht auf Rumänien, dessen Neutralität mehr und mehr zweifelhafte Formen annahm. Es bestand die unverkennbare Gefahr, daß Rumänien bei einer ungünstigen Wendung der Dinge im Osten den Werbungen der Entente erliegen würde.

Schließlich zwang auch die Lage auf dem Balkan zu einer Klärung. Der zentraleuropäische Krieg hatte längst seine Grenzen gesprengt und auch den äußersten Südosten Europas, ja, das gesamte türkische Gebiet bis in den Kaukasus, bis an den Golf von Persien und an den Suez-Kanal in seinen Brand einbezogen. Deutschland hatte allen Anlaß, für das schlecht versorgte und durch zwei harte Kriege geschwächte osmanische Heer zu fürchten.

Seit Februar waren die Vorbereitungen der Entente zu einem doppelten Angriff auf Konstantinopel erkennbar. England und Frankreich sammelten in Ägypten ein Expeditionsheer, um die Dardanellen anzugreifen. Rußland stellte bei Odessa eine starke Armee zusammen, um seine Balkanräume endlich zu verwirklichen. Fiel Konstantinopel, so öffnete sich der Weg nach Rußland, die ganze wirtschaftliche und militärische Kraft der Entente und Amerikas hatte freien Zutritt zum Zarenreich. Dahin durfte es unter keinen Umständen kommen. Bulgarien, durch den serbischen Verrat von 1912 erbittert, wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, an der Seite der Mittelmächte in den Kampf einzutreten. Man mußte ihm entgegenkommen, um seine letzten Bedenken zu überwinden.

So entstand schon frühzeitig im deutschen Hauptquartier der Plan zu einem Feldzug in Serbien. Voraussetzung dieses Planes schien die Niederwerfung Rußlands.

Gleichwohl zögerte Falkenhayn noch lange. Es fiel ihm schwer, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, den serbischen Plan zugunsten des russischen zurückzustellen. Schließlich gab, wie schon einmal, die Rücksicht auf den österreichischen Verbündeten den Ausschlag. Die Gefahr eines Zusammenbruchs der Donau-Monarchie, von Nordosten durch die Russen, von Südwesten durch die Italiener, vom Süden durch die Serben und vielleicht noch von Südosten durch die Rumänen angepackt, bildete damals schon die

größte Sorge des deutschen Hauptquartiers. Der russische Gegner mußte als der stärkste und der am ehesten greifbare zuerst angepackt werden.

Nachdem der Entschluß zum Angriff auf Rußland gefaßt, entstanden bald neue Auseinandersetzungen über den Ort, die Stärke und das strategische Ziel der neuen Operation. Zindenburgs und Ludendorffs weitsichtige Pläne stießen abermals auf Falkenhayns nüchterne Rechenkunst. Der Oberbefehlshaber Ost vertrat die Meinung, man müsse im Norden bei Kowno-Grodno, im Süden aus der Karpathenfront heraus die beiden Klauen einer gigantischen Zange ansetzen, um das ganze russische Zentrum in Polen einzukreisen und zu vernichten. Ein Plan von solcher Kühnheit und solchen Ausmaßen widerstrebte Falkenhayns methodischer Strategie. Er wies auf die zwar guten taktischen aber mangelhaften strategischen Ergebnisse der Schlachten des Februar hin, wo man durch den Angriff auf Siewers im Norden und auf Iwanow in den Karpathen Ähnliches ohne Erfolg versucht. Seine Zähigkeit verdichtete sich zu einem unbefiegbaren Widerspruch. Er gab auch nicht nach, als Conrad von Goetzendorff die Partei Zindenburgs ergriff.

Falkenhayn sagte — niemals ist der verhängnisvolle Unterschied zwischen den Auffassungen bei Ober-Ost und bei der Obersten Seeresleitung schärfer zutage getreten als im Verlaufe des großen Ost-Feldzuges im Sommer 1915 — es kann sich nur um eine Operation mit beschränkten Zielen handeln, denn auch die Mittel sind beschränkt. Halbiere ich noch diese beschränkten Mittel und verwende sie zur Gälste im Norden, zur anderen Gälste im Süden, so laufe ich Gefahr, überhaupt nichts zu erreichen. Erreiche ich dennoch günstigsten Falles im Norden und im Süden den erstrebten Durchbruch, so verbietet die Beschränkung der Mittel jedenfalls die große strategische Auswertung. Also kommt nur die Konzentration der Mittel in Frage. Sie muß etwa in der Mitte erfolgen, um nach beiden Seiten operative Freiheit zu gewähren. Die Konzentration verspricht die größte Sicherheit des Durchbruchs. Ihn auszuwerten ist Sache späterer Entschlüsse. Man kann den Durchbruch wiederholen oder man kann andere Entschlüsse fassen. Die Freiheit des Handelns bleibt gewahrt. Das Ziel kann bei der Beschrän-

kung der Kräfte nicht die Vernichtung, sondern nur die ausreichende Schwächung der Russen sein. Schließlich hatte Falkenhayn auch politische Gründe. Während Gindenburg und Ludendorff die V e r n i c h t u n g des russischen Gegners anstrebten, wollte Falkenhayn Rußland durch dauernde Schläge mit beschränktem strategischem Ziel moralisch z e r m ü r b e n , um es zu einem billigen Frieden mit den Mittelmächten zu veranlassen.

Gindenburg und Ludendorff hatten den Weisungen der Obersten Heeresleitung zu gehorchen. Als Durchbruchsstelle wurde die österreichische Front zwischen der Weichsel und dem Dukla-Paß ausgewählt. Eine deutsche Armee hatte den Angriff zu führen. Die Vorbereitungen wurden auf das strengste geheim gehalten, um das Moment der Überraschung auszunutzen.

Die Leitung der Operation unterstand dem R. und R. Armee-Oberkommando in Teschen, das nun den Befehl über die ganze Ostfront von der Bukowina bis an die Pilika südlich Warschau führte. Die deutsche Oberste Heeresleitung wechselte aus dem Westen nach Oberschlesien hinüber.

Der deutsche Oberbefehlshaber Ost erhielt den Befehl, den Hauptangriff durch einen überraschenden Vorstoß im äußersten Norden zu verschleiern und einzuleiten. Die nicht ausgesprochene Absicht, die das Oberkommando Ost seinerseits mit diesem Vorstoß verfolgte, lag in dem Bestreben, sich eine günstige Ausgangsstellung zu verschaffen für den Fall, daß der Verlauf des Feldzuges die ursprünglich von Gindenburg und Ludendorff geplante große Flügelbewegung dennoch ermöglichen sollte.



Im Westen beginnt die blutige Ära der Materialschlachten. Ein ganz neuer Kämpfertyp bildet sich heran. Auf einigen zwanzig Kilometern Breite und in ganz geringer Tiefe entwickeln sich Schlachten von ungeheurer Konzentration und Massierung, die den Boden zerfleischen und Division auf Division zerstampfen.

Im Osten erhebt sich der Krieg aus Winterstarre zu weiten Bewegungen auf gewaltigem Raume. Sein Beginn ist ein Durchbruch nach dem Muster des Westkrieges. Seine

Auswirkung eine fortgesetzte Operation in immer neuen Richtungen, mit immer neuen Zielen, mit ungeheuren Entfernungen und ungeahnten Größenmaßen. Binnen eines Monats kann man sagen, daß die ganze Ostfront von der Ostsee bis nach Rumänien in der Breite von fast anderthalb Tausend Kilometern in Bewegung geraten ist.

Im Westen gibt es keine Improvisationen und keine operativen Entschlüsse mehr. Nicht der Schlachtendenker regiert, sondern der Rechenkünstler, in dessen Hand die Materialversorgung liegt. Im Osten ist der ganze Krieg auf die beiden Begriffe von Improvisation und Operation gestellt.

Im Westen entscheidet sich die Schlacht nach dem Ausharren jener Widerstandsnester in den Trichtern, die das Feld auf ein paar hundert Meter Breite mit ihren Waffen beherrschen. Im Osten sind es die Leistungen der Marschkolonnen, die fechtend und marschierend die strategischen Gedanken der Führung verwirklichen.

Niemals hat ein einziger Krieg gleichzeitig zwei so verschiedene Gesichter getragen.

Als ein lebendiges Drama rollt im Osten Akt auf Akt an ganz verschiedenen Schauplätzen ab und fügt sich durch Monate hindurch zu einem Ganzen. Verstand und Herz vermögen diesem Drama nur zu folgen, wenn sie sich den Überblick über das Ganze erhalten. Das Verweilen bei Einzelheiten, mögen sie noch so großartig sein, ist unmöglich. Das dramatische Gesetz, bald verhaltend, bald scheinbar stillstehend, bald mit mächtigen Schritten voranschreitend, bald den Schauplatz wie in freier Willkür wechselnd und bald sich mit ganzer Spannung an einem einzelnen Punkt zusammenkrampfend, verlangt gebieterisch, daß man ihm mit dem Tempo seines Verlaufs atemlos folge. Es gibt kein Einhalten und kein Besinnen, bis alles an den vom Schicksal bestimmten Zielen angelangt ist.



Am 27. April 1915 beginnt der Aufstakt.

Im allerhöchsten Norden, zwischen Memel und Tilsit, überrennt die deutsche Armeegruppe Lauenstein die ahnungslosen Russen mit ganz schwachen Kräften, dringt in nördlicher Richtung rasch auf Schaulen zu und besetzt am

7. Mai den baltischen Seehafen Libau. Kavallerie streift bis in die Nähe des rigaischen Meerbusens und an den Rand von Mitau.

Zunächst läßt sich der Großfürst nicht aus der Ruhe bringen. Schließlich aber erscheint ihm die Gefahr doch größer. Rasch wirft er Verstärkungen hinaus, die er seinem polnischen Zentrum entnimmt. Dabei sind seine Blicke immer auf die Narew-Front zwischen Ossowiez und Przasnysz gerichtet. Er kennt seinen Gegner. Dort erwartet er den Angriff Sindenburgs gegen die Nordflanke des russischen Zentrums.

Während die Deutschen ganz Kurland durchstreifen, trifft am 2. Mai der Hauptschlag die Russen am Dunajetz zwischen Tarnow und Gorlice völlig ahnungslos und unvorbereitet.

Generaloberst von Mackensen führt das Kommando über die neue deutsche 11. und die rechts anschließende 4. österreichische Armee. Sein Stabschef ist Oberst von Seekt. Als artilleristischer Sachverständiger des Armeeoberkommandos waltet Oberst von Berendt. Das Gardekorps, das X. Armee-Korps unter dem Lüttichstürmer Emmich, das XXXXI. Reservekorps unter General von François, eine preussische und eine bayerische Division und ein österreichisches Korps bilden die Streitmacht. Große Mengen Artillerie sind zusammengezogen.

Man kann sich nicht wie die Franzosen und Engländer den Luxus eines mehrtägigen Trommelfeuers erlauben. Das Material reicht nicht. Was an Dauer nicht möglich, muß durch Intensität ersetzt werden.

Am Nachmittag des 1. Mai geht es los. Ruhig und systematisch zieht es sich durch die klare und warme Frühlingsnacht hin. Am Morgen des 2. Mai krampft es sich zu ungeheurer Stärke zusammen. Vier Stunden lang. Die russische Artillerie gibt keinen Ton von sich. Punkt zehn Uhr beginnt der Infanterieangriff.

Am Abend ist die erste russische Stellung überall genommen. Die Angreifer liegen vor der zweiten. Die Artillerie rückt über Nacht nach. Am 3. Mai fällt die zweite Stellung. Am 4. Mai steht Mackensen an der Wisłoka. Am 5. geht es über die Wisłoka. Dann beginnt der russische Rückzug. Herbeieilende Reserven werden hineingerissen.

Der Durchbruch ist erzielt. Die strategische Auswertung setzt ein.

Schon geben die Russen jenseits der Weichsel in Südpolen nach. Schon rinnen ihre Kolonnen von den nördlichen Karpathenpässen ab. Schon werden 150 000 Gefangene und 200 Geschütze gezählt.

Am 9. Mai weichen die Russen hinter den San und auf Przemyśl zurück. Beiderseits der Festung kämpfen sich deutsche und österreichische Truppen an den Fluß heran. Auch die mittleren Karpathen werden nun frei.

Jetzt ist der Großfürst erwacht. Er zeigt sich zum letztenmal als der große, unverwundliche und durch nichts zu erschütternde Feldherr. Mit äußerster Kraft treibt er die Armee des Generals Iwanow zwischen Stanislaw und Czernowitz gegen den österreichischen Südflügel, um durch einen tollkühnen Gegenstoß die Lage am San zu wenden.

Pfanzter-Baltin ist diesem verzweifelten Ansturm nicht gewachsen. Er weicht durch die Bukowina auf die Karpathen zurück. Schon sieht es aus, als wolle das Schicksal den Großfürsten belohnen.

Aber westlich von Pfanzter-Baltin steht ein Gegner, dessen Regimenter nur auf den Befehl zum Angriff warten. Das ist die deutsche Südarkmee des Generals Linsingen. Das kühne Manöver des Großfürsten wird mit einem ebenso kühnen erwidert. Linsingen durchbricht die russische Front und stößt in nördlicher Richtung auf Stryj vor. Die Russen müssen über den Dnjestr zurück. Linsingen läßt sie nicht zu Atem kommen. So erreicht er sein Ziel. General Iwanow muß seine Angriffsfront in der Bukowina schwächen, um vor Linsingen stärker auftreten zu können. Pfanzter-Baltin faßt wieder festen Fuß. Die Gefahr im Süden ist beseitigt.

Atemlos rollen die Ereignisse ab. Schon hat Mackensen wieder die Rolle des Hammers übernommen. Während Linsingen die Dnjestr-Linie erreicht, zerbricht die schwere deutsche Artillerie die Befestigungen von Przemyśl. Bayrische Regimenter pflanzen das Seitengewehr auf und stürmen die drei Nordforts.

Am 3. Juni ist die Festung in deutscher Hand, die Russen haben den Eckpfeiler der San-Stellung verloren. Um so zäher verteidigen sie sich östlich der Flußlinie. Die Ver-

blündeten müssen neu zum Angriff aufmarschieren. Das braucht einige Zeit.

Am 12. Juni tritt die 11. Armee nach Trommelfeuer zwischen Przemyśl und Jaroslau zum Angriff an. Die Russen haben in aller Eile neue Verteidigungslinien angelegt. Sie sind Meister auf diesem Gebiet.

In vier Tagen kämpft Mackensen sich durch und steht am 15. Juni nordwärts Grodek vor einer gut ausgebauten russischen Linie, die von frischen Truppen besetzt ist.

Am Morgen des 19. Juni erfolgt hier der Durchbruch. Er ist der dritte seit Tarnow-Borlice. Die Grodek-Stellung zerbricht. Die rechts benachbarte österreichische Heeresgruppe des Generals Böhm-Ermolli, in ihren Reihen das deutsche Besidentkorps des Generals von der Marwitz, drückt südlich davon die Russenfront ein.

Am 22. Juni fällt die bisher größte Frucht ihrer Mühen den Verbündeten in die Hand. Böhm-Ermolli besetzt nach kurzem Kampf die galizische Hauptstadt Lemberg.

Inzwischen ist Linsingen schon über den Dnjestr gelangt. Auch Pflanzer-Baltin hat sich der Vorwärtsbewegung nach Osten angeschlossen. Die Front in Südpolen ist schon früher in Fluß gekommen.

Fast eine halbe Million Russen ist seit Anfang Mai gefangen worden. Mehr als tausend Geschütze sind erobert. Die russische Armee, soweit sie in die Kämpfe verwickelt, befindet sich in einem bedenklichen Zustand.

Die Notwendigkeit, sich neu zu organisieren, vor allem aber die Absicht, nun Richtung und Schauplatz der Operationen völlig zu verändern, lassen die Verbündeten die Verfolgung der Geschlagenen am Bug ostwärts Lemberg einstellen. Zwischen der Pilika im polnischen Zentrum und Czernowitz an der rumänischen Grenze sind die Russen geworfen. Fast ganz Galizien und die Bukowina sind befreit, dazu ist ein Teil Südpolens erobert.

Der erste Akt ist vollendet. Die russische Armee hat eine tiefe Wunde empfangen. Die Zukunft muß lehren, ob sie tödlich war.

Ein großer strategischer und politischer Gewinn ist schon erzielt worden. Der Großfürst hat sich gezwungen gesehen, seine in Odessa für Konstantinopel bereitgestellte Armee auf die österreichische Front zu werfen. Die Ge-

fahr für Konstantinopel bleibt auf die südliche Seite beschränkt, wo inzwischen das englisch-französische Expeditionskorps unter dem Schutz einer englischen Flotte auf der Halbinsel Gallipoli Fuß gefaßt hat. Der deutsche General Liman von Sanders steht den Türken zur Seite. Deutsche Unterseeboote sind auf dem Wege über Gibraltar und das Mittelmeer bis in die Dardanellen vorgedrungen und bekämpfen die englischen Schiffe. Das ist alles, was die Deutschen einstweilen für die Türken tun können.

Auf der anderen Seite ist das lange Befürchtete Wirklichkeit geworden. Die Italiener haben es für gut und vorteilhaft befunden, sich den Alliierten anzuschließen. Die Österreicher müssen fast die Hälfte ihres Heeres nach dem Süden dirigieren. Die strategische Gunst ihrer Lage liefert ihnen große Vorteile. Die Ära der Isonzoschlachten beginnt. Es ist ein unerwartetes Glück im Unglück, daß die gleichen österreichischen Korps, die in Rußland so beängstigend versagt haben, sich gegen die Italiener vorzüglich schlagen. Aber es bleibt eine ungeheure Mehrbelastung der Deutschen, daß sie nun drei Viertel der ganzen Ostfront übernehmen müssen. Von nun an liegt die Fortsetzung der Operationen fast ausschließlich auf ihrer Schulter.

Falkenhayns methodische Strategie hat sich nur langsam und widerstrebend davon überzeugt, daß die bisherigen Ergebnisse im Osten die Erwartungen übertreffen und zur Fortsetzung im größeren Rahmen anreizen. Auch jetzt ist er energischer Gegner einer „Fortsetzung ins Uferlose“ und bleibt bei seinem Grundsatz beschränkter Zielfetzung. Im Gegensatz zu Gindenburg und Ludendorff ist er der Auffassung, daß sich die von ihm angewandte etappenweise Führung des Feldzuges bewährt hat. Er versteift sich darauf, an ihr festzuhalten und weist den von Oberost vorge schlagenen Plan der großen Zange von Rowno-Brodno im Norden und Lemberg im Süden kühl zurück. Gindenburg wendet sich an den Kaiser. Aber der Kaiser deckt seinen Generalstabschef.

Falkenhayn hält eine unmittelbare Einwirkung auf das russische Zentrum für den einzig richtigen und sicheren Schritt. Das russische Zentrum, auf Warschau und Iwan-gorod gestützt, springt nach der großen Frontveränderung im Süden in weitem Bogen gegen Westen vor. Drückt

man von Przasnysz-Lomza auf die Nordflanke und von der Front zwischen Weichsel und Bug auf die Südflanke, so muß der ganze polnische Bogen zum Einsturz kommen. Vielleicht gelingt sogar ein Cannae, wenn sich Nord- und Südangriff bei Brest-Litowsk die Hand reichen.

Sand in Sand mit der Neuaufrichtung der Truppen ist eine durchgreifende Neugliederung der Befehlsverhältnisse gegangen. Um die Führung der Operationen besser in der Hand zu haben, hat Falkenhayn zunächst zwei deutsche Seeresgruppen gebildet. Die nördliche Gruppe befehligt der bisherige Oberbefehlshaber Ost, Generalfeldmarschall von Gindenburg. Seine Front reicht von der Ostsee bis in den Abschnitt von Zwangorod. Ihm unterstehen die Niemen-Armee — früher Armeegruppe Lauenstein — die 10., 8., 12. und die 9. Armee und die Armeeabteilung Woyrsch. Die südliche Seeresgruppe untersteht Generalfeldmarschall von Mackensen mit der 11. Armee, der neugebildeten Bug-Armee unter Linsingen und der 4. und 1. österreichischen Armee. Sie umfaßt die Front von Zwangorod bis in die Gegend von Lemberg. Aus dem rechten Flügel der Seeresgruppe Gindenburg, die 9. Armee und die Armeeabteilung Woyrsch zwischen Warschau und Zwangorod umfassend, wird im August eine mittlere Seeresgruppe unter dem Generalfeldmarschall Prinzen Leopold von Bayern gebildet. Von Lemberg bis zur rumänischen Grenze steht die österreichische Seeresgruppe Böhm-Ermolli mit der 2. österreichischen Armee, der deutschen Südarkmee — früher Linsingen, jetzt General Graf von Bothmer — und der 7. österreichischen Armee. Die strategische Führung der deutschen Seeresgruppen liegt in der Hand der deutschen Obersten Seeresleitung in Oberschlesien.

Am 13. Juli bricht General von Gallwitz zwischen Przasnysz und Lomza mit der 12. Armee durch und erreicht in raschem Vordringen den Narew. Hier wirft ihm der Großfürst, der die doppelte Aktion gegen sein Zentrum seit langem erwartet, starke Reserven entgegen. Der Angriff kommt zum Stehen. Die Artillerie muß nachgezogen werden, um die stark befestigte Narew-Linie zu bezwingen.

Wenige Tage später greift die Seeresgruppe Mackensen zwischen Weichsel und Bug an, vornehmlich mit der 11. und der Bug-Armee. Zunächst geht es rasch auf Lublin

und Cholm zu. Aber dann entsteht eine ähnliche Lage wie am Narew. Der Großfürst tut alles, um die Flanken seines polnischen Zentrums zu stützen.

Indessen stellt es sich heraus, daß er zu keiner groß angelegten Gegenoperation mehr fähig ist. Das Schicksal hat sich gewendet. Er hat in den galizischen Schlachten zuviel Saare gelassen. Kann er durch Angriff sich nicht mehr helfen, so bedient er sich mit der gleichen Rücksichtslosigkeit, der gleichen Tatkraft und Schnelligkeit anderer Mittel.

Seine hartnäckige Flankenverteidigung hat nur den Zweck, den raschen und vollständigen Abbau des ganzen Zentrums zu ermöglichen. Am gleichen Tage, an dem Gallwitz den Narew erreicht und Mackensen gegen Lublin und Cholm vorgeht, ist Nikolai Nikolajewitsch schon dabei, die Folgerungen aus der sofort erkannten Lage mit aller Gründlichkeit zu ziehen.

Die polnische Russenfront gerät ins Wanken. Alle Armeekorps westwärts Warschau und Iwangorod gehen zurück. Die 9. Armee des Prinzen Leopold von Bayern und die Armeeabteilung Woyrsch heften sich an die Fersen der Weichenden. Die Russen erleiden schwere Verluste. Erst hinter Narew und Weichsel bildet sich eine neue Abwehrfront, die sich auf die stärksten russischen Festungen stützt, Iwangorod, Warschau, Nowo-Georgiewsk, Pultusk, Rozan und Ostrolenka.

Die Tatkraft des Großfürsten hat den Verbündeten abermals ein Cannae verweigert. Falkenhayn versucht aus der entstandenen Lage durch neue Improvisationen einen möglichst großen Vorteil zu ziehen. Am 27. Juli überschreitet die Armeeabteilung Woyrsch in einem glänzenden Angriff nördlich Iwangorod auf schmaler Basis die Weichsel und hält ihren Brückenkopf gegen starke feindliche Angriffe. Fast gleichzeitig unternimmt Mackensen einen zweiten Angriff und treibt einen tiefen Keil zwischen Lublin und Cholm nach Nordosten. Abermals wenige Tage später bezwingt Gallwitz den Narew und bricht zwischen Ostrolenka und Lomza tief in die russischen Linien ein. Mackensen und Gallwitz haben Richtung auf Brest-Litowsk. Die Zange droht.

Von Norden und Süden durchbohrt, gerät das russische Zentrum in eine heillose und furchtbare Lage, die selbst der

Großfürst nicht mehr zu meistern versteht. Stärker als seine Energie ist die Ermattung und Auszehrung seiner Truppen. Sie sind am Ende. Er hat zuviel von ihnen verlangt.

Nikolai Nikolajewitsch hat in diesen für ihn so bitteren Tagen nur einen Gedanken. Er will sich unter keinen Umständen das Schicksal Samsonows und Siewers bereiten lassen. Man soll von ihm wohl sagen, daß er geschlagen wurde, aber man soll es mit Achtung sagen. Rücksichtslos gibt er das gesamte Zentrum preis und stellt die unerhörtesten Anforderungen an seine Truppen, über denen schon das Gespenst der Panik und der Auflösung schwebt.

Der Verzicht auf den strategischen Bogen, den im Norden der Narew, im Westen die Weichsel und im Süden der Bug bilden, ist in Wahrheit der Anfang vom Ende. Niemals werden die Russen wieder in ihrem natürlichen und durch viele Milliarden französischen Geldes künstlich verstärkten Aufmarschgelände operieren können. Schon droht in ihrem Rücken unerbittlich, furchtbar und mit grauenvoll gedehnten Armen das Sumpfgebiet des Pripjet.

Am 5. August fällt Warschau kampflos. Zwangorod folgt rasch. Sein Schicksal war immer mit dem der großen Schwester verbunden, in glücklichen wie in unglücklichen Zeiten. Pultusk und Košan sind die nächsten.

Am 20. August erobert der Antwerpenbezwinger Besele nach kurzer Belagerung Nowo-Georgiewsk und nimmt 100 000 Russen darin gefangen.

Verhängnisvoll pflanzt sich das Unheil nach Norden fort. Die Festungen Ostrolenka, Ossowiez und Lomza, die starken und mehrfach bewährten Drillinge am Narew, fallen nach kurzem Angriff.

Am 4. September schließt Grodno, der südliche Eckpfeiler der Njemen-front, den Reigen zusammenbrechender Festungen, der den Großfürsten in einem einzigen Monat seine besten und solidesten Verteidigungswaffen, die unentbehrlichen Stützen aller seiner offensiven Operationen kostet.

Unterdessen ist der Rückzug seiner Divisionen zur Flucht geworden. Sie lassen an jedem Tage Zehntausende erschöpfter Gefangener, Hunderte von Geschützen und Fahrzeugen, unendliches Material zurück. Nicht der Widerstand der Be-

siegten, sondern die übermäßige Anstrengung durch so gewaltige Märsche und die von Tag zu Tag schwieriger werdende Versorgung der Truppen mit Munition und Lebensmitteln gebieten schließlich Halt.

Brest-Litowsk bedeutet den Schlußpunkt dieses zweiten Aktes. Am 26. August wird es von der 9. Armee erobert.

Das russische Zentrum ist in vier Wochen von der Weichsel bis hinter die Bugfeste getrieben worden. Die Entfernung beträgt 250 Kilometer. Die neue Front läuft von Grodno genau südlich bis Brest-Litowsk, folgt dann dem Oberlauf des Bug bis nach Galizien hinein und berührt sich östlich Galizien mit der im ersten Akt erreichten Front, die der Flota Lipa und dem Dnjestr bis zur rumänischen Grenze folgt.

Ein gewaltiges Stück Arbeit ist wiederum geleistet.

Der dritte Akt des Dramas hat unterdessen schon begonnen.



Eingeleitet wird er durch die persönliche Tragödie des stärksten und gefürchtetsten Gegners der Verbündeten im Osten. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch legt auf Befehl seines kaiserlichen Neffen am 8. September das Oberkommando der russischen Armeen nieder und wird zum Befehlshaber der russischen Truppen im Kaukasus ernannt. Mütterchen Rußland verlangt nach einem Opfer. Es ist echt russisch und zaristisch gedacht, daß man als Opfer gerade denjenigen ausersehen, dessen Tatkraft, Geschicklichkeit und unbeugsame Energie die russischen Seere vor dem Schlimmsten immer wieder bewahrt haben.

Nikolaus II. übernimmt selbst den Oberbefehl über seine Truppen. Väterchen Zar kommt, nun muß alles besser werden. Aber dieser schwankende, von Zweifeln geplagte und innerlich dem Krieg fernstehende Mensch, der nun den Glanz und die Autorität seines Thrones als letztes Mittel einsetzt, ist nur eine Schattenfigur. Die beiden Generale Brussilow und Iwanow sind die Treibenden. Zusammen mit den Politikern in Petersburg bilden sie das Haupt der allmächtigen Kriegspartei. So bewußt, wie sie im Frieden auf den Krieg hingearbeitet, so kaltblütig und zynisch, wie sie den Zaren seinerzeit mit dem Mobilmachungsbefehl betro-

gen, so mitleidlos zwingen sie ihn jetzt, seinen wankenden Thron mit neuen Strömen von Blut und Gekatomben hingeopferter Landesfinder zu befestigen.

Sie überschätzen ihre Kraft und die suggestive Wirkung des zaristischen Oberbefehls. Schlechtere Feldherrn als der Großfürst, wissen sie nichts anderes, als ihre Divisionen dem Gegner frontal entgegenzuführen. Sie besitzen die Brutalität und die Rücksichtslosigkeit des Großfürsten. Sein strategisches Geschick besitzen sie nicht.

Ruhig und konsequent arbeiten ihre stärksten Gegner an der Ostfront, Gindenburg und Ludendorff. Zweimal hat ihnen Falkenhayns Widerspruch die Möglichkeit genommen, eine vollständige Entscheidung zu suchen. Die Leitung der Hauptoperationen des ersten und zweiten Aktes, in Galizien und in Polen, war ihrem Einfluß entzogen. Sie sehen, daß große Siege errungen werden, aber sie bemerken mit Bitterkeit, daß man immer tiefer nach Rußland hineingerät, ohne den Sieg zu erringen, der so ungeheuer notwendig, um Rußland als Gegner ein für allemal auszuschalten.

Es ist Anfang September. Vier Monate lang währen die Operationen schon. Noch anderthalb Monate — und die Herbstperiode wird ihre Fortsetzung verbieten. Falkenhayn hat im Juli die Ausdehnung der Operation „ins Uferlose“ verweigert. Ist man durch seine Methode nicht gerade ins Uferlose hineingeraten?

Die Besetzung eines so gewaltigen eroberten Gebietsstreifens erfordert große Truppenmassen. In Warschau ist ein Generalgouvernement unter Beseler eingerichtet worden. Der Ausbau der zerstörten Bahnen — die Russen haben eine größere Spurweite — die Wiederherstellung der Straßen und Brücken, die ungeheure Verlängerung der Etappenlinien — alles das kostet Zeit, Material und Menschen. Es sind just die drei Faktoren, an denen wir sparen müssen.

Nach dem Muster von 1812 hat der Russe das Land als eine Wüste zurückgelassen. Häuser und Städte sind verbrannt. Das Vieh ist in die Sümpfe und Wälder getrieben, wo es verhungert. Die Bevölkerung ist aus ihrer Heimat verjagt. Unübersichtbare Kolonnen dieser Unglücklichen stauen sich zwischen den kämpfenden Parteien und müssen von der deutschen Verwaltung versorgt werden.

Während die Verfolgung des russischen Zentrums bei Brest-Litowsk langsam versandet, machen Gindenburg und Ludendorff zum drittenmal ihren Vorschlag, in allerletzter Stunde die große Zange anzusetzen. Heute hat dieser Plan ein ganz anderes Gesicht als beim ersten und beim zweiten Male. Will man heute noch ganze Arbeit verrichten, so muß man im Norden über Dünaburg—Wilna in Richtung Minsk, im Süden über das wolynische Festungsdreieck Luzk—Dubno—Kowno ausgreifen, um beiderseits hinter die Rokitno-Sümpfe zu gelangen. Eine Operation von ungeheuren Ausmaßen. Wird sie noch durchführbar sein? Werden die Truppen noch soviel hergeben können?

Das Überraschende tritt ein. Falkenhayn erteilt seine Genehmigung. Conrad von Goebendorff ist sofort dabei und sagt ihre Durchführung, soweit die österreichischen Truppen im Süden in Frage kommen, bestimmt zu.

Es ist müßig zu streiten, ob die große Flügeloperation beim ersten Male im Mai durchführbar gewesen wäre, ob beim zweiten Male im Juli oder auch später noch im September. Tatsache ist, daß sie im September schwieriger war als im Juli, im Juli schwieriger als im Mai. Tatsache ist ferner, daß ihr im September schon vor dem Beginn starke Kräfte entzogen werden mußten. Die Seeresgruppe Mackensen wurde aufgelöst. Mackensen selbst ging mit der 11. Armee an die serbische Front, um endlich Falkenhayns Plan zu verwirklichen. Die Armee nahm eine Reihe guter Divisionen mit. Andere Divisionen mußten nach dem Westen abgegeben werden, wo die Franzosen und Engländer im Artois und in der Champagne sich zu ihrer großen Material-Doppelschlacht anschickten.

Seit Beginn des großen Dramas haben Gindenburg und Ludendorff den obersten Norden keinen Augenblick aus den Augen verloren. Sie versuchten stets, die Möglichkeit der späteren Durchführung ihrer großen Flügeloperation zu erhalten und zu verbessern. In dieser Absicht hatten sie schon Ende April und Anfang Mai mit der Armeegruppe Lauenstein halb Kurland bis zu der Linie Windau—Schaulen—Kowno besetzt. Später war die Gruppe zur Njemen-Armee unter dem General Otto von Below erweitert worden.

Während der zweite Akt des Dramas im polnischen Zentrum abrollte, tat Gindenburg im Norden einen neuen

Schritt. Ohne einen einzigen Soldaten und eine einzige Kanone mehr zu beanspruchen, als die Oberste Seeresleitung vorgesehen, griff er Anfang August mit der 10. Armee die Außenwerke von Rowno an.

Schon früher war die Njemen-Armee aus ihrer im Mai erreichten Linie zum neuen Stoß angetreten. Otto von Below überschritt die Dubissa, eroberte Schaulen und drang gleichzeitig nach Norden gegen Riga und nach Osten gegen Dünaburg vor. Während die 10. Armee am 18. August die Festung Rowno bezwang, legte die Njemen-Armee ihren Nordflügel im Halbkreis um Riga und besetzte Mitau. Ihr rechter Flügel stand halbwegs von Rowno auf Dünaburg und nahm dort Anschluß an die 10. Armee.

Aus dieser Aufstellung heraus beginnt der dritte und letzte Akt des Dramas.



Fast gleichzeitig setzen sich die beiden Stoßgruppen im Norden und im Süden in Bewegung.

Die 8. Armee des Generals von Scholtz und die 12. Armee des Generals von Gallwitz stoßen aus dem Raume von Brodno nach Nordosten. Die 10. Armee des Generals von Eichhorn und die Njemen-Armee des Generals Otto von Below kommen aus dem Raume von Rowno und weiter nördlich davon. Sie haben östliche bis südöstliche Stoßrichtung. Alle vier Armeen bilden die nördliche Stoßgruppe, die zunächst Wilna zu umfassen hat, um dann auf Minsk vorzudringen.

Am 19. September fällt Wilna nach heftigen Kämpfen. Der Vormarsch geht unaufhaltsam weiter und erreicht Ende des Monats die Linie Postawy—Smorgon. Die 10. Armee buchtet den Erfolg nach Norden weiter aus und gelangt bis kurz vor Dünaburg. Dünaburgs verläuft die neue Front über Jakobstadt und Friedrichstadt bis Mitau und berührt westlich Riga das Meer. Deutsche Kriegsschiffe beherrschen den rigaischen Meerbusen. Die Russen treffen Vorbereitungen zur Verteidigung Petersburgs, das sie durch eine deutsche Landungsgruppe gefährdet glauben.

Auch im Süden entwickeln sich die Dinge anfangs günstig. Der kühne Geist Conrads von Goetzendorff beschränkt den Anteil der Österreicher nicht auf den Angriff über das

wolynische Festungsdreieck hinaus. Er will die gesamte Front von Rowel südlich Brest-Litowsk über die Bug-Linie östlich Lemberg und an Złota Lipa und Dnjestr entlang bis nach Czernowitz in Bewegung bringen. Das sind die 1. österreichische Armee (Puhallo), die 3. österreichische Armee (Böhm-Ermolli), die deutsche Südarkmee (Bothmer) und die 7. österreichische Armee (Pflanger-Baltin). Sie überspannen eine Frontbreite von zweihundertundfünzig Kilometern.

Am 31. August nimmt Puhallo die Festung Luzk, den westlichsten Vorsprung des wolynischen Dreiecks. Am 8. September wird Dubno erobert, der südlichste Pfeiler. Die Österreicher stoßen weiter gegen Kowno vor und kämpfen sich langsam durch die starken Feldbefestigungen, die das ganze Dreieck zu einem einzigen Verteidigungssystem verbinden. Die beiden südlichen Armeen, Bothmer und Pflanger-Baltin, dringen bis an den Sereth vor.

Wie im Drama kurz vor dem Ende die der Lösung entgegenstrebenden Kräfte sich noch einmal erheben und alles Bisherige in ihrem Sinne umzugestalten drohen, so auch hier. Der Zeitpunkt der letzten großen Gegenaktion der russischen Massen in diesem Feldzug ist gekommen. Daß sie einen so gefährlichen Umfang annehmen konnte, zeigte mit schmerzlicher Deutlichkeit, wie weit die Auszehrung der österreichischen Truppen trotz der gewaltigen Siege dieses Jahres fortgeschritten war.

Der letzte Akt des großen Dramas im Osten vom Jahre 1915 weist schon schicksalverkündend in die Zukunft, in der ein noch größeres Drama verhängnisvoll seinen Ausgang auf dem gleichen Schauplatz nehmen sollte. Die russische Offensive gegen die Österreicher, die im September 1915 die letzte Krönung der strategischen Gesamtoperation verhindert, ist nur ein Vorläufer jener Brussilow-Offensive vom Jahre 1916, die im Zusammenhang mit der Somme-Offensive im Westen eine bittere, und man kann heute sagen, die entscheidende Wendung des Krieges einleitete.

General Iwanow hat aus dem Innern Rußlands alles zusammengerafft, was noch greifbar ist, Rekrutendepots, Trainformationen, Armierungsbataillone, Ersatztruppenteile und Kavallerie. Schlecht ausgerüstet, ohne jede Kampfstimmung, im Bewußtsein dumpfer Unterlegenheit, werden diese Divisionen gegen die Österreicher eingesetzt. Zeitlich

soll der Angriff mit den französischen und englischen Anstrengungen im Artois und in der Champagne zusammenfallen. Noch einmal glaubt die Entente, dem russischen Drama eine andere Wendung geben zu können. Erinnerungen an das Marnewunder tauchen auf. Alle Ereignisse des Jahres 1915, bitter genug für die Alliierten, sollen durch einen einzigen Schlag revidiert und umgestoßen werden.

Die nördliche Stoßgruppe, von Gindenburg und Ludendorff gelenkt, steht programmgemäß zwischen Wilna und Minsk. Im Süden ist das Vorgehen der Österreicher ins Stocken geraten, die Gegenaktion Iwanows kündigt sich schon an.

In diesem Stadium bricht die russische Mitte immer weiter zusammen. Die Armeen der Heeresgruppe Leopold von Bayern erreichen die Linie Baranowitschi—Pinsk. Die Russen stehen nun mit dem Rücken unmittelbar an den gefürchteten Rokitno-Sümpfen. Brussilow hat das Rezept wiederholt, das der Großfürst im August im Warschauer Bogen angewendet hat. Rückzug um jeden Preis, ohne Rücksicht auf Verluste, unter allen Umständen Vermeidung einer Umfassung.

Jetzt kann Iwanow seine Aktion beginnen.

Ende September treffen die neu herangeführten russischen Divisionen auf den österreichischen Südflügel am Sereth. Pflanzer-Baltin weicht vom Sereth auf den Dnjestr und die Flota Lipa zurück. Er hat überraschend schwere Verluste, die der Auflösung einiger Divisionen gleichkommen. Aber die deutsche Südarmerie ist auf dem Posten. Bothmer gibt starke Kräfte an seinen rechten Nachbar ab. Es gelingt, den russischen Stoß zwischen Flota Lipa und Sereth abzufangen. Anfang Oktober erfolgt der deutsche Gegenstoß und trägt die Front rasch wieder an den Sereth heran. Dort erstarrt sie zum Stellungskrieg.

Sofort wiederholt Iwanow sein Manöver weiter nördlich gegen die Armee Böhm-Ermolli und die Armee Puhallio im wolynischen Dreieck. Mit Bedacht sucht er sich immer die von den Österreichern besetzten Frontabschnitte aus. Das gleiche Bild. Die Österreicher erleiden außerordentlich hohe Verluste an Gefangenen und weichen zurück. Eine tiefe Ausbuchtung entsteht.

Aber die nördlich benachbarte deutsche Bug-Armee unter

Linsingen macht es genau wie die Südmarmee. Sie schwenkt gegen Süden ein, gibt Kräfte an Puhallo ab und stellt das Gleichgewicht wieder her. Dubno bleibt den Russen, Luzk den Deutschen. Ende Oktober erstarrt auch hier die Front zum Stellungskrieg.

Noch einmal rafft Iwanow sich zu einem letzten Stoß auf. Linsingen begegnet ihm sofort und entreißt ihm jeden örtlichen Gewinn.

Dann ist auch Iwanow am Ende seiner Mittel. Spätere Angriffe sind nur noch Zuckungen.

Der dritte und letzte Akt ist vorüber.



Die Bilanz dieses riesenhaften Feldzuges ist für die Russen furchtbar genug. In einem halben Jahre haben sie drei Millionen Menschen eingebüßt. Zwei Millionen davon sind tot, eine gefangen. Die Zahl der verlorenen Geschütze ist unermesslich und geht in die vielen Tausende. Das sind soviel Menschen und soviel Geschütze wie die russische Armee nach der Mobilmachung 1914 besessen hat.

Kurland, Litauen und Polen sind in deutscher Hand. Galizien und die Bukowina sind frei. Sechzehn Festungen — das heißt alle Festungen, über die Rußland gegenüber Deutschland und Österreich verfügt hat, mit einziger Ausnahme von Dubno und Rowno — sind gefallen. Es ist kaum noch denkbar, wie diese fürchterlich zugerichtete Armee jemals wieder zu einer großen Aktion fähig werden sollte.

Auf Drängen Falkenhayns gibt die deutsche Regierung in Petersburg zu verstehen, daß Deutschland zu einem ehrenvollen Frieden mit dem Zaren bereit ist. Die Oberste Seeresleitung weiß, wie ungeheuer viel davon abhängt, mit Rußland zum Frieden zu kommen. Die Aufgaben für die deutsche Wehrkraft und das deutsche Volk beginnen trotz glänzender Siege ins Unermessliche anzuschwellen.

Der Zar begreift diese letzte Gunst des Schicksals nicht. Seine Umgebung, in deren Händen er ist, zwingt ihn zum Äußersten. Diese Leute wissen, daß ihre Rolle ausgespielt ist, wenn sie den Krieg jetzt beenden, sei es auch durch einen guten Frieden.

Die russische Regierung lehnt ab. Frankreich und England triumphieren. Rußland und Deutschland verlieren eine

unabsehbare Chance, die ihnen das Schicksal bietet. Der Verlust dieser Chance kostet den Zaren Thron und Leben. Er kostet Deutschland nicht nur die Früchte dieses gewaltigen Feldzuges, sondern er birgt, rückschauend betrachtet, schon den Keim des Untergangs in sich. Es ist nur allzu gerecht, daß dieser Untergang auch diejenigen in seinen Strudel gerissen hat, die damals den Frieden in Petersburg vermittelten. Das Schicksal hat sie hinweggefegt und in alle Welt zerstreut, soweit sie nicht den Kugeln und dem Beil ihrer eigenen Landsleute zum Opfer gefallen sind.

So ist das gigantische Drama von 1915 nur das Vorspiel zu einem noch größeren Drama geworden. Das Drama der See wächst zu dem der Völker.

12. Kapitel

Isonzo, Dardanellen, Serbien

Drei Faktoren kennzeichnen das Kriegsjahr 1915. Der erste ist die Ära der beginnenden Abwehrschlachten im Westen, die schon auf die ungeheure Steigerung dieses Begriffes in den beiden folgenden Jahren hinweist. Der zweite ist der große Feldzug im Osten, der trotz einer ununterbrochenen Kette von Siegen und größter Eroberungen dennoch nicht ausreicht, um Rußland endgültig aus der Reihe unserer Feinde auszuschneiden. Der dritte ist die zunehmende Ausdehnung der Kriegsschauplätze nach Süden und Südosten, das heißt über Italien, über Serbien—Griechenland und über das ganze Gebiet der Türkei.

Alle drei haben einen gemeinsamen Grundzug doppelter Art. Sie kennzeichnen den Willen unserer Gegner, den Krieg mit allen Mitteln fortzusetzen und seine Schauplätze nach Möglichkeit zu erweitern. Und sie kennzeichnen die wachsende Notwendigkeit für Deutschland, immer größere Aufgaben zu übernehmen. Unsere Verbündeten werden so gleichzeitig eine willkommene und unentbehrliche Hilfe, gleichzeitig eine starke Belastung für uns. Die Rücksicht auf sie zwingt uns zu immer größeren Zersplitterungen unserer Kraft und zur Ablenkung von dem Ziel, das allein ausschlaggebend sein kann. Das ist die Niederwerfung der bei-

den großen Feinde, der Russen im Osten, der Franzosen und Engländer im Westen.

Leicht kann man von 1915 an bis zum Schluß des Krieges den gigantischen Wettlauf dieses doppelten Grundsatzes verfolgen — die Vernichtungswille der Entente, die Zwang für Deutschland, sich zu zersplittern. Seine Steigerung wird schließlich zum Verhängnis, gegen dessen Unerbittlichkeit weder Tapferkeit noch Anspannung aller materiellen Mittel standhalten. Im Jahre 1915 schon entstehen jene Kriegsschauplätze, von denen aus drei Jahre später nach Taten, wie sie die Welt niemals vorher sah, das Unglück seinen Ausgang nahm.



Die Vorgeschichte seines Eintritts in den Krieg wird für Italien stets ein beschämendes Kapitel bleiben. Die Erreichung seiner politischen Ziele kann daran nichts ändern. Italien war mit Deutschland und Österreich im Dreibund vereinigt, dessen Charakter defensiver Natur war. Die militärischen Abmachungen für den Kriegsfall sahen ursprünglich die Stellung einiger italienischer Korps für die deutsche Front im Elsaß vor.

Die italienische Regierung benutzte die rein äußerliche Tatsache, daß Deutschland und Österreich als erste Mächte die formale Kriegserklärung aussprachen, um sofort in Berlin zu erklären, daß sie den Bündnisfall nicht als gegeben betrachte. Sie versicherte ihre Neutralität in dem ausbrechenden Kriege. Das war der erste Schritt. Frankreich konnte nun unbedenklich seine an der italienischen Grenze stehenden Korps auf den westlichen Kriegsschauplatz fahren. England war aller Sorgen im Mittelmeer enthoben.

Bald folgte der zweite Schritt. Die italienische Regierung ging dazu über, sich ihre Neutralität bezahlen zu lassen. Je länger der Krieg dauerte und je angespannter die Lage der Mittelmächte wurde, desto größer wurde der geforderte Preis. Die deutsche Regierung sandte den früheren Reichskanzler Fürsten von Bülow nach Rom. Der Fürst besaß in Italien ein großes Ansehen. Seine Aufgabe war, den peinlichen Handel durchzuführen, zu dem die Not der Verhältnisse uns zwang. Italien schraubte den Preis abermals höher.

Der dritte Schritt war die heimliche Fühlungnahme mit England und Frankreich. Man begann in Rom den Vorteil des Händlers wahrzunehmen, dessen Ware von zwei Seiten begehrt wird. Aber die Westmächte verlangten mehr als Neutralität, sie verlangten Teilnahme am Krieg. Dafür sagten sie Italien die Erfüllung aller seiner nationalen Wünsche zu und lieferten ihm, einstweilen auf dem Papier, Tirol bis zum Brenner, Istrien und Dalmatien, den beherrschenden Einfluß in Albanien und ein Stück der erhofften türkischen Beute aus. Sie hatten es leicht, denn alles ging auf Kosten der mit ihnen kriegsführenden Länder. Das Angebot war klar, großzügig und verlockend, wenn man den Bruch mit den früheren Verblindeten und die Ungewißheit des Kriegsausganges auf sich nahm.

Fürst Bülow ging so weit, wie es die Rücksicht auf unseren Verbündeten Österreich irgend gestattete. Unter deutschem Druck erklärte sich die Wiener Regierung zur Erfüllung fast sämtlicher italienischer Wünsche bereit.

Das war für Rom nur der Anlaß, seine Forderungen abermals hinaufzuschrauben. Die Österreicher knirschten mit den Zähnen. Es half nichts, man mußte jedes Mittel versuchen, eine weitere Ausdehnung des Krieges zu vermeiden. Wien war auch bereit, auf Triest zu verzichten.

Aber nun kam den Italienern der Gedanke, daß diese Art, ihre nationalen Ziele zu erreichen, bei einem Siege der Mittelmächte unter Umständen doch zu unangenehmen Folgen führen könnte. Es schien ihnen sicherer, das Gewicht ihrer Macht ganz auf die Seite derer zu legen, die eine Zertrümmerung der Mittelmächte erstrebten. Während die Verhandlungen in Wien und Berlin zum Schein noch fortgesetzt wurden, schloß Rom am 24. April 1915 ein Geheimabkommen mit Paris und London, das Italien zum Eintritt in den Krieg binnen vier Wochen verpflichtete.

Da kam ein unerwartetes Ereignis. Am 2. Mai wurde die russische Front bei Tarnow-Borlice zerrissen. Ein unerhörter deutsch-österreichischer Siegeslauf begann. Die Verlustziffern der Russen waren furchtbar und stiegen rasch so hoch, daß sie den ganzen von Italien zu erwartenden Menschengewinn im voraus auffraßen. Wie eine mürbe Leinwand riß die russische Front nach Norden und Süden weiter. Im Westen kam der 9. Mai zwischen La Bassée

und Arras. Trotz mächtiger Anstrengungen und Opfer gelangten die englischen und französischen Divisionen nicht über ein paar niedergehämmerte Dörfer hinaus.

Rom begann stutzig zu werden. Aber es war zu spät. Die Entente bestand auf ihrem Schein. Sie war nicht gesonnen, sich einen Betrug gefallen zu lassen. Eine englische Flotte, für die Dardanellen bestimmt, und die ganze französische Flotte lagen im Mittelmeer. Weit und schutzlos dehnten sich die italienischen Küsten vor ihnen.

So tat Italien den letzten Schritt. Am letzten Tage der im Geheimvertrag vorgesehenen Frist von vier Wochen erklärte es seinem Bundesgenossen Österreich den Krieg. Deutschland gegenüber das gleiche zu tun, vermied man einstweilen. Es wäre auch mit dem besten Willen nicht möglich gewesen, einen Vorwand zu finden. Aber kurz nachdem die ersten Schüsse an der neuen Front gefallen, trafen die Italiener auch auf eine deutsche Division, die Schulter an Schulter mit den Österreichern stand.

Der größte Teil der neuen Front kam für italienische Offensivhandlungen nicht in Betracht. Die Tiroler Alpen lagen als ein unüberwindlicher natürlicher Schutzwall im Norden. Die einzige Aussicht bot sich beiderseits von Görz im Küstenabschnitt des Isonzo.

Schritt vor Schritt rückte General Cadorna mit seinen Divisionen gegen diesen Abschnitt heran. Seine Bedachtsamkeit ließ den Österreichern Zeit, sich einzurichten. Conrad von Goetzendorff hatte vorwärts Görz nur schwache Sicherungen belassen. Seine Absicht war, sich näher an das Gebirge heranzuziehen, um sich dort zu verteidigen. Man mußte in der Defensive bleiben, bis der russische Feldzug entschieden war.

Zur großen Überraschung der Österreicher gelang es den Italienern nicht, diese Sicherungen zu werfen. Jetzt erst entschloß sich Conrad von Goetzendorff, die Verteidigung weiter nach vorn, ungefähr in die Linie der bisherigen Sicherungen, zu legen.

Die Folge der Isonzoschlachten begann. Es hat ihrer im Laufe der Jahre fast ein Dutzend gegeben. Sie kosteten die Italiener Ströme von Blut und brachten ihnen belanglose örtliche Gewinne.

Nachher, zwei Jahre später, genügte eine einzige deutsche

Armee, um das italienische Meer von den Alpenhängen hinunterzufegen. Im Zustande schlimmer Auflösung strömten die Divisionen durch die venetianische Ebene und retteten sich hinter den Piave.

Der Krieg gegen Deutschland ist in Italien niemals populär gewesen. Erst nach dem deutsch-österreichischen Vordringen bis zum Piave gelang es der Regierung, mit dem Hinweis auf die Not des Vaterlandes in der Bevölkerung eine kriegerische Stimmung zu schaffen, die sich auch gegen Deutschland richtete.



Die Türkei, obwohl durch zwei Kriege geschwächt und durch Versäumnisse der inneren Verwaltung beeinträchtigt, wußte, daß sie mit Deutschland und Österreich auf Gedeih und Verderb verbunden war. Rußland und England warteten nur darauf, dem „kranken Mann am Bosphorus“ das Lebenslicht auszublafen. Rußlands Ansprüche auf Konstantinopel und die Dardanellen waren schon im Frieden durch Abkommen mit der Entente sichergestellt. England behielt sich als begehrenswerteste Bissen Palästina und Mesopotamien vor. Frankreich war Anwärter auf Syrien. Kurzum, man sehe sich nur die nach dem Krieg entstandene Landkarte an, um zu erkennen, mit welchen Zielen die Entente den Krieg gegenüber der Türkei betrieb.

Die Kriegsführung der Türkei war bis zum Oktober 1915 auf sich selbst angewiesen. Wir hatten kein Mittel, ihr in größerem Umfange Hilfe zu bringen. Serbien, Rumänien und das damals noch neutrale Bulgarien versperrten den Landweg, die englische und französische Flotte den Seeweg. Die im Frieden schon in Konstantinopel stationierte deutsche Militärmission unter General Liman von Sanders und die beiden zu Kriegsbeginn in die Dardanellen entkommenen deutschen Kreuzer „Goeben“ und „Breslau“ waren die einzigen direkten Hilfsmittel. Später kamen Unterseeboote hinzu, denen die kühne Fahrt über Gibraltar gelang.

Tapfer fochten die Türken im Kaukasus gegen die Russen, in Mesopotamien gegen die Engländer, am Suez-Kanal gegen die Engländer und ihre Hilfsvölker. Der böse Zustand ihrer auf den Landweg angewiesenen rückwärtigen

Verbindungen machte ihnen schwer zu schaffen. Ernste Rückschläge traten im Kaukasus ein.

Aber erst die Vorbereitung des direkten Angriffs auf Konstantinopel gestaltete die Lage der Türkei zu tödlichem Ernst. Die Absicht der Entente, den Weg nach Rußland gewaltsam zu öffnen, begegnete hier der deutschen Absicht, den Türken unter allen Umständen auf dem Landwege Hilfe zu bringen. Lange bevor die Deutschen dieses Werk in Angriff nehmen konnten, ging England an die Arbeit. Im Winter 1914/15 schon sammelte sich ein starkes englisch-französisches Expeditionskorps in Ägypten. Um den Angriff doppelseitig zu machen, stellten die Russen eine Armee in Odessa bereit.

Ein blutiges Vorspiel. Am 18. März 1915 schicken Engländer und Franzosen eine starke Flotte gegen die Dardanellen, um die Enge gewaltsam zu öffnen. Ein halbes Hundert Panzerschiffe erscheint vor den türkischen Küstenforts, die unter deutscher Anleitung ausgebaut worden sind. Eine fürchterliche Kanonade aus dreihundert schweren und an tausend mittleren Schiffsgeschützen beginnt. Die Küstenforts müssen ihre Munition bis zum äußersten sparen. Die Türkei hat keine brauchbaren Munitionsfabriken. Deutsche Unterseeboote greifen ein. Die feindliche Armada gerät in Minenfelder und hat schwere Verluste. Am Abend tritt sie den Rückzug an, nachdem ein Dutzend Schiffe zum Meeresgrund hinabgegangen. Sie sucht ihre sicheren Verstecke bei den griechischen Inseln Lemnos und Tenedos auf.

Und dann der Hauptakt.

Fünf Divisionen aus England, Indien, Australien, drei Divisionen aus Frankreich und seinen Kolonien werden von Ägypten nach Tenedos und Lemnos gefahren. Die Inseln sind neutrales griechisches Gebiet. Aber das macht nichts. Unermeßliches Material wird für den Feldzug aufgestapelt.

Am Ostertag des Jahres 1915, am 25. April, verläßt die englisch-französische Armada ihre Schlupfwinkel und stellt sich vor den türkischen Küstenforts vom Golf von Saros bis nach Tenedos hinab auf. Uebermals beginnt die Kanonade. Nach mehreren Stunden lösen sich dicht besetzte Barkassen und Boote von den Schiffen und streben unter dem schützenden Feuerhagel der Schiffsartillerie gegen die Küste.

Acht Landungsstellen sind vorgesehen. An dreien glückt das Manöver. Die Türken, zu dünn verteilt und durch das Artilleriefeuer hart mitgenommen, brauchen Zeit, um sich zu fassen. Es stellt sich heraus, daß die Franzosen auf dem asiatischen Ufer bei Kum Kale, die Engländer gegenüber auf dem Südzipfel von Gallipoli, Kap Gelles, und ein Stück nördlich davon bei Ari Burnu Fuß gefaßt haben.

Nachdem General Liman von Sanders, der die Türken führt, die Landungsstellen erkannt hat, vermag er mit seinen zurückgehaltenen Reserven zu operieren. Alter osmanischer Überlieferung getreu stürzen sich die Türken auf das Gemisch der Landungstruppen. Kämpfe von schrecklicher Wildheit entstehen. Bajonett und Stichmesser liegen dem Orientalen besser als die Schußwaffe.

Die Engländer landen neue Truppen. Die Türken führen Verstärkungen heran. Wäre die feindliche Schiffsartillerie nicht und litten die Türken nicht unter dem unglückseligen Munitionsmangel, so wäre es ein Leichtes, die Küste zu säubern. Aus dem Bereich ihrer Artillerie kommen die Angreifer nicht einen einzigen Schritt hinaus.

Nach drei blutigen Tagen werden die Franzosen auf dem asiatischen Ufer ins Meer geworfen, unmittelbar unter den Trümmern des alten Troja. Die Engländer sind dicht ans Wasser gedrängt und können sich kaum bewegen.

Die Verteidigung organisiert sich immer besser. Die Angreifer haben einen ungeheuren Kräfteverschleiß. Nach und nach verbrauchen sie statt der ursprünglich vorgesehenen acht Divisionen derer zwanzig. Im Juli gelingt den Engländern noch einmal eine Landung weiter nördlich. Aber auch dort kommen sie aus den engen Fesseln nicht heraus.

Die deutschen Unterseeboote vermehren sich. U 21 unter Kapitänleutnant Hersing torpediert zwei englische Panzerschiffe.

Das Geschäft ist für England vom ersten Tage an ein Verlustgeschäft. Es wird zur Katastrophe, als Deutschland über Serbien hinweg den Landweg nach Konstantinopel mit Gewalt öffnet.

Ostern hat es begonnen. Drei Tage vor Weihnachten schiffen die Engländer bei Nacht und Nebel den größten Teil ihrer Truppen ein. Am 9. Januar 1916 folgt der Rest. 200 000 Mann wurden nach und nach aufs Land gesetzt.

150 000 Mann betragen die Verluste. Ein Duzend Panzerschiffe bedecken den Meeresboden vor der Enge. Konstantinopel ist von jeder Gefahr befreit. Das Ansehen Englands im Orient hat einen starken Stoß erhalten.



Die Ausklänge des Gallipoli-Unternehmens fallen zusammen mit denen des serbischen Feldzuges, der von deutschen, österreichischen und bulgarischen Truppen in anderthalb Monaten sozusagen mit der Uhr in der Sand durchgeführt wurde.

Seit den ersten Kriegsmonaten, in denen die Österreicher sich an der serbischen Front eine empfindliche Schlappe geholt, herrscht längs der Save und der Donau Ruhe. Die Serben und Montenegriner, durch zwei Balkankriege geschwächt und verarmt, beschränken sich darauf, starke österreichische Kräfte zu fesseln. Erst der Eintritt der Türkei in den Krieg, vor allem aber die im Frühjahr 1915 Konstantinopel vom Norden und vom Süden bedrohende Gefahr, weisen die Mittelmächte gebieterisch auf Serbien, das ihrer direkten Verbindung mit dem türkischen Bundesgenossen im Wege ist.

Der große Feldzug im Osten verhindert immer wieder die Ausführung des Planes. Aber Falkenhayn und Conrad von Goezendorff verlieren ihn keinen Tag lang aus den Augen. Im Spätherbst endlich erscheint er ausführbar. Die Bereitschaft Bulgariens, an ihm teilzunehmen, gibt den Ausschlag.

Ende Sept. 1915 versammeln sich in Süd-Ungarn gegenüber Belgrad die 3. österreichische und die 11. deutsche Armee. Die Österreicher stehen rechts von Belgrad längs der Save, die Deutschen links davon längs der Donau. Die Bulgaren haben ihre 1. Armee nordwestlich Sofia an der serbischen Grenze bereitgestellt. Die 2. bulgarische Armee sammelt sich südwestlich Sofia im Raume von Rüstendil, um die gemeinsamen Operationen der Verbündeten im Norden indirekt zu unterstützen. Die 3. österreichische, die 11. deutsche und die 1. bulgarische Armee unterstehen dem gemeinsamen Oberkommando des Generalfeldmarschalls von Mackensen.

400 000 Serben und Montenegriner stehen ihnen gegenüber. Sie sind kriegserfahren, haben lange Ruhe gehabt.

Sie kämpfen in einem zur Verteidigung hervorragend geeigneten Bergland, und sie verteidigen ihre Heimat. Die breiten Läufe der Save und der Donau liegen schützend vor ihren Gewehren.

Am 6. Oktober dröhnt das Artilleriefeuer über die Flüsse. Nachts hat es geregnet. Dünner Nebel liegt auf den Wässern. Im ersten Morgengrauen stoßen Hunderte von Pontons vom nördlichen Ufer ab, gefüllt mit schwer beladenen Infanteristen. Pioniere schaffen Brückenmaterial an die Ufer. Die Feldartillerie steht mit angeschirrten Säulen bereit. Kavalleristen halten ihre Pferde. Die am Nordufer bleiben, warten atemlos ab, wie es drüben abläuft.

Zunächst vernimmt man gar nichts. Endlich klirrt, durch den Lärm der eigenen Artillerie kaum vernehmbar, das Feuer der serbischen Geschütze. Und nun auch das dünne Tacken der Maschinengewehre.

Eine Stunde vergeht, bis man Näheres erfährt. Es ist geglückt, einen schmalen Uferstreifen zu besetzen. Aber die Serben wehren sich mit größter Hartnäckigkeit. An vielen Stellen ist es zu erbitterten Bajonettkämpfen gekommen.

Gegen Mittag klärt sich das Bild. Die in der Mitte der 3. österreichischen Armee eingesetzten deutschen Truppen haben auf den beiden Zigeuner-Inseln in der Save südwestlich von Belgrad Fuß gefaßt. Links von ihnen stehen die ersten österreichischen Bataillone auf dem südlichen Donauufer unmittelbar unter der Belgrader Zitadelle. Bei Semendria und an zwei anderen Punkten donau-abwärts hat die deutsche 11. Armee den Übergang erzwungen. Überall sind erst schwache Infanteriekräfte auf dem feindlichen Ufer. Die Gefahr besteht, daß sie von den Serben ins Wasser getrieben und vernichtet werden.

Sehnsüchtig wird die Nacht erwartet. Nun geht Bataillon auf Bataillon hinüber.

Im Morgengrauen des 8. Oktober schreitet die Infanterie überall zum Sturm. Die Serben müssen vom zäh verteidigten Ufer ablassen. Am Abend ist schon so viel Lust nach vorn gewonnen, daß man mit dem Übersetzen der Artillerie beginnen kann.

Am 9. Oktober fällt Belgrad. Die österreichische und deutsche Flagge wehen gemeinsam auf der Zitadelle.

Die Kämpfe sind weiterhin außerordentlich hart. Die Verbündeten geraten schon in die Berge und die zerklüfteten Täler, in deren Verteidigung der Feind ein Meister ist. Stellung liegt hinter Stellung, in jahrelanger Arbeit vorbereitet.

Langsam wird eine Linie erreicht, die etwa zehn Kilometer südlich der Donau und der Save über die Höhen verläuft. Dort stehen die Serben wieder. Bis zu sieben ausgebaute Stellungen hat man hintereinander überwinden müssen.

Man muß sich zu einem regelrechten Durchbruch entschließen, dessen artilleristische Vorbereitung Zeit erfordert. Mitte Oktober erfolgt der Angriff. Die serbische Front zerreißt. Jetzt gelangt man rasch und unaufhaltsam bis auf Höhen von Kragujewac.

Endlich, beinahe eine ganze Woche zu spät, ist auch die 1. bulgarische Armee vormarschbereit. Mit brennendem Rachedurst stürzen sich die Bulgaren auf den Bruder, der ihnen im zweiten Balkankrieg in den Rücken gefallen ist und sie um alle Gewinne betrogen hat.

Während am 2. November Kragujewac, von den Serben in Brand gesteckt, in die Hände der Verbündeten fällt, erreichen die Bulgaren in breiter Front die Morawa nördlich und südlich von Nisch. Der Feldzug ist bereits entschieden.

Die 2. bulgarische Armee bei Küstendil hat einen doppelten Auftrag. Sie soll, gegen den Wardar bei Üsküb vordringend, den im Norden geschlagenen Serben den Weg nach dem Süden ihres Landes verlegen. Sie soll gleichzeitig verhindern, daß die schon Anfang Oktober in Saloniki gelandeten Engländer und Franzosen über die griechische Grenze hinweg den Serben zu Hilfe kommen. Beides wird erreicht.

Unter unsäglichen Strapazen verfolgen die nördlichen Armeen die fliehenden Serben durch Schnee, Berge und Eis. Von drei Seiten den Gegner anpackend, schieben sie sich selbst in dem wegearmen Gebiet immer dichter zusammen und haben nicht mehr genügend Ellenbogenfreiheit. Mackensen entschließt sich sofort, einige Divisionen aus der Front herauszuziehen. Sie kommen nach Ungarn und können nach kurzer Ruhe in den Westen gefahren werden.

Die Serben sind in voller Auflösung begriffen. Ihre Flucht ist kopflos, sie lassen ungeheure Mengen Material zurück.

So erreichen sie das Amselfeld bei Pristina. Ein letzter Versuch, sich zur Wehr zu setzen, erstickt im Keime. Am 23. November rettet sich ein Rest des vernichteten Heeres in die albanischen Berge. Etwa 50 000 Mann sammeln sich nach und nach in Durazzo und werden von italienischen Schiffen nach Korfu gebracht.

Das verschneite Amselfeld liegt voll verhungelter und erfrorener Soldaten und Pferde. Verlassen stehen die Kolonnenparcs und Batterien umher. 150 000 Serben sind gefangen. 100 000 sind tot und verwundet. Der Rest ist mit dem greisen König außer Landes. Das Land ist ohne Ausnahme in der Hand der Sieger. Und alles in anderthalb Monaten.

Das Attentat von Serajewo hat eine furchtbare Sühne gefunden.



Wie kommen die Franzosen und Engländer nach Saloniki, in den Hafen des neutralen Griechenland?

Es ist ein besonderes Kapitel in der Geschichte der englischen Neutralitätsbrüche während des Krieges, in den England eingetreten war, um den Bruch der belgischen Neutralität zu strafen. Der griechische Ministerpräsident Venizelos, im bewußten Gegensatz zu seinem verfassungsmäßigen Oberhaupt, dem König Konstantin, handelnd, schließt mit England und Frankreich ein Geheim-Abkommen, das die beiden Mächte zur Landung von Truppen in Saloniki ermächtigen soll. Ein Novum in der Geschichte der Diplomatie.

Ein zweites Novum — die Entente erklärt diese rein private und sehr absonderliche Abrede zum Staatsvertrag und nimmt ungeachtet der griechischen Proteste die Landung vor.

Venizelos wird von seinem König entlassen, Griechenland beruft sich auf seine Neutralität. England und Frankreich geben zu verstehen, daß sie Griechenland als Feind betrachten werden, wenn es Maßnahmen gegen die Vergewaltigung seines Gebietes ergreifen werde. Unter ihrem

Druck muß König Konstantin seine Armee demobilisieren. Die Truppen der Entente in Saloniki vermehren sich rasch von 50 000 auf 200 000 Mann.

Jene 2. bulgarische Armee, die aus dem Raum von Küstendil auf Iisküb vorgestoßen, verhindert durch ihren Vorstoß die geplante Aufnahme der geschlagenen Serben durch die von Saloniki über die griechische Grenze auf serbisches Gebiet vorgerückten Ententetruppen. Da die Bulgaren zur Erledigung der Serben im Norden nicht mehr gebraucht werden, schwenken sie nach Süden und treffen Ende November in der Linie Prilep—Strumica auf die Engländer und Franzosen unter General Sarrail.

Sarrail läßt sich auf eine Schlacht ein, wird geworfen und muß längs des Wardar auf die griechische Grenze zurück. Inzwischen sind die Nordarmeen der Verbündeten auf dem Amselfelde mit den Serben fertig geworden. Mackensen wirft starke Kräfte an die neu entstandene mazedonische Front. Alles ist darauf vorbereitet, das Landungskorps über die Grenze zu treiben und bei Saloniki ins Meer zu werfen.

Da trifft der Befehl Falkenhayns ein, die Neutralität Griechenlands sei trotz des englisch-französischen Vorgehens zu beachten, die Verfolgung sei an der griechischen Grenze einzustellen.

Falkenhayn glaubt seine guten Gründe für diesen Befehl zu haben. Er will auf der einen Seite der Entente auch nicht den Schein eines Vorwandes geben, Griechenland zur Teilnahme am Kriege zu zwingen. Er will weiter, indem er eine mazedonische Front bestehen läßt, die Bulgaren veranlassen, dauernd starke Kräfte der Entente zu binden. Die Bulgaren könnten sonst Lust verspüren, ihren Anteil am Kriege zu beenden, nachdem sie ihre nationalen Ziele in Mazedonien ausnahmslos erreicht haben.

Furchtbarer hat das Schicksal niemals eine fluge Berechnung Lügen gestraft. Griechenland ist nicht lange Zeit später von der Entente dennoch zur Teilnahme am Kriege gezwungen worden. Die Zersplitterung der deutschen Kraft, die Falkenhayn als eine unabsehbare Gefahr erkannt und bekämpft hat, ist durch seinen Befehl nur vermehrt worden. Die mazedonische Front wurde im Herbst 1918 der Ausgangspunkt des militärischen Zusammenbruchs der Mittelmächte.

Alles das war damals nicht vorauszusehen. Das Jahr 1915 schloß für die Mittelmächte mit sehr guten und in diesem Umfang kaum erwarteten Ergebnissen ab.

Rußland war am Ende seiner Kraft und schien für absehbare Zeit kein ernster Gegner mehr. Die Abwehrfront im Westen und in Italien stand unerschüttert trotz heftigster feindlicher Anstrengungen. In der Türkei war vorläufig jede Gefahr beseitigt. Serbien bestand nicht mehr als Gegner. Der Weg in den Orient war geöffnet. Bulgarien focht auf deutscher Seite. Rumänien war die Lust, sich der Entente anzuschließen, offenbar gründlich verleidet.

Überall hatte es den Anschein, als ob sich Falkenhayns methodische und stückweise Kriegsführung bewährt habe. Noch waren Moltkes unglückliche Versäumnisse und Fehler nicht ausgeglichen, aber alles schien auf dem besten Wege dahin.

Auf allen Fronten war für solide und haltbare Verhältnisse gesorgt. Falkenhayn konnte an den schwersten Teil seiner Aufgabe denken.

Das war die Entscheidung im Westen.

Zweiter Teil

In Fesseln geschlagen

13. Kapitel

Angriff auf Verdun

Die Westfront liegt unter einer Schneedecke. Es ist, als sei sie erstarrt.

Und doch ist alles nur Schein. Die Generalstäbler hüben und drüben wissen genau, daß es nicht mehr lange dauern wird, bis eines Tages beim Morgengrauen an irgendeiner Stelle dieser starrenden Frontlinie das Gebrüll des Trommelfeuers anheben wird.

Die Leute, die vorne in den Gräben stehen, wissen es ebenso genau. Ihr Wissen stammt aus dem Gefühl, dem Instinkt, den nun anderthalb Frontjahre ausgebildet haben und der fast untrüglich ist. Die deutschen Musketiere fühlen es ebenso sicher wie die französischen Poilus und die Tommies.

Wo aber wird es beginnen?

Es wird Mitte Jan. 1916, und noch hat sich nichts Bedeutendes ereignet. Das tägliche Einerlei des Stellungskrieges beherrscht alles mit seinen tausend Regeln, die, mit der Zeit entstanden, nun schon dicke Dienstvorschriften anfüllen. Es ist erstaunlich, wie exakt diese neue Abart des Krieges paragrafiiert ist, vom Verhalten des Leuchtkugelpostens in der vordersten Sappe an bis zu den fast mathematischen Funktionen des Generalstabsoffiziers der Division. Man kann sich gar nicht mehr vorstellen, daß dieses bürokratische Gebäude eines Tages durch einen gewaltigen Stoß erschüttert und zum Einsturz gebracht werden könnte.

Fast scheint der Stellungskrieg schon zum Selbstzweck geworden, eine neue Lebensform für Millionen Menschen, die sich von den Daseinsbedingungen des Friedens hauptsächlich durch die größere Sterblichkeit unterscheidet.

Sin und wieder wird das Einerlei durch das plötzliche Aufflammen örtlich begrenzter Unternehmungen unterbrochen. Dann spielen die feinen Fäden des Nachrichten-

netzes blitzschnell bis in die feindlichen Hauptquartiere. Sollte es schon der große Schlag sein? Aber man hat ihn doch an einer andern Stelle erwartet? Oder hat sich der Gegner anders bedacht?

Befehle jagen kreuz und quer. Reserven, für den Ernstfall schon seit langem bereitgestellt, werden marschfertig gemacht. Die Bahnhofskommandanturen haben ihre vorbereiteten Instruktionen für den Fall A, für den Fall B, den Fall C. Nur Stichworte brauchen gegeben zu werden.

Aber während der Blick auf diesem plötzlich rasend erwachten Frontabschnitt liegt, lauscht das Ohr schon nach anderen Stellen, wo man den Durchbruch vermutet. Gewiß ist es nur ein Ablenkungsmanöver — oder sollte doch? Man muß nähere Meldungen abwarten. Nur nicht zu früh die Reserven verausgaben. Nur die Nerven behalten und nicht allzu stark auf die Hilfeschreie der gerade betroffenen Frontstellen achten. Alles was man von dem bevorstehenden Schlag einstweilen mit Bestimmtheit weiß, ist, daß er furchtbarer als alles Vorausgegangene sein wird und daß die Deutschen ihn führen werden.

Es wird Ende Januar.

Am 28. Januar endlich scheint sich die Spannung zu lösen. Bei Frise im Sommetal prasselt seit dem Morgen das deutsche Trommelfeuer auf breiter Front. Die französischen Reserven sind alarmiert. Mittags erfolgt der deutsche Infanterieangriff. Er ist auf eine schmale Frontbreite von kaum mehr als drei Kilometern begrenzt. Abends weiß die französische Seeresleitung, daß man es abermals mit einem Ablenkungsmanöver zu tun hat.

In den beiden Nächten zwischen dem 29. und 31. Januar erreichen deutsche Zeppeline das Weichbild von Paris und lassen ihre schweren Bomben fallen. Paris weiß, das soll ein Signal sein. Nun wird es nicht mehr lange dauern.

Immer sicherer erscheint es, daß der Gegner die Absicht hat, die Franzosen dort zu packen, wo sie am stärksten sind.

Das ist bei Verdun.



Es ist eine Gegend fast ohne alle landschaftlichen Reize. Arme Bauerndörfer, Hügel mit niedrigem Waldbestand,

bescheidene Felder, Schluchten mit bewaldeten Gängen, die kreuz und quer laufen und sich hier und da zu Mulden vereinigen. Je näher man von Norden an die Stadt Verdun herankommt, um so tiefer werden die Schluchten, um so mächtiger die Hügel und Rücken, um so trostloser die gemischten Laubwälder.

Nur ein einziger Streifen geht von Südosten nach Nordwesten mitten durch dieses Bergland, in mancherlei Windungen gelagert, der eine Ausnahme bildet. Das ist die Maasniederung. Breit und fruchtbar schlingt sie sich zwischen den Hügeln hindurch, angefüllt von Gärten, gepflegten Aekern, Gehöften, freundlichen Dörfern, spitzen Kirchtürmen, Kanälen, Wiesen und Straßen.

Von Consenvoye an der Maas verläuft die deutsche Front ostwärts hinauf vor den Wald von Saumont, steigt in den Taureswald hinab und erreicht auf dem Cap de Bon Espérance südwestlich von Azannes den östlichen Eckpunkt dieser Höhenlinie.

Zwischen Grémilly und Ornes geht es in die Niederung der langsamen Bäche, der Wiesen, der Sümpfe, der Hochwälder. Bald wird Etain erreicht, dessen Westrand die Front hart berührt. Nun biegt sie scharf südlich und läuft durch die Woëvre-Ebene bis zu den Höhen von Combres, wo wieder der Anschluß an die Bergkette der Côtes Lorraines gewonnen wird.

Das ist ein riesiger Halbkreis um die gewaltige Festung, die bei einem Radius von etwa fünfzehn Kilometern fast genau im Zentrum liegt.

Verdun ist ein Eckpfeiler der französischen Front. Die Franzosen wissen das sehr genau. Die Natur kommt ihnen bereitwillig zu Hilfe. Es gibt keine Festung mit einer günstigeren Lage. Im Frieden schon wurde Verdun als die stärkste und größte Stütze der Ostfront betrachtet. Nun, in anderthalb Jahren Stellungskrieg, vom Feind stets in einem Halbkreis umstellt, hat man das Berggelände zu einem einzigen festungsbaulichen Labyrinth ausgestaltet.

Ein Kranz mächtiger Forts krönt Gipfel neben Gipfel auf beiden Maasufern. Fort de Bourrus und Fort de Marre beherrschen die Maasniederung vom westlichen Ufer aus. Belleville, Saint Michel, Souville, Tavannes und Moulainville schützen die Côtes Lorraines im Nordosten. Ein

halbes Dutzend weiterer Forts liegt im Südosten und im Süden. Vorgeschoben gegen Norden bedecken zwei gewaltige Bollwerke die Zügel. Das sind die beiden Schwestern fort Douaumont und fort Vaux. Das Schicksal hat sie dazu ausersehen, die Hauptrollen in diesem mörderischen Kampfe zu spielen. Ihre Namen sind einer Generation von Menschen in die Seele eingebrannt.

Eine Kette von Zwischenwerken spannt sich zwischen den Forts. Eine Unzahl betonierter Räume erfüllt den Raum schachbrettartig. Stellung liegt hinter Stellung, zu einem Gewirr von Gräben, Hindernissen, Stützpunkten und Unterständen verknüpft. Da ist keine Lücke, die nicht flankierend von beiden Seiten aus betonierten Batteriestellungen beschossen werden könnte. Da ist keine Schlucht, die nicht mehrfach durch Feldbefestigungen gesperrt und verriegelt. Da ist kein Zügel, den nicht ein anderer überhöht, ebenso stark befestigt. Von welcher Seite man auch hineindringen mag, überall stößt man in ein feinmaschiges Netz raffinierter Befestigungsanlagen. Überall wird man überhöht, flankiert, eingesehen und konzentrischer Gegenwehr ausgeliefert.

Dieses Bergland ist zum Schauplatz des furchtbarsten, aufreibendsten, Seelen wie Leiber verschlingenden Kampfes auf der Westfront und im ganzen Kriege ausersehen.



Zindenburg und Ludendorff stehen auf dem Standpunkt, man müsse erst Rußland völlig niederringen, ehe man im Westen zum entscheidenden Angriff schreiten könne. Sie schlagen eine große Operation gegen den russischen Südflügel vor, um gleichzeitig Rumänien, dessen Haltung immer zweideutiger wird, zu einer klaren Stellungnahme zu veranlassen. Conrad von Goetzendorff propagiert einen großen Feldzug gegen Italien. Mit deutscher Hilfe will er von Tirol aus auf Venedig stoßen und dadurch die ganze italienische Front zum Einsturz bringen.

Falkenhayn lehnt beide Vorschläge ab. Er hält Rußland für genügend geschwächt, um ihm mit mäßigen Kräften Schach zu bieten. Eine neue große Operation im Osten würde der Entente Gelegenheit geben, ihre ganze Offensivkraft im Westen zu entfalten. Die Engländer haben sich end-

lich zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entschlossen. Sie werden im Sommer doppelt so stark auftreten wie jetzt. Man muß ihnen zuvorkommen. Italien ist ein Nebenkriegsschauplatz. Es ist für die Gesamtlage belanglos, ob die Front dort am Isonzo oder in der venetianischen Ebene verläuft. Man kann nicht bis nach Rom marschieren.

Frankreich, so sagt Falkenhayn, ist der Gegner, dessen Überwindung es nun gilt. Auf allen anderen Fronten muß hinhaltend gekämpft werden. Kann man Frankreich durch eine kriegerische Operation davon überzeugen, daß es militärisch nichts mehr zu hoffen hat, so ist der Krieg zu Deutschlands Gunsten entschieden. Der energische Wille Englands, Deutschland zu vernichten, den Falkenhayn mit scharfem Blick als die stärkste moralische Kraft auf Entente-seite erkennt, baut sich auf der Kraft Frankreichs zum Durchhalten auf. Trifft man die letztere, so wird dem ersteren die Basis entzogen. Hier liegt die einzige Möglichkeit zur Beendigung des Krieges. Sie muß ergriffen werden, weil eine so günstige Lage vielleicht nie mehr wiederkehrt.

Falkenhayns nüchterne Logik ist so zwingend, daß alle maßgebenden Instanzen sich fügen. Noch ist er der Mann, dessen Kriegsführung sich im vergangenen Jahre scheinbar glänzend bewährt hat. Noch ist er der Mann, dessen Willenskraft, Umsicht und Klugheit das deutsche Heer seit dem Unglück an der Marne in methodischem, strategischem Aufbau in eine aussichtsreiche Angriffsstellung geführt hat. Nur Conrad von Goetzendorff steht grollend abseits. Er ist jetzt schon entschlossen, seine eigenen Wege zu gehen. Sein beweglicher Geist erträgt es nicht, sich vor Falkenhayns Zähigkeit zu beugen. Das Schicksal hat die Österreicher dafür hart und rasch bestraft.

Wie gerät dieser nüchterne Rechner Falkenhayn auf den heroischen und fast tollkühn erscheinenden Gedanken, Verdun anzugreifen? Warum sucht er, der immer ein Mann der Mittel und der strategischen Sparsamkeit war, sich gerade die stärkste Stelle des Feindes zum Angriff aus? Ist es nicht ein altes Gesetz der Kriegsführung, den Gegner an der schwächsten Stelle zu treffen und ihn so aus dem Sattel zu heben?

Auch hier gibt seine Logik den Ausschlag, obwohl er fast wie ein Widerspruch klingt. Er rechnet, der Massen-

durchbruch auf breiter Front geht über unsere Kraft. Wir müssen mit beschränkten Mitteln arbeiten, um uns nicht zu verausgaben und um jederzeit auch auf anderen Fronten eingreifen zu können, wenn uns die Lage dazu zwingt. Wir müssen den Feind verhindern, uns auszuweichen, uns mit schwachen Kräften zu binden und gleichzeitig anderswo anzugreifen. Das können wir nur, wenn wir ihn dort anfassen, wo er keinen Meter Boden verlieren darf, ohne ihn mit äußerster Kraft zu verteidigen. Das ist Verdun. Wir müssen ein nicht übermäßig starkes, aber dauerhaftes Feuer anzünden, in dessen Blut die französische Armee langsam verbrennt. Wir müssen das Feuer so anlegen, daß wir die Kraft haben, es lange zu unterhalten, damit es seinen Zweck erreicht. Wir müssen eine Saugpumpe ansetzen, mit der wir den Franzosen langsam aber stetig die Lebenskraft aus der geöffneten Ader aussaugen.

So ist Falkenhayn, ohne es zu bemerken, der Suggestion der Materialschlacht verfallen, die über seine Gegner im Westen schon im Jahre 1915 zu herrschen begonnen hat. Galt aber damals noch der Durchbruch als das Ziel, die Materialschlacht nur als das Mittel, so erscheint hier die Materialschlacht zum erstenmal als Selbstzweck. Der ungeheure Wandel in der Kriegsführung erfährt zum erstenmal gewissermaßen seine strategische Legitimation.



In den ersten Februartagen fällt Schnee. Dann regnet es. Stürme brausen über das Land.

Der Angriff ist auf den 12. Febr. 1916 angesetzt. Aber es ist unmöglich, den Termin einzuhalten. Alles ist Schlamm, Dreck und Wasser. Der Einbau der schweren Artillerie kommt nicht voran.

Man ist gezwungen, den Angriff zunächst um einige Tage dann abermals um eine ganze Woche zu verschieben. Das ist ein böser Übelstand. Truppen und Fahrzeuge drängen sich ohne anständige Unterkunft auf schmalem Raume. Die Franzosen zeigen durch lebhafteres Feuer, daß ihnen die Vorbereitungen nicht entgangen sind. Gottlob sind wenigstens die feindlichen Flieger durch das erbärmliche Wetter ausgeschaltet.

Am 20. Februar meldet die 5. Armee des Deutschen Kronprinzen, daß alles bereit ist. Am Vormittag des 21. Februar beginnt das deutsche Artilleriefeuer aus etwa 1500 Geschützen aller Kaliber zwischen Consenvoye und Azannes, das heißt zwischen der Maas und der Woëvre-Ebene, auf einer Frontbreite von noch nicht 15 Kilometern.

Es schlägt mit voller Wucht auf die französischen Stellungen bei Brabant, Saumont, Beaumont und Ornes. Es liegt als heftiges Störungsfeuer auf den Anmarschwegen. Es verriegelt als Sperrfeuer die Schluchten und hagelt als wuchtiges Vernichtungsfeuer auf die Hügel. An eine wirkliche Bekämpfung der Forts kann man bei der Größe der Entfernung noch nicht denken. Man muß sich einstweilen mit schwerem Flachfeuer begnügen.

Das Wetter ist leidlich, aber immer noch regnerisch und kalt. Die Sturmtruppen sind während der letzten Nächte in die vorderen Gräben gerückt. Das französische Artilleriefeuer ist nicht allzu stark. Es scheint, als verhalte man sich drüben abwartend, um zu erkennen, ob es sich nicht doch um ein Ablenkungsmanöver handelt. General Herr, der Kommandant von Verdun, rechnet jedenfalls mit einem solchen. Schon am Nachmittag des 21. Februar fühlen deutsche Infanteriegruppen bis in die feindlichen Gräben vor und nisten sich an vielen Stellen dort fest.

Das deutsche Artilleriefeuer hält in der Nacht zum 22. unvermindert an, verstärkt sich am Morgen, wird gegen Mittag schwächer und rast am Nachmittag des 22. Februar in äußerster Gesteigkeit. Schwere und schwerste Artillerie trommelt auf den vorderen Linien der Franzosen.

Am Nachmittag, zu einer ganz ungewohnten Stunde, hebt sich plötzlich der Vorhang des Artilleriefeuers von den französischen Stellungen hoch und prasselt, ohne daß mit den Ohren eine Veränderung wahrzunehmen ist, als Sperrfeuer auf die Reserven und deren Anmarschwege.

Die deutsche Infanterie ist überall im Angriff.

Sie quillt aus den Waldstücken nordwärts von Consenvoye. Sie überschwemmt den niedergehämmerten und rauchenden Wald von Saumont. Sie steigt in langen Ketten aus dem Laureswald heraus und dringt auf Beaumont vor. Sie klettert in starken Trupps vom Cap de Bon Espérance

herab, durchschreitet die Schlucht und ist auch schon in den französischen Gräben im Herbebois.

Überall nisten ihre Trupps sich ein, bauen ihre Maschinengewehre auf und feuern. Es dunkelt schon langsam.

Die französischen Bereitschaften sind im Gegenangriff. Sie müssen in den Feuerkessel des deutschen Artilleriefeuers hinein. Die Maschinengewehre zwingen sie in Trichter und Gräben.

So geht das bis zur völligen Dunkelheit. Es regnet wieder. Lange Kolonnen von Gefangenen wandern zurück über die erste Stellung. Das Gräbengewirr ist eine Wüste. Überall liegen Verwundete von Freund und Feind.

Auch die Dunkelheit ist noch erfüllt vom Tacken der Maschinengewehre und den Paukenschlägen der Sandgranaten. Feuerüberfälle der Feldartillerie prasseln nieder.

Lange schon vor dem Morgengrauw erwacht die Schlacht wieder zu voller Stärke. Die Franzosen wissen nun, daß der deutsche Angriff ernst ist.

Das Wetter bleibt schlecht. Die Truppen haben in der Nacht nur zum geringsten Teil versorgt werden können. Alle Anmarschstraßen sind mit Munitionskolonnen gefüllt. Die Feldküchen mit dem dampfenden Essen stehen weit hinten in Romagne und Azannes und können nicht weiter. Morgens fahren sie nach Hause und die Bagage hat einen guten Tag.

Raum kann man die Sand vor den Augen erkennen, als auch schon wieder auf der ganzen Front die Infanterieschlacht brodeln, knistert und knackt.

Es geht um jedes Grabenstück, um jedes winzige Widerstandsneß, um jeden zerschossenen Waldzipfel, jede verwüstete Batteriestellung, um jeden Meter Drahthindernis.

Es geht um die Mulden und die Schluchten, um die Gänge, die voller Unterstände sind. Sind die Deutschen auf dem Kamm, so halten sich die Franzosen in Gräben auf dem halben Gang. Sind die Deutschen auf dem halben Gang, so verteidigen die Franzosen die Sohle. Sind die Deutschen auf der Sohle, so feuern die Franzosen jenseits vom halben Gang.

Es geht besonders wild um die Höhenrücken, wo sich Stoß und Gegenstoß, beiderseits aus der Versenkung herangeführt, plötzlich treffen. Jeder Meter Boden wird mit

Blut und mit einer Unzahl von Patronen, Handgranaten und Artilleriegeschossen aufgewogen.

Aber es geht vorwärts.

Am Abend sind Brabant, Saumont und Samogneux genommen. Der Caureswald ist in deutscher Hand. Man steht schon am Rande des Fosseswaldes, der ein fürchterlich verdrahtetes, versilztes, von Gräben und Unterständen übersätes Trümmerfeld ist. Die Chambrettesferme ist erobert. Ornes ist fast erreicht. Diesseits liegt die Infanterie im erbitterten Gefecht, das hin und her geht.

Eine Menge französischer Batteriestellungen ist genommen, alle mit ihren Geschützen. Es blieb den Franzosen keine Zeit, die Rohre in Sicherheit zu bringen. Zerschossene Maschinengewehre überall, an deren Einsammeln niemand denken kann. Ruhelos ist jede Minute. Keine Sekunde mehr ohne irgendeine Detonation.

Man hat Gefangene gemacht, Beute gewonnen und Gräben erobert. Die Verluste sind schwer. Immer neue Stellungen sind hinter den genommenen. Die eigene Artillerie muß nachgezogen werden, sie verliert den Zusammenhang mit der Infanterie. Man kommt jetzt näher an die Forts heran. Deutlich ist es an der Zunahme des feindlichen Feuers zu spüren.

So wird es abermals Nacht.

Der 24. Februar zeigt zunächst das gleiche Bild des Vordringens unter heftigen Kämpfen, Schritt vor Schritt. Von Samogneux aus gelangen die Angreifer auf die Höhe 344. Der Rand des Dorfes Louvemont, hochgelegen über einem Gewirr verdrahteter Schluchten, wird erobert. Beaumont und Ornes fallen. Der Fosseswald wird ganz bezwungen. Auch die Höhe hinter Ornes fällt. Die Angreifer gewinnen die Brüllesschlucht und jenseits den Hermitagewald. Bis nahe an Dorf Bézonvaux heran gelangt der Angriff.



Am Spätabend dieses 24. Februar meldet der französische Kommandant des Verduner Abschnittes, General Herr, dem Generalissimus Marschall Joffre, er beabsichtige, das ganze östliche Maasufer einschließlich der Côtes Lorraines und sämtlicher Forts zu räumen. Seine Divisionen seien geschlagen und zu keinem Widerstand mehr fähig. Er hoffe,

das Westufer der Maas halten zu können, wenn man ihm schnell genug die nötigen Reserven zuführe.

Marschall Joffre antwortet damit, daß er den General sofort der 2. Armee unterstellt, deren Führer General Pétain ist. Pétain gilt als der beste Offizier der Armee. Das berühmte und viel bewährte XX. Korps ist im Anmarsch. Schon am Vortage haben einzelne seiner Formationen eingreifen können.

„Jeder Führer, der in diesem Stadium einen Befehl zum Rückzug gibt, wird vor ein Kriegsgericht gestellt werden,“ sagt Joffre.

Eine furchtbare Nacht vergeht.

Der Morgen des 25. Februar beginnt mit neuen Nackenschlägen an mehreren Frontstellen. Die geschlagenen Truppen können nicht mehr.

Von der Brüllesschlucht aus, kurz ehe sie sich bei Bézonvaux zur Ebene erweitert, läuft die Sassolesschlucht südwärts hinan. Sie ist schmal, lang und fast schnurgerade. An ihrem offenen Horizont erscheint ein mächtiger, breit hingezogener Rücken, auf dem die Einschläge der schweren Artillerie gleich riesigen schwarzen Fahnen wehen. Das ist der Douaumont.

Die Brandenburger, Westfalen und Hessen-Nassauer, auf deren Schultern der Angriff liegt, haben schwere Verluste. Aber ihr Angriffsgeist ist ungebrochen.

Am Nachmittag dieses Tages erhebt sich die Schlacht zu ihrer entscheidenden Größe.

Stunde auf Stunde frisst ganze Bataillone. Es ist wie eine ungeheure Schneeschmelze, gegen die es kein Mittel gibt. Die Angreifer spüren, daß der französische Widerstand ermattet. Die Gräben werden nicht mehr so zäh verteidigt. Das Sperrfeuer des Gegners arbeitet nicht mehr prompt. Gegenstöße bleiben aus. Man kann zurückgehende französische Kolonnen beobachten. Das Artilleriefeuer macht einen planlosen Eindruck. Die neuen Truppen des XX. Armee-korps kommen noch nicht zur Wirkung.

Während die Infanterieschlacht auf dem ganzen Abschnitt brodelte, vollzieht sich im Zentrum eine besondere Sandung, die auf beiden Seiten kaum beobachtet wird. Eine Sandvoll Brandenburger vom 24. Infanterieregiment gelangt über das Nordglacis des Douaumont unmittelbar

an das Fort. Der Douaumont liegt unter heftigem deutschen Artilleriefeuer, das Feuer der Franzosen prasselt viel weiter nördlich. Im Sandumdrehen sind die Brandenburger im Wallgraben und Flettern zum Kernwerk hinauf. Die Besatzung, vor dem verheerenden Artilleriefeuer in die Rasematten geflüchtet, hat keine Ahnung von der Nähe des Gegners.

Das Pfeifen der Maschinengewehre zischt um die Bastionen. Sie feuern vom Dorf Douaumont herüber, besonders vom Kirchturm, den die Franzmänner besetzt haben. Die Fortbesatzung ist völlig überrascht. Die Brandenburger drängen sich durch die verdeckten Gänge wie in einer weitverzweigten Fuchshöhle. Hierhin und dorthin. In den Rasematten kauern die Franzosen und geben sich gefangen.

Die Einschläge der schweren Artillerie dröhnen oben auf den Gewölben. Es braucht eine ganze Zeitlang, bis die Brandenburger wissen, das Fort ist unser. Die höheren Stäbe erfahren die Veränderung überhaupt erst im Laufe der kommenden Nacht.

Drüben, weiter westlich, wo am Nachmittag Dorf Louvemont gefallen, geht es gegen den Pfefferrücken. Das französische Artilleriefeuer läßt jetzt ganz deutlich nach. Die Maschinengewehre tacken nicht mehr.

Ist der Feind geschlagen?



Morgen des 26. Februar.

Über die Côte de Talou hinweg gelangen die Angreifer bis an den Rand von Vacherauville. Jenseits der Maas steigen die Gänge langsam hinauf zum Fort Marre. Das Fort speit Feuer. Die Gänge sind gespickt mit Batteriestellungen. Man liegt davor wie auf dem Präsentierteller.

Der ganze Pfefferrücken ist genommen. Man steht auf dem Südhang. Gegenüber droht Fort Belleville und die Côte de Froide Terre, die eine fortlaufende Kette von Geschützanlagen ist.

Fort Douaumont ist gehalten worden. Aber westlich davon liegt das gleichnamige Dorf. Es ist eine einzige zusammenhängende Feldstellung. Von drei Seiten umfaßt, haben sich die Franzosen darin eingenistet, als wollten sie sich selbst vom Teufel nicht vertreiben lassen.

Die Batterien vom Thiaumontücken überhöhen das Dorf vorzüglich. Infanteriewelle auf Infanteriewelle steigt unter dem Schutz eines hageldichten Sperrfeuers aus Fleury herauf und verstärkt die Besatzung des Dorfes. Von hier aus droht dem Fort die größte Gefahr. Kein Angriff bringt den Gegner zum Weichen.

Chapitre, Tailette und Fuminwald speien unaufhörlich Sperrfeuerwellen. Jeder der drei Wälder ist ein Batterienest von furchtbarer Feuerwirkung. Der Douaumont und der östlich anschließende Gardoumontücken müssen das alles auf sich nehmen. Es ist, als ob keine Maus dort lebendig bleiben könne.

Die Forts Michel, Souville, Tavannes und die Feuerstellungen von Laufée senden ihr schweres Vernichtungsfeuer Tag und Nacht in die Schluchten nördlich des Douaumont, die voll deutscher Artillerie stehen und die von dem gesamten deutschen Nachschub passiert werden müssen. Schlimm sieht es in diesen Schluchten aus.

Östlich von Vauv sind die Franzosen seit der Nacht zum 25. Februar langsam aus dem Winkel von Etain über die Woëvre-Ebene auf die Côtes Lorraines gewichen. Am Fuße der Côtes stehen sie in lange vorbereiteten Stellungen. Das Feuer ihrer zahllosen Batterien auf den Hängen überhöht sie. Von dort herab können sie jede Bewegung bei den Deutschen beobachten. Die großen Wälder in ihrem Rücken gestatten ihnen selbst verdeckte Bewegungen ihrer Reserven.

Es ist keine Spur einer Erschlaffung in dieser zähen Schlacht festzustellen. Im Gegenteil, das französische Artilleriefeuer nimmt ständig zu.

Die deutsche Artillerie, auf einen gewaltigen Munitionsaufwand vorbereitet und dennoch von einem so ungeheuren Verbrauch in Verlegenheit gebracht, muß zu sparen beginnen. Es ist wohl genug Munition da, aber ihre Herausanschaffung an die Batterien stößt auf Schwierigkeiten. Die Kolonnen haben böse Verluste an Menschen und Pferden. Manchmal kommen sie gar nicht bis an die Geschützstellungen.

Zwei frische Armeekorps haben die Franzosen herangeführt. Die deutschen Angreifer bestehen aus den gleichen Truppen wie am 22. Februar. Eine so rasche Ablösung ist

bei ihnen nicht vorgesehen. Der Verschleiß ist stärker, als man gedacht hat. Die Gefechtsstärken der Kompagnien sind auf die Hälfte gesunken.

Französische Gegenstöße, wenn auch nur örtlichen Umfanges, entfesseln am 26. Februar heftige Infanteriekämpfe, die den ganzen Tag andauern. Noch sind die Deutschen die Angreifer. Aber an vielen Punkten werden sie schon in die Rolle der Verteidiger geworfen. Sie lassen alles über sich ergehen, ohne einen Meter Boden aufzugeben. Aber sie kommen an diesem Tage auch nicht mehr nennenswert voran.

Der 26. ist der erste Tag seit dem 22. Februar, der keine bedeutenden örtlichen Verschiebungen bringt.

Jeder Tag, der für den Angreifer ohne Erfolg vergeht, muß das Übergewicht des Verteidigers vermehren.

Kein Zweifel, die Schlacht hat sich festgerannt. Will man sie fortsetzen, so muß es mit anderen Mitteln geschehen.



Die meisten Schluchten auf dem Ostufer der Maas steigen von den Höhen herab auf den Fluß zu. Sie sind auf diese Weise dem französischen Flankenfeuer von der Westseite des Flusses her voll ausgesetzt. Die Franzosen begreifen diesen Vorteil rasch und nutzen ihn gründlich aus.

Ihre Batterienester im Rabenwald, im Wald von Cumières und im Gelände des „Toten Mannes“ vermehren sich von Tag zu Tag. Sie können den Angreifern auf dem Ostufer sozusagen in den Rücken schießen. Das schwere Flachfeuer aus dem Wald von Bourrus, von dem gleichnamigen Fort und vom Fort Marre herab, fegt heulend in fast sämtliche Schluchten zwischen Vacherauville und dem Douaumont.

Es ist ein ganz unhaltbarer Zustand.

Die deutschen Batterien kommen gegen den doppelten Gegner in der Front und in der westlichen Flanke nicht mehr auf. Der Nachschub leidet furchtbar. Entweder gelingt es, die alte Angriffsfront auf dem Ostufer so weit vorzutragen, daß die Franzosen auch das Westufer aufgeben müssen, oder man muß den Angriff auch auf dem West-

ufer beginnen. Da der erste Fall durch den französischen Widerstand einstweilen aussichtslos gemacht ist, kommt nur der zweite in Betracht.

So zwingt der Verlauf der Schlacht schon nach wenigen Tagen zur Verdoppelung der Angriffsbreite.

Während auf dem Ostufer Angriff und Gegenangriff in immer neuen Wellen aufeinandertreffen, sich verstricken und verschlingen, hebt nun auf dem Westufer das Schauspiel des 22. Februar von neuem an.

Am 6. März fällt der Forgeswald nach einem wütenden Gefecht. Er liegt an der Maas unmittelbar gegenüber Consenvoye, wo am 22. Februar der rechte Flügel des deutschen Angriffs war. Die Dörfer Forges und Regnéville folgen bald. Die französische Front ist nun von der Maas abgedrängt. Die Angriffslinie des Ostufers wird bei Champneuville und Vacherauville erreicht.

Jetzt kommt der schwerere Teil des Westangriffs.

Tag auf Tag brandet die Infanterieschlacht. Langsam schiebt sich die deutsche Stellung vor. Jeder Meter Boden muß gegen eine Serie von Gegenangriffen gehalten werden. Nach zwei Wochen ist der Gänserücken im Süden von Regnéville genommen. Der Rabenwald, der Wald von Cumières und das Dorf mit gleichem Namen sind in deutscher Hand.

Der „Tote Mann“ ist zur Hälfte erobert. Die Nordwestkuppe wird von den Deutschen, die Südwestkuppe von den Franzosen gehalten. Wilde Handgranatenkämpfe schwanken auf dem Sattel zwischen den Kuppen hin und her.

Während die französischen und die deutschen Zeitungen einen erbitterten Streit ausfechten, ob der „Tote Mann“ dem Angreifer oder dem Verteidiger gehört, steigen die Deutschen am Abend des 20. März abermals aus ihren Trichtern, überwinden den Sattel, auf dem das Sperrfeuer flirrt, und erklimmen, Meter auf Meter ertrogend, auch die Südwestkuppe.

Am gleichen Tage noch treten die deutschen Bataillone zwischen dem Malancourtwald und dem Dorf Bèthincourt zum Angriff an. Am Spätabend ist der Angriff von drei Seiten bis an die Höhe 304 herangetragen. Die Höhe zu nehmen, gelingt nicht mehr. Aus dem Walde von Malancourt ist man bis in den Wald von Avocourt gedrungen,

der mit ihm zusammenhängt. Über dessen Südrand kommt man nicht hinaus.



Dieser Kampf aus dem Grunde der beiden Dörfer Malancourt und Béthincourt herauf gegen das Massiv der Höhe 304 und den westlich anschließenden Termitenhügel vollzieht sich schon ganz in der grausigen Form, die später den Typ der Verdunkämpfe ausmachte.

Der Walze des Artilleriefeuers folgend springen die Trupps der Infanterie von Trichter zu Trichter, Sandgranaten werfend und kleine Abteilungen des Gegners abschnürend. Man weiß nicht mehr, ob man im eigenen oder im feindlichen Sperrfeuer läuft. Man sieht kaum, was sich rechts und links ereignet. Nur die allernächste Nachbarschaft ist erkennbar. Alles besteht aus Einzelhandlungen, die sich unbekümmert um das Ganze oft stundenlang hinziehen.

Manchmal liegt man zwei Stunden lang dem Gegner auf zwanzig Meter gegenüber, ohne sich regen zu können. Bis es gelingt, irgendwo in der Flanke ein Maschinengewehr auf dem Trichterrand zu postieren und zwischen sie zu feuern.

Dann geht es mit langen Sägen über die Trichterränder hinter ihnen her, um ihnen den Rückweg abzuschneiden, sie zusammenzutreiben. Ab und zu sieht man ihre Köpfe und die Läufe ihrer Gewehre.

Plötzlich rattert ein Maschinengewehr von drüben aus einer rückwärtigen Stellung. Man kauert in den Trichtern und wartet, bis das Gewehr drüben eine Ladehemmung hat, bis ihm ein Granatvolltreffer den Garaus macht, bis es sich verschossen hat.

Niemand bekümmert sich um das Artilleriefeuer, das überall umhertastet, seiner sicheren Ziele beraubt.

Man kann eigentlich nicht mehr von Angriff und Sturm sprechen. Was sich hier vollzieht, ist ganz außerhalb aller hergebrachten Regeln des Infanterieangriffs. Es ist weder ein klar erkennbarer Anfang, noch ein Ende, noch überhaupt irgendein System darin festzustellen. Es geht lediglich von Trichter zu Trichter, und erst die Gesamtheit der voneinander ganz unabhängigen Einzelhandlungen er-

gibt, weit hinten bei den Stäben zusammengestellt, das Bild einer verbundenen Kampfhandlung.

Oft geschieht diese Addition der genommenen Quadratmeter, der eingebrachten Gefangenen, der eroberten Maschinengewehre, der Geschütze, der eigenen Verluste und der verbrauchten Munition erst viele Stunden später, bisweilen erst nach einer ganzen Nacht.

Wie soll man vorn erkennen, was sich ereignet hat? Man hat ja nur seinen Standort im Trichterfeld verändert. Man hat ein paar Gefangene gemacht. Man ist durch eine verwüstete Batteriestellung gekommen und man hat schwere Verluste gehabt.

Wieviel Meter sind gewonnen? Um welche Stunde? Wie lange hat es gedauert? Wieviel eigene Leute waren am Morgen da? Was ist aus ihnen geworden? Wieviel sind es jetzt noch? Vielleicht sitzt vierzig Meter weiter ein ganzer Trupp, von dem wir nichts wissen.

Das alles ist unmöglich zu erkennen. Die Infanterieflieger werden die erreichte Linie durch Photographie und Karteneintragung bestimmen. In der Nacht wird man versuchen, nach rechts und links Verbindung zu erlangen und mit dem Bataillonsstab in Fühlung zu kommen. Die Kompagnieführer werden sich bemühen, eine Art durchlaufende vordere Linie zu bilden.

Der Kompagniefeldwebel wird später hinten bei der Bagage die Verlustliste zusammenstellen und dem Bataillon einreichen. Hier vorn heißt es nur, sich für die Fortsetzung des Bisherigen bereitzumachen.



Nun ist es eine einzige kochende Schlachtfront zwischen dem Wald von Avocourt auf dem Westufer der Maas und dem Fort Vaux auf dem Ostufer.

Mit aller Entschlossenheit hat die französische Heeresleitung ihre strategischen Reserven herangeführt. Täglich treffen neue Regimenter ein. Die Deutschen halten am Grundsatz des Angriffs fest mit einer wilden Verbissenheit.

Die Saugpumpe arbeitet. Sie saugt entsetzlich viel französisches Blut. Die französischen Verluste gehen schon in

die Hunderttausend. Die deutschen Verluste, in den ersten Tagen erträglich, nehmen im gleichen Maße zu, wie sich der Widerstand verstärkt.

Noch sind die laufenden Einbußen des Verteidigers größer als die des Angreifers. Aber man kann schon den Zeitpunkt erkennen, an dem sie einander gleich sein werden.

Die Pumpe beginnt, nach zwei Seiten zu arbeiten.



Es wird Sommer. Die Gluthitze des Juni brennt über dem Pfefferrücken, auf der „Kalten Erde“, über dem Südglaçis des Douaumont und auf den drei niedergehämmernten Wäldern von Caillette, Chapitre und Fumin.

Es wird Sommer. Aber hier oben ist kein grünes Blatt zu sehen.

Es gibt keine Gräben mehr. Nur noch Trichter und umgewühlte Erde. Die Wälder sind eine Schar schwarzer Baumstümpfe. Die Straßen sind verschwunden. Die Dörfer sind wie von einem Sturmwind weggesegelt. Weiße Geröllhaufen bezeichnen die Stellen, wo sie einst standen.

Trichter, Batterienester, zerrissene Drahthindernisse, eingeschossene Unterstände. Dazwischen Menschen mit verdreckten und zerfetzten Uniformröcken, mit Maschinengewehren, Handgranaten, Minenwerfern, Gewehren, Zeltbahnen und Kochgeschirren.

Am Tage ist nichts Lebendiges zu sehen. Bei Nacht vollziehen sich die Ablösungen. Leuchtkugeln steigen auf und verbreiten flackernde Helle. Dann hockt alles unbeweglich am Boden. Feuerüberfälle machen die Schluchten erdröhnen. Das Sperrfeuer fegt in rasenden Wellen hin und her. Hoch oben ziehen die Geschosse der schweren Artillerie ihre leise rauschenden Bahnen hinüber und herüber.

Flieger kreisen über dem Trichterfeld vom Morgen bis zum Abend. Sie lösen einander ab, damit nur keine Minute ohne Beobachtung bleibt. Sie registrieren jede armselige Bewegung zweier Meldegänger, eine Handvoll Essenträger, einen Verwundetentransport. Sie zählen die Zeltbahnen, die unten über nasse Erdlöcher gespannt sind. Sie merken sich die Stellen, wo über Nacht zwischen den

Trichtern ein kleiner Pfad entstanden ist. Sind die Ablösungen in der letzten Nacht hier gegangen, so werden sie es in der nächsten Nacht wieder tun. Man muß die Stelle mit ein paar Feuerüberfällen belegen. Sie bemerken jeden frischen Erdhaufen, der auf den Bau eines Unterstandes schließen läßt, jede weiße Rauchwolke, die eine feuernde Batterie verrät.

Sie liefern die sorgfältigen Unterlagen für die raffinierte Verteilung des Artilleriefeuers, das auf diesem Raume nun schon lange nicht mehr verstummt ist. Nicht einmal für eine einzige, lächerlich kurze Minute.

Stüben und drüben werden immer neue Divisionen herangeführt. Sie gelangen für zwei Wochen in diese brüllende Einöde, schmelzen zusammen, werden herausgezogen und kommen zur Wiederherstellung ihrer Kampfkraft an einen ruhigen Frontabschnitt.

Nach drei Wochen sind sie wieder da. Nach und nach passieren so fast die ganze deutsche Westarmee und die französische Armee das Schlachtfeld.

Es ist die Zeit, in der Verdun zu einem feststehenden Begriff wird. Die Franzosen nennen es die Mühle, die Deutschen die Sölle.



Dorf Douaumont hat endlich daran glauben müssen. Die deutschen Bataillone sind über den Thiaumontücken vorgedrungen. Dort liegen sie fest.

Im letzten Drittel des Mai hat es eine furchtbare Überraschung gegeben.

Nach einer heftigen Artillerievorbereitung, die alles zerschlagen, was südwärts des Douaumont an deutschen Truppen gelegen, die aber gleichwohl nicht einmal als ein außergewöhnliches Ereignis erschien, sind die Franzosen plötzlich auf dem Fort. Sie besetzen den ganzen südwestlichen Teil mit dem Hauptpanzerturm. Die deutsche Besatzung im Innern setzt sich zur Wehr.

Zwei Tage lang ein halb oberirdischer, halb unterirdischer Kampf mit allen Mitteln exakter Vorbereitung, sorgfältigster Einzelaktionen, überraschender Überfälle. Schließlich gelingt es, ein paar schwere Minenwerfer ir-

gendwo im Wallgraben aufzustellen und damit den Panzerturm unschädlich zu machen. Die Franzosen müssen hinunter nach Fleury, woher sie gekommen.

Übermals neue deutsche Divisionen. Am 1. Juni fällt der Caillettewald. Am 2. Juni Fort Vaux. Hier ist es gerade umgekehrt wie auf dem Douaumont. Tagelang sind die Franzosen innen in den Gewölben, die Deutschen oben auf der Decke. Auch hier der Streit in den Zeitungen, wer das Fort hat. Die tapferen Verteidiger ergeben sich endlich.

Nach und nach geraten der ganze Thiaumonttrüffen, der Chapitre- und der Fuminwald in deutsche Hand. Ende Juni gelingt es, die Trümmer des Dorfes Fleury zu erobern. Halten kann man sie nicht. Der Franzose zahlt jeden Preis dafür.

Die Verluste sind beiderseits furchtbar. Es sind die besten Formationen der beiden besten europäischen Armeen, die hier miteinander ringen. Nach wenigen Tagen klammert sich die deutsche Linie an den Bahndamm nördlich von Fleury.

Fort Michel, Fort Souville, Fort Tavannes und die mit Batterien gespickten Gänge bei Laufée konzentrieren ihr Feuer auf diesen Raum. Der Gang von der Südkehle des Douaumont hinab bis zum Bahndamm von Fleury wird der Gipfelpunkt dieses an höllischen Überraschungen so reichen Winkels.

Die Welt hat sich an das Schauspiel schon lange gewöhnt. Sie weiß, daß hier keine Sensationen mehr zu erwarten sind. Die beiderseitigen Seeresberichte haben nichts Interessantes mehr über Verdun zu melden. Das „übliche Artilleriefeuer“ wird der tägliche lakonische Ausdruck.

Immer weiter wechseln die Divisionen. Viele sind schon zum zweitenmal, einige zum drittenmal hier. Sie gehen durch die Mühle, werden aufgefüllt und gehen abermals durch die Mühle.

Manchmal wird die Munition für die Batterien auf deutscher Seite rationiert. Man rechnet, auch die Franzosen werden froh sein, wenn sie sparen können. Sie werden dem Beispiel sicher folgen.

Sie denken nicht daran. Sie haben Granaten, soviel sie wollen. Sie haben mehr Granaten, als sie verfeuern können.

Ganz Amerika arbeitet für sie. Sie erfassen jede Gelegenheit, die ihnen das schwächere deutsche Artillerief Feuer bietet, zu Gegenaktionen. An einem einzigen Tage muß die deutsche Artillerie in der Abwehr dann alles verbrauchen, was sie mühsam gespart hat.

Bald nimmt die Aktivität der Franzosen zu. Alles deutet darauf hin, daß sie Gegenangriffe großen Stiles vorbereiten.

Die Fristen, die von den deutschen Divisionen jeweils im Trichterfeld auszuhalten sind, werden immer länger. Die Rationierung des Munitionsverbrauchs wird ernst. Die Truppen erhalten strenge Anweisung, nach denen sie das Sperrfeuer ihrer eigenen Artillerie nur in Fällen ganz sicher erkannter feindlicher Angriffe anfordern dürfen. Das ist in diesem Gelände, wo man sich ohne Hindernisse im offenen Trichterfeld auf kurze Entfernung gegenüberliegt, beinahe zuviel verlangt.

Es kommt schon vor, daß die französische Artillerie einen Abschnitt so eintrommelt, daß kein Deutscher mehr da ist, der die Leuchtkugel für Sperrfeueranforderung abschießen könnte. Die Franzosen sind plötzlich vor den Unterständen der Bataillonsführer. Die Wiedereroberung solcher Geländestreifen kostet viel Blut und viel Munition. An beidem muß man sparen.

Man kann die beiderseitigen Verluste bis zum Ende des Juni insgesamt auf eine halbe Million Menschen schätzen. Etwa zweihundertfünfzigtausend davon sind tot. Eine Viertelmillion Tote in vier Monaten. Das alles auf einem schmalen Streifen, der durch die Namen einiger gewesener Dörfer, zertrümmerter Forts, zerstampfter Waldstücke, Schluchten und Anhöhen gekennzeichnet wird.

Von Azannes, wo der Angriff im Februar begann, bis nach Verdun sind es in der Luftlinie fünfzehn Kilometer.

Als man Fleury nahm, waren elf davon überwunden. Vier blieben. Nur eine einzige Höhe lag zwischen Fleury und Verdun.

Fleury blieb der südlichste Punkt, den die deutsche Offensive erreichte.

14. Kapitel

Die Brussilow-Offensive

Was unternahm die Entente, um sich vor Verdun Entlastung zu verschaffen?

Fast einen ganzen Monat lang schien es, als ob Falkenhayns Rechnung auch dieses Mal glatt aufgehen werde. Über einige schwächliche Gegenangriffe an anderen Stellen der Westfront kam die offensive Gegenwehr nicht hinaus. War es richtig, daß die Mühle die französischen Reserven in solchem Tempo und solchem Umfange auffraß?

Im deutschen Hauptquartier wurden umfangreiche Berechnungen aufgestellt. Man verglich die Anzahl der französischen Divisionen mit dem Verbrauch vor Verdun. Man errechnete aus dem Wechsel, den man durch Gefangene feststellen konnte, die Zahl der nach und nach abgekämpften Divisionen. Man beobachtete die Höhe der Verluste des Gegners an einzelnen Stellen und zog daraus Rückschlüsse auf die gesamte Angriffsfront. Man kalkulierte den Materialverbrauch und die Ersatzlage.

In den Ergebnissen dieser Berechnungen glaubte man eine logische Erklärung für die französische Passivität an der übrigen Front zu finden. Alles stimmte. Die Saugpumpe arbeitete ganz entsprechend den in sie gesetzten Erwartungen. Alles kam darauf an, sie in Gang zu halten.

Die Stimmung auf deutscher Seite war noch durchaus zuversichtlich. Allen Kritikern gegenüber, die auf den Mangel sichtbarer Ergebnisse deuteten, konnte Falkenhayn darauf hinweisen, daß seine Operation in erster Linie der Abnutzung des Gegners, in zweiter Linie erst dem strategischen Ergebnis diene.

Als endlich im März der erste in großem Stil vorbereitete und durchgeführte Entlastungsangriff der Entente erfolgte, kam er auf einem Schauplatz und von einer Seite von der man ihn am allerwenigsten erwartet hätte.

Er kam von Rußland.

☆

Die Armee des Zaren lebt noch!

Mit eiserner Konsequenz und unter Anspannung aller Mittel des im Innern schon tödlich getroffenen Zarentums

haben die russischen Generale den Winter über gearbeitet. Auf dem Wege über Japan sind die unerschöpflichen amerikanischen Hilfsquellen auch für Rußland nutzbar gemacht worden. Der russische Soldat ist Kriegsmüde. Das Gift der inneren Zersetzung arbeitet schon. Aber noch gehorcht er dem Befehl des Zaren und seiner Offiziere.

Über der russischen Nordfront liegt Schnee, Eis und Erstarrung. Hin und wieder fallen ein paar Schüsse. An den meisten Stellen liegen die Gräben so weit auseinander, daß jeder Gegner denken könnte, er wäre für sich allein. Ja, wenn eines Tages der Russe mit Sack und Pack abziehen würde, man würde es vielleicht erst viel später bemerken.

Russische Patrouillen, die ab und zu durchs Vorfeld streifen, werden mit einigen Kugeln vertrieben.

Die deutschen Truppen, unter ihnen viel Landwehr, abgeseffene Kavallerieregimenter und Landsturmformationen, liegen in dünner Kette zwischen Riga und Minsk, das heißt zwischen der Ostsee und den Rokitno-Sümpfen. Es sind die beiden Heeresgruppen Hindenburg und Prinz Leopold von Bayern. Am Stochod beginnt die österreichische Front, untermischt mit deutschen Armeegruppen.

Der Stoß der Russen richtet sich hauptsächlich gegen die 10. deutsche Armee des Generalobersten von Eichhorn im Raume vorwärts Wilna. Im Zentrum des Schlachtfeldes liegen der Narotsch- und der Wischniew-See, zwei schneebedeckte Eisflächen, ringsum gefrorener Sumpf. Sechs deutsche Divisionen mit geringer Artillerie, im ganzen 66 Bataillone, haben den Angriff von annähernd 400 Bataillonen aufzufangen. Mehr als tausend Geschütze stehen hinter den Russen, eine für östliche Verhältnisse erstaunlich hohe Zahl.

Aber welch ein Unterschied zwischen dem stolzen Wortlaut des russischen Angriffsbefehls, der „zur Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des heiligen russischen Reiches“ auffordert, und dem Zustand dieser armen, halb verhungerten, schlecht ausgerüsteten und entsetzlich Kriegsmüden Bataillone, hinter denen die eigene Artillerie als Peitsche steht!

Am gleichen Tage, an dem man ihnen den patriotischen Appell des Zaren vorliest, gibt man ihnen einen anderen Befehl bekannt, worin es heißt: „Reserven und Artillerie werden ihr Feuer unverzüglich auf die Truppenteile lenken,

die angesichts des Feindes im Vorgehen stutzen oder gar Miene machen, sich gefangen zu geben. Leichtverwundete werden gewaltsam in die Schlachtlinie zurückgeführt, desgleichen solche, die sich selbst verstümmeln. Eine dichte Postenkette von Geerespolizei folgt den kämpfenden Truppen. Kein Soldat, der noch kampffähig ist, wird diese Kette nach rückwärts passieren."

Zwei Tage vor dem Angriff wechselt das Wetter aus flirrendem Frost plötzlich zu einem scheußlichen Tau. Es taut so stark, daß die Eisdecke der Seen in kürzester Zeit schmilzt. Die Sümpfe werden weich. Die Ausgangsgräben der Angreifer und die Gräben der Verteidiger füllen sich mit Wasser an. Die Unterstände ersaufen.

Der russische Angriffsbefehl setzt die Gangbarkeit der Seen und der Sumpfstrecken voraus. Er müßte jetzt zurückgezogen werden, denn es ist fast unmöglich, die zum Angriff bestimmten Massen auf den schmalen Trockenstellen der Front dem konzentrierten Feuer des Feindes auszusetzen. Man treibt die Bataillone buchstäblich in die Sümpfe und in den Tod, wenn man am Angriffstermin festhält.

General Ewert, der Oberbefehlshaber der angreifenden Geeresgruppe, zögert keinen Augenblick. Der Befehl bleibt bestehen. Man weiß, daß der Angriff bereits verraten ist. Das treibt zur Eile. Man weiß auch, daß es kaum zum zweitenmal möglich sein wird, so umfangreiche Vorbereitungen zu treffen. Darum wird angegriffen werden, auch wenn es mit Sicherheit zehntausend Menschen mehr kostet.

Am 18. März 1916, um 6 Uhr morgens, beginnt ganz nach westlichem Muster das russische Artilleriefeuer. Zwischen zehn und elf Uhr treten die russischen Bataillone in dichten Kolonnen an und wälzen sich vor die deutschen Stellungen zwischen den Seen und nördlich davon.

Das deutsche Abwehrfeuer schlägt unter sie. Es reißt ganze Bataillone dieser stummen Opfertiere nieder. Von rückwärts drücken neue Kolonnen nach. Fast nirgends geraten die Angreifer auch nur an die deutschen Gräben heran. Das Zwischenfeld bedeckt sich mit Bergen von Leichen.

Am Nachmittag ist kein lebendiger Russe mehr zwischen den Stellungen außer den stöhnenden Schwerverwundeten. Die Gefunden kauern in ihren Ausgangsgräben, stumm und verzweifelt. Sie warten auf die neuen Angriffsbefehle, die

für die Nacht bestimmt sind. Die Artillerie hat die Arbeit schon wieder aufgenommen. Es ist klar, daß der kommende Angriff die Deutschen noch besser vorbereitet findet. Man kann sich sein Ende an den Fingern abzählen. Aber dennoch muß angegriffen werden.

In der Nacht wiederholt sich das Schauspiel. Es ist nicht ganz so blutig, weil die russischen Infanteristen in der Dämmerbeleuchtung des Mondes Gelegenheit finden, zurückzubleiben oder sich einfach totzustellen. Dennoch sind am Morgen die Leichenberge unheimlich gewachsen. Man kann sagen, daß von den gestrigen Angreifern nur noch spärliche Reste übriggeblieben sind. Das Tauwetter zwingt sie, immer wieder über die gleichen schmalen Trockenstellen anzurücken, die dem frontalen Abwehrfeuer ausgeliefert sind.

Neue russische Bataillone greifen an. Sie kennen den Schrecken noch nicht. Man hat ihnen hinten gesagt, der Sieg sei sozusagen schon errungen und es gelte nur noch, die fliehenden Deutschen zu verfolgen und zu vernichten.

Die russische Heeresleitung erweitert den Angriffsraum. Ein neuer Stoß wird weiter nördlich in der Gegend von Dünaburg angesetzt, ein dritter am 21. März zwischen Mitau und Jakobstadt, unmittelbar am Rigaischen Meerbusen.

Während vor der Front der Armee Eichhorn schon um den 25. März die Ruhe des Leichenhauses eintritt, rennen die russischen Massen bei Dünaburg und bei Jakobstadt noch einige Male an. Dann ist es auch hier aus.

Eine Woche später ist an der ganzen Nordfront kaum noch ein Unterschied gegenüber der Zeit vor dem Angriff festzustellen. Wie eine blutige Wolke ist er vorübergezogen. Man wüßte kaum noch etwas von ihm, wenn nicht die Leichenberge noch wären, die frischen Granattrichter und die eingeschossenen Schulterwehren der Gräben.

Das Unternehmen hat den Zaren abermals 120 000 Menschen gekostet. Nicht einmal mittelbar ist irgend etwas erreicht worden. Die deutsche Heeresleitung hat nicht einen einzigen Soldaten aus dem Westen zur Teilnahme an der Abwehr im Osten herübergeschickt.



Noch ein zweiter Gegner wirft sich in die Bresche, um den Franzosen im Westen Entlastung zu verschaffen. Aber

man ist an seine Versuche schon so gewöhnt, daß man ihm gelassen entgegensieht. Es sind die Italiener.

Am 13. März 1916 beginnt die fünfte der Schlachten um die Isonzolinie, deren Bild nur die monotone Wiederholung der vorausgegangenen vier darstellt. Fünf Tage Infanterieangriffe vom Morgen bis zum Abend, ein paar genommene Grabenstücke, Verlust von vierzigtausend Menschen, schwungvolle Heeresberichte mit großartigen Darstellungen, die über die blutige Ergebnislosigkeit des Gewesenen hinwegtäuschen sollen.

Weit entfernt davon, durch den neuerlichen Angriff eine Entlastung der Westfront zu erreichen, bringt General Cadorna nicht einmal eine Verzögerung in die Vorbereitungen, die Conrad von Goetzendorff unterdessen auf der italienischen Front getroffen hat.

Gegen Falkenhayns ausdrückliche Warnung handelt Conrad von Goetzendorff. Die Verstimmung zwischen beiden Feldherrn hat ihren Höhepunkt erreicht. Der Österreicher kann nicht verwinden, daß der Deutsche nicht bereit war, seine Pläne auf dem Balkan und gegen Italien zu unterstützen. Der Deutsche ist nicht gewillt, das kostbare Material seiner Truppen, das so ungeheuer knapp ist, dem Österreicher zur Verfolgung von Zielen zu leihen, die für die Gesamtentscheidung belanglos sind.

Die Tatsache, daß der Verdun-Angriff planmäßig fortschreitet, die zweite Tatsache, daß man die russische März-Offensive so glatt hat abweisen können, schließlich die dritte Tatsache, daß Cadornas neuer Isonzo-Angriff hoffnungslos zusammengebrochen ist, treiben Conrad von Goetzendorff auf seinem eigenmächtigen Wege weiter. Deutsche Truppen bekommt er nicht. Nun, so wird er es mit den bewährten Truppen der Donau-Monarchie machen, den Tirolern, den Steiermärkern, den Kärntnern, den Ungarn und den Bosniaken. Man wird den Deutschen zeigen, daß man auch selbst noch zu Leistungen fähig ist. Der durch soviel unglückliche Schlachten in Rußland gebeugte Stolz der Monarchie verlangt — zum letztenmal — seine Wiederaufrichtung.

Die Vorbereitungen sind umfangreich, gründlich und ganz im Stile der nun schon fast klassisch gewordenen Durchbruchsmanner gehalten. Der strategische Grundgedanke ist klar, einfach und großzügig. Conrad von Goetzendorff

will im Norden zwischen der Etsch und der Brenta durchstoßen, über Asiago und Arsiero hinweg die Ebene gewinnen und in raschem Vordringen auf Vicenza und Venedig die gesamte italienische Front bis zum Adriatischen Meer und der Isonzo-Mündung zum Einsturz und zur Vernichtung bringen.

Der Angriffsabschnitt ist 45 Kilometer breit. Es sind zunächst außerordentlich schwierige Gebirgsstellungen zu nehmen, dann die italienische Fortkette auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden, dann die stark befestigte Linie Arsiero—Asiago. Ist man darüber hinaus, so kann man an große Operationen im freien Raume denken.

Das Verhältnis zwischen den beiden Generalstabschefs ist so kühl geworden, daß Falkenhayn nicht einmal über den Termin der Offensive genau unterrichtet ist.

Die zum Angriff bestimmte Geeresgruppe Erzherzog Eugen trifft ihre Vorbereitungen so sorgfältig, daß die Italiener am 14. Mai zu einer furchtbaren Überraschung erwachen. Ein schweres Feuer hagelt auf ihre Gebirgsstellungen zwischen dem Etsch und der Brenta. Zum erstenmal im Kriege erhalten sie einen Begriff vom Trommelfeuer, und was es heißt, darin auszuhalten. Kein Zweifel, daß hier ein Großangriff bevorsteht.

Am nächsten Tage beginnt die Infanterieschlacht.

Mit staunenswerter Bravour stürmen die Österreicher die Bergstellungen des Gegners. Es ist, als erwache noch einmal der Geist der alten Habsburger Armee, die in so vielen Kriegen siegreich gefochten und ihre Fahnen mit unsterblichem Ruhm bedeckt.

Die Angriffsbewegungen stellen die höchsten Anforderungen an die Truppen. Wer fällt und wer schwer verwundet wird, stürzt ab in die schwindelnde Tiefe. Das Feuergefecht wechselt über Schluchten von grausiger Wildheit. Es geht über Gletscherspalten und Schneefelder. Die Geschütze müssen auseinandermontiert werden, um sie auf Maultieren vorwärtszubringen.

Nach drei Tagen sind alle drei italienischen Stellungen durchbrochen.

Von Gipfel zu Gipfel schreitet die Schlacht weiter. Die Panzerwerke auf den Hochflächen fallen. Ende Mai stürmen die Österreicher Asiago und Arsiero. Die gesamte italienische

Stellungsartillerie, etwa dreihundert Geschütze, ist in ihrer Hand. Mehr als 30 000 Gefangene haben sie gemacht.

Welch ein Unterschied gegenüber den italienischen Angriffen am Isonzo!

Sinter Asiago und Arsiero liegen die letzten Gebirgsketten. Es ist nötig, die angreifenden Korps neu aufmarschieren zu lassen, die Artillerie einzubauen, Munition heranzuschaffen. In einer Woche wird man den zweiten Stoß unternehmen können, der in die Ebene führt. Die Entscheidung winkt.

Die Armeen haben sich brillant geschlagen. Eine Welle von Stolz und Jubel braust durch die ganze Monarchie und läßt noch einmal den Geist des Widerstandes und des Sieges aufflammen. Schon bereitet Cadorna den raschen Abbau seiner Isonzofront vor. Die venetianische Ebene lockt, die schon so viele österreichische Siege sah.



Diesen Zeitpunkt, in dem alle kühnen Erwartungen noch einmal zur Verwirklichung streben, sucht das Schicksal sich aus, um nicht nur die Österreicher furchtbar zu demütigen, sondern um darüber hinaus im Verlauf von wenigen Wochen dem Kriege ein ganz anderes Gesicht zu geben.

Niemals vielleicht im ganzen Kriege haben sich der Schwerpunkt des Sieges und der Schwerpunkt der Niederlage zeitlich so nahe aneinandergedrängt. Niemals wurde der Umschwung so deutlich sichtbar. Niemals wurde das Maß der sittlichen und der materiellen Forderungen an ein Volk so jäh und so furchtbar hinaufgeschraubt wie in diesem Juni des Jahres 1916.

Am 4. Juni beginnt die große Brussilow-Offensive gegen die Österreicher.

Am 24. Juni setzt die Sommeschlacht im Westen ein.

Die im Anschluß daran beginnende neue Offensive der Italiener am Isonzo, der Kriegseintritt Rumäniens und sein Einfall in Siebenbürgen, schließlich die Offensive der Entente-Armee von Saloniki aus nach Mazedonien hinein, sind nur Auswirkungen und Begleiterscheinungen dieser beiden gigantischen Ereignisse.



Das gibt ein schlimmes Erwachen an der Ostfront.

Die deutschen und die österreichischen Kommandostellen stehen vor einem Rätsel, als sich am Abend des 4. Juni mit nicht mehr zu bezweifelnder Klarheit das Geschehene offenbart. Mit einem einzigen gewaltigen Schlage erscheint der ganze strategische Aufbau des Jahres 1915 gefährdet, wenn nicht vernichtet. Die Front ist zerrissen!

Man rechnet und rechnet, wie es möglich ist, daß die Russen, deren Angriffe im Norden doch glatt abgewiesen wurden, hier unten zu einem so raschen Erfolg kommen konnten. Man war darauf vorbereitet, daß in einigen Wochen eine große Offensive der russischen Heeresgruppe Brussilow gegen Warschau und Lemberg zu erwarten stand. Es wurde als sicher angenommen, daß diese Aktion zeitlich mit der auf dem westlichen Kriegsschauplatz immer deutlicher sich ankündigenden englisch-französischen Offensive einsetzen würde. Aber alle über den Feind vorliegenden Nachrichten besagten übereinstimmend, daß die Russen noch mitten in den Vorbereitungen stünden. Noch war die Mehrzahl ihrer Truppen im Norden gegenüber der Heeresgruppe Hindenburg konzentriert.

Und nun dieser Schlag, der in drei Tagen eine ganze österreichische Armee kostet, der die Front glatt zersprengt und auseinanderreißt und zum Verlust fast der gesamten Artillerie im Kampfabschnitt führt!

Was ist mit den Österreichern los? Was soll werden, wenn das so weitergeht?

An einem einzigen Tage treten alle schweren Sorgen der verbündeten Heeresleitungen im Westen und im Süden jäh in den Hintergrund und werden grausam übertönt von dem Fanfarenstoß im Osten. An diesem schwarzen Tage wird die unglücklicherweise verlorengegangene Einheitlichkeit der Operationen in einer Weise wiederhergestellt, wie niemand sie erwartet hat.



Dies sind die nüchternen Tatsachen.

Die russische Heeresleitung, die an der österreichischen Front vorläufig über kaum mehr Truppen verfügt, als auch die Österreicher zählen, entschließt sich auf Drängen der Franzosen im Westen und der Italiener im Süden zu

einem energischen Angriffsversuch aus dem Raume von Rowno und Dubno im wolynischen Dreieck heraus. General Brussilow, der den Angriff führen soll, ist nur mit halbem Herzen bei der Sache. Es ist ihm durchaus zuwider, daß er angreifen soll, ohne seine Vorbereitungen beendet zu haben. Der ursprüngliche Plan sah vor, daß er Ende Juni mit den Franzosen im Westen gemeinsam vorgehen wird. Aber er hat zu gehorchen. Immerhin denkt er mehr an eine Demonstration als an einen Angriff auf großer strategischer Grundlage.

Am 4. Juni rücken die russischen Bataillone nach mittelmäßigem Artilleriefeuer zum Angriff vor.

Und nun ereignet sich etwas, was die Russen zunächst selbst nicht glauben wollen. Die Front der 4. österreichischen Armee knickt fast widerstandslos zusammen. Es kommt kaum zu ernststen Infanteriegefechten. Regimenterweise werden die Österreicher von den kriegsmüden und durchaus nicht angriffsfreudigen Russen gefangengenommen. Es sind hauptsächlich tschechische und slowakische Truppenteile. Die guten Korps, über die Conrad von Gozendorf noch verfügt, stehen ja bei Asiago und Arsiero an der Tiroler Front.

Nun merken die Russen, welche Stunde geschlagen hat. Fast ohne Schwertstreich nehmen sie die österreichischen Batterien weg, die Kolonnen und Bagagen, Proviantdepots und die Stabsquartiere. Die schwachen österreichischen Reserven versuchen erst gar nicht, nachhaltigen Widerstand zu leisten. Es ist nicht einmal von einer Panik oder von einer Flucht die Rede. So wie sie ist, fällt die Front dem überraschten Gegner in die Hand.

Am 7. Juni sind die Russen in Luzk. Rasch erweitern sie den Einbruch rechts und links. Nach anderthalb Wochen beträgt die Tiefe ihres Vordringens sechzig Kilometer. Rowel und Wladimir-Wolynsk sind unmittelbar bedroht. Nicht genug damit. Brussilow hat die überraschende Gunst der Lage erkannt und geht energisch an ihre Ausnutzung. Schon einen Tag nach der Einnahme von Luzk läßt er seine Divisionen im äußersten Süden an den Grenzen der Bukowina zum Angriff gegen die 7. österreichische Armee vorgehen. So wie sie sind, ohne jede besondere Vorbereitung. Er weiß ja jetzt, wie er es machen muß.

Seine Berechnung stimmt unheimlich genau. Die Armee

Pflanzter-Baltin, die so oft mit Nachdruck und mit Erfolg in der Bukowina gefochten, bricht rasch zusammen und weicht schwer mitgenommen durch die Bukowina zurück. Auch hier stärkste Verluste an Geschützen und Material und erstaunliche Einbußen an Gefangenen. Nach wenigen Tagen stehen die Russen vor den Karpathenpässen weit westlich Kolomea. Lemberg ist von Süden her bedroht.

Brussilow geht folgerichtig einen Schritt weiter. Er hat nun im Norden bei Luzk, im Süden bei Kolomea eine tiefe Bresche in die Front der Österreicher gelegt. Nun tritt er in der Mitte frontal gegen Lemberg an. Sein Ziel ist nicht ein strategisches Tannenberg mit Umfassung der ganzen österreichischen Armee. Er hat gesehen, daß die einfachere und weniger zeitraubende Art des frontalen Angriffs genügt, um die österreichischen Divisionen dort zu vernichten, wo sie gerade stehen.

In einer Woche drängt er die Armee Böhm-Ermolli unter schweren Verlusten vom Sereth auf den Oberlauf des Bug und der Flota Lipa zurück.

Die Lage im Osten, vor zwei Wochen noch sicher und geklärt, hat eine kaum noch erträgliche Spannung erfahren. Niemand kann sagen, ob diese Spannung wieder ausgeglichen werden kann, oder ob der verhängnisvolle große Bruch eintritt.



Nördlich der bei Luzk so schwer geschlagenen Österreicher steht die deutsche Armeegruppe Linsingen, aus den Abteilungen Bernhardt, Marwitz und Litzmann zusammengesetzt. Obwohl der Russe alles daran setzt, sie durch frontale Stöße zu binden, trifft Linsingen mit voller Überlegung seine Gegenmaßnahmen. Er sieht sofort, daß er mit seinen Divisionen auch für die Front der Österreicher aufkommen muß, wenn er das Schlimmste verhüten will. Falkenhayn sagt aus dem Westen neue Divisionen zu. Sie werden schon in Frankreich verladen, unbekümmert um die auch dort herrschende starke Spannung. Bis die Hilfe da ist, muß Linsingen seinen Truppen das Unmögliche zumuten.

Allmählich seine rechte Flanke gegen den Stochod zurücknehmend, um den Anschluß an die gewichenen Österreicher nicht zu verlieren, macht er aus seiner dünn be-

setzten Front alle Kräfte frei, die er noch entbehren kann, ohne gerade leichtfertig zu sein. Sie werden in Eilmärschen von Kowel auf Wladimir Wolynsk geführt, unter die Österreicher verteilt und um die Mitte des Monats zum Gegenstoß angesetzt.

Das wirkt Wunder.

Die Russen brauchen nur die deutschen Helme zu erkennen und den neuen Angriffsgeist zu spüren — schon weichen sie. Eine Verfolgung verbietet sich bei der zahlenmäßigen Schwäche der Truppen, zumal der russische Druck gegen Kowel nun bedeutend stärker wird. Man muß sich auf Flickarbeit beschränken. Aber die Front hat nun wieder ein Rückgrat.

Der russische Angriff steht. Man läßt die deutschen Regimenter zwischen den Österreichern, um neue Rückschläge zu vermeiden. Anfang Juli hat Brussilow im Luzker Abschnitt wieder soviel von dem eroberten Gelände eingebüßt, daß sich sein Restgewinn auf einen halbkreisförmigen Raum um Luzk mit einem Radius von vierzig Kilometern beschränkt. Dabei muß man es bewenden lassen.

Noch einmal versucht Brussilow die verlorene Initiative zurückzugewinnen. Er denkt noch nicht daran, seinen Mißerfolg einzugestehen. Hunderte von Kilometern weiter nördlich stößt er bei Baranowitschi gegen die Front der Seeresgruppe Leopold von Bayern vor. Sein Bemühen ist vergeblich und endet genau wie der Märzangriff gegen die Armee Eichhorn. Die Russen gewinnen gegenüber den deutschen Landwehrdivisionen nicht einen einzigen Meter Boden. Ihre Verluste sind schwer.

Unterdessen hat im Süden bei Lemberg eine andere deutsche Armee die gleiche Aufgabe gelöst, die Linsingen bei Kowel gestellt war. Es ist die deutsche Südarkmee des Generals von Bothmer. In den kritischen Tagen der Juni-mitte gab es auf deutscher Seite nur eine Sorge — hält die Südarkmee aus oder unterliegt sie dem furchtbaren Druck, den die Russen von beiden Seiten auf den geschlagenen österreichischen Flügeln ausüben. Davon hängt es ab, ob Galizien mit Lemberg vielleicht noch zu halten ist oder ob der Rückzug bis in die Karpathen weitergeführt werden muß.

Aber die Armee Bothmer hält aus.

Während zur Linken die 2. österreichische Armee unter Böhm-Ermolli von Tarnopol auf Przemyślany, während zur Rechten die 7. österreichische Armee unter Pflanzer-Baltin von Czernowitz bis an die Karpathen hinter Kolomea weicht, geht die Südarkmee Schritt vor Schritt sechtend zurück, soweit ihr der Anschluß an die eingeknickten Flügel das gebietet. Auf diese Weise kommt sie in eine Stellung, die sich südöstlich vor Lemberg legt.

Dort versperret sie den Russen den Weg zu der Hauptstadt Galiziens und öffnet ihn auf keinerlei Pochen. Fortwährend nach rechts und nach links an die ausgebeulten österreichischen Fronten Teile abgebend, findet die Armee noch Kraft genug, die Russen durch ständige Angriffe zu binden und ihre Offensive zu einem allmählichen Abflauen zu bringen. Ende Juni ist die Lage auch im Süden wiederhergestellt, ungefähr gleichzeitig mit dem Ausgleich im Norden.



Aber unter welchen Opfern, mit welch trüben Aussichten für die Zukunft!

Die Österreicher haben über eine halbe Million Menschen verloren. Mehr als zweihundert Geschütze haben die Russen erbeutet. Am meisten aber beängstigt die erschreckend hohe Ziffer von etwa 300 000 Gefangenen, eine Zahl, wie man sie bisher selbst bei russischen Niederlagen kaum gewöhnt war.

Der Geländeverlust wäre noch am ehesten zu ertragen. Immerhin müßte eine Wiederholung dieses Verlustes zur neuerlichen Aufgabe Galiziens und Südpolens führen. Wie soll Österreich einen solchen Schlag verwinden?

Die hoffnungsvolle Offensive gegen Italien hat sofort eingestellt werden müssen. Man braucht jeden Mann im Osten, um die ungeheuerlichen Einbußen wenigstens einigermaßen auszugleichen. Die Tiroler Front muß weit hinter Arsiero und Asiago zurückgenommen werden. Der größte Teil des so glänzend eroberten Berglandes geht an die Italiener zurück. Italien jubelt. Schon lassen sich die Vorbereitungen Cadornas zu seiner sechsten Isonzoschlacht erkennen. Wenn nun die Österreicher auch hier versagen? Ihre wenigen guten Korps können ja nicht gleichzeitig überall sein. Es ist gar nicht abzusehen, was dann geschieht.

Die Ostfront von Kowel bis in die Bukowina ist ein buntes Gemisch von Deutschen und Österreichern. Hier muß Ordnung geschaffen werden. Man muß Klarheit darüber haben, zu welchen Leistungen die österreichische Armee noch fähig ist und wie ihr geholfen werden kann.

Eine erste Folge der furchtbaren Ereignisse ist die, daß die Österreicher nun endlich günstigeren Befehlsverhältnissen zustimmen. Generaloberst von Gindenburg übernimmt das Kommando über die gesamte Ostfront von der Ostsee bei Riga bis an den Fuß der Karpathen. Der geringe Rest bis zur rumänischen Grenze steht unter der Befehlsgewalt des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Karl. General von Seeckt, der frühere Stabschef Mackensens, wird ihm als Chef des Stabes beigegeben. Eine große Zahl deutscher Offiziere begleitet den General.

Die Verfolgung großer Ziele im Osten ist für die Verbündeten in absehbarer Zeit nicht mehr möglich. Es gibt nur eine einzige Aufgabe, das ist die Festigung der Front und die Reorganisation der österreichischen Armee. Eine bittere Erkenntnis, die sich in wenigen Wochen den Verbündeten aufgezwungen hat.

Aber das Unglück ist damit keineswegs erschöpft. Die politischen Auswirkungen der Niederlage beginnen sich deutlich abzuzeichnen. Es ist nicht mehr zu bezweifeln, daß die Rumänen der diplomatischen Bearbeitung durch die Entente im Zusammenhang mit den Ereignissen auf dem östlichen Kriegsschauplatz erliegen werden. Die Ostfront wird auf der feindlichen Seite dadurch eine Vermehrung um fast eine Million Soldaten erfahren. Ungarn ist von zwei Seiten her umklammert.

Obwohl diese Aussicht fast katastrophal ist, bleibt dennoch nichts anderes übrig, als mit den militärischen Vorbereitungen für den Kampf gegen den neuen Feind zu beginnen.

Mitten in diese schwüle, von verhängnisvollen Spannungen geladene und schon von flammenden Blitzen überzogene Atmosphäre fällt der Donner einiger tausend Geschütze, die im Westen auf den Ufern der Somme die blutigste, längste und in ihrer Breite gewaltigste Materialschlacht des Krieges einleiten.

Das Schicksal hat zum tödlichen Schlage ausgeholt.

15. Kapitel

Die Sommeschlacht

Es ist ein kleines Flüßchen, mit allen Reizen der Picardie ausgestattet, das in der Umgegend von St. Quentin entspringt, einen weiten Bogen nach Süden einschlägt, der bei Sam seinen tiefsten Punkt erreicht, nordwärts dann sich bis Péronne schlängelt und von hier aus in allgemein westlicher Richtung auf Amiens zu wandert. Von Bapaume her kommt noch eine kleinere Schwester, die Ancres, und erreicht südlich Albert die Somme.

Größere Erhebungen gibt es nicht in dieser Gegend. Keine ist höher als einhundertfünfzig Meter. Flache Hügel gehen allmählich ineinander über. Waldstücke füllen die Mulden. Die Äcker sind schwer und fruchtbar, die Wiesen saftig und dunkelgrün. Kein Hügel, von dem aus man nicht die Spitzen der Kirchtürme einiger Dörfer erblicken könnte. Vier Städte von bescheidenem Umfang begrenzen den Landstrich, Albert, Bapaume, Péronne und im Süden die kleinste von ihnen, Chaulnes. Es sind Landstädtchen im besten Sinne und sie haben schon eine berühmte Vergangenheit hinter sich.

Im August 1914 kam der Krieg zum erstenmal in diesen Streifen. Das war, als die 1. deutsche Armee des Generalobersten von Kluck hier gegen die neu aufgestellte 6. französische Armee Maunoury focht. Im September faßte der Krieg dann, auf seiner Wanderung zum Meere begriffen, festen Fuß.

Veränderungen gab es seitdem nicht mehr. Der Krieg behielt hier ein fast gutmütiges Gesicht, während nacheinander im Norden an der Lorettohöhe und bei Arras, im Süden in der Champagne und bei Soissons gewaltige Schlachten geschlagen wurden. Hier blieb immer ein wenig von dem Idyll, das dieses gemächliche Flüßlein im Frieden seinen Uferbewohnern geboten haben muß.

Auf beiden Seiten sind die Stellungen mit allen Feinheiten und allem Schützengrabenkomfort ausgebaut, den fast zwei Jahre Grabenkrieg hervorgebracht haben. Hindernisse, Kampfgräben, Laufgräben, Wohngräben, Unterstände, Batteriestellungen, Befehlsstände, Riegelstellungen, Bereit-

schaftsunterkünfte und Ortsunterkünfte — alles in bester Ordnung und wie für die Ewigkeit eingerichtet. Die freundlichen Plätze von Bapaume und Péronne, zwei Etappenstädte von angenehmster Art, bieten allerlei Zerstreuung. Aufenthalt in der Stellung, in der Bereitschaft und in Ruhe haben ihren regelmäßigen Turnus.

Chaulnes ist am schlechtesten daran. Die Front liegt hart am Westrand des Städtchens. Hier gibt es kein munteres Etappenleben, hier herrschen die Regeln der vorderen Linie. Von Chaulnes verläuft die Front nördlich über Vermandovillers, Soyécourt und Dompierre bis Curlu, wo sie die Somme erreicht. überschreitet dann das Flüßchen, berührt Maricourt und Mamez, überquert die große Straße von Albert auf Bapaume bei La Boisselle, gelangt nach Thiepval, Beaumont und zum Ostrand von Sobuterne und Jonquevillers. Ist sie im allgemeinen nord-südlich gerichtet, so macht sie doch zwischen La Boisselle und Soyécourt einen gegen Osten gerichteten Bogen, der dort, wo er bei Curlu die Somme schneidet, seinen am weitesten gegen Péronne vorspringenden Punkt hat.



Der Gedanke, diesen Streifen der Picardie als Ausgangsbasis der Entscheidungsschlacht im Westen zu erwählen, entstand bei den Franzosen schon gleichzeitig mit dem Plan dieser Schlacht selbst. Das war im Winter 1915/16, als sich die politischen und militärischen Spitzen beider Länder zur Beratung des Operationsplanes für das Jahr 1916 trafen. Art und Umfang des Schlachtplanes erfuhren mehrfache Abänderungen. Der Grundgedanke blieb bestehen und gelangte in der ursprünglichen Form zur Durchführung.

Man fragte sich zunächst, warum die bisherigen Anstrengungen trotz so großer materieller Überlegenheit nicht zu besonderen Ergebnissen geführt hatten. War der Grundsatz der Materialschlacht etwa falsch? Gab es überhaupt eine andere Möglichkeit, den Bruch der feindlichen Front zu erzielen? Nein, der Grundsatz war schon richtig, aber seine Ausführung verlangte mehr als bisher. Man mußte das System durch eine grandiose Übersteigerung seiner selbst bis zur absoluten Sicherheit weiter entwickeln.

Dazu brauchte man zunächst Zeit, um Material anzuhäufen. Beide Alliierten waren sich einig, daß man warten könne, selbst auf die Gefahr hin, daß die Deutschen mit einem großen Angriff zuvorkämen. Es handelte sich ja hier nicht mehr um Strategie im früheren Sinne, es galt nur noch die Anhäufung des Materials und der Divisionen.

Die Munitionsfabriken Frankreichs, Englands und Amerikas arbeiteten schon vom Winter an unter dem Gesichtspunkt der kommenden Materialschlacht. Die Engländer gingen zur allgemeinen Wehrpflicht über und verdoppelten ihre Mannschaftebestände bis zum Sommer. Kolonien und Dominions wurden in ganz anderem Umfange als bisher herangezogen. England war bereit, ein Drittel der Angriffsfront zu übernehmen.

Die Breite des Angriffs sollte etwa achtzig Kilometer betragen. Man erkennt schon, daß hier ganz andere Maße gelten als bei allen vorausgegangenen Aktionen. Früher griff man höchstens auf zwanzig oder fünfundzwanzig Kilometern an. Der deutsche Stoß auf Verdun erfolgte auf einer Breite von noch nicht fünfzehn Kilometern.

Unter der größeren Breite durfte die Intensität des Angriffs nicht leiden. Im Gegenteil, die Durchschnittsziffer für die Artillerie und für sämtliches Material, auf den Kilometer berechnet, mußte mindestens doppelt so hoch sein wie bisher. Vor allem mußte die Masse der schweren und schwersten Artillerie vervielfacht werden.

Wuchsen alle Größenmaße, so mußte auch die Dauer des Vorbereitungsfeuers eine entsprechende Ausdehnung erfahren. Wurde das Trommelfeuer an Stärke und zeitlicher Dauer vervielfacht, so mußte auch seine Ausdehnung in die Tiefe des feindlichen Stellungssystems zunehmen. Es hatte nicht nur die kämpfenden Truppen, nein, auch die Reserven, die Eisenbahnen, die Quartiere der hohen Stäbe, die Ortsunterkünfte und die Etappenstädte einzubeziehen.

Unter der Massierung und Verdichtung des Feuers durfte seine Spezialisierung auf die wichtigsten Ziele nicht leiden. Stundenlanges Trommelfeuer auf einen nicht besetzten und taktisch wertlosen Raum war Verschwendung. Die doppelte Menge Munition dagegen auf einen mit Batterien dicht besetzten Raum mußte unbedingt sicher wirken. Sicher, das heißt bei dieser Berechnung tödlich.

Mittel zur Spezialisierung des Feuers war die neuartige Massenverwendung der Luftstreitkräfte. Ihnen waren drei Aufgaben zu stellen, die Leitung des schweren Artilleriefeuers auf die erkennbaren Ziele und die dauernde Kontrolle der Feuerwirkung durch Fliegerphotographie und Augenbeobachtung, die Bombardierung des feindlichen Hintergeländes durch Massen von Luftgeschwadern und zum dritten der Kampf gegen die feindlichen Luftstreitkräfte. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich im Verlauf der Schlacht eine vierte Aufgabe, die später eine gewaltige Bedeutung gewann. Das war die unmittelbare Bekämpfung der feindlichen Infanterie mit dem Maschinengewehr aus der Luft.

Ein zweites Novum dieser Schlacht sollte die Massenverwendung von Gasmunition sein. Die Deutschen hatten mit der Verwendung von Kampfgas in beschränktem Umfange begonnen. England und Frankreich hatten inzwischen den technischen Herstellungsvorgang erfaßt. Ihre Mittel gestatteten ihnen den Masseneinsatz. Die Eigenart des Geländes mit seinen vielen Mulden bot große Vorteile. Das Gas konnte nicht abfließen und gelangte zu voller Wirkung. Man mußte einzelne feindliche Abschnitte, vor allem die Batterienester, tagelang unter Gasbeschuß halten, um alles Lebendige darin zu ersticken. Zumal in den Nächten, wenn der gesamte Nachschub in Bewegung war. Hier öffnete sich die Aussicht auf ganz einzigartige Erfolge.

War auch dem Material in der bevorstehenden Schlacht mit voller Berechnung die Hauptaufgabe zugeordnet, so mußte doch der Mensch bereit sein, die Früchte der Materialwirkung zu ernten. Die Steigerung in der Masse der Angriffstruppen hatte mit der Steigerung des Materials Schritt zu halten. Die bisherigen Erfahrungen lehrten, daß man nicht nur am ersten Sturmtage mit aller Kraft auftreten durfte. Es galt, auch in den folgenden Tagen und Wochen mit der gleichen Stärke aufzutreten. Nur die Dauer und der gleichbleibende hohe Stand der Druckentwicklung versprachen Erfolg. Man mußte die feindliche Front belasten, drücken, spannen, abbröckeln und schließlich zerstückeln. Der Durchbruch im ersten Anlauf galt als überwundener strategischer Standpunkt. Er gehörte bereits der Geschichte an.

Man rechnete für die erste Periode der Schlacht mit

etwa achtzig Angriffsdivisionen. Jeder Division einen Kilometer, das macht achtzig Kilometer Angriffsbreite. Je nach der Dauer und dem Verlauf der Schlacht mußten die Angriffsdivisionen mit solchen aus ruhigen Frontabschnitten ausgetauscht werden. Material war übergenug da. Die Zahl der Menschen genügte für Monate.



Dann kam Verdun.

Die französische Heeresleitung mußte immer mehr ihrer für die Entscheidungsschlacht bestimmten Divisionen zur Abwehr heranziehen. Sie schmolzen in einem unheimlichen Tempo zusammen. Es war wie ein Faß, dessen Spundloch geöffnet ist.

Aber auch dieser Fall war vorgesehen. Wie alles an dem Plan dieser Übermaterialschlacht nüchterne und phantasielose Berechnung von Ziffern war, immer mit der Tendenz, die höchstmögliche Zahl zu erreichen, so auch hier. Auch den Deutschen würden die Divisionen, die sie vor Verdun beim Angriff verbrauchten, nachher an der Somme bei der Abwehr fehlen. Es gab ein einfaches Mittel für den Ausgleich des Vorteils, den die Deutschen mit Gewalt vor Verdun erstrebten. Man mußte nur sorgen, daß die deutschen Verluste den französischen die Waage hielten.

Eine optimistische Berechnung konnte dabei sogar einen Vorteil für die Entente finden. Durch die allgemeine Wehrpflicht in England, durch die Mobilisierung der Kolonien und durch die Möglichkeit einer größeren Munitionserzeugung verschob sich das Kräfteverhältnis bei gleichbleibenden Verlusten zugunsten der Franzosen und Engländer. Von drüben aus gesehen war jeder Tag Verdun für die Deutschen ein Verlust, sofern er nicht durch strategische Gewinne ausgeglichen wurde. Strategische Gewinne aber waren dort nicht mehr zu erwarten.

Die Veränderung, die durch die Fortdauer des deutschen Angriffs auf Verdun in den Grundlagen der geplanten Entscheidungsschlacht an der Somme hervorgerufen wurde, fand noch einen besonderen Ausdruck. In dem Maße, wie die Franzosen vor Verdun Verluste hatten, stieg der relative Anteil der Engländer an der bevorstehenden Schlacht. So kam es, daß der englische Anteil, ursprünglich mit einem

Drittel angesetzt, bald auf die Hälfte und schließlich sogar auf zwei Drittel der Angriffslast anwuchs, noch bevor die Schlacht begonnen hatte. In ihrem späteren Verlauf wuchs wieder der Anteil der Franzosen in dem Maße, wie die Verluste der Engländer anschwellen und sie selbst vor Verdun entlastet wurden.

Die Deutschen rechneten mit einem Großangriff der Entente für den Sommer, sobald sie eingesehen hatten, daß Verdun nicht den erwarteten Erfolg brachte. Anfang Juni erkannten sie auch mit ziemlicher Bestimmtheit, daß dieser Angriff im Somme-Abschnitt stattfinden würde. Sie bereiteten die Abwehr vor, so gut es mit den vorhandenen Kräften ging. Es war vorauszusehen, daß auf deutscher Seite der Mensch, nicht wie bei den Angreifern das Material, die Hauptlast des Kampfes zu tragen haben würde. Dieser Mensch hatte noch nie versagt.

Immerhin war, da man an dem Angriff auf Verdun mit Zähigkeit festhielt, das Mißverhältnis der beiderseitigen Kräfte zu Beginn der Sommeschlacht ganz ungeheuer. Es drückte sich in einigen nackten Zahlen aus. In der auf etwa vierzig Kilometer gegenüber achtzig des ersten Planes ver schmälerten Angriffsfront standen sich am 30. Juni sieben- unddreißig angreifende und elf verteidigende Divisionen gegenüber. Drei von den letzteren waren soeben abgekämpft von Verdun eingetroffen und kaum verwendbar. Die Überlegenheit der Entente an Artillerie und an Material jeglicher Art betrug das Sechsfache.

So sah es hinter den Kulissen und in den Regiebüchern der Generalstäbe aus, als sich am 24. Juni 1916 der Vorhang hob. Während er ganz langsam hochging, begann die Ouverture.

Schon die Ouverture zeigte mit atembeklemmender Gewisheit, daß hier etwas ganz Neues, in seiner grausigen Steigerung Unerhörtes aufgeführt werden sollte.



Diese Ouverture besteht aus einem Trommelfeuer von einer Woche.

Eine Woche hat sieben Tage. Ein Tag setzt sich aus Tag und Nacht zusammen. Beide zählen je zwölf Stunden. Eine Stunde umfaßt sechzig Minuten. In keiner einzigen Mi-

nute schweigt das rollende Zittern und Kumpeln, das über diese vierzig Kilometer aus aber Tausenden von Geschützrohren losgebrochen ist.

Geschütze stehen in jeder Einsenkung des Geländes, Batterie neben Batterie. Geschütze stehen an jedem Dorfrand, Stapel von Granaten daneben, die allnächtlich von den Kolonnen wieder aufgefüllt werden. Die Kolonnen schöpfen aus den Depots, die Depots aus den Munitionszügen, die Züge aus den Fabriken und aus den Schiffen, die täglich über den Ozean kommen. Unererschöpflich ist der Vorrat.

Geschütze stehen hinter jedem Gehöft. Feldhaubitzen, Feldkanonen, Flachfeuer, Steilfeuer. Geschütze sind in jedem Waldstück eingebaut, Batterienest neben Batterienest. Sie haben genaue Listen mit Hunderten von Ziffern neben sich, die ihre Arbeit regulieren wie das Arbeitsprogramm in einer Fabrik.

Geschütze stehen längs den Straßen, schräg hintereinander, damit sie sich gegenseitig nicht beengen, immer dreißig Meter Abstand voneinander. Mörser mit kurzen, dicken Sälsen und Langrohrkaliber auf hohen Lafetten.

Geschütze säumen die flachgewölbten Hügel, zur Hälfte in die Erde eingesenkt, mit Matten und Ästen gegen Fliegerversicht verdeckt.

Geschütze stehen weit hinten bis an den Rand der Etappe, an den Gängen und in den Tälern, so weit von der Front, daß man sich fragen könnte, was sie wohl hier zu tun hätten. Es sind die ganz schweren Mörser, 28-cm-Kaliber und mehr, das schwere Flachfeuer von 32 cm, auf Eisenbahnwagen montiert, die Schiffsartillerie mit 38-cm-Kaliber und die Ungetüme der 40-cm-Steilfeuergeschütze.

Alles das feuert nach sorgfältigen Tabellen, die fleißig errechnet und kunstvoll zusammengestellt sind. Alles das gibt ein regelmäßiges Dauerfeuer. Alles das massiert sich, wenn es in der Tabelle steht, in gewissen Zeitabschnitten zu einem rasenden Tempo. Alles das konzentriert sich auf die Gräben, die Anmarschwege, die Batteriestellungen und die Bereitschaftsräume. Alles das wechselt die Ziele nach heimtückischen Berechnungen bald hierhin, bald dorthin, damit nur ja nicht irgendein Zentimeter frei bleibt, wo noch jemand durchschlüpfen könnte.

Flieger sind unterwegs vom ersten Sonnenstrahl bis

zum letzten und darüber hinaus bis in die völlige Dunkelheit. Sie überkreisen das deutsche Stellungssystem wie lautlose, starre Vögel, denn man vernimmt kein Surren der Motoren bei dem Höllemlärm der Geschütze. Sie lenken das Feuer der Artillerie, sie bestimmen, was noch zu bearbeiten und was schon mürbe genug ist. Sie registrieren alles und machen dreimal am Tage ihre Photographien, um daheim am Tisch jede kleine Veränderung mit Vergrößerungsgläsern auszutisteln. Darüber verfassen sie Berichte, die sofort an die Artilleriekommandeure gehen. Die berichtigen danach ihre Tabellen.

Schwärme von kleinen behenden Schlachtsfliegern schweben hoch darüber und machen lustige Kapriolen. Sie verwehren den deutschen Flugzeugen jeden Einblick in die betrommelte Zone. Wagt es ein Deutscher dennoch, so stürzt es von allen Seiten wie Bienenschwärme auf ihn zu und vertreibt ihn.

Nachts kommen die Bombengeschwader, eins nach dem andern. Sie lassen ihren krachenden Segen auf die Stabsquartiere und die Eisenbahnknotenpunkte tief im Sinterland niederprasseln. Scheinwerferkegel und Magnesium-Leuchtgeschosse erhellen das Himmelsgewölbe.

Fesselballon steht neben Fesselballon fern am Horizont. Es sind die Augen der schwersten Kaliber. Träge und bewegungslos hängen sie wie geblähte Würste in der Atmosphäre. Morgens, wenn es hell wird, sind sie schon da. Abends, wenn die Dunkelheit anbricht, sind sie immer noch oben. Starr richten sie ihren Blick auf den schmalen Landstrich, den sie zu beobachten haben, und verzeichnen sorgfältig jede seiner Zuckungen. Die wenigen deutschen Ballone können kaum hochgehen. Im Sandumdrehen sind feindliche Jagdflieger da, schießen aus den Wolken herab und speien ihre Rauchspurmunitien. An einem einzigen Tage werden neun deutsche Fesselballone abgeschossen.

Tausende und aber Tausende von Gasgranaten krepieren mit schwachem Puffen. Die Mulden füllen sich Nacht für Nacht mit weißlichem Nebel. Stundenlang können die Artilleristen nicht an ihre verseuchten Geschütze. Die Munitionskolonnen und die Feldküchen kommen nicht heran. Die Abgänge an Gasranken sind groß, obwohl man über gute Schutzmasken verfügt.

Die Franzosen und Engländer haben viel in der Vergangenheit gelernt. Die Unererschöpflichkeit ihrer Munitionsmengen kommt ihnen zu Hilfe bei der Ausführung der neuen Methode des Trommelfeuers.

Früher war die Trommelei von einer fast blöden Monotonie. Jetzt hat man feine Dessins erfunden. Plötzlich verändern alle Geschütze ihre Ziele oder schweigen gar für wenige Minuten über irgendeinem besonderen Abschnitt. Die Reste der Verteidiger stürzen aus den Trümmern ihrer Unterstände an die Maschinengewehre. Die Reserven treten an, ohne auf Befehl zu warten. Alles denkt mit dem Gefühl einer Erlösung aus unerträglicher Spannung an die Infanterieschlacht. Man glaubt schon das Tacken der Maschinengewehre zu vernehmen. Nichts da. Mitten in die Bewegung hinein schlägt das Trommelfeuer mit verdoppelter Wucht.

Man zerschlägt nicht nur die Leiber, die Stellungsbauten und die Geschütze, man zerhämmer auch die Seelen. Es ist ja noch lange Zeit. Es ist überhaupt nicht im voraus bestimmt worden, wie lange getrommelt werden soll. Es kann drei Tage dauern, vier, fünf. Wenn es noch nicht genug ist, nimmt man noch einige Tage hinzu. Man hat viel Zeit, man hat übergenug Granaten. Man will nur ein Einziges — man will sicher gehen. Die Front soll aufgeweicht werden, pulverisiert, zerstäubt, zehnmal umgepflügt, zerquetscht und eingestampft. Vorher wird der Infanterieangriff nicht beginnen.

Nachts gehen Patrouillen vor bis an den Rand dieser Göllezonen. Die Drahthindernisse werden weggeräumt, damit sie dem Vordringen nicht im Wege sind. Über die eigenen vorderen Gräben werden Bohlenbrücken angelegt, um die Artillerie hinüberbringen zu können, wenn es so weit ist.

In den ersten Nächten treffen diese Patrouillen noch auf den Feind. Seine Maschinengewehre feuern. Seine Leuchtkugeln steigen flackernd auf. Sein Sperrfeuer setzt prompt ein und flirrt im Zwischenfeld.

In der dritten und der vierten Nacht ist es schon stiller. Vereinzelt nur steigt eine Leuchtkugel. Das Sperrfeuer, spät einsetzend, klingt dünn und wie ausgemergelt.

In der fünften Nacht melden die Patrouillen, daß beim

Gegner die Ruhe eines Kirchhofs herrscht. Sie haben nichts Lebendiges feststellen können.

Nun trommelt es noch einen Tag und eine Nacht.

Dann ist der Morgen des 1. Juli 1916 da.



Zunächst hat es den Anschein, als ob auch dieser Tag nichts als eine grausige Wiederholung der vorangegangenen sein werde. Die Stunde der Morgendämmerung, sonst die beliebteste Angriffszeit, geht vorüber, ohne daß irgendeine Veränderung eintritt. Die ganze Front liegt unter einer Wolke von schwärzlichem Pulverstaub, untermischt von dem rötlichen Dunst, der aus den niedergetrommelten Ortschaften aufquirlt.

Die Sonne geht endlich auf.

Der Tag ist heiß und sengend. Die feindlichen Flieger sind heute in noch dichteren Schwärmen zur Stelle als sonst. Alle Fesselballone hängen gelb in der Luft.

Es wird zehn Uhr, ohne daß sich an diesem Bilde etwas ändert.

Das Feuer ist pausenlos und von einer brutalen Dichte. Die allerschwersten Kaliber wühlen auf der Zone, in der vor einer Woche noch die ersten Stellungen verliefen.

Noch eine halbe Stunde.

Dann hebt sich, ohne daß man weiter rückwärts etwas davon bemerkt, der Eisenhagel über die vordere Stellungszone hinweg und stürzt auf die zweite Linie, die Anmarschwege und die Batteriestellungen, die über Nacht noch einmal schwer vergast worden sind.

Es kommt, wie es kommen muß.

Die Kolonnen der feindlichen Infanterie klettern, ihrer Feuerwalze folgend, über die frischen, rauchenden Trichter. Es ist Punkt zehneinhalb Uhr.

An den meisten Stellen der Vierzig-Kilometer-Front erscheinen sie eine viertel bis eine halbe Stunde später in der Linie der deutschen Bataillonsstäbe, wo der erste Widerstand einsetzt.

Was weiter vorn gewesen, ist nicht mehr. Schon seit Tagen hat man kein Lebenszeichen mehr erfahren. Das Trommelfeuer hat alles zugeschüttet. Hier und da kommen noch ein paar zurück, die der Zufall bewahrt. Von ihren

Kameraden wissen sie nichts. Wie viele dem Feind lebendig in die Hände gefallen, können sie nicht sagen. Viel können es nicht sein. Gestern schon bestanden die Kompagnien nur noch aus ein paar Gewehren.

Hier und da tacken nun schon Maschinengewehre. Auch ein paar Leuchttrauben steigen auf.

Die Artilleristen klettern aus ihren Unterständen, von den Alarmposten hinausgeschrien. Sie laufen über das freie Gelände, das unter einem schauerhaften Feuer liegt, an ihre Geschütze und beginnen mit zusammengebißenen Zähnen das Sperrfeuer. Der Hagel heranbrüllender schwerer Kaliber setzt eine Geschützbedienung nach der andern außer Gefecht. Durch Volltreffer werden die Rohre zerschmettert und in die Erde gewühlt.

Es dauert nicht lange, bis die Reste der Bedienungen plötzlich aus Pulverdampf und Schwaden die feindlichen Schützenlinien vor ihren Geschützständen auftauchen sehen.

Nun geht es mit direktem Schuß auf nächste Entfernung. Unversehens ist der Kampf um die Batteriestellungen im Gange.

Deutsche Bereitschaften treten zum Gegenstoß an.

Hier und da halten sich in der vorderen Zone noch kleine Abteilungen mit ein paar Maschinengewehren. Das Artilleriefeuer dröhnt ohne die geringste Abschwächung.

Da alle Gräben eingeebnet, alle Unterstände zertrümmert, alle Drahthindernisse zerrissen und alle Kieselstellungen hinweggefeuert sind, konzentriert sich der Kampf um die Trümmer der Ortschaften. Hier sind immer noch ein paar Keller, deren Gewölbe ausgehalten haben.

In die freien Zwischenräume strömen die Bataillone der Angreifer. Rechts und links greifen die Wellen um die Dörfer. Jedes Dorf wird zu einer Insel. Man verteidigt sich nach drei, bisweilen nach vier Seiten.

Viele Batteriestellungen gehen mit ihren Geschützen verloren.

Noch ehe die Sonne den höchsten Punkt erreicht hat, kämpft man auf dem größten Teile der Front um den Raum, der früher die zweite deutsche Stellung enthielt. Er ist jetzt nur noch ein geographischer Begriff. Alles ist Trichterfeld.

Die kleinen Waldstücke, vom Artilleriefeuer kurz und

Klein geschlagen, ein Gewirr von schwarzen Ästen, Draht, Leichen und Trichtern, übernehmen die gleiche Rolle wie die Dörfer. Der Widerstand zieht sich in ihnen zusammen. Die feindlichen Schützenlinien müssen vier-, fünf- und sechs-mal vorgehen. Jedesmal werden sie von den wenigen schwarzverbrannten Männern heimgeschickt, die noch lebendig darin sind.

Es ist ein ungeheuer verzetteltcs auseinandergerissenes Schlachtfeld.

Die beiderseitige Artillerie schießt darauf los. Irgend etwas wird sie schon treffen. Die Infanterie kämpft, wo ihr das Tacken der Maschinengewehre begegnet.

Die Reserven mühen sich durch das Sperrfeuer, ziehen sich über die Trichter auseinander. Sie gehen vor in der Richtung, die ihnen das Aufsteigen der Leuchtkugeln, das verworrene Gammern der Maschinengewehre und die hin und wieder sichtbaren Trupps des Gegners zeigen.

Es ist von keiner durchlaufenden Linie mehr die Rede. Man hat sich überall gegeneinander verschoben, überflügelt, eingekreist und verriegelt. Es kommt vor, daß man mit ganz verkehrten Fronten kämpft, daß man rechtwinklig zueinander liegt, oder daß Franzosen, Deutsche, abermals Franzosen und nochmals Deutsche hintereinander liegen.

An manchen Stellen sind feindliche Trupps über drei Kilometer tief vorgedrungen. Sie haben sich mit Maschinengewehren eingenistet und sind durch keinen Gegenstoß zu vertreiben. Sie bemühen sich, Verstärkungen aus ihrem Rücken herbeizuziehen. Die Verstärkungen können aber nicht durch das eigene Artilleriefeuer, das noch weit hinter diesen Abteilungen liegt. Nicht weit daneben hängen sie noch bis in die alte Stellung zurück.

Es ist ganz unmöglich, das alles zu überschauen und die Lage des Artilleriefeuers hüben und drüben den mannigfachen Veränderungen anzupassen. Ein geordneter Zusammenhang kann vor Beginn der Nacht nicht hergestellt werden. Dann vielleicht ist es möglich, aus den Meldungen der Truppen in vorderer Linie ein Bild zu gewinnen, auf dem die Gefechts-handlungen des kommenden Tages sich aufbauen können.

Mit Sicherheit wird im Verlaufe der Nacht folgendes festgestellt:

Nördlich der Straße Albert—Bapaume haben die Engländer gar nichts erreicht. Wo sie in die vordere deutsche Stellungszone eingedrungen, sind sie durch Gegenstoß wieder geworfen worden. Südlich der Straße, bei La Boisselle und Mamez, liegen sie zwischen der ehemals ersten und der zweiten deutschen Stellung. Sie mögen durchschnittlich hier tausend Meter Trichterfeld gewonnen haben.

Den Franzosen ist es besser ergangen. In der Richtung von Maricourt auf Combles sind sie bis zum Westrand des Dorfes Gardécourt vorgedrungen. Dorf Curlu ist in ihrer Hand. Hier sind auch die meisten Batteriestellungen verloren worden. Auf dem südlichen Somme-Ufer haben sie die Trümmerstätten der Dörfer Frise, Bécquincourt, Dompierre und Fay besetzt. Weiter südlich zwischen Fay und Chaulnes, wo die Angriffsfront endet, haben sie ebenso wenig erreicht wie die Engländer auf dem Nordflügel.

Welch ein Aufwand — Welch bescheidene Erfolge!



Aber es ist erst der Anfangstag. Man weiß, was noch bevorsteht.

Schon trommelt wieder die feindliche Artillerie auf dem ganzen Abschnitt. Schon füllen sich die Mulden wieder mit Gas. Es ist nicht der geringste Unterschied gegenüber den Tagen vor dem Angriff.

Wie sollen die schweren deutschen Verluste ersetzt werden?

Man muß die Eingreifdivisionen verteilen, um den Stellungsdivisionen Entlastung zu verschaffen. Die Stellungsdivisionen sind nicht mehr stärker als Bataillone. Sie müßten noch in der Nacht abgelöst werden. Aber das erlaubt die Reserveanlage nicht. Bis die Reserven der Seeresgruppe und der Obersten Seeresleitung eintreffen, werden Tage vergehn. Bis dahin heißt es aushalten und so wenig Gelände verlieren wie irgend möglich.

Es bleibt dabei. Der Ausgang der Schlacht wird in den nächsten Tagen von den wenigen kleinen Trupps abhängen, die in jedem Divisionsabschnitt noch verteidigungsfähig sind. Die schwachen Reserven verzehren sich schon auf dem Anmarsch durch den Feuerhagel. Der Ausfall an beschädigten Geschützen und an Artilleriemannschaften ist so groß,

daß von einem geschlossenen Sperrfeuer nicht mehr die Rede sein kann.

Noch deutlicher zieht sich der Infanteriekampf am nächsten Tage um die Dörfer zusammen. Geht ein Dorf verloren, so ist meistens das ganze Zwischenfeld bis zum nächsten Dorf in den Verlust eingeschlossen.

Die feindliche Artillerie hat die große taktische Bedeutung der Dörfer schon erfaßt. Das Feuer, das auf diese Geröllhaufen niedergeht, ist wahrhaft infernalisch. Die Angriffe wiederholen sich vom Morgen bis zum Abend. Nach jedem Angriff sind die Flieger da und schweben beobachtend über dem Gebrüll des neuen Vernichtungsfeuers.

Aber so oft dies brutale Rezept wiederholt wird — immer feuern noch ein paar Maschinengewehre, wenn die feindliche Infanterie aus den Trichtern steigt. Es ist kaum zu begreifen, wie diese Leute der Vernichtung entronnen sind.

Einmal aber schlägt die Stunde.

Die Wellen der Angreifer ziehen sich von allen Seiten zusammen. Eigene Reserven können nicht heran. Nicht einmal einen Flieger läßt die Luftsperrre des Feindes herbei, der Patronen und Lebensmittel abwerfen könnte. Nach einem letzten Feuerorkan aus Hunderten von Rohren steigen die Angreifer aus den Trichtern und dringen in den Trümmerhaufen, ohne daß eine infanteristische Abwehr sich bemerkbar macht.

Sie finden nur Tote, Kreuz und quer über die Maschinengewehre geworfen. Verwundete kauern mit stier geöffneten Augen in Mauerlöchern. Eine Sandvoll Lebendiger wird gefangengenommen. Sie hocken stumpf, verdreht, verwirrt und teilnahmslos in den Kellern. Es war zuviel.

Am Abend des zweiten Tages sind die Dörfer Assé-villers und Herbécourt von den Franzosen genommen. Ein gefährlicher, etwa vier Kilometer tiefer Keil ist gegen Péronne zu entstanden. Da man keine Aussicht hat, die jetzige vordere Linie am nächsten Tage gegen weitere Angriffe zu halten, muß die Front in der Nacht auf Biaches und die Höhe von La Maisonette zurückgenommen werden.

Weiter südlich bedingt diese Bewegung ein Zurückweichen auf Barleux. Man hat jetzt die Somme hier unmittelbar im Rücken. Man steht nur noch drei Kilometer vor Pé-

ronne, das vom Angreifer heiß begehrt wird. Ein weiteres Zurückweichen ist ausgeschlossen. Aber man liegt wenigstens in verteidigungsfähigen Stellungen. Der Gegner ist gezwungen, seine Artillerie umzubauen. Zeit ist gewonnen. Das ist alles, was man im Augenblick gewinnen kann.

Abgesehen von diesem Fortschritt gegen Péronne ist auf dem ganzen Kampfabschnitt die Linie des gestrigen Tages gehalten worden.

Schon trommelt es wieder von Jonquevillers im Norden bis nach Chaulnes herab auf allen vierzig Kilometern. Der Höhepunkt der Schlacht ist noch lange nicht erreicht.



Gibt es überhaupt einen Höhepunkt?

Die rückschauende kriegsgeschichtliche Betrachtung trifft folgende exakte Feststellungen:

Die erste Periode der Schlacht umfaßt die Tage vom 1. bis zum 5. Juli. Sie bedeutet einen einzigen zusammenhängenden Generalsturm auf dem ganzen Angriffsabschnitt. Es ist der erste große Durchbruchversuch. In der Linie La Boisselle (an der Straße Albert—Bapaume) — Contalmaison — Montauban — Gardécourt — Monacu — Feuillères — Biaches — Barleux — Estrées kommt er zum Stehen. Er hat demnach den ursprünglichen, auf Combles und Péronne vorspringenden Bogen der Front um durchschnittlich vier Kilometer weiter nach Osten geschoben.

Die zweite Periode ist ungleich länger als die erste. Sie reicht vom 6. Juli bis etwa 22. August und enthält eine ununterbrochene Kette von Einzelstößen. Sie ist als Zermürbung gedacht. Ihr räumlicher Gewinn ist außerordentlich bescheiden. Er beschränkt sich auf die Dörfer Ovillers, Pozières, Longueval und Maurepas. Im allgemeinen ist also der Einbruchsbogen nach Norden um fünf Kilometer Breite und drei Kilometer Tiefe erweitert worden. Hinzu kommt, bei Maurepas, eine schmale Erweiterung im Zentrum. Dennoch ist die zermürbende Wirkung dieser zweiten Periode schwer und nachhaltig.

Die dritte Periode ist die gefährlichste. Sie ist bestimmt, durch eine Kette fast täglicher Generalangriffe auf der ganzen Frontbreite die Ernte der zweiten Periode, der Zermürbung, zu realisieren.

mürbung, einzubringen. Sie umfaßt die Zeit vom 23. August bis Ende September. Man zählt in ihr etwa fünfzehn sogenannte Großkampftage, wobei die übrigen Tage von fortwährenden Einzelstößen erfüllt waren. Bis Mitte September fehlen größere räumliche Veränderungen. In der zweiten Hälfte des Monats ist aber zum erstenmal ein deutliches Nachlassen der Verteidigungsenergie zu spüren. Ende September verläuft die Front in der Linie Thiepval—Courcelette—Gueudecourt—Lesboeufs—Morval—Frégicourt—Rancourt—Bouchavesnes—Cléry—Biaches—Barleux—Belloy—Soyécourt. Die Ausbuchtung ist nun bedeutend erweitert, beginnt im Norden bei Thiepval, reicht bis auf fünf Kilometer an Bapaume heran, umfaßt Péronne und mündet bei Soyécourt in die alte Linie. Sie ist fünfundzwanzig Kilometer breit und an ihren äußersten Punkten fünfzehn Kilometer tief.

Die vierte und letzte Periode wird durch das Nachlassen der Angriffskraft bestimmt. Sie reicht vom 1. Oktober bis in die Mitte des November. Es gibt keine Krisen mehr in der Verteidigung und nur noch unbedeutende örtliche Veränderungen. Der Materialeinsatz ist noch ungeheuer groß. Aber die Wucht der Infanterieangriffe ist gebrochen. Sie vermindern sich schnell und immer schneller. Mitte November erlöschen sie ganz.

Die Schlacht endet für die Entente mit dem Verlust von dreiviertel Millionen Menschen. Genau gesagt sind es 410 000 Engländer und 341 000 Franzosen. Die Verluste der Deutschen werden auf etwa eine halbe Million berechnet. Das sind zusammen 1 250 000 Menschen auf vierzig Kilometer Breite in viereinhalb Monaten. Der Materialverbrauch ist nicht annähernd genau zu bestimmen. Er war ungeheuerlich und beziffert sich auf viele Millionen Granaten, viele Tausende von Geschützen, viele hundert Flugzeuge.

Die Schlacht erfaßt in ihrem Verlaufe nach und nach insgesamt 105 Divisionen auf feindlicher, 70 Divisionen auf deutscher Seite. Diese Divisionen sind zweimal, dreimal und auch noch öfter eingesetzt. Sie verlieren bei jedem Einsatz in wenigen Tagen zwei Drittel ihrer Gefechtsstärke, hüben sowohl wie drüben. Die deutsche Artillerie verbraucht durchschnittlich während der Schlacht sechs Garnituren von Geschützen. 350 Geschütze fallen in die Hand des Angreifers.

Kein Tag dieser viereinhalb Monate vergeht ohne Trommelfeuer, keiner ohne größere Gefechts-handlung. Etwa fünfundzwanzig einzelne Tage kann man als Großkampftage auf der gesamten Frontbreite bezeichnen.

Weder an den örtlichen Veränderungen, noch an den lebendigen Verlusten, noch an dem Materialaufwand ist das Ergebnis dieser furchtbaren Schlacht zu messen.

Wer ist Sieger? Wer ist besiegt?

Fest steht nur, daß die Franzosen und Engländer den Durchbruch an der Somme ebensowenig erreicht haben wie die Deutschen den vor Verdun. Für die Franzosen lag bei Verdun die Krise der Verteidigung im Anfang der Schlacht. Für die Deutschen lag die Krise an der Somme im letzten Drittel.

Will man die Bedeutung der Schlacht für die schließliche Entscheidung des ganzen Krieges erkennen, so tappt man, wie bei fast allen Schlachten dieser Art, beinahe völlig im Dunkeln. Es fehlt jeder exakte Maßstab. Es fehlt jede sichtbare Entscheidung. Und dennoch liegen die Wurzeln des Kriegsausgangs gerade in diesen Schlachten. Sie bloßzulegen ist mehr Sache des Gefühls als der Berechnung.

Die blutigen Verluste der Entente sind höher als die der Deutschen. Aber sie entscheiden nicht. Das Menschenreservoir der Gegenseite ist größer, auch wenn man noch nicht an die spätere Beteiligung Amerikas denkt.

Die Verluste an kampfsgeübten Soldaten und Offizieren wiegen gleich schwer hüben und drüben.

Die Einbußen an Material sind für die Entente schwer, aber ersetzbar. Für Deutschland sind sie im Augenblick noch ersetzbar. Im Hinblick auf eine längere Dauer des Krieges sind sie schon jetzt unersetzlich. Noch hält das Tempo der Ersatzherzeugung dem Verbrauch Schritt. Es kann sogar noch, wie die Erfahrung gezeigt hat, bedeutend gesteigert werden. Jede Steigerung aber bringt uns dem Zeitpunkt näher, wo die Ersatzfabrikation dem immer mehr anschwellenden Verbrauch nicht mehr folgen können. Bei der Entente besteht diese Gefahr nicht.

Eine andere Beobachtung aber verschiebt das Bild ganz wesentlich.

Der Soldat der Entente ist, entsprechend dem Materialverhältnis, etwa nur einem Sechstel der Artilleriewirkung

ausgesetzt, wie sie der deutsche Soldat ertragen muß. Der Entente-Soldat erträgt diese auf ein Sechstel reduzierte Wirkung in einem viel kürzeren Zeitraum als der deutsche. Die Überlegenheit an Zahl ermöglicht seine raschere Ablösung. Der deutsche Soldat muß die sechsfache Last viel länger und viel öfter ertragen. Er wird meistens erst abgelöst, wenn seine Division zu Schlacken ausgebrannt ist. Der deutsche Soldat ist damals schon schlechter ausgerüstet als der Soldat der Gegenseite. Es muß überall gespart werden. Schließlich beginnt auch schon die Qualität der Ernährung bedeutend nachzulassen.

Alle diese Momente müssen sich, je länger der Krieg dauert, um so stärker auswirken. Es tritt also zu ihrer augenblicklichen Wirkung noch erschwerend hinzu, daß der Entente-Soldat mit einer Erleichterung seiner Lage rechnen darf, der deutsche aber ihre ständige Verschlechterung erwarten muß.

Hier liegt der unsichtbare Teil der Entscheidung, der aber der wichtigste ist. Er ist seelischer Art.

In einer solchen Hölleprobe scheiden sich die Geister. Ein kleiner Teil der Überlebenden entwickelt sich zu jenem Typ des deutschen Soldaten der Abwehrschlachten, der durch nichts mehr zu erschüttern ist. Er ist der eigentliche Held dieses Krieges. In den nachfolgenden Schlachten schmilzt sein Bestand zusammen. Das grausame Gesetz des Verbrauchs hat ihn verschlungen. Er modert vor Verdun, an der Somme, in Flandern. Das deutsche Heer wird dadurch allmählich und unsichtbar seiner einzigen verlässlichen und unersetzlichen Stütze beraubt.

Der größere Teil der Überlebenden geht aus dem Grauen der Materialschlacht äußerlich ungebrochen und gesund hervor. Innerlich ist er unmerklich schon ein anderer geworden. Er selbst weiß noch nichts davon. Das zweite Trommelfeuer wird ihn schneller zum Punkte der Energieerschaffung bringen. Das dritte noch schneller. Seine seelische Verfassung ist empfänglicher für die Wirkung der Materialschlacht geworden, seine Spannkraft geringer. Ihm fehlt es nicht an dem guten Willen und an der Liebe zum Vaterland. Dennoch liegt in seiner Seele schon der Keim der Erschlaffung. Je länger der Krieg dauert, je mehr Einflüsse

anderer Art sich geltend machen, desto schlechter wird es um ihn bestellt sein.

Alles wird nun darauf ankommen, welcher Art die seelische Spannkraft derer ist, die aus der Heimat dem Heereskörper neu zugeführt werden. Steigt diese Spannkraft, so wird sie auch noch gefährlicheren Proben standhalten. Sinkt sie, so muß mit der Zeit ein Mißverhältnis entstehen, dessen Wirkungen unberechenbar sind. Sie werden um so verhängnisvoller sein, je mehr die Wirkung des Materials von der Gegenseite, als Gegenkraft, zunehmen wird.

Alle diese Vorgänge vollziehen sich in ihren Anfängen unsichtbar, unentdeckt, ja, nicht einmal dem bewußt, in dessen Brust sie sich abspielen. Wenige fühlen sie, keiner erkennt sie.

Am Anfang dieser unsichtbaren Entwicklung steht die Sommerfchlacht.

16. Kapitel

Sindenburg

Falkenhayn war nicht der Mann, der die Nerven verlor und zusammenbrach.

Die furchtbare Wandlung der Lage, in wenigen Wochen wie ein riesiges Gewitter von allen Seiten über Deutschland heraufgezogen, fand ihn auf dem Posten wie glücklichere Zeiten seines nun fast zweijährigen Oberkommandos.

Es blieb ihm keine Zeit, Vergleiche zu ziehen zwischen der Lage, wie er sie damals beim Abgang Moltkes gefunden, und zwischen der Lage, die sich nun entwickelt hatte.

Wußte er noch, unter welchen Umständen man ihn damals von seinem Posten als preussischer Kriegsminister gerufen? Der geniale Plan Schlieffens im Westen zwei Wochen vor seiner Vollendung zusammengebrochen . . . die deutschen Armeen soeben nach einem furchtbaren Rückzug, der sie mitten in der siegreichen Entscheidung wie ein Donnerschlag getroffen, mühsam zum Stehen gekommen . . . die Franzosen und Engländer im Begriff, vom Jubel ihrer Länder getragen, durch nördliche Umflügelung dem wankenden deutschen Heere den Todesstoß zu versetzen . . . im Osten wälzt sich trotz Tannenberg und Masuren aus dem pol-

nischen Zentrum das russische Millionenheer heran, die Österreicher stehen aufs Haupt geschlagen hinter den Karpathen und rufen verzweifelt nach deutscher Hilfe . . . die Serben selbst rüsten den Einbruch in die ungarische Ebene.

Soviel Erinnerungen, soviel Gespenster.

Es kamen die Überflügelungsschlachten im Westen, die bei Ypern ihren Gipfel und ihren Abschluß fanden. Es kam die Zeit der Abwehr der wütenden Entente-Angriffe, die Winterschlacht in der Champagne, die Frühjahrsschlachten im Artois, die Sommer- und Herbstschlachten bei Arras und abermals in der Champagne. Es kam die Kette jener gewaltigen Siege Hindenburgs im Osten, die Rußland nahezu niederwarfen. Es kam der Feldzug gegen Serbien, der den Weg nach der Türkei öffnete, eine Musterleistung in der Anlage und in der Durchführung.

Anderthalb Jahre hatte Falkenhayn gebraucht, um die Voraussetzungen wiederherzustellen, die an der Marne verloren waren. Nicht einen Augenblick eher gab er den Befehl zur Entscheidungsschlacht, bis er sich überzeugt hatte, daß von keiner anderen Stelle des Kriegstheaters ihm ein Schlag drohen könne, der seine Operation gegen den Hauptfeind gefährden würde.

Dann aber gab er den Befehl. Der Angriff auf Verdun begann.

Was Falkenhayn durch die anderthalb Jahre seines strategischen Aufbaues gerade unmöglich hatte machen wollen, trat ein. Die Ostfront geriet ins Wanken. Schlimmer noch, sie zerriß. Der Zusammenbruch im Osten entzog dem großen Plan der Entscheidung im Westen die erste unerläßliche Grundlage.

Während die Grundlage seiner Entscheidungsschlacht wankte, begann auch diese Schlacht selbst schon zu wanken. Es stellte sich heraus, daß ihre unsichtbaren Gesetze den Berechnungen des Generalstabschefs nicht mehr gehorchten, obwohl äußerlich noch alles zu stimmen schien. Gerade diese äußerliche Übereinstimmung mit dem Vorausberechneten veranlaßte aber das zähe und verhängnisvolle Festhalten an dem ursprünglichen Plan.

Bis jener Morgen kam — der dritte und schwerste Schlag für Falkenhayn — der mit donnerähnlichem Getöse den Rechenfehler aufzeigte. Jener Morgen des 1. Juli 1916,

als um zehneinhalb Uhr siebenunddreißig feindliche Divisionen die Sommeschlacht eröffneten.

Zehn Tage später mußte Falkenhayn die vorläufige Einstellung des Angriffs auf Verdun befehlen. Er selbst sah sich gezwungen, diesen Schritt zu tun, der seinen größten Plan, das Gipfelwerk seiner zweijährigen Arbeit, dem Untergang auslieferte.

Die Sommeschlacht stand im Zenith ihrer furchtbaren Glut. Im August — zwei Jahre nach dem Ausbruch des Krieges! — bebt die deutsche Westfront. Ein Zittern ging durch ihre Glieder. Der Druck verschärfte sich von Tag zu Tag. Einzelne Steine bröckelten aus dem Gebäude. Risse traten auf. Die ständigen Hammerschläge lockerten das Gefüge. Vor Verdun nahm der Druck der Franzosen ebenfalls zu. Man mußte damit rechnen, daß sie zu großen Angriffen übergingen, um das im Frühjahr verlorene Gelände wiederzugewinnen.

Im Osten rannte Brussilow immer noch an. Einstweilen gelang es, die Abwehr durchzuführen, indem man die österreichische Front immer mehr mit deutschen Truppen durchsetzte. Das mußte auf Kosten der Westfront geschehen. Aber die Krise schien im Osten wenigstens überwunden.

Dafür aber drohte am Südteil der Ostfront nicht nur eine Krise, sondern die nackte Katastrophe.

Man wußte, daß Rumänien die fürchterliche Not der Mittelmächte benutzen würde, um durch einen kurzen Feldzug die Entscheidung des ganzen Krieges zugunsten der Entente herbeizuführen und sich dadurch einen bevorzugten Platz bei der Beuteverteilung zu sichern. Ganz Siebenbürgen lag offen vor dem neuen Feind. Es war einfach nicht möglich, Kräfte herbeizuschaffen, um auch nur einen bescheidenen Grenzschutz gegen Rumänien zu organisieren. Drei deutsche Divisionen, die Falkenhayn trotz Verdun und der Somme aus dem Westen herübergeschickt, mußten eilends auf die Karpathenfront abgedreht werden, um die Österreicher zu schützen. Die Lage dort unten war, mit einem dünnen Wort gekennzeichnet, verzweifelt.

Eine schwache Hoffnung blieb, daß die Rumänen vor dem Losschlagen noch erst ihre Ernte abwarten würden. Sie trot. Am 27. Aug. 1916 erklärte Rumänien Österreich den

Krieg. Am Tage darauf stellte die deutsche Regierung dem rumänischen Gesandten die Pässe zu.

Am gleichen Tage schwoll noch einem anderen Gegner der Kamm. Italien, das Anfang August in seiner sechsten Isonzoschlacht zum erstenmal einen Teilsieg über die immer schwächer werdenden Österreicher erstritten — der Görzer Brückenkopf mit der Stadt Görz ging verloren — erklärte nun auch Deutschland formell den Krieg. Es wollte sich für die in kurzer Zeit erwartete Beuteverteilung legitimieren. Gleichzeitig bereitete Cadorna die siebente Isonzoschlacht vor. Überall witterte man Morgenluft.

Schon brodelte auch die mazedonische Front. Die auf eine halbe Million Soldaten verstärkte Armee General Sarrails rüstete sich, durch Bulgarien zu stoßen und den Rumänen die Hand zu reichen. Aufrollung des ganzen Balkans, Vernichtung Bulgariens, neue Abschnürung der schwer ringenden Türkei, Wiedereroberung Serbiens, Todesstoß gegen die Mittelmächte vom Rücken her, Ungarn, Budapest, Wien . . . das Gespenst des Untergangs stand hinter die Donau gebückt und richtete sich auf. Von den Österreichern war nichts mehr zu erhoffen.

Während eine halbe Million Rumänen über die siebenbürgischen Pässe quoll, während nun Brussilow seine Anstrengungen noch einmal zum äußersten trieb, während der Großkampf an der Somme eine furchtbare Übersteigerung erlebte, während Italien die siebente Isonzoschlacht begann und Sarrail in Mazedonien angriff . . . in dieser unmittelbaren Nachbarschaft des Untergangs war Falkenhayn mit der Vorbereitung jenes glänzenden und einzigartigen Feldzuges beschäftigt, der Rumänien in kürzester Zeit vernichten und das Gespenst auf dem Balkan verscheuchen sollte.



Am Tage nach der rumänischen Kriegserklärung berief der Kaiser den Oberbefehlshaber Ost, Generalfeldmarschall von Hindenburg, und den Chef seines Stabes, General Ludendorff, aus dem Hauptquartier Oberost in das Große Hauptquartier nach Pless in Schlesien.

Der Chef des kaiserlichen Militärkabinetts, General von Lyncker, begab sich im Auftrage des Kaisers in die Dienst-

räume des Generalstabschefs und unterrichtete diesen von der Berufung der beiden Herren für den folgenden Morgen. Der Kaiser, so meldete er, habe sich veranlaßt gesehen, den Generalfeldmarschall und seinen Chef zur Ratserteilung über die durch die rumänische Kriegserklärung geschaffene Lage hierher zu bitten.

Falkenhayn war mitten in der Arbeit. Seine Gedanken weilten in Rumänien.

Als er begriffen, was man von ihm wollte, dankte er dem Chef des Militärkabinetts für seine Mitteilung.

Am Nachmittag schrieb er sein Gesuch um Enthebung von dem Posten des Generalstabschefs.

Am Morgen des nächsten Tages trafen Hindenburg und Ludendorff in Pleß ein. Sie waren ebenso überrascht wie Falkenhayn. Hindenburg wurde zum Chef des Generalstabes des Feldheeres ernannt. Ludendorff wurde sein erster Generalquartiermeister.

Der bisherige Generalstabschef wurde von dem neuen gebeten, das Kommando der 9. deutschen Armee in Siebenbürgen zu übernehmen, der die Entscheidung gegen Rumänien zugebracht war.

Falkenhayn übernahm die kleine Armee von drei Divisionen, die noch gar nicht da war, gegenüber einer halben Million neuer Gegner, die schon im Vormarsch begriffen. Er übernahm diese Armee, eben noch Feldherr des größten und besten Heeres der Weltgeschichte. Ohne ein Wort der Bitterkeit und ohne Hintergedanken ordnete er sich demjenigen unter, den Unterschied des Charakters, größere Feldherrnkunst und die Liebe des ganzen Volkes an seine Stelle gebracht.



Hindenburg Chef der Obersten Heeresleitung!

Trotz aller Not ging ein Jubel durch das Volk. Die Armee atmete auf. Der deutsche Soldat an der Somme, vor Verdun, bei Riga, an den Kokitnosümpfen, in den Karpathen und in Mazedonien hob den Kopf höher. Hundertfünfzig Millionen Menschen sahen auf diesen Mann, dessen Gestalt seit Tannenberg die Verehrung und den Glauben der Nation auf sich vereinigt wie nie ein anderer Mensch.

Dieses Volk begriff in seinem Jubel kaum, daß niemand in der Lage war, die verhängnisvolle Gestaltung der Dinge mit einem Schlag zu ändern, Niederlage in Sieg, Not in Jubel, Schwäche in Stärke zu verwandeln. Aber sein Glaube war unverrückbar und unerschütterlich. Das Gefühl, den richtigen Mann an der richtigen Stelle zu wissen, ließ alle Anwandlungen der Schwäche überwinden und befähigte zu einem Opferwillen, dessen Kraft unerschöpflich schien.

Der Eindruck der Berufung Gindenburgs an die Spitze des Heeres war größer als die Nachricht von irgendeinem gewaltigen Siege.



Gindenburg und Ludendorff verspürten in ihrem Herzen nichts von der Jubelstimmung, die ganz Deutschland antrieb, sein Herz auf offenen Händen ihnen entgegenzubringen. Vielleicht, daß dieser Jubel sie eher erschreckte.

Sie wußten, wie die Dinge standen. Sie wußten, daß ihnen nichts übrig blieb, als mit festem Willen und mit klarem Verstand daran zu gehen, der Gefahr des Zusammenbruchs dort zu begegnen, wo sie am drohendsten war.

Sie brauchten diesen Punkt nicht erst zu suchen. Er hieß Rumänien. Aber alle Umstände lagen in einer fürchterlich engen Verstrickung. Voraussetzung für die Beseitigung des neuen Feindes war das Aushalten der übrigen Fronten. Der Osten schien am ehesten gesichert. Sie kannten die Dinge dort aus zweijähriger Erfahrung.

So fuhren beide nach dem Westen, um dort die Männer zu sprechen, auf deren Schultern die schwere Last der Verantwortung lag, und um die Truppen zu sehen, deren Widerstand so Unsägliches zugemutet war und denen sie noch mehr zumuten mußten, um die Lage zu bessern.

Was sie hier vorfanden, zeigte ihnen die ganze Schwere ihrer Aufgabe.

Sie sahen Armeekommandanten und Stabschefs, aus deren freudlosen und überarbeiteten Gesichtern schon alles sprach, ehe sie ihre Vorträge vernommen. Sie sahen die Artillerie, die nach Munition schrie, um sich der Übermacht des feindlichen Materials erwehren zu können. Sie sahen die Divisionskommandeure, die sie beschworen, für mehr

Mannschaftsersatz zu sorgen. Sie sahen die Flieger, die ihnen sagten, daß sie fast wehrlos seien gegen die feindliche Übermacht.

Sie sahen jene Soldaten, die zwischen Materialschlacht und Materialschlacht in schlechten Quartieren ausruhten, das stumpfe Grauen des Todes hinter sich und vor sich. Sie sahen die bleichen Gesichter und die hohlen Augen.

Gib uns mehr Artillerie, sagten die Augen, gib uns mehr Granaten, damit man den Feind niederhalten kann. Wir wollen ja alles tun, alles — aber es ist zuviel. Man schlägt uns nacheinander tot, es ist ja nur noch ein Rechenexempel. Diesmal ist es noch gegangen. Aber hörst du, wie es nun schon wieder trommelt? Jetzt sind die anderen drin — morgen werden wir es wieder sein. In einer Woche sind auch wir nicht mehr da. Andere werden aus der Heimat kommen oder von anderen Fronten. Aber denen wird es ebenso ergehen.

Gib uns mehr Artillerie, das ist die Hauptsache. Aber Sorge auch, daß wir besser zu essen bekommen. Es ist ja über Menschenkraft, das alles auszuhalten, wenn man noch dazu hungrig ist. Kann denn die Heimat wirklich nicht mehr hergeben? Man hört doch, daß es vielen dort sehr gut geht. Ist denn das gerecht? Wir beschwerten uns ja nicht, aber wir denken doch, daß es für das Ganze besser ist, wenn jeder zu gleichen Teilen trägt.

Und ist es denn wahr, wie sie uns von daheim schreiben, daß der Krieg nur für den Kaiser, für die Kapitalisten und die Generale geführt wird? Daß wir längst schon Frieden hätten, wenn sie nicht wären? Nein, wir wissen ja, daß es Unsinn ist, und wir sind bereit, unser Leben für das Vaterland herzugeben. Es schreiben ja auch nicht viele so, nur hier und da mal einer. Aber darf denn das sein?

Ach, du siehst ja unsere Not. Überall an allen Ecken und Enden schaut sie hervor. Wir müssen auch viel mehr Maschinengewehre haben. Es ist die einzige Waffe, mit der wir uns wehren können. Du siehst unsere abgetragenen Uniformen, die schmale Suppe in der Feldküche, und die Brotration ist auch schon verkleinert worden.

Du siehst alles, denn du bist ja Gindenburg. Und wir wissen, daß du das alles sofort abstellen wirst. Es wird nur ein paar Tage dauern, bis es anders wird. Aber es ist auch

die höchste Zeit. Wir glauben an dich und an den Sieg und an das Vaterland — und darum werden wir morgen gern wieder in die Schlacht da vorn zurückgehen.

Höre nur, wie das trommelt! Übermorgen werden wir nicht mehr sein.



In der ersten Septemberwoche wurde der Befehl zur endgültigen Einstellung der Offensive gegen Verdun von der neuen Obersten Heeresleitung gegeben. Alle ruhigen Stellen der Westfront mußten viel mehr als bisher Artillerie, Flieger und Divisionen abgeben, um die Somme-front zu entlasten.

In den gleichen Tagen gingen die ersten Schreiben von der Obersten Heeresleitung an die Reichsregierung, die später die Grundlage zu dem sogenannten Hindenburg-Programm bildeten. Sein Zweck war straffere Organisation der Ersatzherzeugung, Ausschöpfung aller menschlichen und materiellen Hilfskräfte des Landes zum Zwecke der Kriegsführung.

Die Gliederung der Befehlsgewalten wurde an allen Fronten einer Vereinfachung unterzogen.

An der Westfront blieb nur die 4. Armee im Küstengebiet der Obersten Heeresleitung unmittelbar unterstellt. Die 6., die 1., die 2. (die beiden letzteren an der Somme-front) und die 7. Armee bildeten fortan die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern. Die 3., die 5. Armee und die Armeegruppen C, A und B bildeten die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Später wurde aus den drei letztgenannten Armeegruppen die Heeresgruppe Herzog Albrecht von Württemberg zusammengestellt.

Die Brennpunkte der Westfront lagen im Bereich der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern bei Lille, Arras und an der Somme, bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz im Raume von Soissons, in der Champagne und vor Verdun.

Die Befehlsgewalt im Osten, von Riga bis zu den Karpathen, die bisher Hindenburg innegehabt, wurde von Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern übernommen. Die bisherige Heeresgruppe Prinz Leopold übernahm der General von Woyrsch. Auch die bisher österreichischer

Befehlsgewalt unterstehende Seeresgruppe Böhm-Ermolli, bestehend aus der 2. und 3. österreichischen und der deutschen Südararmee, wurden nun dem deutschen Oberbefehlshaber Ost untergeben. Die ganze Ostfront gegenüber Rußland stand nun unter deutschem Kommando.

Ihre formelle Selbständigkeit behielt nur die Seeresgruppe Erzherzog Karl gegenüber den Rumänen. Stabschef dieser Seeresgruppe war der deutsche General von Seeckt. Sie umfaßte die 9. deutsche Armee unter Falkenhayn und die 1. österreichische unter General von Arz. Beide Armeen standen einstweilen nur auf dem Papier. Einige Landsturmformationen waren alles, was den Rumänen in Siebenbürgen gegenüberlag.

Auf der Südseite Rumäniens, im bulgarischen Dobrudscha-Winkel, versammelte sich die Seeresgruppe Mackensen aus deutschen und bulgarischen Truppenteilen. Die bulgarischen Truppenteile in Mazedonien, denen ein paar deutsche Bataillone beigegeben waren, wurden von General Otto von Below geführt, den man aus Kurland herabgeholt. Die tatsächliche Befehlsgewalt in der Türkei übte der General Liman von Sanders als Chef der deutschen Militärmission aus. Einzig und allein die italienische Front blieb einstweilen von dem unmittelbaren Einfluß der deutschen Obersten Seeresleitung ausgenommen. Auch hier trat eine Änderung ein, als im Herbst 1917 der Schlag gegen Italien fiel.

So war die Einheitlichkeit der militärischen Operationen der vier Verbündeten fast restlos sichergestellt. Es war selbstverständlich, daß die Gesamtleitung in deutscher Hand lag. Daß auch die örtlichen Armeeoberkommandos fast überall deutschen Generalen anvertraut waren, mußte die glatte Arbeit des strategischen Befehlsapparates noch mehr fördern.

Es war nicht nur der deutsche General, der fast an allen Fronten einspringen mußte. Bis auf einen Bruchteil trug der deutsche Soldat, der deutsche Infanterist, Artillerist, Pionier, Kavallerist und Flieger die gesamte Last des Krieges auf seiner Schulter — von der Nordsee bis zum Adriatischen Meer, vom Rigaischen Busen bis zum Schwarzen Meer, von Mazedonien bis zum Suez-Kanal.

Sein Führer hieß jetzt Hindenburg.

17. Kapitel

Rumänien

Selten ist ein Feldzug mit unzulänglicheren Mitteln unternommen worden. Kaum jemals hat die Führung so von der Hand in den Mund leben müssen, in ihren strategischen Entschlüssen sowohl wie in ihren militärischen Kräften. Alles spricht zuungunsten der Mittelmächte.

Es ist Anfang September. Vor einer Frist von drei Wochen kann man unmöglich den Angriff aufnehmen. Einstweilen stehen die Truppen, die angreifen sollen, noch vor Verdun, in Kurland, in Mazedonien, ja sogar in der Türkei. Man muß alle Fronten auskämmen, um überall ein paar Bataillone freizumachen. Diese Bataillone müssen erst für den Gebirgskrieg ausgerüstet und nach Siebenbürgen gefahren werden. Eine einzige Bahnlinie steht aus der ungarischen Ebene hinauf zur Verfügung.

Vorausgesetzt also, es gelingt, im ganzen ein paar Divisionen zusammenzufügen — werden die Rumänen uns den Gefallen tun, ihre Versammlung abzuwarten? Sie brauchen nur weiter zu marschieren. Die wenigen österreichischen Landstürmer können mit dem besten Willen die anrückenden sechzehn kriegsstarke Divisionen nicht aufhalten.

Angenommen also, die Rumänen lassen uns Zeit — in wenigen Wochen beginnen die Herbstregen. Ganz ungeachtet dessen, daß man erst das zwei- bis dreitausend Meter hohe, breit gelagerte Massiv der transsilvanischen Alpen zu überwinden hat — die Ebenen der Walachei werden ein aufgeweichter Sumpfstümpel sein. Man wird gewaltige Entfernungen zurückzulegen haben. Die Etappenlinien werden sich auseinanderziehen wie Gummischnüre. Der Nachschub stößt auf ungeheure Schwierigkeiten, denn selbstverständlich wird der weichende Gegner das Land als eine Wüste zurücklassen.

Gelingt es trotzdem, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden — was werden die Russen machen? Man kann nicht glauben, daß Brussilow untätig bleibt. Er wird das äußerste wagen, denn er weiß, daß die Lage nie wieder so günstig sein wird. Und die Franzosen? Die Sommeschlacht rast immer noch in der gleichen Stärke wie am Anfang.

An der mazedonischen Front regt es sich schon. Die siebente Isonzschlacht ist bereits im Gange.

Und dennoch!

Von Unbeginn an hat kein Zweifel darüber bestanden, daß man den Feldzug gegen den neuen Feind angriffsweise führen müsse. Das Übel, das vom Balkan droht, muß endlich gründlich beseitigt werden. Die Ostfront muß durch eine klare Linienführung von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer stabilisiert werden. Gelingt es, Rumänien zu Boden zu werfen, so wird der moralische Eindruck auf unsere Feinde und solche, die es vielleicht noch werden wollen, ein sehr starker sein.

Vor allem aber birgt die Walachei ungeheure Vorräte an Korn, Vieh, Erdöl und Eisenerz. Deutschland braucht zu essen. Unsere Unterseeboote und Flieger brauchen Benzin. Die Artillerie braucht Geschützrohre und Granaten. Die Abschneürung von der Welt wirkt schon. Jeder Scheffel Getreide, jeder Zentner Fleisch, jeder Hektoliter Erdöl und jede Tonne Erz erlangt schon eine unheimliche Bedeutung für die Mittelmächte.

Ein gewaltiges Risiko und die Aussicht auf einen großen Gewinn.

Der einzige zuverlässige Aktivposten dieser Rechnung ist die Tüchtigkeit des deutschen Soldaten. Die Seeresleitung weiß, daß er desto besser wird, je mehr er aus dem dumpfen Druck der Materialschlacht in die offene Bewegungsschlacht gelangt.



Den Blick auf das ersehnte Siebenbürgen und die ungarische Ebene gerichtet, begehen die Rumänen ihren ersten strategischen Fehler. Sie bilden aus dem Gros ihres Heeres drei starke Armeen, die über die transsilvanischen Alpen nach Norden dringen. Sie haben nichts Eiligeres zu tun, als ihre Beute in Sicherheit zu bringen.

Über diesem Eifer vernachlässigen sie ihre Südfront in der Dobrudscha. Zwischen der Donau bei Tutrakan und dem Schwarzen Meer stellen sie nur eine Armee auf. Sie rechnen dabei auf General Sarraïl, der von Saloniki her mit seiner Entente-Armee Mazedonien durchstoßen und die Bulgaren von Süden her abwürgen soll.

Freilich glaubt die rumänische Seeresleitung, die von der Dobrudscha drohende Gefahr als nicht allzu groß einschätzen zu dürfen. Sie weiß, daß die Seeresgruppe Mackensen aus drei bulgarischen Divisionen besteht, denen im ganzen ein deutsches Infanteriebataillon, ein Landsturm- und ein Kavallerieregiment beigegeben sind. Die deutsche 217. Division, das deutsche Infanterie-Regiment 45 und das türkische VI. Armeekorps sind erst im Anrollen. Vor Ablauf von drei Wochen können sie nicht in diesem entlegenen Winkel Europas auftreten. Bis dahin erscheint es ein Ding der Unmöglichkeit, daß Mackensen etwas unternimmt.

Er tut es dennoch.

Anapp eine Woche nach der Kriegserklärung, am 4. September 1916, bei Morgengrauen, bricht die Gruppe Mackensen längs der Donau über die Grenze. Am Abend des folgenden Tages hat sie die rumänische Donaufestung Tutrakan umstellt. Am dritten Tage ist Tutrakan genommen. 28 000 Rumänen sind gefangen, hundert Geschütze erbeutet.

Die rumänische 4. Armee ist mitten in ihrer Versammlung getroffen und überrumpelt worden. Ihre rechte Flügelgruppe ist vernichtet, bevor sie noch einen einzigen Schritt gegen den Feind getan. Schwache Reste, mitten darunter der führende General, fliehen nachts über die Donau und bringen die Schreckensnachricht nach Bukarest.

Ehe der Feind sich von seiner Verwirrung erholt, steht Mackensen schon vor Silistria. Am 9. September ist auch diese Festung genommen. Die Rumänen räumen fluchtartig den ganzen Südtteil der Dobrudscha und setzen sich in einer stark ausgebauten Stellung südlich der Eisenbahnlinie Czernawoda—Constanza zur Wehr. Sie wissen immer noch nicht, wie ihnen geschehen ist.

Acht Tage nach Eröffnung des Feldzuges müssen russische Formationen herbeieilen, um die Front des neuen Bundesgenossen zu stützen. Mackensen erhält nach und nach die vorgesehenen deutschen und türkischen Unterstützungen.

Sofort ziehen die Rumänen, ihren ersten Fehler erkennend, stärkere Kräfte aus Siebenbürgen heraus und fahren sie quer durch ihr Land nach der Dobrudscha, wo sie den zweiten Schlag Mackensens erwarten.

Die versuchte Wiedergutmachung des ersten Fehlers wird unter den neuen Verhältnissen zum zweiten Fehler.



Die erste Operation Mackensens ist von der deutschen Obersten Seeresleitung nur als eine Ablenkung gedacht. Nebenbei will man sich für ein späteres Vorgehen über die Donau hinweg gegen Bukarest die Dobrudscha-Flanke sichern. Der Hauptstoß aber ist von Norden, aus Ungarn heraus, geplant. Daß man ihn nicht gleichzeitig mit Mackensens Angriff unternommen, liegt nur daran, daß bisher niemand da war, der ihn hätte unternehmen können.

Bis zur Septembermitte sind die drei rumänischen Armeen über den Roten Turmpaß und Kronstadt tief nach Siebenbürgen hineingedrungen. Immerhin mit einer Langsamkeit, die Verwunderung erwecken muß. Um Zeit und Anmarsch zu sparen, werden die Aufmarschräume der 9. deutschen Armee so nahe an die von den Rumänen erreichten Punkte gelegt, daß man glauben könnte, die Rumänen seien mit Blindheit geschlagen.

Am 20. September steht die 1. rumänische Armee bei Hermannstadt, die 2. bei Fogaras, die 3. am Oberlauf des Alt. Zwanzig Tage haben sie gebraucht, um sechzig Kilometer zu gewinnen, die ihnen von ein paar österreichischen Landsturmbataillonen streitig gemacht wurden. Hier sammeln sie sich, um den Vormarsch über Karlsburg und Klausenburg hinweg in die Ebene anzutreten.

Sie sind voller Zuversicht. Ihre Rechnung scheint zu stimmen. Offenbar sind die Deutschen und die Österreicher von ihrem Vormarsch so überrascht und gelähmt, daß sie an keine Gegenwehr denken. Schleunigst wird das „eroberte“ Gebiet mit einem Netz von Verwaltungsbehörden überzogen. Berichte über den Jubel der „Befreiten“ werden in alle Welt gesandt. Die Befreiten, deutschen Stammes und deutscher Mundart, denken an alles andere als an Jubel.

Die Mißlänge, die von der Dobrudscha-Front herüberwehen, beeinträchtigen den rumänischen Siegesglauben im Norden nicht im geringsten. Wenn man nur Siebenbürgen hat. Der Friede wird nicht in der Dobrudscha, sondern in Bukarest und Wien diktiert werden.

Am 17. September trifft Falkenhayn im Hauptquartier der 9. Armee ein. Bisher hat er in enger Fühlungnahme mit der neuen Obersten Seeresleitung sich an Truppen anweisen lassen, was nur irgend möglich ist. Zindenburg und Ludendorff sind ihm bis zur äußersten Grenze entgegengekommen. Vor Verdun ist das bayrische Alpenkorps — allerdings nur so stark wie eine Division — unter General Krafft von Dellmensingen frei gemacht worden. Aus Kur- und Lothringen rollt die 76. Reservedivision an, aus dem Elsaß die 187. Division. Aus bayrischen und sächsischen Kavallerieregimentern wird ein Reiterkorps Schmettow zusammengestellt. Die Österreicher geben eine ungarische Honveddivision und einige Landsturmregimenter dazu. Das ist die 9. deutsche Armee, die bei Karlsburg im Entstehen begriffen. Ihr gegenüber steht im Raume von Hermannstadt die 1. rumänische Armee und schaut der Versammlung ihres Gegners aus nächster Nähe beinahe uninteressiert zu.

Nordöstlich von der 9. Armee hat sich die österreichische 1. Armee unter General von Arz aufgestellt. Sie ist noch viel schwächer als die deutsche Schwesterarmee. Man kann ihr nur eine unterstützende Operation gegen die 3. rumänische Armee am Oberlauf des Alt zumuten. Dabei muß noch die Möglichkeit offengehalten werden, den Österreichern deutsche Bataillone abzugeben, falls sich die 3. rumänische Armee zu energischem Vorgehen entschließt.

Die 2. rumänische Armee im Zentrum bei Fogaras muß man wohl oder übel fürs erste fast unberücksichtigt lassen. Es ist kein Bataillon und keine Batterie mehr da. Ehe sie in Aktion tritt, muß die 1. bei Hermannstadt schon geschlagen sein. Wie war es 1914 zwischen Tannenberg und Masuren? Man muß hier das gleiche Rezept anwenden wie gegen Samsonow und Kennenkampf. Von seinem Gelingen hängt der Verlauf des Feldzuges ab.



Eine denkwürdige und einzigartige Operation beginnt am 21. September 1916.

Das Alpenkorps mit beigegebener Gebirgsartillerie umgeht fast unbemerkt den schwachen Westflügel der 1. rumänischen Armee. Auf schmalen Gebirgspfaden, über bewaldete Gipfel, durch enge Schluchten und auf steilen Hängen

dringen die Regimenter rücksichtslos nach Süden vor und bemächtigen sich des Roten Turmpasses. Dort stehen sie im Rücken der 1. rumänischen Armee, machen kehrt nach Norden und harren der Dinge, die nun kommen. Der Paß, die Straße und die Eisenbahn sind in ihrer Hand, ehe das Gros des Feindes bei Germannstadt überhaupt zur Besinnung gekommen.

Dies geschieht in drei Tagen.

Noch verhält Falkenhayn mit dem Hauptteil seiner Armee. Er weiß noch nicht, was die 2. rumänische Armee unternimmt. Wirft sie sich auf seine ungeschützte Ostflanke, so muß er andere Entschlüsse fassen. Man muß ihre Absichten gewaltsam feststellen.

Das Kavalleriekorps Schmettow reitet in die Lücke zwischen der 1. und 2. rumänischen Armee hinein. Es erfüllt seine Aufgabe prompt. Die 2. rumänische Armee stürzt sich auf die Reiterregimenter, die langsam fechtend auf die Ostflanke Falkenhayns zurückgehen. So gewinnt Falkenhayn die Zeit, die er braucht.

Am 26. September faßt er das Gros der 1. rumänischen Armee bei Germannstadt frontal an. Der Rumäne hat sich eingeschanzt und verteidigt sich hartnäckig. Leichten Kaufes will er sich nicht um seinen Sieges- und Beutetraum bringen lassen. Die Schlacht steht auf der Stelle und wankt dann langsam in südlicher Richtung. Der rumänische Widerstand bei Germannstadt läßt im gleichen Maße nach, wie sich jetzt der Druck der 2. rumänischen Armee gegen das Reiterkorps Schmettow und die Ostflanke Falkenhayns verstärkt. Man beginnt langsam, sich um eine Achse zu drehen, deren Drehpunkt zwischen der 1. und 2. rumänischen Armee liegt.

Aber jetzt reißt die Frucht des Roten Turmpasses.

Die Regimenter vom Alpenkorps, die einzige Rückzugsstraße der 1. rumänischen Armee in ihren Fäusten, erwarten, nach Norden gewandt und nur des Befehls harrend, den von Germannstadt südlich weichenden Feind. Die Straße füllt sich mit Kolonnen. Unter sie schlägt Geschütz- und Maschinengewehrfeuer aus dem Süden von den Paßhöhen herab.

Das Grauen bemächtigt sich dieses Raumes. Von Germannstadt her ist das Gros der 9. Armee an die Fersen des

Begners geheftet. Es läßt sich nicht abschütteln. Es läßt den Feind keine Stunde lang aus den Zähnen. Vom Roten Turmpaß her sind die Rumänen von den bayrischen Regimentern gepackt. Die Straße im Tal bedeckt sich mit Leichen, Fahrzeugen, Geschützen und Ausrüstungsstücken. Von oben herab ist es ein furchtbarer Anblick.

In ihrer Verzweiflung wenden die Rumänen sich abermals gegen Norden. Falkenhayn treibt sie zurück. Sie versuchen wieder den Paß im Süden zu stürmen. Die Bayern jagen sie mit blutigen Köpfen hinab.

Bald ist keine Bewegungsmöglichkeit mehr auf der Straße. Zusammengebrochene Munitionskolonnen, Hunderte von toten Pferden, von allen Seiten heranmarschierende Truppenteile, die ohne Befehle sind, versperren alles. Manche Bataillone greifen auf eigene Faust an. Andere sitzen an der Straße und warten stumpfsinnig auf die Entwicklung dieses chaotischen Durcheinanders. Bei Tannenberg damals vollzog alles sich hinter dem Vorhang der Wälder. Hier ist es sichtbar wie auf einer tiefgelegenen Bühne.

Das Gros der 9. Armee ist schon so dicht heran, daß man seine Spitzen mit dem bloßen Auge über die Höhen steigen sieht.

Und dann die Panik. Und dann die Flucht. Zwei Tage lang brechen die Rumänen, von Norden und Süden gepackt und mit eisernen Klauen zusammengepreßt, nach rechts und links aus. Trümmer ohne Ordnung, unter Zurücklassung allen Materials, keinem Befehl mehr gehorchend, retten sich zum linken Flügel der 1. Armee und zur 2. Armee bei Fogaras. Der Armeekommandant erläßt den Befehl, die Armee solle sich auflösen, jeder müsse auf eigene Faust Rettung suchen, südlich des Passes werde man sich wieder versammeln.

Schneller als damals Kennenkampf ist der Führer der 2. rumänischen Armee zur Besinnung gekommen. Mit großem Nachdruck greift er die linke Flanke Falkenhayns an und erzielt Erfolge. Schon wankt auch der rechte Flügel der 1. österreichischen Armee. Die Gefahr im Zentrum der siebenbürgischen Front, die man bisher mit vollem Bewußtsein aber ohne ein Mittel zu ihrer Abwendung in Kauf hat nehmen müssen, wird plötzlich groß und nah.

Aber jetzt ist Falkenhayn frei. Er läßt das Alpenkorps Front nach Süden nehmen und die Paßlinie in seiner Obhut halten. Er selbst wendet sich mit dem größeren Teil seiner Armee nach Osten gegen Fogaras. Schon am 4. Oktober, vier Tage nach beendeter Hermannstädter Schlacht, attackiert er die linke Flanke der 2. rumänischen Armee, wirft sie aufs Zentrum zurück und erscheint vor Kronstadt.

Dort konzentriert sich der feindliche Widerstand um den Geisterwald. Es hilft nichts. Die deutsche Artillerie übernimmt die Vorarbeit. Die Infanterie stürmt umfassend. Der Widerstand zerbricht. Die Rumänen fluten durch die Stadt.

Ein halbes Hundert Geschütze haben sie im Geisterwald gelassen. Durch Kronstadt wälzt sich der Gäuserkampf. Am 8. Oktober ist es gesäubert. Am folgenden Tage wird der Predealpaß südlich der Stadt gestürmt. Die Höhenlinie der transilvanischen Alpen ist auch hier erreicht, mit ihr die rumänische Grenze. Geschlagen, um ihre halbe Kraft geschwächt, in starker Auflösung, wälzt sich die 2. rumänische Armee heimwärts über die südlichen Gebirgshänge.

Gleichzeitig kommen nun auch die Österreicher in Schwung. Die 3. rumänische Armee, die sich so plötzlich und unvermutet allein auf siebenbürgischem Boden sieht, macht schleunigst kehrt und verschwindet über die Karpathenpässe hinweg auf den Sereth zu. Dort sucht sie erschöpft Anlehnung an die Russen — sie, die bestimmt war, den russischen Südflügel zum entscheidenden Siege nach Ungarn hinein mitzureißen. Brussilow muß Divisionen abgeben, um den Bundesgenossen zu stützen.

Welch ein Umschwung in zwanzig Tagen!



Ein großer Sieg ist erfochten. Aber er ist noch keine Entscheidung.

Bald stellt sich heraus, daß die vorhandenen Kräfte nicht ausreichen, das Werk zu vollenden. Auf der anderen Seite senden die Russen immer neue Verstärkungen. Sie übernehmen fast die gesamte Dobrudscha-Front, um die Rumänen gegenüber Falkenhayn zu entlasten. Neben sechs russischen bleibt dort nur eine einzige rumänische Division.

Die französischen Offiziere, die in Rumänien führen, haben sich nun besser eingelebt. Sie sehen, daß man, nachdem im Anfang schwere Fehler gemacht worden sind, jetzt mit langfristigeren Zielen arbeiten muß. So wird zunächst eine geordnete Front längs der transilvanischen Pässe eingerichtet. Man beginnt mit Gegenangriffen örtlichen Umfanges, um die Deutschen zur Zersplitterung ihrer Kräfte zu veranlassen. Dabei läßt man keinen Augenblick die Gefahr aus dem Auge, die von Kronstadt her droht. Hier, so rechnet die rumänische Heeresleitung, wird Falkenhayn den Durchstoß durch die feindliche Front, den Marsch auf Bukarest und die Vereinigung mit Mackensen, zu erzwingen versuchen. Der Weg ist hier am kürzesten, die strategischen Möglichkeiten sind am verlockendsten.

Mitte Oktober meldet sich, sehr verfrüht und mit großem Mißfallen begrüßt, der Winter. Die Pässe liegen unter meterhohem Schnee. Es friert zum Erbarmen. Die Truppen, auf einen Winteraufenthalt im Gebirge nicht eingerichtet, haben viel zu leiden.

Zudem fehlt es nicht an hartnäckigen Kämpfen. Die Rumänen wissen, was es für sie bedeutet, den Gebirgsrand festzuhalten. Sie fechten mit aner kennenswerter Fähigkeit.

Einmal, im letzten Oktoberdrittel, stürmen die Bayern ohne Artilleriesvorbereitung den Vulkanpaß auf dem Westflügel der 9. Armee. Ihren Erfolg ausnuzend versuchen sie, den Eintritt in die Ebene zu erzwingen. Aber die Rumänen führen rasch starke Reserven heran. Unter schweren und verlustreichen Kämpfen müssen die bayerischen Regimenter zurück. Der Paß wird gegen starke Angriffe gehalten. Mit Recht rühmen sich die Rumänen eines Erfolges.

Dann verwandelt sich Frost und Schnee in Nässe und Regen. Die Herbstniederschläge setzen ein.

Auch Mackensen hat es nicht leicht in der Dobrudscha. Seine bunt zusammengewürfelte Armee — Bulgaren, Türken, Österreicher und Deutsche — ist heftigen russischen Angriffen aus der Linie Czernavoda—Constanza ausgesetzt. Am letzten Septembertag unternehmen die Rumänen einen Versuch, der von ebensoviel Mut wie strategischem Blick zeugt. Sie setzen bei Rustschuk, tief hinter der linken Flanke Mackensens, einige Regimenter über die Donau, um die Dobrudscha-Front zum Einsturz zu bringen. Schnell

gefaßt führt Mackensen alle erreichbaren Truppen heran, läßt die österreichische Donauflotte die rumänischen Pontons wegnehmen und macht nach kurzem Gefecht alle herübergekommenen Truppenteile zu Gefangenen.

Etwa gleichzeitig mit dem Sturm auf den Vulkanpaß, dessen Erweiterung zu einer großen Operation mißlingt, greift Mackensen die russisch-rumänische Dobrudscha-Front abermals an.

Hier ist das Schlachtenglück günstiger gesinnt. Die 3. bulgarische Armee mit den zugeteilten deutschen Truppenteilen dringt fast durch die ganze Dobrudscha vor und erobert die Linie Constanza—Czernavoda einschließlich der beiden Städte. Die Bulgaren drängen darauf, den Angriff fortzusetzen. Aber die deutsche Seeresleitung hat größere Pläne. Dem bulgarischen Drängen entgegen wird die Dobrudscha-Front um ein kleines Stück in südlicher Richtung zurückgenommen. Dort kann man sich besser zur Verteidigung einrichten.

Alle irgendwie entbehrlichen Truppenteile, besonders die inzwischen eingetroffene 217. deutsche Division, werden aus der Dobrudscha-Front herausgezogen.

Soll der Feldzug mit einem solchen Zustand enden? Zwei neue Fronten, eine in Siebenbürgen, eine in der Dobrudscha, auf denen jederzeit die unangenehmsten Überraschungen eintreten können?

Die deutsche Seeresleitung denkt nicht daran. Neue Divisionen sind im Anrollen. Das endliche Nachlassen der furchtbaren Spannung an der Somme gestattet ein etwas freizügigeres Operieren.

Die Pläne sind schon fertig, die Befehle schon ergangen.



Am 11. Nov. 1916, den Rumänen, die immer noch wie gebannt auf Kronstadt starren, ganz unerwartet, zerreißt eine starke deutsche Angriffsgruppe die feindlichen Stellungen im Gebiet des Vulkan- und des Szurdukupasses.

Mit großer Eile werfen die Rumänen Verstärkungen heran. Immer noch denken sie, daß es sich hier nur um eine Ablenkung handelt. Den Hauptteil ihrer Reserven halten sie nördlich Ploësti gegenüber Kronstadt fest.

Das ist ihr Verhängnis.

Die deutsche Stoßgruppe säubert die Pässe, zerbricht die Gebirgsstellungen, eine hinter der anderen, beachtet weder den Feind zur Rechten noch den zur Linken und steht nach drei Tagen auf den letzten Höhen. Die Walachei liegt ausgebreitet vor ihren Augen.

Es ist der General Kühne mit vier Divisionen, die neu aus dem Westen herbeigefahren sind.

Hinter ihm folgen die neu herangebrachte 6. und 7. Kavalleriedivision unter dem bewährten Kommando des Generals Schmettow. Sie können im zerklüfteten Gebirge nicht fechten. Aber dort unten in der Walachei, dort liegen ihre Aufgaben.

Es regnet in Strömen. In den Bergen schmilzt der Schnee. Die Gebirgswässer schwellen mächtig an und brausen zu Tal.

Mit ihnen die pommerschen und westpreussischen Regimenter Kühnes. Raun hat er die Ebene erreicht, als er eine scharfe Wendung nach links macht. Das Reiterkorps setzt sich auf seinen südlichen Flügel und trabt fächerförmig auseinander.

Nun kann es beginnen.

Mit Ingrimme werfen sich die Bayern des Alpenkorps auf die rumänischen Stellungen südlich des Roten Turmpasses. Sie sollen den Gegner fest in den Zähnen halten, damit Kühne ihn von der Flanke packen kann.

Nun hat auch die rumänische Heeresleitung erkannt, was hier vorgeht. Sie nimmt ihre Reserven und wirft sie nach Targa Jiu, wo eine Aufnahmestelle vorbereitet ist. Targa Jiu ist jetzt der westliche Eckpfeiler der ganzen rumänischen Nordfront. Er muß unter allen Umständen gehalten werden.

Am 16. November flammt dort eine erbitterte Schlacht auf. Sie dauert ununterbrochen zwei Tage lang. Die Bayern kommen von Norden her über den Gebirgsrand. Die Pommern und Westpreußen kommen aus dem Westen über den hochgeschwellenen Jiul herüber. Von beiden Seiten bricht es in die rumänischen Stellungen ein. Im Süden trabt weit umfassend die Reiterei Schmettows in den Rücken des Feindes.

Da ist es zu Ende mit dem Widerstand. Die Flucht durch die Walachei beginnt. General Kühne und Schmettow fol-

gen dem Lauf des Jiul abwärts auf Crajowa zu. Sie haben den äußersten Bogen der großen Schwenkung zu machen. Vom Jiul wenden sie sich gegen den Alt in Richtung Caracal. Schon ist die westliche Walachei in ihren Händen.

Der Horizont ist in Flammen gehüllt. Das Getreide brennt in seinen Scheunen. Die riesigen Tanks mit Erdöl brennen. Die Bohrtürme brennen mit langen pechschwarzen Rauchsäulen. Die Kohlenhalden brennen. Die Bauernhöfe brennen. Alles brennt. Der Rumäne vernichtet auf Geheiß der Entente sein Land. Englische und französische Ingenieure überwachen die Zerstörungsarbeit. Aller Regen, den der Himmel zur Vermeidung dieser sinnlosen Vernichtung herabsendet, reicht nicht aus, dem Wahnsinn Einhalt zu gebieten.

Sinter dem Alt stehen neu herbeigeführte rumänische Divisionen. Sie wissen, daß es jetzt Bukarest zu verteidigen gilt. Auch Russen sind wieder unter ihnen.

Aber die unermüdlichen Reiterregimenter Schmettows erscheinen so plötzlich ostwärts Caracal am Ufer des Alt, daß sie im Sandumdrehen die Übergänge besetzt haben. Sie geben sie nicht wieder heraus.

Inzwischen ist Krafft von Dellmensingen mit seinem Alpenkorps schon bis in die Umgegend von Pitesti gelangt. Die rumänische Front am Unterlauf des Alt ist also schon von Norden her im Rücken bedroht. Aus der Richtung von Kronstadt ist die Gruppe des Generals von Morgen im Vordringen auf Ploësti.

Konzentrisch sind Kühne, Krafft von Dellmensingen und Morgen auf Bukarest gerichtet. Der erste von Südwesten, der zweite von Nordwesten, der dritte von Norden.

Und dann erscheint der vierte im Süden. Das ist Mackensen.

In aller Stille hat er seine Aufstellung vollkommen geändert. An der Dobrudscha-Front sind nur einige bulgarische und zwei türkische Divisionen geblieben. Er selbst hat mit der deutschen 217. Division, einer Division des türkischen VI. Armeekorps und zwei bulgarischen Divisionen eine neue Gruppe gebildet. Aus einem preussischen, einem bulgarischen und einem türkischen Kavallerieregiment ist die Reiterdivision von der Goltz zusammengestellt

worden. Das alles steht südlich Bukarest bei Swistow jenseits der Donau und wartet auf den richtigen Augenblick.

Jetzt ist er gekommen.

In der Nacht zum 24. November beginnen österreichische und deutsche Pioniere mit Hunderten von Pontons das Übersetzen. Die Rumänen sind ahnungslos. Am Mittag ist alles drüben. Die Pontonbrücke entsteht, neunhundert Meter lang, ein pioniertechnisches Meisterwerk. Die österreichische Donauflotte bewacht sie.

Und dann geht es vorwärts auf die feindliche Hauptstadt.

Schon am nächsten Tage reichen sich die Reiter der Division Goltz und des Korps Schmettow die Hand. Die Verbindung zwischen der Armee Falkenhayn und der Geeresgruppe Mackensen ist hergestellt. Fluchtartig verlassen die Rumänen ihre Stellungen am Alt und gehen auf den Argesch zurück. Jeder Mann wird jetzt zum Schutze der Hauptstadt gebraucht.

Der französische General Berthelot zeigt sich als ein guter Feldherr. Er denkt daran, wie seinerzeit Gindenburg sich mit aller Gewalt erst auf Samsonow warf, diesen vernichtete und dann Kennenkampf anpackte. Rücksichtslos schwächt er die Nordfront bei Pitesti und Ploesti und wirft alle Truppen auf den neuen Feind im Süden. Er denkt, Mackensen rasch zu schlagen, zu vernichten und dann Falkenhayn vorzunehmen. Uebermals eilen russische Divisionen herbei.

So entwickelt sich die Schlacht am Argesch, vor den Toren Bukarests.

Mackensen gerät in böse Bedrängnis, denn die Infanterie der Gruppe Kühne ist noch nicht heran. Die Reiterregimenter reichen nicht aus, seine linke Flanke zu halten. Am 2. Dezember wird der Druck überstark. Die 217. Division auf dem linken Flügel kämpft verzweifelt um ihre Geschütze. Sie ist nahezu abgeschnitten. Eine türkische Division wirft sich in die Bresche. Aber auch sie reicht nicht aus, um die Lage auszugleichen.

Es ist ein banger halber Tag, und der Feind wird immer stärker. In rücksichtslosen Gewaltmärschen eilen die Pomern und Westpreußen der Gruppe Kühne herbei. Baga-

gen und alles lassen sie zurück, um sich schneller bewegen zu können.

Als die Not am höchsten, sind sie endlich heran, stürzen sich auf den Gegner, zerreißen seine Front und treiben einen Keil über die linke Flanke Mackensens hinaus und über den Argesch hinüber.

Das entscheidet die ganze Schlacht. Die rumänischen Divisionen weichen. Ihre Sorge ist jetzt nur, sich rechtzeitig aus dem Sack zu ziehen, der sich von Norden, Westen und Süden immer mehr verengert. Mitten in diesem Sack liegt die Hauptstadt.

Am 5. Dezember schickt Mackensen einige Offiziere nach Bukarest hinein und verlangt die Übergabe. Der Kommandant von Bukarest antwortet, daß er die Stadt sofort mit allen Truppen verlassen werde und daß er bitte, sie nicht als Festung zu betrachten. Am gleichen Nachmittag noch rückt Mackensen in Bukarest ein. Die Übergabe der Verwaltung durch die zurückgebliebenen Zivilbehörden vollzieht sich ordnungsmäßig.

Jenseits flieht die rumänische Armee aufgelöst in nördlicher Richtung. Der Feldzug ist entschieden.



Die Verfolgung beginnt.

Sie führt in dreißig Tagen von Bukarest bis zum Sereth. Das sind mehr als zweihundert Kilometer. Sie reißt den ganzen Rest der siebenbürgischen Front von der Gegend südlich Kronstadt bis in die Karpathen ein. Und sie bringt um die Mitte des Dezember auch die Dobrudscha-Front zum neuen Einsturz.

Sie wird in strömendem Regen geführt. Sie geht in einem Tempo, das die Verfolger kaum Atem schöpfen läßt. Schuhe und Uniformen zerreißen. Die Munition geht aus. Die Unterkünfte sind vorsintflutlich. Brot kommt nicht nach. Immer wieder muß die Kavallerie heran. Die Gäule sind ausgemergelt und dürr wie Skelette.

Die rumänische Armee, vor einem Vierteljahr ausgezogen, um das Jünglein an der Wage des Ententesieges zu bilden, löst sich auf. Tausende desertieren, gehen nach Hause und ziehen Zivil an. Die Gefangenenziffern steigen von Tag zu Tag. 170 000 Rumänen und Russen sind ge-

zählt. Mehr als 300 Geschütze sind erobert. Unzähliges Gerät fällt den Siegern in die Hände.

Schließlich sind fast nur noch Russen in der Kampflinie. Es gibt hier unten kaum noch rumänische Truppenteile. Intakt geblieben ist nur die ehemals 3. rumänische Armee, die sich oben in den Karpathen an die Russen anlehnt.

Zum letzten Male versucht der geschlagene Feind mit russischer Hilfe den Widerstand. Beiderseits Rimnicul Sarat verschanzt er sich. Es sind die Tage des Weihnachtsfestes. Am zweiten Weihnachtstag ist auch das entschieden. Es geht zurück bis auf das Ostufer des Sereth und des Trothus.

Im ersten Januardrittel tritt hier Ruhe ein. Bis auf einen Teil der Moldau und einen winzigen Nordzipfel der Dobrudscha ist ganz Rumänien in der Hand der Verbündeten. Die neue Front läuft von den Karpathen am Trothus und am Sereth entlang bis zur Donau-Mündung. Deutsche, Österreicher, Bulgaren und Türken haben nebeneinander gefochten. Jeder hat seine Pflicht getan.

Aber nun sind die Truppen am Ende ihrer Kraft. Die Ruhe tut ihnen ebenso not wie den Resten des Gegners.

Schnee fällt unaufhörlich vom Himmel.

Mit ruhiger Geschäftigkeit und Selbstverständlichkeit übernehmen die Regeln des Stellungskrieges auch hier das Kommando.

18. Kapitel

Skagerrak

Was ist aus den beiden größten Flotten der Welt geworden, während die Landarmeen von Schlacht zu Schlacht, von Ereignis zu Ereignis schreiten? Was aus den Unterseebooten, deren Taten zu Anfang des Krieges in der Nordsee, an den englischen Küsten, bei Gibraltar, an den Dardanellen und vor Saloniki sich die Herzen ganz Deutschlands und die Bewunderung der Welt erobert? Was aus den Panzerschiffen, den schnellen Kreuzern, den Torpedobooten, den Zeppelinern?

Die riesige englische Armada, durch Neubauten modernsten Typs immer weiter verstärkt, liegt regungslos Monat auf Monat in der Bucht von Scapa Flow und im Firth of

Jorth. Sie denkt nicht daran, sich den schweren Geschützen der deutschen Panzerschiffe, den Torpedos der Unterseeboote auszusetzen. Sie hat das nicht nötig. Sie weiß, daß sie allein durch ihre Anwesenheit wirkt und die Nordsee absperrt.

Die deutsche Flotte läßt sich von der englischen das Gesetz des Handelns vorschreiben. Sie liegt hinter den Minensperren der deutschen Bucht. Stellungskrieg zur See, unterbrochen nur von einzelnen kühnen Vorstößen leichter Streitkräfte, von den Streifen der Unterseeboote und den Patrouillen der Torpedojäger und kleinen Kreuzer. Im übrigen nichts als Minenarbeit. Die Engländer legen ihre Minen von Holland bis zur dänischen Küste, die Deutschen versuchen die englischen Hafengebiete.

Minensucher arbeiten hüben und drüben. Es ist eine aufreibende zähe Arbeit, die viele Opfer fordert. Aber es ist alles andere als das, was man sich unter dem Seekrieg vorgestellt hat.

Gelegentlich kommt es zu kleineren Gefechten. Hier und da fliegt ein Kriegsschiff zerrissen in die Luft. Der Verlust wird gebucht. Hier und da bringt ein Unterseeboot einen glücklichen Torpedoschuß an. Es wird im Seeresbericht genannt. Hier und da geraten Torpedoflottillen aneinander oder ein leichter Kreuzer sinkt zerschossen, der allzu nahe in die Schußlinie großer Kaliber geraten ist.

Mühsam schleppt sich, an Händen und Füßen gefesselt, der Unterseebootkrieg dahin. Boote gehen verloren, von deren Ende man niemals etwas erfährt. Handelsschiffe führen Krieg gegen die Maulwürfe der See mit geschäftsmäßiger Brutalität. Sie rühmen sich dessen, und die ganze Welt flatscht ihnen Beifall. Die englische Regierung zahlt Prämien für jedes versenkte Boot. Die Vereinigten Staaten schicken Munitionsschiff auf Munitionsschiff unter der Fahne der Neutralität. Diese Schiffe zu versenken ist den Unterseebooten durch zweideutige Befehle unmöglich gemacht.

Unterdessen wirkt die Blockade. Niemand in der Welt regt sich über den Kampf gegen Greise und Kinder auf. Die Neutralen lassen ihre Rechte immer weiter beschränken. Sie haben sich längst darein geschickt, daß sie sich den Erfordernissen der englischen Seekriegsführung bedin-

gungslos zu fügen haben. Was sollen sie machen, wo der größte von ihnen, der ihr Wortführer sein mußte, sich so eindeutig auf die Seite der Entente gestellt hat?

Deutschland hat noch nicht begriffen, daß die Abwehr der Blockade oder ihre Anwendung gegen den Urheber selbst sich zur Grundfrage des gesamten Krieges entwickelt hat. Das deutsche Schicksal steht und fällt damit. Die Bedeutung dieser Frage ist erst einzelnen aufgegangen. Man beschäftigt sich wohl damit, man führt erbitterte Kämpfe gegen den Andersdenkenden, man appelliert an die Öffentlichkeit und versucht die Volksstimmung so oder so zu beeinflussen. Aber der ganze furchtbare Ernst bleibt noch unbegriffen.

Zwischen zwei Gefahren hin und her schwankend, glaubt die Reichsregierung immer noch die Gefahr hinnehmen zu müssen, deren Wirkungen weniger sichtbar und weniger in die Augen fallend sind. Es ist die stille Abwürgung der deutschen Lebenskraft durch die Blockade. Unter allen Umständen will man die andere Gefahr zurückhalten. Das ist der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten.

Die Marine drängt auf Eröffnung des uneingeschränkten Unterseebootkrieges. Die Oberste Seeresleitung schließt sich ihr an. Die Reichsregierung lehnt ihn ab. Der Kaiser schwankt zwischen beiden Auffassungen, tritt aber im entscheidenden Augenblick immer wieder auf die Seite des Kanzlers. Beschlüsse werden gefaßt und nicht ausgeführt. Befehle ergehen, deren Ausführung unmöglich ist. Den Engländern wird Zeit gelassen, die technische Abwehr gegen die Unterseeboote weiter zu vervollkommen. Die Spannung zwischen den öffentlichen Instanzen wird immer unerträglicher. Die Bevölkerung nimmt einen leidenschaftlichen Anteil an den Meinungskämpfen. Vor den Augen des äußeren Feindes spalten sich Volk und Behörden in zwei Parteien. Es gibt keine Führung.

Großadmiral von Tirpitz, der energische Vertreter einer größeren Aktivität der Flotte und des uneingeschränkten Unterseebootkrieges, muß den Dienst quittieren. Der Kanzler hat einen Sieg errungen. Der Nachfolger des Großadmirals muß vor seinem Amtsantritt ausdrücklich geloben, daß er nicht gegen den Stachel locken will. Die Wirkung auf die Öffentlichkeit ist anders als man gedacht. Statt Be-

ruhigung tritt ein viel heftigerer Kampf ein. Das Vertrauen des Volkes zu einer kraftvollen Führung des Krieges durch die Reichsregierung schwindet immer mehr. Der Spalt klappt tiefer.

„England ist nur durch den Handelskrieg zu treffen," sagt die Marine. „In acht Monaten können wir den Krieg durch das Unterseeboot beendigen."

„Solange noch die Möglichkeit besteht, Amerika aus dem Kriege zu halten, ist die Anwendung dieses Mittels nicht zu verantworten," sagt die Reichsregierung.

„Bleibt die wirtschaftliche Freiheit unserer Gegner bestehen wie bisher, und bleiben wir weiterhin so abgeschnürt, so wird das Kriegsende in unabsehbare Ferne gerückt, Deutschland wird der Erschöpfung ausgesetzt," sagt die Oberste Seeresleitung.

„Die Frage des Handelskrieges ist eine marinepolitische Frage, die zum Amtsbereich des Reichskanzlers gehört," sagt der Kaiser.

„Man müßte versuchen, Amerika und die übrigen Neutralen von unserer Zwangslage zu überzeugen — dann müßte man handeln," sagt die Marine und die Oberste Seeresleitung stimmt ihr zu.

„Gut," sagt der Kaiser, „man kann diesen Versuch unternehmen!"

„Er ist zwecklos," denkt die Reichsregierung, „es ist ganz klar, daß Amerika sich unsern Feinden offen anschließt, wenn wir den uneingeschränkten Handelskrieg beginnen."

Der Kanzler stimmt gleichwohl dem Beschluß zu. Es geschieht gewissermaßen zur Beruhigung der militärischen Instanzen.

Bis zum 1. April 1916 soll dieser Versuch unternommen sein. Wenige Tage vorher fliegt der englische Passagierdampfer „Sussex" im Kanal in die Luft. Es ist nicht festgestellt, ob er auf eine Mine gelaufen oder torpediert worden ist. Amerikaner waren an Bord.

Die Reichsregierung wendet sich gegen die Marine. Bald ist die erwartete amerikanische Protestnote da. Sie droht unverhüllt mit dem Kriege. Ihre Folge ist ein neuer strikter Befehl an die Marineleitung, den Unterseebootkrieg in Zukunft nur noch nach den Bestimmungen der Preisordnung zu führen. Nachdem England sich über die

völkerrechtlichen Bestimmungen des Handelskrieges längst hinweggesetzt, nachdem auch Deutschland in Notwehr ihm auf diesen Weg gefolgt, kehrt Deutschland jetzt zu den alten Bestimmungen zurück. Unter der Kriegsdrohung des äußerlich noch neutralen Amerika.

„Prisenordnung“ — das hieß für die Unterseeboote, kein feindliches Handelsschiff darf versenkt werden, bevor es nicht genau untersucht und seine Papiere geprüft worden sind. Auf Befehl der englischen Regierung sind im Widerspruch zum Völkerrecht fast alle Handelsschiffe mit Geschützen armiert. Das Austauchen setzt die Unterseeboote fast wehrlos diesen Geschützen aus. Das ist eine nicht mehr zu verantwortende Gefährdung der Boote und ihrer Besatzungen.

Der Chef der Hochseeflotte telegraphiert sämtliche auf hoher See befindlichen Boote nach Hause. Er teilt der Reichsregierung mit, daß der Handelskrieg aufgehört habe. Das war nicht die Absicht. Die Erbitterung in der Öffentlichkeit wächst gewaltig. Man versucht, den Chef der Flotte zu einem Kompromiß zu bringen.

„Alles oder nichts,“ sagt er, „ich kann meine Boote nicht um des Prestiges der Regierung willen opfern, wenn der militärische Erfolg gleich Null ist. Gebt mir einen Befehl, den ich ausführen kann. Eine Komödie zu spielen ist nicht meines Amtes.“

Es bleibt bei diesem Zustand. Nichts geschieht.



Wer ist dieser Chef der Hochseeflotte?

Es ist ein neuer Mann, seitdem der bisherige, Admiral von Pohl, erkrankt, abgegangen und kurz darauf gestorben. Seit dem 15. Januar 1916 führt Admiral Scheer die deutsche Hochseeflotte. Er ist ein Mann des Handelns.

Mit Tirpitz ist er sich darüber einig, daß die Flotte zum Schlagen gebracht werden muß. Man darf sich von den Engländern nicht länger das Gesetz des Handelns vorschreiben lassen. Zwar kann man nicht damit rechnen, die englische Armada zu vernichten, aber man kann ihr solche Schläge beibringen, daß sich der englische Kriegswille vermindert. Uneingeschränkter Handelskrieg auf der einen, voller Ein-

satz der Hochseestreitkräfte auf der andern Seite sind die Ziele der neuen Flottenleitung.

Tirpitz geht. Der Kaiser läßt ihn fallen. Scheer bleibt. Das ist ein Glück für die Marine und für die gesamte Kriegsführung. Er beginnt sofort zu handeln. Die englische Flotte muß so lange gereizt werden, bis sie sich zum Kampfe stellt.

Am 31. Januar steuern neun Marinezeppeline die englische Westküste, besonders den Hafen Liverpool, an. Alle erreichen ihre Ziele. Fünfzehntausend Kilogramm Bomben krachen in der Nacht zur Erde. Ein Zeppelin muß bei der Heimfahrt auf der Nordsee niedergehen. Der englische Fischdampfer „King Stephan“ sieht zu, wie Schiff und Mannschaft versinken. Er regt keinen Finger zu ihrer Rettung.

Die Luftangriffe werden rasch hintereinander wiederholt. Fünf englische Flieger kommen über die deutsche Nordküste, um Luftschiffhallen mit Bomben zu zerstören. Zwei davon müssen auf deutschem Boden notlanden, drei gelangen zu ihrem Mutterschiff zurück. Keine Bombe hat ihr Ziel erreicht.

Am 11. Februar treffen drei deutsche Torpedobootflottillen an der Doggerbank auf ein englisches Kreuzergeschwader. Schußwechsel, Torpedos, Manöver, neuer Angriff. Ein englisches Minenboot muß auf den Meeresgrund. Der kleine englische Kreuzer „Arctusa“ stößt auf eine Mine und wird von seiner Besatzung verlassen.

Deutsche kleine Kreuzer erscheinen vor den englischen Häfen. Unversehrt kehren sie heim. Am 24. April ist ein Geschwader großer Kreuzer dabei. Sie beschießen Tarmouth und Lowestoft. Sie verfeuern einige hundert Schuß und gelangen ohne Schaden in ihre Heimathäfen zurück.

Immer mehr deutsche Unterseeboote tauchen vor den englischen Kriegshäfen auf. Sie sind ja jetzt frei, nachdem der Handelskrieg eingestellt. Sie stehen vor den Häfen des Feindes Posten, lösen einander ab, machen Patrouillen und beobachten die Armada in ihren Schlupfwinkeln. Hin und wieder ruft ein Torpedoschuß einen Gegner hinab in die Tiefe. Die englische Öffentlichkeit schreit nach Vergeltung.

„Wo ist unsere große Flotte?“ rufen die Zeitungen, die

Volksredner, die Armee, die Politiker, der Mann auf der Straße. „Müssen wir uns das gefallen lassen?“

Die Londoner Regierung beißt in den sauren Apfel. Man wird die Deutschen bestrafen, erklärt sie öffentlich. Die große Flotte beginnt sich zu regen.

Zunächst laufen nur einzelne Geschwader aus.

Eines Tages aber . . .



Die Nordsee, die bisher fast nur den Qualm der Minensucher, die hellen Leiber der kleinen Kreuzer, die Periskope der Unterseeboote und die schwarzen Schatten der Torpedoboote gesehen, erlebt etwas Neues.

Es ist der Geschwadermarsch der Panzerschiffe.

Jedes eine Festung aus Eisen und Stahl. Jedes ein Batterienest mit gewaltigen Kalibern. Jedes ein Waffenarsenal, eine ungeheure Kraftkonzentration. Jedes mit mehr als tausend Menschen Besatzung.

Torpedoboote und Kreuzer umschwirren die Kolosse nach allen Richtungen. Die Unterseeboote sind unsichtbar daneben. Flieger und Luftschiffe schweben darüber.

Auf die Spitze folgt die Vorhut, auf die Vorhut das Gros. Hinter dem Gros marschieren die Nachhuten. Es ist wie eine schwerfällige, eisengepanzerte Armee. Schwarzer Dunst bezeichnet ihren Weg von Horizont zu Horizont. Sie kommen in Reihen und in Kolonnen, sechs nebeneinander. Die Mäuler der schweren Geschütze gähnen aus den Panzertürmen.

Schweigsam marschieren sie. Das Meer knirscht um ihren Bug und an ihren Eisenwänden. Die Schrauben mahlen. Grau ist alles und schmucklos, nur Anhäufung von Eisen. Wehe, wenn das lebendig wird!

Auf wohlbekannten Wegen tapsen sie durch die Minensperre. Stunde auf Stunde bewegt sich das monoton weiter, ohne die Formation zu verändern. 45 000 Menschen hüben, 60 000 drüben — und keiner davon sichtbar. 225 schwere Geschütze über 28 cm Kaliber hüben, 380 drüben.

Die ersten Granaten liegen schon hinter den Verschlussstücken der Geschütze. Ein Druck genügt. Der Artilleriekommandeur sitzt in der gepanzerten Zentrale. Tabellen und Nachrichtenmittel rings um sich. Im Gefechtsgang ist alles

auf seinem Posten. Die Torpedos liegen blank in den Abschlußrohren.

Funken spielen überall. Zwischen Schiff und Schiff. Zwischen Spitze, Vorhut, Gros und Nachhut. Zwischen Lustschiff und Panzerschiff. Zwischen Geschwaderschiff und Flaggschiff. Zwischen Flaggschiff und Marineleitung daheim. Dort fangen sie die Funkprüche des Gegners auf, die ihnen die Großfunkstationen übermitteln. Sie sind chiffriert, und man kann sie nicht entziffern. Aber ihr Tempo, ihre Säusigkeit, ihre Länge, ihre Anhäufung in gewissen Stunden... alles beweist schon, daß etwas Besonders los ist.

Beim Feinde geht es ebenso zu.

Ob man sich heute trifft? Ob es wieder nichts wird?

Die Lustschiffe müssen abdrehen, es ist keine Sicht. Das Meer liegt jetzt glatt wie ein Spiegel. Die Vorhut marschliert hundert Kilometer vor dem Gros.

So schwimmt das mit vierzehn Knoten pro Stunde einher, von hüben und von drüben. Zwei Riesen, die einander suchen. Sie haben schon so viel voneinander gehört, aber sie haben sich noch nie zum mörderischen Zweikampf getroffen. Sie tasten mit ihren Fühlern nach allen Seiten. Doch die Erde ist rund. Man kann mit den feinsten Instrumenten nicht über die Wölbung des Meeres hinwegsehen.

Sie fangen ihre Funkprüche auf, die sie nicht lesen können. Sie ahnen schon, daß sie beide in See sind und einander suchen. Ihre Kampfbegierde steigt. Aber diese Morsezeichen, fein säuberlich hintereinander, verraten ihnen nicht, ob der Feind in dreißig oder in dreihundert Kilometer Entfernung ist. Vielleicht fahren sie aneinander vorüber, ohne sich zu sehen. Vielleicht begegnen sie sich, wenn sie beide schon nach vergeblichem Suchen heimkehren, plötzlich mit verkehrten Fronten. Vielleicht sind sie durch die ganze Breite der Nordsee voneinander getrennt.

Alles ist nur Witterung, nichts ist Gewißheit. So viel wenigstens scheint festzustehen, daß am heutigen Tage kein Zusammenstoß mehr zu erwarten ist. Der Nachmittag ist fast schon vorüber. Man muß Beschlüsse fassen, wie man sich in der Nacht verhalten will.

Es ist drei Uhr nachmittags, als zwei deutsche Torpedoboote, der Vorhut angegliedert, einen dänischen Frachtdampfer anhalten, der einsam das Meer durchfurcht. Eigent-

lich eine überflüssige Beschäftigung, aber vielleicht erfährt man irgend etwas Wissenswertes.

Die beiden Boote legen sich längsseite des Dänen.

Der kleine Kreuzer „Elbing“, ebenfalls bei der Vorhut, entdeckt nördlich dieser Gruppe plötzlich die Rauchfahnen zweier Schiffe, die ihrerseits auf den Handelsdampfer zuzuhalten scheinen. Er hält nun auch seinerseits auf den Dänen zu.

Ehe er heran ist, krachen die ersten Schüsse schon über den Meeresspiegel. Die Rauchfahnen, von Norden rasch herannahend, enthüllen sich als zwei kleine englische Kreuzer, die unverzüglich das Feuer auf die beiden deutschen Torpedoboote eröffnen.

Die Funken spielen, indessen die Geschützsalven schon heftiger krachen. Die deutsche Vorhut eilt näher heran.

Am Horizont, oben im Norden, tauchen neue Rauchfahnen auf. Die Luft ist jetzt klar, die Sicht scharf. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß man es mit einem starken feindlichen Geschwader zu tun hat.

Einhundertzwanzig Kilometer südlich seiner Vorhut dampft Admiral Scheer mit dem Gros der Flotte. Gegen vier Uhr erreichen ihn die ersten Funkmeldungen der Spitze. Noch ist das Bild nicht klar. Der Admiral setzt die Stundengeschwindigkeit von vierzehn auf fünfzehn Knoten herauf.

Unterdessen entwickeln sich die Rauchwolken im Norden der deutschen Vorhut zu immer größerer Breite. Man zählt schon mindestens zehn große Schiffseinheiten. Zwanzig bis dreißig Torpedojäger und leichte Kreuzer sind dazwischen.

Von hüben und drüben sind die leichten Streitkräfte ins Gefecht verwickelt. Langsam marschieren die Stahlkolosse der Großkampffschiffe auf. Vier Uhr und achtundvierzig Minuten kracht die erste deutsche Geschößsalve aus den Doppelpanzertürmen. Eine halbe Minute später antworten die schweren englischen Kaliber. Der Kampf der Vorhuten hat begonnen.

Bald ist es schon ein einziges ununterbrochenes Krachen von Geschützsalven. Das Meer wird zu senkrechten weißen Fontänen aufgepeitscht. Es ist wie der Tanz ungezählter

Springbrunnen. Die schwarzen Leiber der Torpedoboote tummeln sich.

Mächtige Quallsäulen stehen wie schräggestellte Bäume auf. Heulend fährt es auf unsichtbaren Bögen über den Schwarm der leichten Kräfte. Die Salven rollen, jede ein dröhnendes Gewitter.

Kurz nach fünf Uhr nachmittags sinkt der englische Panzerkreuzer „Indefatigable“ im Feuer des deutschen Panzerkreuzers „von der Tann“. Eine schwarze Rauchwolke lagert breit über der Stelle, wo er zuletzt gestanden. In schauriger Kette prasseln Explosionen aus dieser Wolke hervor.

Dann sieht man, indessen der Dunst sich lichtet, den riesigen Leib eines Schiffes quer auf der Fläche treiben. Rasch wird er kleiner. Plötzlich zieht ihn die Tiefe lautlos zu sich herab.

Es ist zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags. Man befindet sich hundertundfünfzig Kilometer westlich der jüt-
ländischen Küste, gerade vor der Öffnung der Skagerrak-
Bucht. Am Nachmittag des 31. Mai 1916.



Die deutsche Vorhut führt Vizeadmiral Zipper. Bei ihm sind die Panzerkreuzer „Lützow“, „Derfflinger“, „Seydlitz“, „Moltke“ und „von der Tann“. Es sind die besten und stärksten deutschen Schiffe. Fünf kleine Kreuzer und dreißig Torpedoboote bilden die leichten Kräfte.

Gegenüber steht die englische Vorhut unter Admiral Beatty. Er verfügt über sechs Großkampfschiffe, vier Linienschiffe, zwölf kleine Kreuzer und 29 Torpedoboote. Auch die Engländer haben ihre besten Schiffe nach vorn gestellt. Vier Linienschiffe gehören der „Queen Elizabeth“-Klasse an, dem stärksten englischen Typ.

Keiner von beiden Gegnern weiß, ob das feindliche Gros in der Nähe oder wie weit es entfernt ist. Jeder Vorhut-
chef aber steht schon mit seinem eigenen Gros in Verbin-
dung. Beide Gros suchen mit Vollampf Anschluß an ihre Vorhuten.

Zipper ist bemüht, den Gegner an Ort und Stelle fest-
zuhalten, bis das deutsche Gros heran ist. Beatty will Zipper

auf das englische Gros ziehen, damit er dort von einer gewaltigen Überlegenheit rasch erledigt werden kann.

Auf dreizehn Kilometer Entfernung stehen sich die feuernden Kolosse gegenüber. Das Meer ist angefüllt von dem Getümmel der kleinen Kreuzer und Torpedoboote, die miteinander in rasende Gefechte verstrickt sind. Kaum jemand beachtet, wie inmitten dieser von Rauchschwaden überzogenen und von Einschlägen zuckenden Meeresfläche zwei deutsche und vier englische Torpedoboote die Tiefe aufsuchen. Zwei andere Engländer treiben bewegungslos mit schwerer Schlagseite umher. Einige kleine Kreuzer haben böß gelitten.

Eine halbe Stunde nach Eröffnung der Schlacht gibt es ein gewaltiges Schauspiel, das alle Blicke auf sich lenkt und selbst das rasende Tempo des Geschützfeuers eine Weile abebben läßt. Es vollzieht sich in wenigen Minuten gleich einem grauenhaften Spuß.

Inmitten des englischen Geschwaders marschiert die „Queen Mary“, eines der mächtigsten Großkampfschiffe. Sie feuert heftig aus allen Panzertürmen. Die Salven der deutschen Panzerkreuzer liegen in ihrer Nähe. Sie macht ein Manöver, um aus dieser unheimlichen Nachbarschaft fortzukommen.

Eine neue Salve von vier 38-cm-Granaten heult heran. Es gibt einen hellen schmetternden Schlag. Nur eine einzige Schaumfontäne steigt hinter der „Queen Mary“ auf. Wo sind die andern drei?

Sie haben das gepanzerte Oberdeck und die Breitseite getroffen. Ein greller Feuerschein blitzt auf. Eisensplitter pfeifen umher. Jeder denkt, die Granaten sind krepirt, ohne den Panzer zu durchschlagen. Das Schiff bewegt sich ruhig weiter. Die Türme feuern. Nichts deutet auf eine Änderung.

Nur eine Minute später heulen zwei neue Geschosse heran. Abermals der helle Schlag, der das ganze Schiff erzittern macht. Aus zwei runden Einschußlöchern an der Breitseite quillt schwacher Rauch. Aber nur zehn Sekunden lang. Dann erfolgt die Katastrophe.

Das Schiff scheint sich plötzlich vom Meerespiegel heben zu wollen. Unter einem fürchterlichen Donnerschlag steigt aus der Mitte wie aus einem Krater eine rote

Flammengarbe empor, schießt hinauf und wird oben zu einer riesigen pechschwarzen Wolke. Eine zweite Explosion im Vorschiff. Eisenteile, Panzerplatten, Geschütztürme wirbeln in die Luft wie Kinderspielzeug.

Die „Queen Mary“ bricht mitten auseinander. Heck und Bug richten sich auf. Sie stehen einen Augenblick steil und versinken dann rasch in die Tiefe, als ziehe eine unheimliche Kraft sie hinunter. Strudel überall. Wie ein lebendiges Gespenst erscheinen die großen Schrauben am Heck. Sie drehen sich noch, langsam, mühsam. Dann stehen sie still. Und dann verschwinden sie.

Eine ungeheure schwarze Pinie steht auf dem Meer. Sie dehnt sich nach allen Seiten und senkt ihre Äste. Sie verdeckt das ganze englische Geschwader. So schnell hat sich alles vollzogen, daß der „Tiger“, der hinter der „Queen Mary“ fährt, nur mit Not rechtzeitig hat ausbiegen können. Wie glühender Aschenregen nach dem Ausbruch eines Vulkans prasselt es auf sein Vorderdeck herab.

Die Kanonade, für Minuten merklich ermattet und gelähmt, brüllt abermals mit voller Kraft. Das Meer liegt unter einer grauen Decke von Dunst und Qualm. Als glitzernde Feuerpunkte flimmern die Mündungsfeuer der Abschüsse hüben und drüben.

Beatty hat sein Ziel, die Deutschen auf das englische Gros zu ziehen, noch nicht erreichen können. Zipper läßt ihn nicht aus den Zähnen.

Nach dreiviertel Stunden erscheinen am südlichen Horizont, noch weit entfernt, die Rauchfahnen des deutschen Gros. Es ist Admiral Scheer mit den Hochseegeschwadern.

Nun weiß Beatty, mit wem er es zu tun hat. Die ganze deutsche Hochseeflotte ist da. Die Funken spielen zwischen ihm und Admiral Jellicoe, der mit dem englischen Gros von Nordwesten herannahet. Jellicoe macht seine Rechnung. Nimmt man die Vorhuten hinzu, so werden 22 deutsche Linienschiffe gegen 28 englische, 5 deutsche Schlacht- und Panzerkreuzer gegen 16 englische, 11 kleine deutsche Kreuzer gegen 23 englische und 62 deutsche Torpedoboote gegen 81 englische kämpfen.

Jellicoe entschließt sich, die Schlacht anzunehmen, obwohl die Dämmerung schon beginnt. Er gibt Beatty Befehl, sofort den Rückzug anzutreten und mit nordwestlichem

Kurs zurückzudampfen. Er selbst will seinen jetzigen süd-östlichen Kurs beibehalten. Gelingt es Beatty, die deutsche Flotte hinter sich herzuziehen, so werden die Engländer im Augenblick des Zusammentreffens beider Flotten einen nach Süden weit geöffneten Halbkreis bilden. In diesen Halbkreis wollen sie die deutsche Flotte hineinziehen, um sie durch konzentrisches Feuer zu vernichten.

Jellicoe hat den Vorteil, daß er die Stärke seines Gegners schon annähernd kennt. Scheer weiß noch nicht, ob Beatty allein ist oder ob das englische Gros hinter ihm steht. Immerhin ist es auffällig, daß Beatty nicht Kurs nach England, also nach Westen, sondern nach Nordwesten und schließlich sogar nach Norden hat. Zipper verfolgt denweichenden Gegner unter heftigem Schußwechsel. Aber die englischen Schiffe sind schneller als die deutschen.

Die Sonne versinkt im Norden hinter den scharfen Silhouetten der englischen Schiffe. Ein leichter Dunst legt sich über das Meer und hüllt den Gegner in seinen Schleier. Gegen sieben Uhr abends ermattet die Kanonade zwischen den Vorhuten. Die deutschen Schlachtkreuzer können die feindlichen Schiffe nicht mehr erreichen. Der zunehmende Dunst verbirgt sie zeitweilig ganz. Besser geht es den Engländern. Sie sehen die deutschen Schiffe als graue Schatten vor dem letzten Tageslicht, das im Westen und Nordwesten steht.

Sin und wieder feuern noch die Geschütztürme. Von sieben Uhr an dreht der Wind allmählich nach Westsüdwest. Die deutsche Vorhut, den weichenden Gegner jetzt in nord-östlicher Richtung verfolgend, gerät in den Rauch ihrer eigenen Schiffe und sieht vorübergehend überhaupt nichts mehr vom Feind. Obwohl die leichten deutschen Kräfte bemüht sind, den Engländern auf den Fersen zu bleiben, geht dennoch die Gefechtsführung eine Zeitlang ganz verloren.

Admiral Scheer, dessen Gros seit fünf Uhr mit höchster Kraft dampft — er hatte hundertzwanzig Kilometer aufzuholen — geht mit dem Gedanken um, die Schlacht abubrechen. Soll er sich bei Nacht und Dunkelheit in eine gefährliche Lage hineinziehen lassen? Darf er sich so weit von der Heimatbasis fortführen lassen? Die Tatsache, daß Beatty seinen Kurs nun schon fast nordöstlich bis östlich abgedreht hat, gibt immer mehr zu denken.

Die Erwägungen über den Abbruch der Verfolgung sind noch nicht zu einem Ergebnis gelangt, als die an der Spitze der deutschen Vorhut laufenden Kreuzer und Torpedoboote plötzlich in ein neues Gefecht verwickelt sind. Sonderbarerweise dampft der neue Gegner von Nordosten heran, während Beatty mittlerweile unmittelbar östlichen Kurs eingenommen hat. Torpedoboote melden, daß es sich um ein feindliches Geschwader von zahlreichen Linienschiffen handle. Bald aber stellt sich heraus, daß man es nur mit drei Schlachtkreuzern zu tun hat.

Noch ist ungewiß, ob diese Schiffe zu dem Verband des bisherigen Gegners gehören oder ob es sich um einen neuen Feind handelt.

In wenigen Minuten ist ein neuer schwerer Kampf im Gange, der für die deutsche Vorhut einen sehr ernsten Charakter annimmt. Die feindlichen Schlachtkreuzer feuern aus großer Entfernung, die deutschen Panzerkreuzer sind noch nicht nah genug heran und leiden unter der schlechten Sicht.

Der kleine Kreuzer „Wiesbaden“ erhält so viele schwere Treffer, daß er bewegungsunfähig liegen bleibt. Die „Pillau“ empfängt einen Volltreffer und wird todwund geschossen, kann aber noch alle Manöver mitmachen.

Nach etwa halbstündigem Gefecht meldet ein Torpedoboot, daß nach Aussagen englischer Gefangener vom Zerstörer „Nomad“ sechzig große englische Schiffe in der Nähe seien.

Wenn diese Meldung richtig ist, dann kann kein Zweifel mehr bestehen — die Stunde der großen Probe ist da.



Was ist geschehen?

Admiral Scheer hat das Gros der deutschen Flotte dicht an die Vorhut herangeführt. Die nächste Viertelstunde kann schon ihr Eingreifen in die Schlacht bringen. Auch jetzt weiß er noch nicht mit Sicherheit, ob er das ganze englische Gros vor sich hat.

Jellicoe ist besser daran. Seit er weiß, daß die gesamte deutsche Hochseeflotte herannah, operiert er vollkommen planmäßig. Während auf seinen Befehl Admiral Beatty mit der Vorhut mit nordöstlichem Kurs zurückgewichen ist,

hat er sein Gros halbkreisförmig auseinandergezogen. In diesen Halbkreis ist die deutsche Vorhut geradenwegs hineingelaufen.

Das englische Gros hat jetzt Kurs nach Osten. Beattys Schlachtkreuzer, von den Deutschen verfolgt, bewegen sich auf der Sehne des Kreisbogens, den Jellicoe bildet. Jellicoe hat Beatty drei Schlachtkreuzer zu Hilfe geschickt. Sie sollen den Kampf mit der deutschen Vorhut aufnehmen, damit Beatty, sofort östlich dampfend, die Spitze des englischen Gros einnehmen kann.

Beatty führt den Befehl aus. Bald hat er die Spitze der Armada gewonnen. Mit mäßiger Fahrt hält er auf Jütland zu. Kampfbereit folgt das Gros, Schiff auf Schiff. In jeder Minute ist der Ausbruch der großen Schlacht zu erwarten.



Admiral Zipper sieht sich von Minute zu Minute von neuen Gegnern beschossen. Noch ist Scheer nicht ganz heran.

Es ist unmöglich, mit den Kräften der Vorhut allein gegen den Feind aufzukommen. Das schwere Feuer, das bisher aus Nordosten gedrungen, dehnt sich rasch nach Norden und nach Nordwesten aus. Die Rauchwolken der britischen Armada verfinstern den Horizont.

Zipper gibt den Befehl zur Kehrtwendung nach Süden. Er tut es schweren Herzens, weil er damit die todwunde „Wiesbaden“ im Stich lassen muß. Aber die Rücksicht auf die Gesamtheit seiner Schiffe muß überwiegen. Er muß unter allen Umständen aus dem tödlichen Halbkreis hinaus.

Die Kehrtwendung wird vollzogen.

Sie ist kaum ausgeführt, als endlich, endlich das deutsche Gros heran ist. Dicht untereinander aufgeschlossen, dampft es mit äußerster Kraft heran, Schiff auf Schiff in Reihenkolonnen. Admiral Zipper setzt sich mit seinen Panzerkreuzern an die Spitze.

Scheer befiehlt, entsprechend den Bewegungen des Gegners, Kurs nach Osten. Beide Flotten laufen einander fast parallel. Die Engländer drehen ihren Kurs immer mehr nach Südosten und Süden. Jellicoe will den Feind, auf die größere Geschwindigkeit seiner Schiffe gestützt, überholen

und von seiner Küstenbasis abschneiden. Langsam nimmt so der ungeheure Bogen der britischen Armada, ursprünglich nach Süden geöffnet, seine Öffnung jetzt gegen Südwesten und Westen. Wie auf einer ungeheuren Drehscheibe verschiebt sich das Bild.

Die furchtbarste Seekanonade der Weltgeschichte hebt zu brüllen an. Der verfinsterte Horizont glitzert von den Leuchtpunkten der Abschüsse, die sich wie zuckende Perlschnüre aneinanderreihen, von einem Ende bis zum andern.

Schnell erreicht die Schlacht ihren Höhepunkt.

Auf elftausend Meter sind die schwarzen Panzerschiffe aneinander. Das Tageslicht liegt im Nordwesten dicht über dem Horizont in Pulverdunst und Qualm vergraben, ein gelbliches Gemisch. Es erschwert das Erkennen der Engländer, es zeigt den Engländern die Deutschen als scharfe Schattenrisse.

Die „Wiesbaden“ feuert immer noch. Die englischen Großkampffschiffe überschütten sie mit ihren schweren Kalibern. Die deutschen Panzerkreuzer decken den sterbenden kleinen Bruder. Im mörderischen Feuer der Panzerkreuzer „Lützow“, „Großer Kurfürst“, „Markgraf“, „Kronprinz“ und „Kaiser“ verläßt das englische Schlachtschiff „Defence“ nach wenigen Minuten die Meeresfläche und sucht die Tiefe auf. Unmittelbar darauf flammt auf dem „Warrior“ ein gewaltiger Brand auf. Er muß die Schlachtfront brennend verlassen und sinkt in der kommenden Nacht auf dem Wege zum Firth of Forth. Der Schlachtkreuzer „Warspite“ erhält eine Serie von schweren Treffern, die ihn außer Gefecht setzen.

Auf dem östlichen Teil des Schlachtfeldes erreicht die Vergeltung den englischen Panzerkreuzer „Invincible“, der vor anderthalb Jahren vor den Falkland-Inseln das Schicksal des Speeschen Kreuzergeschwaders besiegelt. Wie ein Sieb durchlöchert, legt er sich auf die Seite und geht in die Tiefe hinab. „Lützow“ ist der Bezwingener.

Immer noch wird um die „Wiesbaden“ gekämpft. Die großen Brüder lassen sie nicht im Stich. Der englische Zerstörer „Shark“ wird vernichtet, der Zerstörer „Acosta“ zum Wrack geschossen. Das deutsche Torpedoboot V 48 sinkt in die Tiefe. Die „Wiesbaden“ feuert immer noch, obgleich nur noch mit äußerster Not über Wasser gehalten.

Erst in der kommenden Nacht gegen zwei Uhr morgens nimmt die Tiefe sie gnädig auf.

Unter dem Donner der schweren englischen Artillerie empfängt das Flaggschiff des deutschen Vorhutkommandanten, der wackere „Lützow“, schwere Wunden. „Derfflinger“ ist zerzaust wie ein eisengepanzierter Riese nach schwerer Schlacht. Er feuert aus allen Panzertürmen, während das Wasser zu Tausenden von Tonnen durch mächtige Einschußlöcher in seinen Leib eindringt. Todwund geschossen sieht er später die Heimat doch wieder.

Scheer erkennt, daß die Fortsetzung dieses mörderischen Parallelgefechtes den Engländern die volle Anwendung ihrer großen Überlegenheit gestattet. Mitten im Brüllen der Schlacht vollzieht die deutsche Flotte ein erstaunliches Manöver.

Die deutschen Schlachtschiffe, jedes an seiner Stelle, wenden gegen Westen. Die ganze Flotte nimmt größeren Abstand vom Feind, um aus der Umfassung hinauszugelangen.

„Lützow“ ist so mitgenommen, daß er die Kehrtwendung kaum ausführen kann. Vier Torpedoboote stehen ihm bei. Sie versuchen, ihn durch besondere Vorrichtungen in Rauch einzuhüllen, um ihm das Entkommen in südwestlicher Richtung zu ermöglichen. Die Engländer konzentrieren ihr schweres Feuer auf den tödlich Verwundeten.

Mitten im Geschosshagel steigt Admiral Zipper auf das Torpedoboot G 39 um. Der Befehl über die Schlachtkreuzer geht auf den Kommandanten des „Derfflinger“ über. Gegen zehn Uhr abends erreicht Admiral Zipper den „Moltke“ und kann das Kommando wieder übernehmen.

Mühsam gelingt es unterdessen dem „Lützow“, sich des Gegners zu erwehren und der übrigen Flotte zu folgen.

Jellicoe folgt den Deutschen nicht nach Westen. Er nimmt an, daß Scheer versuchen wird, in weitem Bogen über West und Südwest seine Rückzugslinie nach Deutschland zu gewinnen. Das will er unter allen Umständen verhindern, indem er südlichen Kurs beibehält, um am nächsten Morgen zwischen der deutschen Flotte und ihrer Basis zu stehen. Dort will er sie stellen. Er legt keinen Wert darauf, die Schlacht am Abend noch oder in der Nacht fortzusetzen. Der Vorteil der zahlenmäßigen Überlegenheit

und der größeren Geschwindigkeit würde in der Nacht verlorengehen. Ihn aber braucht er, um über die bessere deutsche Artillerie, die bessere Panzerung der deutschen Schiffe und die verteilte Angriffslust der leichten Kräfte Herr zu werden.

Schon nach einer halben Stunde offenbart sich diese Rechnung als falsch. Scheer denkt nicht daran, sich von Jellicoe den Weg nach seiner Basis verlegen zu lassen. Nachdem er sich über den Zustand seiner Schiffe vergewissert und eine andere Formation eingenommen hat, gibt er den Befehl zur zweiten Kehrtwendung, diesmal gegen Osten, und zum neuen Angriff auf den Feind.

Die vier deutschen Panzerkreuzer der „Lützow“-Klasse bilden die Spitze des feilsförmigen Angriffs. Ihnen folgt dichtauf das dritte Geschwader. Seitwärts dampft die Masse der deutschen Torpedoboote.

Das Feuer der Engländer deckt die wackeren Panzerkreuzer furchtbar zu. „Derfflinger“, dem das Wasser im eigenen Leibe unaufhörlich anschwillt, ist wieder mitten darin. Er empfängt Treffer auf Treffer. Ein Teil seiner Munitionskammern brennt. Die Hälfte seiner Panzertürme ist zersplittert. Eine einzige Granate tötet fünfundsiebenzig Mann der Besatzung. Dennoch kämpft der Riese weiter.

Dann brechen die Torpedoboote zum Angriff vor, gedeckt von dem Feuer der Panzerkreuzer und der herangekommenen Linienschiffe.

Sofort müssen die feindlichen Schlachtschiffe von den deutschen Panzerkreuzern ablassen. Durch Manövrieren versuchen sie den Torpedos zu entkommen. Im konzentrischen Feuer wird das deutsche Boot S 35 zum Sinken gebracht. Neue Flottillen dampfen auf den Feind zu. Nach beendetem Angriff nebeln sie den Raum zwischen den Deutschen und den Engländern vollkommen ein. Dann kehren sie zu ihrem Gros zurück.



Die Loslösung vom Feinde ist gelungen. Admiral Scheer weiß, daß es sich jetzt darum handelt, sich von den Engländern nicht abschneiden zu lassen. Er läßt die ganze deutsche Flotte auf südsüdöstlichen, später südöstlichen

Kurs gehen, um Gorns Riff zu erreichen. Dabei ist sein Bestreben keineswegs darauf gerichtet, den Engländern zu entgehen, sondern er will sie zum drittenmal angreifen und durchbrechen. Er scheut dabei auch nicht vor einem Nachtgefecht zurück.

Noch ist eine schwache Zelligkeit auf dem Meer. Einige englische Schiffsdivisionen stoßen noch einmal mit südwestlichem Kurs gegen die Deutschen vor. Zwischen neun und zehn Uhr abends kommt es zu einem Gefecht, in dessen Verlauf die angegriffenen deutschen Schiffe auf ihr Gros nach Westen ausweichen.

Um zehn Uhr ist es endlich dunkel. Jellicoe setzt seinen südlichen Kurs fort. Dabei ist er des Glaubens, die deutsche Flotte folge ihm mit dem gleichen Kurs. Am kommenden Morgen will er sich umwenden, um, seine Geschütze nach Norden gerichtet, die Deutschen zu empfangen.

Die Engländer machen siebzehn Knoten Fahrt, die Deutschen sechzehn. Scheer vermutet das Gros des Gegners immer noch östlich von sich selbst und erwartet die nächtliche Durchbruchschlacht, die ihm den Weg nach Gorns Riff freigeben soll. Jellicoe sucht seinen Gegner, wie gesagt, nördlich von sich selbst.

Von zehn Uhr abends an haben also die Engländer Kurs fast südlich, die Deutschen südöstlich. Da die englischen Schiffe größere Fahrt machen als die deutschen, schiebt sich zunächst die englische Spitze, später auch das Gros über die deutsche Spitze hinaus, während gleichzeitig, dem verschiedenen Kurs entsprechend, die Flotten einander wieder näher kommen.

Kurz nach elf Uhr, bei völliger Dunkelheit, flammt das Geschützfeuer wieder auf. Englische Kreuzer und Torpedoboote, die den Anschluß an ihr eigenes Gros suchen, geraten mit deutschen Kreuzern zusammen, die an der Spitze der Vorhut stehen. Der kleine Kreuzer „Frauenlob“ sinkt nach tapferem Kampf. Mehrere Engländer werden schwer beschädigt.

Aber das ist nur ein Auftakt. Kurze Zeit später greifen beiderseits Panzerkreuzer in das schaurige Nachtgefecht ein. Die Torpedoboote finden reichlich Arbeit. Der englische Panzerkreuzer „Blackprince“ muß auf den Grund. Das Flottillenführerschiff „Tipperary“ folgt ihm. Drei Torpedo-

bootszerstörer schließen sich an. Mehrere andere Boote verlassen schwer beschädigt den Kampfplatz.

Fast drei Stunden lang ziehen die nächtlichen Gefechte sich hin, ohne daß beide Flotten in der Lage sind, sich ein Bild über die Situation zu machen. Scheer glaubt, daß er sich im Durchbruch durch die mit gleichem Kurs östlich von ihm fahrende englische Flotte befindet. Jellicoe ist der Ansicht, daß er es nur mit untergeordneten deutschen Kräften zu tun hat, während er das deutsche Gros immer noch nördlich mit Kurs nach Süden vermutet.

In Wahrheit ist es so, daß die deutsche Flotte zwischen elf und zwei Uhr den Kurs der englischen Flotte hinter deren Gros und vor der Nachhut kreuzt.

Der kleine Kreuzer „Kostock“ wird von einem englischen Torpedoboot torpediert. Im Dunkel der Nacht rammt das Linienschiff „Posen“ den kleinen Kreuzer „Elbing“ und verletzt ihn tödlich. „Kostock“ und „Elbing“ können mit langsamer Fahrt der Flotte nachfolgen, müssen aber im späteren Verlaufe der Nacht beim Herannahen feindlicher Kräfte versenkt werden.

Nach zwei Uhr nachts flaut die Schlacht ab. Am westlichen Horizont leuchten Pechfackeln gleich brennende englische Schiffe. Einzelne Schüsse krachen über die Fläche.

Gegen drei Uhr spielt sich weit im Norden eine besondere Tragödie ab. Seit zehn Uhr abends ist der todwunde „Lützow“, auf dessen Schultern die Hauptlast der Abendschlacht gelegen, zurückgeblieben. Vier Torpedoboote stehen ihm zur Seite. Noch versucht er, das Schlachtfeld zu verlassen und die Heimat zu erreichen. Aber es geht nicht mehr. Von zwei Uhr an droht der Riese in jedem Augenblick zu kentern. Er kann sich kaum noch bewegen. Die Mannschaft wird von den Torpedobooten übernommen. Ein, zwei Torpedos, Flammengarben, Knirschen und Bersten — dann sinkt er stöhnend in die Tiefe. Die Torpedoboote eilen der Flotte nach.

Noch einmal krachen die Geschosssalven. Kurz nach drei Uhr nachts stößt eine englische Torpedoflottille gegen die deutsche Nachhut vor. Das Linienschiff „Pommern“ muß in die Tiefe. Das Torpedoboot V 4 folgt ihm. Die Engländer ziehen sich zurück.

Ruhe tritt ein. Die deutsche Flotte behält ihren Kurs auf Horns Riff bei. Schiff hinter Schiff knirscht durch die Dunkelheit.

Im Osten füllt sich der Himmel mählich mit den blassen Farben des Morgenrots. Langsam treten die grauen Panzerkolosse aus dem Schatten der Nacht.



Am frühen Morgen steigen in der Heimat die Luftschiffe auf. Sie suchen das Meer nach dem Gegner ab. Seit vier Uhr morgens steht Scheer mit seinen Schiffen bei Horns Riff.

Die Nacht ist wie ein glühender Traum vorübergegangen.

Jellicoes Gros wird nicht gesichtet. Später stellt sich heraus, daß der Admiral noch am Morgen der Ansicht war, das deutsche Gros befinde sich immer noch nördlich von ihm selbst. Nachts um drei Uhr hat er seine ganze Flotte kehrtmachen lassen, um bei Morgengrauen den Deutschen zu begegnen, während um diese Zeit die deutsche Flotte schon südöstlich von ihm auf Horns Riff zu dampfte. Gegen Mittag des 1. Juni stand Jellicoe mit seinem Gros wieder hart südlich des Schlachtfeldes vom vergangenen Abend.

Dann ist er westlich abgedampft, ohne den Versuch zu machen, Scheer noch einmal zu stellen. Er hatte genug.

Um drei Uhr nachmittags läuft die deutsche Flotte, von Ruhm und Wunden bedeckt, in Wilhelmshaven ein und geht vor Anker.

Ein Schlachtkreuzer, der „Lützow“, vier kleine Kreuzer, „Wiesbaden“, „Frauenlob“, „Rostock“ und „Elbing“, ein Linienschiff, die „Pommern“, und fünf Torpedoboote sind nicht mehr dabei. Über zweitausendfünfhundert tapfere Seeleute deckt die Tiefe.

Drei Großkampfschiffe, drei Panzerkreuzer und acht Torpedoboote mit insgesamt sechstausend Mann haben die Engländer eingebüßt.

Die große Probe ist bestanden.

Die große, die einzige, die letzte.

19. Kapitel

Heer und Heimat

Übermals ein Kriegswinter, der dritte.

Die furchtbare Krise, die im Herbst 1916 den Verbündeten gedroht hat, ist überwunden worden. Der rumänische Feldzug hat den Hauptanteil daran. Die Voraussetzung zu seiner Durchführung war das Durchhalten an den andern Fronten.

Brussilow hat sich ausgetobt. Die Russen sind nun wirklich am Ende ihrer Kraft. Sichtbar beginnt sich das Gespenst der Revolution am östlichen Himmel abzuzeichnen. Dennoch müssen eine Menge Divisionen drüben bleiben, um gegen Überraschungen jeder Art gesichert zu sein.

Auch an der mazedonischen Front ist Ruhe eingetreten. General Sarraill hat nach der Eroberung von Monastir nichts mehr erreichen können. Die deutsch-bulgarische Front steht fest. In der Türkei erscheint für die nächste Zeit alles gesichert. Im Kaukasus und in Armenien steht die türkische Front. In Mesopotamien ist es gelungen, den Engländern bei Kut el Amara eine ernste Niederlage beizubringen, die sie weit südlich Bagdad zurückwirft. Vor dem nächsten Frühjahr werden sie zu keinen großen Aktionen fähig sein. Die türkischen Unternehmungen gegen den Suez-Kanal sind ohne Erfolg geblieben, hauptsächlich, weil die Parole des Heiligen Krieges bei den Arabern nicht wirkt. Das englische Geld und die englische Politik haben bessere Erfolge.

Cadorna hat seine siebente Isonzoschlacht genau so verloren wie die erste bis fünfte. Die sechste bleibt mit der Eroberung des Görzer Brückenkopfes eine Ausnahme. Die Kraft der österreichischen Armee, im Osten endgültig gebrochen, reicht hier noch aus, um die Front zu halten.

Und nun flaut endlich, endlich auch die Sommeschlacht ab.

Franzosen und Engländer haben sich ausgepumpt. Wie furchtbar auch die deutschen Truppen gelitten, zeigt sich an einer anderen Stelle der Westfront. In der alten Wetterecke von Verdun, wo die im Februar entfesselte Schlacht noch keinen Tag zur Ruhe gekommen, gibt es zwei schwere Rückschläge. Am 24. Okt. 1916 erobern die Franzosen die

Trümmer des Forts Douaumont zurück. Am 15. und 16. Dezember tragen sie ihren Angriff bis kurz vor Ornes. Sie gewinnen einen beträchtlichen Teil des im Frühjahr verlorenen Geländes wieder zurück. Der moralische Eindruck ist groß. Die deutschen Divisionen, die dort stehen, alle mehrfach durch Verdun und die Sommeschlacht gegangen, können nicht mehr. Schnell herangeführten Reserven gelingt es, die neue Stellung zu halten und durch Gegenangriffe zu verbessern. Die Verluste sind schwer, besonders groß auch die Einbuße an Gefangenen.

Dann endlich tritt Ruhe ein, auch vor Verdun. Anfang Januar 1917 verzückt die Schlacht im Stellungskrieg. An der Somme herrscht schon Mitte Dezember Kirchhofsfriede. Verdun hat die Somme, die jüngere und gefräßigere Schwester, noch überlebt. Jetzt sind beide in ihrer Kaserei erstickt.

Beide Gegner haben die Ruhe ungeheuer nötig. Die Strapazen des vergangenen Jahres waren zu groß. Materiell und moralisch ist allzuviel verlangt worden. Was soll nun werden?

Das neue Jahr muß vorbereitet werden, der Friede ist weiter entfernt denn je. Wer den längsten Atem hat und wem es gelingt, dem andern bei den neuen Vorbereitungen einen Vorsprung abzugewinnen, wird zuerst angreifen.



Sind die Verluste der Sommeschlacht für Deutschland noch ersetzbar? Können darüber hinaus Deutschlands Kräfte, die menschlichen und die materiellen, noch so gesteigert werden, daß man mit dem Tempo des feindlichen Kräftezuwachses Schritt halten kann? Wird man die Verbündeten noch kampfkraftig erhalten?

Wenn diese drei Fragen verneint werden müssen, so ist der Krieg verloren und muß schleunigst beendet werden. Gibt es eine bejahende Antwort, so wäre es ein Verbrechen, wenn nicht die härtesten Maßnahmen ergriffen würden, um alle vorhandenen Kräfte zu erfassen.

Gindenburg und Ludendorff stehen vom ersten Tage ihrer Amtsführung an auf dem Standpunkt, daß diese Kräfte da seien und daß man sie nur mobilisieren müsse. Zwei Tage nach ihrer Ernennung überreichen sie dem

Reichskanzler ein kurzes Schreiben, in dem sie ein ausführliches Programm ankündigen, um dessen Ausführung sie bitten und das sie als Vorbedingung einer siegreichen Beendigung des Krieges bezeichnen. Sie lassen keinen Zweifel darüber, daß sie die Lage als sehr ernst betrachten.

Unterdessen verrichten sie denjenigen Teil der Reorganisation, der das Heer selbst betrifft. Hier sind vor allen Dingen die Folgerungen aus den großen Abwehrschlachten zu ziehen. Ein Winter voll angestrengtester Arbeit beginnt. Schärfer als bisher wird die Infanteriedivision als die selbständige Trägerin des Kampfes in ihrem Abschnitt herausgebildet. Sie muß beweglich sein, um sie jederzeit an bedrohte Frontstellen werfen zu können. Sie muß in kürzester Frist aus einer Kampffront gelöst und in die andere eingeschoben werden können. Sie muß ein in sich selbst fest geschlossener Körper sein, dessen einzelne Teile daran gewöhnt sind, gemeinsam zu funktionieren. Die Division umfaßt jetzt drei Infanterieregimenter, ein Feldartillerieregiment und die für einen taktisch selbständigen Körper erforderlichen Hilfswaffen an Pionieren, Minenwerfern, Nachrichtentruppen und Sanitätsformationen. Die Hauptmasse der Kolonnen wird den Armeen zugeteilt und bodenständig gemacht, damit sie den raschen Umtransport der Divisionen nicht belasten.

Jede Division hat ihren Kampfabschnitt, für den sie verantwortlich ist. Er beträgt je nach der Kampflage zwei bis zehn und mehr Kilometer. Mehrere Divisionen sind zur Gruppe vereinigt, mehrere Gruppen zur Armee. Mehrere Armeen unterstehen der Heeresgruppe, die Heeresgruppen der Obersten Heeresleitung. Die Oberste Heeresleitung hat sich nach Abschluß der Kämpfe im Osten wieder in den Westen begeben. Sie richtet sich in Bad Kreuznach ein.

Nicht alle Divisionen befinden sich gleichzeitig an der Front. Ein Teil bildet die strategische Reserve der Obersten Heeresleitung. Auch die Heeresgruppen und die Armeen verfügen über ihre eigenen Reserven. Sie stehen in der Etappe und vervollständigen ihre Ausbildung für die neuen Formen des Großkampfes, die sich aus der Materialschlacht ergeben. Stellungendivisionen und Reservedivisionen wechseln einander von Zeit zu Zeit ab. Kurse werden eingerichtet.

tet, um die Truppe nach und nach mit den neuen Kampfvorschriften vertraut zu machen. Die bei den Ersatzbataillonen der Heimat ausgebildeten Rekruten werden möglichst früh an die Front herangezogen. In besonderen Rekrutendepots erhalten sie eine zweite, ausschließlich auf die Kampferfordernisse eingestellte Ausbildung durch kampfsgeübtes Personal. Der neue Krieg wird zur Wissenschaft. Die Erfahrungen der Besten werden gesichtet, erprobt, zu Regeln ausgearbeitet und auf die Allgemeinheit übertragen.

Um in der Lage zu sein, das Schwergewicht der Abwehr rasch und wirksam an bedrohte Stellen zu verlegen, schafft sich die Oberste Seeresleitung eine Menge von Spezialformationen, die ihr unmittelbar unterstehen und an die im Großkampf stehenden Armeen abgegeben werden sollen. Sie hat ihre eigenen Feldartillerieregimenter und verfügt vor allem über die Masse der schweren Artillerie. Sie stellt besondere Maschinengewehr-Scharfschützenabteilungen zusammen, 83 Abteilungen zu je 36 schweren Maschinengewehren. Sie formiert besondere Sturmbataillone aus auserlesenen Mannschaften, die sie an schwer ringenden Frontstellen zur Eroberung verlorengegangener Geländeteile einsetzen will. Alle diese Spezialwaffen sind leicht beweglich und zum größten Teil motorisiert. Sie können mit großer Geschwindigkeit ihren Standort wechseln.

Die Kavallerie hat sich im Westen überlebt. Die neue Form der Materialschlacht ist über sie hinweggegangen. Zudem braucht man das Pferdmaterial für die Artillerie, deren Kolonnen große Abgänge haben. Die meisten Kavallerieregimenter werden zu Schützenbataillonen umgeformt. Einstweilen verschont man noch die alten aktiven Regimenter mit diesem Schicksal. Später müssen auch sie daran. Der Krieg kennt keine Rücksichten. Sie vertauschen den Sattel mit dem Graben.

Die Infanterie empfängt nach und nach die dreifache Zahl an Maschinengewehren. Jedes Bataillon erhält seine eigene M.G.-Kompagnie mit schweren Gewehren. Nun hat auch jede Infanteriekompagnie sechs Stück der neu eingeführten leichteren Art. Das ist eine ungeheure Vermehrung der infanteristischen Feuerkraft. Die zermürbende Gewalt des Trommelfeuers macht sie erforderlich.

Die Feldartillerie wird nach und nach mit einem neuen, etwas schwereren, aber um so weiter tragenden Geschütz ausgestattet. Allerdings geht diese Umbewaffnung nur sehr langsam vor sich. Die Zahl der Geschütze wird nach und nach fast verdoppelt. Die schwere Artillerie hat sich seit 1914 versechsfacht.

Einen Begriff von der Vermehrung der Flieger macht man sich, wenn man bedenkt, daß Hindenburg in seinem neuen Programm die monatliche Herstellung von eintausend neuen Flugzeugen forderte. 1914 besaß die ganze deutsche Feldarmee nur den Bruchteil einer einzigen solchen Monatsrate. 1914 gab es 20 Flugabwehrgeschütze, 1918 waren es ihrer mehr als hundertmal soviel.

Das Programm der Seeresverstäkung konnte nur in einem viel langsameren Tempo verwirklicht werden, als es in den Absichten der Obersten Seeresleitung gelegen hatte. Es ging nur Stück um Stück, weil es an allen Ecken und Enden an den Voraussetzungen zu fehlen begann. Die Abstellung des einen Übels legte das zweite bloß. Beseitigte man das zweite, so entstanden drei neue. Der Krieg gegen den Mangel wurde zu einem Kampf, der nicht weniger erbittert war als der Kampf an der Front.

Ziffern wurden erreicht, die man früher als phantastisch bezeichnet hätte. Industrie und Wirtschaft vollbrachten beispiellose Leistungen. Sie reichten dennoch nicht aus, um auch nur die 1916 schon bestehende materielle Unterlegenheit gegenüber dem Feind nicht größer werden zu lassen. Der Vorsprung der Entente, der die ganze Welt offen stand, wurde immer größer. Sie schöpfte aus dem Unererschöpflichen.



Deutschland, im Herzen Europas gelegen, seit 1870 zu einer gewaltigen industriellen Werkstatt entwickelt, in der für den Bedarf in aller Welt gearbeitet wurde, führte vor dem Kriege jährlich ungeheure Mengen an Rohstoffen und Lebensmitteln ein. 1913 erreichte die Jahreseinfuhr den Wert von fast zwölf Milliarden Goldmark. Auf fast jedem Wirtschaftsgebiet waren wir auf die Einfuhr angewiesen. Selbst Kohle und Eisen reichten nicht mehr aus, die Millionen Werkstätten zu versorgen. Seit langem deckte die

deutsche Landwirtschaft nicht mehr den inneren Bedarf. Schon kam ein Viertel der Lebensmittel aus dem Auslande herein.

Es gab wohl einen militärischen Mobilmachungsplan. Einen wirtschaftlichen gab es nicht. Als die Katastrophe ausbrach, war weder der einzelne Betrieb noch die Gesamtheit der Betriebe, noch der Staat als Wirtschaftsfaktor genügend vorbereitet. Der gewaltige Mechanismus bekam einen furchtbaren Stoß, der ihn bis in den Grund erschütterte.

Mit einem einzigen Schlage ging der größte Teil der wirtschaftlichen Auslandswerte verloren, die Schiffe, die Waren, die Betriebe, die Firmen, die Kunden. Es gab fast keine Einfuhr mehr, keine Rohstoffe, die man verarbeiten, keine Fertigfabrikate, die man verkaufen konnte. Der lebendige Strom der Produktion und des Handels versiegte. Die Männer, in deren Hand bisher Anordnung und Ausführung gelegen, strömten zu den Waffen. Die Werkstätten der Wirtschaft leerten sich in wenigen Tagen. Die vorhandenen Waren fanden keine Abnehmer. Neue Aufträge gab es nicht mehr in genügendem Umfange. Der Kredit stockte jetzt, wo man seiner am meisten bedurfte. Ein eiserner Arm lag auf dem millionenfach verästelten und ineinandergezahnten Mechanismus. Der Arbeitsmarkt zerrüttete binnen einer Woche vollständig.

Was die Armee an Material mithatte und was in den Magazinen aufgespeichert lag, würde für einige Wochen Krieg ausreichen. Es gab damals auch in den leitenden Stellen Optimisten, die nur mit einer so kurzen Frist rechneten. Das Volk war fest überzeugt davon, daß der Krieg spätestens bis Weihnachten 1914 beendet sein werde.

Mit der Fortdauer des Krieges kam das Problem der Umstellung der Wirtschaft auf Kriegsproduktion ganz von selbst heran. Stück für Stück nahm es an Größe zu und wurde schließlich zu einer Lawine von gigantischen Ausmaßen.

Es galt zunächst, sich einen Überblick über die vorhandenen Bestände an Rohstoffen zu verschaffen. Niemand hatte im Frieden daran gedacht, eine solche Statistik aufzustellen. Jetzt mußte das Versäumte unter den schwierigsten Umständen mit größter Beschleunigung nachgeholt werden.

Der Industrielle Walthar Rathenau war der erste, der das preußische Kriegsministerium auf die Notwendigkeit aufmerksam machte, hier Abhilfe zu schaffen. Das Kriegsministerium gründete eine „Kriegsrohstoffabteilung“. Ihre Leitung übernahm zunächst Rathenau. „Das Experiment gelang,“ sagte er selbst, „nach vierzehn Tagen lichtete sich das Dunkel, nach drei Monaten wußten wir Bescheid.“

Das heißt, wir wußten, daß unsere Rohstoffe bestenfalls für einen Krieg von einjähriger Dauer ausreichen würden. Damals erschien eine solche Feststellung noch durchaus erfreulich und beruhigend. Niemand dachte, daß ein Krieg von solcher Ausdehnung länger als ein Jahr andauern könne. Kein Volk Europas würde so lange durchhalten können. Man erwartete die militärische Entscheidung lange vor Ablauf dieser Frist. Wer dachte daran, daß der Krieg überhaupt nicht militärisch entschieden würde? Das war gegen alle bestehenden Begriffe.

Schrittweise ging es weiter. Schon nach kurzer Frist stellte es sich heraus, daß man die vorhandenen Rohstoffe durch Beschlagnahme sicherstellen müsse. Dann mußten die beschlagnahmten Mengen durch halbstaatliche Gesellschaften auf die vorhandenen Produktionsstätten verteilt werden. So entstanden die Kriegsgesellschaften. Immer mehr Wirtschaftszweige wurden von dieser Entwicklung erfaßt.

Je knapper die Bestände wurden, desto höher stiegen die Preise. Auch hier mußte der Staat bald eingreifen, indem er Höchstpreise bestimmte. Zunächst beschränkte sich die Festsetzung der Höchstpreise auf die Stoffe, die unmittelbar von der Kriegsindustrie benötigt wurden. Nach und nach griffen sie auf den übrigen industriellen Bedarf über. Schließlich umfaßten sie auch den täglichen Bedarf der Bevölkerung und dann sogar die Lebensmittel.

War die Bestimmung von Höchstpreisen nur eine polizeiliche Maßnahme, die den privaten Verkäufern die Preise vorschrieb, so stellte sich bald der Zwang ein, einen Schritt weiter zu gehen. Es gelangte immer weniger Ware auf den Markt, je knapper der Vorrat wurde und je mehr die Verkäufer, die in den festgesetzten Preisen keinen Anreiz mehr fanden, die vorhandenen Bestände zurückhielten. Die Regierung ging zu dem System der Zwangswirtschaft über, das den privaten Verkäufern die Verfügung über die Ware

entzog und sie dem Staat übertrug. Aus der Preisfrage entstand die Mengenfrage und wuchs sich zu immer bedrohlicherer Gestalt aus. In der letzten Kriegsepoche gab es überhaupt nichts mehr zu kaufen, was nicht der Zwangswirtschaft unterlegen hätte.

Wer sollte Kriegsmaterial produzieren? Die Möglichkeiten der staatlichen und militärischen Wirtschaftsbetriebe waren schnell ausgeschöpft. Die Privatwirtschaft mußte heran. Damit begann die Umstellung. Sie nahm zu, je länger der Krieg dauerte, je mehr der Zivilbedarf zugunsten des militärischen eingeschränkt wurde. Schließlich gab es kaum noch einen industriellen Betrieb, der nicht unmittelbar oder mittelbar für den Kriegsbedarf arbeitete und staatliche Aufträge ausführte. Diese Umstellung konnte nur ein Apparat bewältigen, der über eine hervorragende Organisation und einen unerreichten technischen Hochstand verfügte. Es gibt in der ganzen Weltgeschichte keinen Vergleich für diesen Vorgang.

Vom Frühjahr 1915 an erfuhr die wirtschaftliche Kriegsführung eine neue Erweiterung. Wollte man die wachsenden Bedürfnisse der Armee für längere Zeit sicherstellen, so mußte der Bedarf der Heimat erheblich gedrosselt werden. Die große Leidenszeit hob an. Unauffällig und heimlich näherte sie sich, dem einzelnen im Anfang kaum bemerkbar. Später wuchs sie zu einer sittlichen und materiellen Forderung von weltgeschichtlicher Größe. Schlimmeres hat kein Volk in einem Kriege ertragen müssen.

Es begann scheinbar harmlos mit dem Einsammeln alter entbehrlicher Gegenstände des Gebrauchs. Bald kamen die kupfernen Kessel an die Reihe, die Türklinken, die Beschlüge der Eisenbahnwagen, die Firmenschilder. Dann ging man aufs Ganze und nahm die Kirchenglocken, um Granaten daraus zu gießen. Dann kam die Jagd auf Gummi. Keine Fahrraddecke, kein Automobilreifen wurde verschont. Und so ging es immer weiter.

Dann kam die Ersatzfabrikation für unentbehrliche Gebrauchsgegenstände. Es gab keine Schuhsohlen mehr aus Leder. Sie wurden aus Pappdeckel gemacht. Die Kleidung machte eine sonderbare Wandlung durch. Baumwolle und Wolle verschwanden aus dem Zivilbestand. Brennessel, Bast, Sopsen und Ginster traten für sie ein.

Das Papier wurde zum Hauptrohstoff, Papier statt Eisen, Papier statt Leder, Papier statt Tuch. Schließlich hatte ein Zivilmensch nicht mehr viel am Leibe, was für die Front hätte gebraucht werden können. Auch hier eine unheimliche Organisation, die nicht nur den Ersatz befahl, sondern auch die Notwendigkeit des Ersatzes von einer genauen Prüfung abhängig machte. Das Bezugsscheinwesen, so lächerlich und grotesk es sich im einzelnen auswirkte, trug ebenso zum Durchhalten bei wie die Granatenfabrikation.

Das alles genügte bei weitem nicht. Übermals kamen die Helfer. Das waren die deutschen Chemiker. Es grenzt ans Wunderbare, welche Veränderungen ihr Geist und ihr Fleiß erzwangen. Wir hätten schon im Jahre 1915 kein Pulver mehr gehabt, wenn es nicht gelungen wäre, Stickstoff aus der Luft zu gewinnen und uns vom ausländischen Salpeter frei zu machen. Wir lernten Gummi auf chemischem Wege herstellen. Wir gewannen Spiritus aus den Abfällen der Zellstoffindustrie, Öl aus Schiefer, Glycerin aus Zucker, Schwefel aus Gips. Wie moderne Alchimisten arbeiteten die Chemiker in ihren Laboratorien. Und siehe da, sie entdeckten die ersehnten Wunder!

Und dann verlangten Gindenburg und Ludendorff nach und nach die Verdoppelung und Verdreifachung alles Bisherigen. Doppelt soviel Granaten, doppelt soviel Patronen, dreimal soviel Maschinengewehre und Geschütze und tausend flieger im Monat. Das alles bis zum Sommer 1917.

Ein Kriegsamt wurde geschaffen. An seine Spitze trat General Groener. Es umfaßte eine Abteilung zur Regelung der Arbeiterfragen, eine zweite für Bekleidungsfragen, eine dritte für Waffen- und Munitionsbeschaffung, eine vierte für Kontrolle und Verteilung der Rohstoffe und eine fünfte für Regelung der Aus- und Einfuhr, soweit eine solche noch bestand. Das Amt unterstand dem preussischen Kriegsministerium, hatte aber beinahe diktatorische Befugnisse.

Bald stellte sich heraus, daß die Hauptschwierigkeit der Erfüllung des Gindenburg-Programms in der Frage der Kohlenversorgung und in der durch die gesteigerten Forderungen notwendig gewordenen Neuanlage von Fabriken bestand. Das Tempo verlangsamte sich wesentlich trotz ungeheurer Anspannung aller Kräfte. Kohle und Eisen wurden besonderen Reichskommissaren unterstellt. Man ver-

suchte alles. Gleichwohl sanken die Produktionsziffern auf beiden Gebieten mit unheimlicher Regelmäßigkeit. Arbeiterknappheit und Transportnot wuchsen mit jedem Monat. Das Unmögliche blieb unerreichbar. 1913 förderte Deutschland 190 Millionen Tonnen Kohlen, 1917 nur noch 167. 1913 erzeugten wir 19 Millionen Tonnen Roheisen, 1917 nur noch 11.

Dennoch erfuhr die Herstellung von Kriegsmaterial jeder Art durch das Gindenburg-Programm eine ungeheure und beinahe phantastische Steigerung. In einem einzigen Jahre wurden soviel Gewehre hergestellt, daß man damit 60 friedensstarke Armeekorps, das Korps zu 40 000 Köpfen gerechnet, hätte bewaffnen können. Die Monatsherstellung von Maschinengewehren erreichte die Zahl von 9000 Stück (1914 200 Stück, 1916 2300 Stück). 200 Millionen Patronen pro Monat kamen hinzu. Vom Juni bis zum Oktober 1917 schwoll die Gesamtzahl der an der Front befindlichen Maschinengewehre von 29 000 auf 56 000 an.

Nach der Sommeschlacht verfügte das Feldheer über rund 2500 Minenwerfer. Ein Jahr später waren es ihrer 16 000. Neu hergestellt wurden im Jahre 1917 allein 30 000 Minenwerfer.

Die Monatsherstellung von Feldartilleriegeschützen schwoll auf 2000 Stück an (1915 300 Stück). 7000 schwere Geschütze standen der Obersten Heeresleitung zur Verfügung.

Im Frieden lieferten die Heeresfabriken monatlich etwa 200 Tonnen Pulver. 1915 stieg diese Zahl auf 4000, 1916 auf 6000 und 1917 gar auf 14 000 Tonnen. Würde man alle Munitionszüge, die im Jahre 1917 aus der Heimat an die Front gingen, hintereinander stellen, so ergäbe das eine Strecke von Hamburg über Berlin, Wien, Sofia bis nach Konstantinopel.



Die Forderungen Gindenburgs beschränkten sich nicht auf die materielle Erhöhung der Kriegsproduktion. Die Oberste Heeresleitung sagte auch ihre Ansicht darüber, wie man die Menschenkräfte herbeibringen müsse, um diese Mehrproduktion zu erreichen.

Die allgemeine Wehrpflicht reichte vom neunzehnten bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre. Die gesunden und

Kriegsverwendungsfähigen Angehörigen dieser Jahrgänge standen mit wenigen Ausnahmen an der Front, im Kriegsgelände oder befanden sich in der Ausbildung. Die Abgänge waren ungeheuer groß, aber sie konnten noch ersetzt werden. Es gelang sogar, die Armee so zu verstärken, daß im Jahre 1918 trotz aller großen Verluste 5,3 Millionen Soldaten an der Front und in den besetzten Gebieten standen. 2,7 Millionen taten Militärdienst in der Heimat. Im ganzen wurden während des Krieges unter Einrechnung der bei Kriegsbeginn aktiv dienenden Soldaten 13,2 Millionen Männer ausgehoben. Das bedeutet, daß mehr als jeder fünfte Deutsche, Greise, Frauen und Kinder miteinbezogen, den Soldatenrock trug.

Nun forderte Hindenburg die Ausdehnung der Wehrpflicht auf die Zeit vom sechzehnten bis zum sechzigsten Lebensjahre. Aus den drei Jahrgängen nach unten und den fünfzehn Jahrgängen nach oben sollten die Arbeitskräfte für das Rüstungsprogramm gewonnen werden. Die meisten Angehörigen dieser Jahrgänge waren bereits in der Industrie beschäftigt. Jetzt sollte eine gesetzliche Sandhabe geschaffen werden, um auch den Rest zu erfassen.

Die geplante Militarisierung der Kriegsproduktion wurde nicht zu dem Versuch erweitert, einen der schwersten Übelstände zu beseitigen, der die vaterländische Moral in beängstigender Weise untergrub. Der Rüstungsarbeiter saß daheim in Sicherheit bei Frau und Kind und empfing einen relativ sehr hohen Lohn. Der Soldat an der Front erhielt ein paar Pfennige und mußte Tag für Tag sein Leben einsetzen. Der jugendliche Arbeiter, der die Stelle des draußen kämpfenden älteren Arbeiters eingenommen, war zu Hause der große Mann. Seine Taschen füllten sich mit Geld. Die erzieherische Einwirkung der älteren Arbeitskollegen fehlte. Die gewerkschaftliche Organisation wies ihm Aufgaben zu, für deren Verständnis und Verantwortungsschwere ihm jede Voraussetzung fehlte. Die Disziplin ging zum Teufel. Einmal kam dann der Tag, an dem er die feldgraue Uniform anziehen, der militärischen Zucht sich unterwerfen und sein Vaterland für ein lächerlich geringes Geld mit dem Leben verteidigen sollte. Bald erschien ihm dieser krasse Wechsel durchaus nicht mehr als selbstverständlich. Er empfand ihn als einen Zwang, als ein Unglück, als ein Herabsinken zu der

Masse der draußen Verdammten. Der Unterschied zwischen seinem bisherigen und seinem neuen Leben war allzu groß.

Die Reichsregierung erklärte sofort die von Gindenburg geforderte Ausdehnung der Wehrpflicht und die Militarisierung der Rüstungsindustrie für undurchführbar. Drei Monate lang verhandelten Regierung, Reichstagsparteien, Gewerkschaften und militärische Heimatbehörden miteinander. Am 2. Dezember 1916 nahm der Reichstag das neue „*Silfsdienstgesetz*“ an. Der gesetzliche Arbeitszwang wurde festgelegt. Durch einschränkende Sonderbestimmungen wurde er zum Teil wieder aufgehoben. Da ohnehin durch den Anreiz der hohen Löhne fast alle brauchbaren Arbeitskräfte schon in die Industrie geströmt waren, blieb der Arbeitszwang ein Schlag ins Wasser. Die Kräfte, die man neu gewann, stellten sich als fast unbrauchbar heraus. Die in weitestem Umfange herangezogene Frauenarbeit erfüllte zwar die in sie gesetzten Hoffnungen durchaus, aber sie konnte die vorhandenen Lücken nicht ausfüllen.

Um wenigstens die Durchführung eines Teils des Gindenburg-Programms zu erreichen, mußte die Oberste Seeresleitung zu einem verhängnisvollen System übergehen. Das Reklamationswesen wuchs zu schlimmer Bedeutung an. Zusammen mit dem krassen Unterschied zwischen militärischer Löhnung und industriellem Lohn entwickelte es sich zum größten Krebschaden der ganzen Kriegszeit. Hier fraß der Wurm der Zwietracht, der Schwäche, der Vaterlandsverleugnung, am Mark Deutschlands. Der Reklamierter war der beneidete Glückliche, der Soldat an der Front der verdammte Unglückliche.

Bis zur Mitte des Jahres 1918 schwoll die Zahl der gesetzlich Wehrpflichtigen, die von der Armee für Industriezwecke freigegeben wurden, auf fast 2,5 Millionen Menschen an. Darunter waren 1,2 Millionen frontverwendungsfähige. Nicht nur, daß sie vor ihren Kameraden, die draußen blieben, den Fortfall der Todesgefahr voraus hatten — sie erhielten daheim den gleichen Lohn wie alle Industriearbeiter und unterstanden auch nicht mehr der strengeren militärischen Gesetzbareit. Man konnte ja nicht zwei Arbeiter nebeneinander beschäftigen, von denen der eine den Industrieloohn, der andere die Militärpfennige für die gleiche Arbeitsleistung bezog. Man versuchte nicht, durch

Senkung des allgemeinen Industriehohnes und durch entsprechende Steigerung der militärischen Löhnung einen gerechten Ausgleich zu schaffen.

Als die Industrie von sich aus den Versuch machte, die Löhne zu senken, kam es zu Streiks, die mit der Zeit größeren Umfang annahmen. Blizartig wurde die sinkende moralische Kraft Deutschlands durch diese Streiks beleuchtet. Jene traurige Epoche begann schon, die im Empfinden naiver und verheßter Gemüter den Soldatendienst als eine Deklassierung und als eine Abstempelung der Dummheit zu bewerten anhub. Hier starb die Vaterlandsliebe zuerst.

Waren die Arbeiter nur Menschen, so waren auch die Unternehmer keine Engel. Immer wird die Figur des Kriegsgewinners bei einem gesunden und national empfindenden Volke eine verächtliche Rolle spielen. Die Reichsregierung befolgte den Grundsatz, dem privaten Unternehmertum möglichst freie Hand zu lassen. Nur so glaubte sie, die gewaltigen Forderungen des Heeresbedarfs erfüllen zu können. Dieser Grundsatz hat sich bewährt. Die Industrie war die erste, die das neue Sündenburg-Programm für ausführbar erklärte. Ihre Organisation, ihre Beweglichkeit und ihre Energie schafften das Äußerste. Tat sie es für den Profit, für möglichst hohe Dividenden und Direktorengehälter, oder tat sie es für das gleiche Vaterland, für das draußen der Soldat jahraus und jahrein kämpfte, litt und starb, während daheim die Grundlagen seiner Lebensarbeit verkümmerten? Daß der verächtliche Typ des Kriegsgewinners überhaupt entstehen konnte, war eine schwere Versündigung an der vaterländischen Moral. Hier starb die Vaterlandsliebe zum zweitenmal. Selbstsüchtiger Materialismus begann sich an die Stelle nationaler Ideale zu drängen.



Während durch eigenes Verschulden viel gestündigt wurde, kam der furchtbarste Angriff auf die Vaterlandsliebe von außen. Das Volk begann zu hungern.

Im Frieden nahm der Deutsche pro Tag 320 Gramm Mehl, 140 Gramm Fleisch und 56 Gramm Fett zu sich. Im Jahre 1918 bekam er gegen Kanten, nach stundenlangem Anstehen vor den Läden, pro Tag noch 116 Gramm Mehl, 18 Gramm Fleisch und 7 Gramm Fett. Der Mindestbedarf

an Kalorien beträgt für einen gesunden Menschen pro Tag 2300. 1918 erhielt der Deutsche noch 1000 Kalorien täglich.

Nach Berechnungen des Reichsgesundheitsamtes starben im Jahre 1916 an den Folgen der Hungerblockade 121 000 Menschen, 1918 297 000, im ganzen Kriege mehr als drei Viertel Millionen. Die Zahl der Todesfälle an Lungentuberkulose war 1918 doppelt so groß wie 1913. Doppelt soviel Mütter starben an den Folgen der Geburt ihrer Kinder. Blutarmut, Abmagerung, Magen- und Darmerkrankungen und Hautkrankheiten nahmen furchtbare Ausmaße an. Eine ganze Generation wurde in ihrem Wachstum so beeinträchtigt, daß die Folgen der Aushungerung weit über das Kriegsende hinausreichen. Wer zählt die Hunderttausende, die nach dem Kriege noch am Kriege starben?

1913 wurden in Deutschland 18 Millionen Schweine geschlachtet. 1918 waren es nur noch 2,5 Millionen. Ein Schwein von 1918 wog im Durchschnitt nur noch die Hälfte eines Schweins von 1913. Dagegen verdreifachte sich die Zahl der Pferdeschlachtungen und die — der Gunde. 1913 wurden rund 2 Millionen Doppelzentner Fleisch verzehrt, 1917 nur noch ein Viertel davon. Nimmt man 1913 als Normaljahr, so wurden im Jahre 1918 nur noch 55 % Roggen, 66 % Weizen und 56 % Kartoffeln geerntet. Und das bei fast völligem Fortfall der Einfuhr, die 1913 durchschnittlich ein Viertel des Konsums betrug.

Alle Lebensmittel, an deren Verzehr wir in normalen Zeiten gewöhnt sind und die nur im Ausland gedeihen, fielen natürlich ganz aus. Es gab keine Apfelsinen, keine Schokolade, keinen Tee, keinen Kaffee, keine Margarine aus fremden Pflanzensetten. Man behalf sich mit den unmöglichsten Ersatzmitteln. Die Menschen tranken Tee aus Brombeerblättern, trugen Kleider aus Papier und aßen getrocknete Kohlrüben. Die Pferde und Kinder fraßen das Laub der Bäume statt Heu. Die schmale Brotration war zur Hälfte aus Kartoffeln hergestellt. Als Brotaufstrich diente alles, was zu einer Marmelade verarbeitet werden konnte.

Kraft eines natürlichen Gesetzes wehrten sich die Menschen gegen diese systematische Aushungerung. Die hermetische Abschließung nach außen erlaubte dem einen nur, seine Lage auf Kosten des anderen zu verbessern. Schleichhandel,

Betrug, Hintergehung der Bestimmungen wurden fast zum Zwang. Der Begriff des Moralischen und des Unmoralischen konnte bei so drakonischen Einschränkungen nicht mehr gelten. Der Drang nach Selbsterhaltung überwand nach und nach jegliche Scheu. Verständlich und allzu verzeihlich dort, wo es sich um den Erwerb des Notwendigsten handelte, wurden seine Folgen verächtlich, aufreizend und demoralisierend, wo im geheimen und öffentlich Luxus und Verschwendung zu prassen wagten. Mit keinen Bestimmungen war solchen Auswüchsen beizukommen. Immer werden das Laster und der Eigennutz geheime Wege finden. Sinkt erst die allgemeine Moral, so werden sie sich immer unverhüllter zeigen und schließlich gelten sie nicht mehr als verächtlich, sondern als ein natürliches Recht dessen, der über die nötigen Mittel verfügt. Niemand wirft einen Stein auf den bescheidenen, von Sorgen geplagten „Gamster“ der Kriegszeit, der Prasser aber, der aus der Not seiner Mitbürger Vorteil zog, gehört zu dem Kriegsgewinnler auf eine Bank. Hier starb die Vaterlandsliebe zum drittenmal.



Befriedigung der menschlichen und materiellen Ansprüche des Geeres, Beschaffung der Arbeitskräfte für die Kriegsproduktion und Ernährung der Bevölkerung sind die drei großen Probleme der heimatlichen Kriegsführung gewesen. Ein viertes kam hinzu, weniger sichtbar nach außen und doch letzten Endes entscheidend wie die andern.

Der Krieg kostet Geld. Der Staat als die Gemeinschaft der Bürger hat ihn zu führen. Er muß ihn bezahlen. Die Mittel zur Bezahlung stammen aber wieder von den Bürgern. Die Flüssigmachung der Mittel ist Sache der staatlichen Geldinstitute. Es sind die Löhne und die Gehälter der Militärpersonen zu bezahlen, die Unterstützungen der Daheimgebliebenen, denen der Ernährer fortgenommen ist. Die Fabrikation der Kriegsmittel muß bezahlt werden und die Kosten der Umstellung auf Kriegsproduktion. Die Beschaffung der Rohstoffe und die Transporte sind zu bezahlen, die Gehälter der Beamten und derjenigen Zivilpersonen, deren Dienste der Staat in Anspruch nimmt. Es müssen Kredite gegeben werden, um das Wirtschaftsleben nicht zusammenbrechen zu lassen. Die Einfuhr muß bezahlt

werden. Mehr und mehr gehen alle Ausgaben der Privatwirtschaft an den Staat über. Seine Normalausgaben wachsen ins Ungemessene, Phantastische und Groteske. Ihre richtige Durchführung ist ebenso wichtig wie der Schutz der Währung, die durch so ungeheuerliche Verschiebungen auf dem Geldmarkt aufs ärgste gefährdet wird.

Mit dem Ausbruch des Krieges erhielt die deutsche Reichsbank als Geldinstitut des Staates die größte Bedeutung. Durch gesetzliche Maßnahmen wurden ihr die Unterlagen für ihre neuen Aufgaben gegeben. Durch Heranziehung des Goldes aus Privatbesitz vermehrte sie ihren Goldbestand ständig. Darlehnskassen wurden gegründet, um die Kreditnot zu überwinden. Die Darlehnskassenscheine gingen wie Banknoten in den Verkehr und füllten dadurch den Mangel an Zahlungsmitteln aus, der alsbald entstand. Aber mit diesen Mitteln war dem riesenhaft anschwellenden Geldbedarf des Reiches nicht beizukommen. Um sofort umfangreiche Beträge zur Hand zu haben, gab die Reichsbank mit gesetzlicher Ermächtigung Schatzanweisungen des Reiches aus. Sie galten als Wechsel mit dreimonatiger Laufzeit. Bis dahin mußten sie durch das Reich zurückgekauft werden. Das konnte auf zweierlei Weise geschehen. Entweder durch Erhöhung der Steuereingänge oder durch Umwandlung der Schatzanweisungen in langfristige Staatsschuldpapiere mit Verzinsung.

Die Reichsregierung ging fast ausschließlich den Weg der Umwandlung in feste Anleihen. Man fürchtete, durch starke Anziehung der Steuerschraube werde man die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft, von der alles abhing, herabsetzen. Man verschob also die Last des Krieges, soweit es anging, auf die Zeit nach dem Kriege. Der Gedanke an Kriegsschädigungen durch unsere Gegner spielte dabei auch eine gewisse Rolle.

Anleihen konnten naturgemäß fast nur im Innern aufgenommen werden, während unsern Gegnern der Geldmarkt fast der gesamten Welt offen stand, besonders der amerikanischen. Im wesentlichen war die Finanzierung des Krieges durch die deutsche Reichsbank eine ständige Wiederholung des gleichen Vorgangs. Die laufenden Ausgaben schufen in Gestalt von Schatzanweisungen eine neue Kaufkraft, die in die Wirtschaft strömte. Die halbjährlich ein-

ander folgenden Kriegsanleihen entzogen diese überschüssige und die Währung bedrohende Kaufkraft wieder der Wirtschaft und verwandelten sie in langfristige verzinsliche Staatspapiere.

Es gab nacheinander neun Kriegsanleihen. Sie brachten insgesamt 98 Milliarden Mark ein. Die Ergebnisse der ersten Anleihen waren über Erwarten groß. Sie deckten nicht nur die mittlerweile aufgelaufenen Schatzanweisungen völlig ab, sondern schufen sogar einen Vorrat an Verfügungsmitteln für den Staat. Aber die laufenden Ausgaben schwollen lawinenartig an. Die Zeichnungsergebnisse der Anleihen hielten nicht mehr Schritt mit ihnen. Im Herbst des Jahres 1916 trat der Umschwung ein. Der Betrag laufender Schatzanweisungen, der nicht in feste Anleihen umgewandelt werden konnte, nahm verhängnisvoll zu. Ende 1918 betrug die Gesamtheit der kurzfristigen Verschuldung des Reiches (Banknotenumlauf, Darlehnskassenscheine und Schatzanweisungen im freien Verkehr) mehr als 60 Milliarden Mark gegenüber 5,3 Milliarden im Jahre 1913. Voraussetzung zu dieser ungeheuren Vermehrung der umlaufenden Zahlungsmittel war ein Gesetz, das die Reichsbank von der Pflicht zur Einlösung ihrer Noten in Gold befreite. Dieses Gesetz war sofort nach Kriegsbeginn geschaffen worden. Mit ihm war die Goldwährung praktisch beseitigt. Hier liegen die Anfänge zur späteren Vernichtung der Währung, die in der Inflation von 1923 ihren schrecklichen Gipfel fand.

Nur zögernd und mit größter Behutsamkeit wurde der zweite Weg der Kriegsfinanzierung beschritten, die Erhebung neuer Steuern. Selbst die ungeheuren Gewinne der Industrie, die ja fast ausschließlich mit staatlichen Aufträgen arbeitete und bei dem unbegrenzten Bedarf des Staates kaum ein Risiko zu tragen brauchte, setzten die Regierung nur allmählich in Bewegung. Sie vertrat dabei die schon angedeutete Auffassung, daß man die schwere Bürde des Volkes in der Zeit des Krieges nicht noch vergrößern dürfe. Die Schaffung neuer Kriegssteuern war mehr ein Mittel zur Bekämpfung innerer Auswüchse als der Ausdruck eines entschlossenen Willens, einen möglichst großen Teil der Finanzierungsmittel schon im Kriege selbst zu gewinnen. Der Eingang an Reichssteuern stieg von rund

2,2 Milliarden im Jahre 1914 auf rund 6 Milliarden im Jahre 1918. Zieht man den größeren Warenumsatz, den schnelleren Umlauf der Zahlungsmittel und die schon eingetretene Verringerung des Geldwertes im Jahre 1918 in Rechnung, so verringert sich die relative Höhe des Eingangs an Steuern in der Kriegszeit noch erheblich.

Die Gesamtsumme der Zahlungsmittel, die das Reich während des Krieges für Zwecke der Kriegsführung ausgegeben, beträgt 147 Milliarden Mark. Das ist ein Monatsdurchschnitt von etwa 2,8 Milliarden. Diese Ausgaben erfassen naturgemäß nur einen Teil der wirklichen Kosten des Krieges. Nicht einbezogen sind die Verluste der Privatwirtschaft, die Verluste durch den Friedensvertrag und alle als Folgen des Krieges zu betrachtenden Ausgaben des Reiches, die den Reichsetat noch auf Jahrzehnte hinaus belasten werden. Außerhalb der Betrachtungen liegen auch die uns aufgezwungenen Tribute. Die wirklichen Kosten des Krieges sind nicht annähernd genau zu bestimmen. Sie betragen Hunderte von Milliarden.

20. Kapitel

Der Kreuzzug der Amerikaner

Mit einer ungeheuren Gewaltanstrengung wurde der Bedarf des Heeres an Material und Menschen sichergestellt. Die Heimat mußte das letzte hergeben. Niemand konnte darüber im Zweifel sein, daß eine solche Anspannung bedenkliche Folgen haben würde.

Auch die Oberste Heeresleitung war sich darüber klar. Sie bemerkte bald, daß sich im Innern Deutschlands Kräfte regten, die den Geist vaterländischer Moral und straffer Kriegsführung bedrohten. Die Reichsregierung hatte über die notwendige Bekämpfung solcher Bestrebungen eine andere Auffassung als die Oberste Heeresleitung.

So bildete sich mit der Zeit ein sehr betrüblicher Zustand. Die beiden Behörden, in deren Hand die moralische, die militärische und die politische Kriegsführung lag, die Reichsregierung und die Oberste Heeresleitung waren unter dem Einfluß zweier ganz wesensfremder Männer, deren einer dem andern innerlich ablehnend gegenüberstand. Sie

Ludendorff, hie Bethmann. Raum über eine einzige Grundfrage des Krieges bestand zwischen beiden Männern Übereinstimmung. Weder Rüstungsprogramm noch soziale Frage noch die Frage des Unterseebootkrieges fanden die politische und die militärische Leitung einig.

Die Behandlung politischer Fragen war nicht Sache der Obersten Heeresleitung. Als aber die Wirkungen der Politik das Heer unmittelbar in Mitleidenschaft zogen, traten Hindenburg und Ludendorff aus ihrer Reserve hervor. Sie taten es in der einzigen Weise, die ihnen möglich war, indem sie dem Kaiser gegenüber ihre Ansicht aussprachen. Sie vermieden alles, was sie in den Streit der Meinungen hätte hineinziehen können.

Aber der Zwiespalt der leitenden Stellen konnte der Öffentlichkeit auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Das Volk begann sich in zwei Lager zu spalten. Den einen ist die Oberste Heeresleitung Symbol, den andern die Reichsregierung. Der Kampf wird leidenschaftlich und erbittert. Die Wunden, die der Kriegswille der Nation aus dem Streit zweier Meinungen davongetragen, sind unheilbar.

In diesem trüben Gewässer politischer Zwietracht machten sich Fischer an die Arbeit, deren Ziele mit Vaterlandsliebe nichts mehr gemein hatten. Der Bruderkampf der öffentlichen Meinung leistete ihnen Vorschub. Systematisch begann die politische Verhetzung durch solche Personen, die der Meinung waren, durch Schwächung und Untergrabung der Staatsgewalt ihre eigenen Pläne am besten fördern zu können. Schon keimte unter der Oberfläche der Hochverrat, bildete geheime Zirkel, schlich durch die Fabriken und die Betriebe, gelangte an die Ersatztruppenteile, auf die Schiffe der Flotte, die seit jenem Ehrentag von Skagerrak wieder untätig in den Häfen lag, und fand hier und da seinen Weg in die Front.



Was geschah gegen das tödliche Gift?

Auf der einen Seite versuchte der Reichskanzler, das Volk durch Gewährung politischer Rechte enger an die bestehenden Gewalten zu ketten. Der Kaiser versprach auf Vorschlag des Kanzlers die Einführung des gleichen Wahlrechts auch für Preußen. Soziale Reformen wurden an-

gekündigt. Die Zustände besserten sich nicht. Die Luft des Mißtrauens zwischen der Regierung und einem großen Teil der Öffentlichkeit wurde tiefer.

Auch die Oberste Seeresleitung beobachtete die Folgen der inneren Zwietracht. Da ihr die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung auf die Heimat fehlte, mußte sie sich darauf beschränken, den Geist der Erschlaffung von der Armee fernzuhalten und ihm entgegenzuwirken, wo er sich zeigen würde. Armeezeitungen wurden geschaffen. Der Gedankenaustausch mit der Heimat wurde einer zunehmenden Kontrolle unterworfen. Die Rekruten wurden möglichst frühzeitig dem Einfluß der Heimat entzogen und in die männlichere Atmosphäre des Kriegsgebietes gebracht. Schließlich wurden in jedem Truppenteil besonders geeignete Offiziere damit beauftragt, durch Belehrung und Vorträge auf die Soldaten einzuwirken. Die feindliche Propaganda wurde ebenso bekämpft wie die schleichende Wühlarbeit, deren verborgene Wurzeln in der Heimat lagen.

Alle diese Maßnahmen richteten sich nur gegen die Erscheinungen des Übels, nicht gegen das Übel selbst. In ihrer praktischen Auswirkung halfen sie nur, einen Gegensatz zwischen Heimat und Meer zu schaffen und den Geist des Mißtrauens zu schüren. Sie waren zur Unfruchtbarkeit verurteilt, weil ihnen das moralische Fundament fehlte, das nur in der Heimat hätte geschaffen werden können.

Das alles sahen besorgte und ernste Männer des öffentlichen Lebens auch in der Heimat. Sie machten sich daran, politische Bewegungen ins Leben zu rufen, die den Regungen der Schlassheit entgentreten sollten. Sie glaubten, das Grundübel in der Tatsache zu finden, daß der deutsche Bürger nicht wisse, um welche positiven Kriegsziele er kämpfe. Der Gedanke der Verteidigung allein, so glaubten sie, genüge nicht, um die Stimmung des Durchhaltens zu bewahren. Man müsse dem Volk ein festes Kriegszielpogramm mit sichtbaren Forderungen vorhalten und dies Programm dürfe nicht zu knapp bemessen sein. Man solle dem Volke klarmachen, daß der Friede eine solche Gestalt haben müsse, daß er unsern Feinden die Lust zu einem neuen Überfall gründlich verleide.

Im Jahre 1917 entstand aus solchen Beweggründen die „Vaterlandspartei“. Sie erreichte das Gegenteil dessen, was

sie erstrebte. Zum Kampf um die politischen Reformen und zum Kampf um die Art der Kriegsführung trat nun noch der Kampf um die Kriegsziele, nicht weniger erbittert, aufreizend und beschämend. „Seht ihr,“ flüsterten die heimlichen Schürer, „jetzt sind sie endlich ehrlich geworden — sie sagen euch klipp und klar, daß ihr die Ehre habt, für die Vergrößerung ihrer Macht zu sterben. Damit die Industrie durch den Erwerb belgischer und französischer Eisengebiete höhere Dividenden erzielt, damit die Generale die polnische Armee bekommen und damit die Fürsten den polnischen und den kurländischen Thron besteigen können — darum geht der Krieg!“

Diejenigen aber, die den Krieg von vornherein als einen reinen Verteidigungskrieg angesehen hatten, wehrten sich leidenschaftlich gegen die Umwandlung ihrer Theorie, die sie als ein Verhängnis betrachteten.

Während der Vernichtungswille der Gegner eine Mauer von Eisen, Hunger und Tod rings um Deutschlands Grenzen errichtete, tobte im Innern der Bruderkampf. Deutschland zum Gram, den Feinden zur Befriedigung, hob die Zwietracht immer gefährlicher ihr Haupt. Immer schwächer und matter wurde der Kampf gegen sie.



Kurz nachdem Rumänien sich unsern Feinden angeschlossen, beauftragte der Reichskanzler den deutschen Botschafter in Washington, sich mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten in Verbindung zu setzen und ihm den Gedanken naheulegen, einen Friedensschritt zu tun.

Der Botschafter gab zur Antwort, daß der Versuch, den Präsidenten Wilson im gegenwärtigen Zeitpunkt für die Absichten der Reichsregierung zu gewinnen, zwecklos sein werde. Der Präsident sei völlig durch die bevorstehende Neuwahl in Anspruch genommen. Ehe er nicht wisse, ob er wiedergewählt sei, werde er bestimmt keine so weitgehenden politischen Schritte unternehmen.

Der Reichskanzler schlug einen anderen Weg ein. Die vollendete Niederwerfung Rumäniens und die Wiederherstellung des Gleichgewichts auf den anderen Fronten schien ihm der richtige Augenblick. Am 12. Dezember 1916 übergab er allen in Berlin beglaubigten Vertretern neutraler

Staaten eine Erklärung der deutschen Regierung, in der Deutschland vorschlug, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten. Nähere Angaben über die deutschen Friedensvorschläge wurden nicht gemacht. Es hieß lediglich, die deutschen Unterhändler würden zu den Verhandlungen Instruktionen mitbringen, die nach der Überzeugung der Reichsregierung die Grundlagen zu einem dauerhaften Frieden abgeben könnten.

Die Zeitungen der Ententestaaten antworteten mit einem Sohn- und Triumphgeschrei. Ihnen war das deutsche Angebot nur ein Zeichen der Schwäche und ein Versuch, durch List zu erreichen, was durch Waffengewalt nicht mehr zu erreichen war. Die Staatsmänner bestiegen die Tribünen ihrer Parlamente und stießen in das gleiche Horn, Briand in Frankreich, Lloyd George in England, Sonnino in Italien. Sogar der russische Außenminister schloß sich an. Sie alle benutzten die deutsche Erklärung nur, um nach gemeinsamer Verabredung den Kampfgeist ihrer Nationen anzufachen.

Inzwischen war Wilson wiedergewählt worden. Es verdross ihn, daß die deutsche Regierung einen Friedensschritt ohne seine Hinzuziehung unternommen hatte. Da er aber mit dem Versprechen eines energischen Eintretens für den Frieden seine Wahlpropaganda betrieb, entschloß er sich dennoch, einen Versuch zu unternehmen. Am 18. Dezember richtete er eine Note an alle kriegsführenden Mächte und die bedeutendsten Neutralen und schlug vor, „daß man sondiere, um in Erfahrung zu bringen, wie nahe wohl die Zeit des Friedens sei, nach welchem die ganze Menschheit mit heißem und immer wachsenden Begehren sich sehne“.

Die Mittelmächte antworteten dem Präsidenten schon am 26. Dezember. In ihrer Note stellten sie sich auf den Standpunkt, daß ihnen ein unmittelbarer Gedankenaustausch zwischen den Kriegsführenden als der beste und kürzeste Weg zu einer Verständigung erscheine. Sie erneuerten nochmals ihren Vorschlag vom 12. Dezember, wonach alsbald bevollmächtigte Delegierte der kriegsführenden Mächte an einem neutralen Ort zusammentreten sollten.

Die Ententemächte nahmen sich Zeit. Am 30. Dezember beantworteten sie zunächst den deutschen Friedensschritt vom 12. Dezember mit einer kurzen Ablehnung, ohne überhaupt

auf den Gegenstand einzugehen. „In voller Erkenntnis der Schwere, aber auch der Notwendigkeiten der Stunde lehnen es die alliierten Regierungen, unter sich eng verbunden und in voller Übereinstimmung mit ihren Völkern, ab, sich mit einem Vorschlag ohne Aufrichtigkeit und ohne Bedeutung zu beschäftigen.“

Am 10. Jan. 1917 übergaben sie dem amerikanischen Botschafter in Paris eine gemeinsame Note an Wilson. Es hieß darin: „Die alliierten Mächte sind der Ansicht, daß es unmöglich ist, bereits heute einen Frieden zu erzielen, der ihnen die Wiedergutmachungen, Rückerstattungen und Bürgschaften sichert, auf die sie ein Recht haben.“ Als ihre Kriegsziele bezeichneten sie „in erster Linie die Wiederherstellung Belgiens, Serbiens und Montenegros, die Rückgabe der Provinzen und Gebiete, die früher den Verbündeten durch Gewalt und gegen den Willen der Bevölkerung entzogen worden sind, die Befreiung der Italiener, Tschechen, Slawen, Rumänen und Slowaken von der Fremdherrschaft.“

Das war nur eine Umschreibung für die Auslieferung Elsaß-Lothringens und die Zerstückelung der Donau-Monarchie.

Zum Schluß benutzten sie auch diese Erklärung als ein Propagandamittel gegen den inneren Widerstandswillen der Mittelmächte, indem sie sagten: „Wenn die Verbündeten Europa der brutalen Gewalt des preussischen Militarismus entreißen wollen, so war es selbstverständlich niemals ihre Absicht, die Vernichtung der deutschen Völker und ihr Verschwinden aus der Politik anzustreben.“ Sie forderten, daß man Deutschland nicht als gleichberechtigt zu den Verhandlungen zulassen dürfe und reservierten sich damals schon das Recht des Friedensdiktats.

Brutaler und verletzender ist niemals eine Friedensbereitschaft zurückgewiesen worden.



Jetzt endlich entschloß sich Deutschland, das letzte Mittel seiner Kriegsführung in die Waagschale zu werfen, um dessen Verwendung Regierung, Marine, Oberste Seeresleitung, Parteien und Öffentlichkeit jahrelang erbittert gekämpft. Es war kaum zweifelhaft mehr, daß sein Einsatz in diesem

Stadium der Entwicklung die Vereinigten Staaten zu unförmigen offenen Feinden machen würde. Man nahm diese Erwartung mit vollem Ernst in Kauf. Es blieb nichts anderes mehr übrig.

Mit halbem Herzen, den nagenden Zweifel schon in der Brust, griff Deutschland zu seiner letzten Waffe, die es jahrelang hatte ruhen lassen. Der Feind hatte Zeit gefunden, die Abwehr vorzubereiten. Er hatte vor allem Zeit gefunden, in der Welt eine Atmosphäre des Hasses und der Verleumdung zu schaffen, die jäh zum Ausbruch kam, als Deutschland endlich handelte.

Im Dezember 1916 unterbreitete die Marinebehörde der Obersten Seeresleitung nochmals eine Darstellung der Möglichkeiten, die uns die Unterseebootwaffe gab. Man rechnete mit der Versenkung von monatlich 600 000 Tonnen Schiffsraum. Dadurch werde der englische Seeverkehr in fünf Monaten um 39 % seines jetzigen Umfangs verkleinert. Im Zusammenhang mit der schlechten Weltermte von 1916 und dem gesteigerten Tonnagebedarf für militärische Transporte glaubte die Marine, selbst beim Eintritt amerikanischer Hilfe, England von der Unmöglichkeit weiterer Kriegsführung überzeugen zu können. Voraussetzung war, daß der neue Handelskrieg spätestens am 1. Februar 1917 begann, damit die Entscheidung vor dem vollen Einsatz der amerikanischen Hilfe und vor der neuen Ernte erzwungen würde. Die Marine verpflichtete sich mit voller Verantwortlichkeit, bis zum 1. August 1917, das heißt in fünf Monaten, Englands Kriegswillen zu brechen.

„Ich bin durchaus der Ansicht, daß der Krieg mit Amerika eine so ernste Angelegenheit ist, daß alles geschehen muß, um ihn zu vermeiden,“ sagte der Chef des Admiralstabes. „Die Scheu vor dem Bruch darf aber nicht dazu führen, vor dem Gebrauch der Waffe zurückzuschrecken, die uns den Sieg verheißt.“

Die Oberste Seeresleitung prüfte die Frage, ob sie in der Lage sein werde, in absehbarer Zeit den Krieg mit rein militärischen Mitteln auf dem Festlande zu beenden. Sie mußte sich schweren Herzens eine verneinende Antwort geben. Zur offensiven Führung des Krieges reichten trotz aller Anstrengungen daheim und draußen die Kräfte nicht, solange Rußland noch im Felde stand. Auf eine Verände-

rung in Rußland glaubte man so schnell nicht rechnen zu können. Zu einer defensiven Kriegsführung im Westen reichten die vorhandenen Kräfte bis auf weiteres dagegen aus, selbst wenn man den Zuzug amerikanischer Divisionen in Rechnung zog. Jedenfalls schien die defensive Kriegsführung weit über den Zeitpunkt hinaus gesichert, bis zu dem die Marine die Niederzwingung Englands versprach.

Man war sich der vollen Schwere des Entschlusses bewußt. Nachdem man sich aber einmal entschlossen, wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt.

Sofort nach Ablehnung des deutschen Friedensangebotes durch die Entente verlangte Ludendorff von Bethmann die unverzügliche Aufnahme des Unterseebootkrieges in seiner schärfsten Form. Er wandte dabei ein sehr starkes Druckmittel an, indem er erklärte, er könne andernfalls unmöglich die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges tragen.

Am 9. Januar 1917 fand die abschließende Besprechung im deutschen Hauptquartier zu Pless statt. Der Kaiser führte den Vorsitz. Die Vertreter der Obersten Seeresleitung, der Marine und der Reichskanzler waren zugegen.

Aber die eigentliche Entscheidung war schon vorher gefallen. Der Reichskanzler fand den Kaiser jetzt ganz auf der Seite der militärischen Stellen. Er dachte daran, zurückzutreten. Die furchtbare Verantwortung für den Eintritt Amerikas in die Reihe unserer Feinde glaubte er gegen seine Überzeugung nicht tragen zu können. Zweiundeinhalb Jahre lang hatte er gekämpft, um diesen Tag zu vermeiden. Zwei Jahre lang hatte er sich dem Vorwurf der Schwäche und des Schwankens aussetzen müssen, und sein Name galt in weiten Kreisen des Volkes als befleckt.

Aber er trat nicht zurück. Im ehrlichen Bestreben, das zu tun, was unter den gegenwärtigen Umständen für sein Vaterland das richtige sei, blieb er im Amte. Er wollte den Unterseebootkrieg nicht in dem Augenblick, da er zur unumstößlichen Tatsache geworden, durch seinen Rücktritt bloßstellen. Er wollte weder der deutschen Öffentlichkeit noch der Entente zeigen, daß der höchste Beamte des Reiches an die Wirksamkeit dieser Waffe nicht glaubte. Er verlangte von sich selbst die Disziplin, die von jedem deutschen Soldaten gefordert wurde. So stimmte er einem Beschluß zu, den er als verhängnisvoll ansah.

Sindenburg und Ludendorff waren für einen Kanzlerwechsel. Sie glaubten nicht daran, daß ein Mann, dessen Herz und dessen Verstand die Waffe ablehne, geeignet sei, sie nach außen zu vertreten. Sie versprachen sich einen besseren moralischen Eindruck nach innen und nach außen, wenn gleichzeitig mit der Waffe auch ein neuer Mann berufen werde, zu dessen Kraft und Kriegswille das Volk volles Vertrauen habe.

Der Kaiser lehnte den Kanzlerwechsel ab.

Aus militärischen Gründen erfolgte die Ankündigung des uneingeschränkten Unterseebootkrieges erst am 31. Januar 1917. Am 1. Februar setzte er ein.

Am 4. Februar brach die Regierung der Vereinigten Staaten die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland ab. Sie empfahl allen Neutralen, die gleiche Haltung einzunehmen.

Am 5. April erklärte Wilson Deutschland den Krieg.

Das erste war, daß Amerika seine Hand auf alle in amerikanischen Häfen seit Kriegsbeginn liegenden Schiffe legte, soweit sie Deutschland und seinen Verbündeten gehörten. Das zweite war die Beschlagnahme des deutschen Privateigentums.

Unter englisch-amerikanischem Druck folgten fast alle Staaten Nord- und Südamerikas dem Beispiel der Vereinigten Staaten. Neutral blieben lediglich Mexiko, Kolumbia, Venezuela, Argentinien, Chile und Paraguay. Portugal war schon vorausgegangen. China folgte später. Griechenland erlag eben den zahlreichen militärischen Ultimatus der Entente, die es in den Krieg gegen die Mittelmächte zwangen.

Alle diese Staaten vergriffen sich, dem Beispiel der Großen folgend, ohne Umstände am deutschen Privateigentum.

Präsident Wilson erlag dem ehrgeizigen Traum, Schlichter der Welt zu sein. Die amerikanische Industrie und Finanz waren durch die immer größere Beteiligung an der Kriegsführung der Entente um die Sicherheit ihrer Investitionen besorgt. Das amerikanische Volk erlag dem raffiniertesten Propagandafeldzug, den je die Welt gesehen, in Verbindung mit seinen eigenen naiven Vorstellungen. Das von der Welt abgeschnittene Deutschland besaß keine Mittel gegen diesen Feldzug.

Die Entente-Propaganda, bei deren Durchführung die Kostenfrage keine Rolle spielte, brachte eine völlige Umkehrung aller Begriffe zutage. Der Durchschnittsamerikaner, an dessen Menschlichkeit man appellierte, fand nichts dabei, daß Millionen und aber Millionen Granaten gegen gutes Geld deutsche Soldaten an der Westfront zerrissen. Die Vorstellung aber, das von barbarischen Autokraten regierte Deutsche Reich bedrohe die ganze zivilisierte Welt einschließlich Amerika mit dem Untergang, machte ihn zu einem Kreuzfahrer, in dessen Kopf romantische Ideen von Freiheitskampf und Menschenrechten spukten. Deutschland von seinen eigenen Bedrückern zu befreien, den Militarismus zu erwürgen, war das Kriegsziel des amerikanischen Bürgers. Unter diesem Banner fuhr er über den Ozean. Unter diesem Banner stieg er in die Schützengräben und unterwarf sich den härtesten Forderungen des von ihm so eifrig bekämpften Militarismus.

Die Hungerblockade und der Tod Hundertausender deutscher Zivilisten, die Qualen der Entbehrung, die rücksichtslos über Greise, Frauen und Kinder ausgegossen wurden, fanden in der Brust der Amerikaner keinen Widerhall. Die französischen Fliegerbomben, die in Karlsruhe achtzig Kinder töteten und fast ebenso viele verwundeten, regten ihn nicht auf. Die angeblichen Greuel in Belgien aber, die Zeppelin-Angriffe auf englische Kriegshäfen, die Versenkung schwerbewaffneter Handelschiffe, die Aushebung von Arbeitskräften in den besetzten Gebieten — das alles wurde ihm in einer wüsten und halsbrecherischen Verdrehung als barbarische Mordlust, als abgeschnittene Kinderhände, vergewaltigte und zerstückelte Frauen, zerhackte Leichname, mutwillig verbrannte Häuser und als vandalische Plünderung vorgelegt, damit er sich daran vollzog. Kein Märchen war dumm genug, um den naiven Mann jenseits des Ozeans zu bearbeiten.

Wilson hatte sich mit Hilfe der Deutschamerikaner wählen lassen. Er versprach ihnen feierlich eine Politik unbedingter Neutralität nach beiden Seiten. Zum Schein sandte er auch einige Noten an England. Als aber die Deutschamerikaner versuchten, durch eine Interpellation im Senat ein Ausfuhrverbot für amerikanische Munition zu erlangen, erklärte Wilson, sie verfündigten sich an dem Grundsatz der

Freiheit des Handels und der Industrie, die an diesen Lieferungen ein glänzendes Geschäft machten. Er lehnte jeden Eingriff als eine Ungerechtigkeit ab.



Zwischen dem Abbruch der Beziehungen mit den Vereinigten Staaten und der Kriegserklärung Wilsons wechselte der Schwerpunkt der politischen Ereignisse jäh seinen Schauplatz und sprang von einem Ende des ungeheuren Kriegstheaters zum andern. Der Zusammenbruch des russischen Kolosses schien endlich Tatsache zu werden. Mehr als ein Jahr lang erwartet und immer wieder durch die brutale Energie seiner Machthaber und die Unererschöpflichkeit seiner Menschenmittel verhindert, kam er im Augenblick seines Geschehens dennoch ganz überraschend.

Von Riga bis hinab zum Schwarzen Meere zog sich die Kette der Schützengräben lückenlos. Seit im Anfang des Januar im südlichsten Winkel das Drama des rumänischen Feldzuges ausgeklungen, breitete sich die Ruhe völliger Erstarrung überall aus. Hinter der Barriere der Gräben, jener neugeschaffenen Grenze zwischen Zentraleuropa und Osteuropa, vollzog sich der gärende Riesenprozeß der Auflösung als natürliche Folge der furchtbaren Überanstrengung, die man dem russischen Volke zugemutet.

Längst waren an der Ostfront Zustände besonderer Art eingetreten. Die russischen Soldaten verließen vielfach ihre Gräben und schufen von sich aus eine Art Waffenstillstand. Sie sprachen ganz ungeniert über die Verhältnisse hinter ihren Linien, wo sich das unermessliche und selbst in seiner Erstarrung noch geheimnisvolle und mit gewaltigen Kräften geladene Reich dehnte. Väterchen Zar war für sie ein erledigter Mann, der gar nichts mehr zu sagen hatte. Auch ihren Generalen wollten sie nicht mehr gehorchen. Schrecklich seien die Zustände daheim in den großen Städten, in Petersburg und in Moskau besonders. Frauen und Kinder seien am Verhungern. Kein Tag vergehe ohne Krawalle. Obwohl man ihnen fast jede Verbindung mit der Heimat entzogen habe, erführen sie doch alles durch besondere Botschafter, die im Soldatenrock als militärischer Ersatz zu ihnen kämen, die aber in Wahrheit nichts anderes als Vertreter der revolutionären Parteien daheim seien. Alles sei

vorbereitet. Sobald von Petersburg her das Signal käme, würden sie ihre Offiziere absetzen und Soldatenräte wählen. Sie schlugen den Deutschen vor, es ebenso zu machen, damit auf diese Weise der Krieg am schnellsten beendet werde.

Sie blieben wohl noch an der Front. Schließlich gab es hier wenigstens zu essen, während sie daheim hungern mußten. Sie taten ihren Dienst ganz nach der Art von Zivilisten. Sie kamen und gingen, wie es ihnen beliebte, und betrogen ihre Offiziere, wo immer sich Gelegenheit dazu bot. Ihre Waffen erhielten eine besondere Bedeutung, die mit der eigentlichen nichts mehr gemein hatte. Heimlich brachten sie Gewehre und Maschinengewehre und handelten dagegen Lebensmittel und Tabak ein. Wenn ihre Artillerie sich einfallen ließ, ein paar Dutzend Granaten zu verfeuern, sandten sie aus der Infanterielinie einen Boten nach hinten, um sich die Störung des inoffiziellen Waffenstillstandes zu verbitten. Bei den Deutschen entschuldigten sie sich mit dem Hinweis, daß die Offiziere daran schuld seien und daß es noch nicht an der Zeit sei, ihnen den Gehorsam offen zu verweigern.

Die deutschen Truppen erhielten ganz bestimmte Verhaltensvorschriften. Grundsatz war, jede militärische Bewegung der Russen mit einer entsprechenden Gegenaktion zu vergelten, im übrigen aber den inneren Zersetzungsprozeß von außen ungestört sich vollenden zu lassen. Auf Veranlassung der Reichsregierung unterblieben alle Operationen von Bedeutung.

Man vermied alles, was in Rußland noch einmal den nationalen Instinkt und den Willen zur Verteidigung hätte erwecken können. Man dachte sogar daran, sich auf diese Weise die neuen Machthaber zu dankbaren Freunden zu machen. So geschah es, daß Deutschland mit der Engsgeduld eines wissenschaftlichen Beobachters Monat auf Monat der Entwicklung freien Lauf ließ, indessen jeder Tag, den es seine Divisionen länger im Osten belassen mußte, einer verlorenen Schlacht gleichkam.

Zu Beginn des Jahres 1917 nahmen die Teuerungsunruhen in den russischen Großstädten überhand. Der politische Einschlag und die einheitliche Organisation waren unverkennbar. Die Redner, die wie Pilze aus der Erde wuchsen, übten schärfste Kritik an den Maßnahmen der Re-

gierung, wandten sich gegen die aussichtslose Fortsetzung des Krieges und verlangten die Beseitigung der reaktionären Herrschaft des Zaren und seiner Generale. Vereinzelt erklangen zwischen diesen Forderungen schon die Fanfaren des Bolschewismus. Die Regierung hatte nicht mehr die Macht durchzugreifen. Einzelne Versuche scheiterten an dem Dazwischentreten der gemäßigten Parteien, die einen Ausgleich erstrebten.

Um die Reformbewegungen nicht aus der Hand zu verlieren und um der drohenden Herrschaft der Radikalen vorzubeugen, machten sich die bürgerliche Mitte und die gemäßigten Sozialisten zum Sprachrohr weitgehender Neuerungen. Auf der anderen Seite ließen die Vertreter der Reaktion den Zaren nicht aus ihren Händen. Sie behandelten ihn wie einen Gefangenen und lehnten jegliche Konzession ab. Sie empfanden, daß ihre Herrschaft zu Ende war, wenn sie den ersten Schritt der Schwäche und des Zurückweichens vor der Volkstimmung taten. Ihr Sündenkonto war allzu groß.

So wurde der Bogen überspannt. Im Februar 1917 kam es zu erregten Verhandlungen in der Duma, dem russischen Reichstag. Noch wurde an den Zaren appelliert, noch wurden Wünsche geäußert, keine Drohungen. Um so schärfere Worte fielen gegen die verantwortlichen Politiker und Militärs. Den Politikern wurden Mißwirtschaft, Bestechlichkeit und Landesverrat vorgeworfen, den Generalen Dummheit und Unfähigkeit. Da auch jetzt noch kein Entgegenkommen sichtbar wurde, nahmen die Angriffe ein breiteres Ziel. Sie richteten sich gegen das ganze System und konnten nun dessen sichtbarsten Träger nicht mehr verschonen. Die Abdankung des Zaren wurde in der Duma öffentlich erörtert, ohne daß sich Widerspruch erhob. Die Zeit war reif.

Gegenüber diesem offenen Signal der Revolution schritt die Reaktion zu ihrer letzten Tat. Sie zwang den Zaren, das Dekret zur Auflösung der Duma zu unterzeichnen. Die Duma antwortete damit, daß sie sich aus eigener Macht in Permanenz erklärte. Der Kampf war da.

Im Augenblick dieses ersten Verfassungskonfliktes drohte die Führung der Revolution auch schon an die radikalen Elemente überzugehen. In Petersburg brachen Militär-

und Arbeiterrevolten aus. Schon war der Kampf um die Macht auf die Straße getragen. Es offenbarte sich mit erschreckender Deutlichkeit, daß der radikale Bolschewismus über eine gut und straff organisierte Macht verfügte. Gewehrfeuer knatterte an der Nawa. Truppenteile lösten sich auf und bildeten plündernde Banden. Die rote Fahne stieg auf die Dächer und wehte über den Amtsgebäuden. Die meuternde Kriegsflotte erschien von Kronstadt her, rot bewimpelt, vor Petersburg und drohte mit dem Bombardement. Lebensmittelmagazine und Warenhäuser wurden gestürmt. Barrikaden entstanden in den Straßen. Die Gefängnisse wurden gewaltsam geöffnet. Der Terror regte seine Krallen und kroch durch die Straßen.

Die Revolution schritt über das Zarentum als über eine bereits erledigte Angelegenheit hinweg. Es handelte sich schon um den erbitterten Kampf der beiden revolutionären Richtungen untereinander, der Menschewiki im Bunde mit den Kadetten gegen die Bolschewiki. Die am 15. März erzwungene Abdankung des Zaren war nur noch eine Nebenhandlung in diesem Drama.

In diesem Zeitpunkt, in dem alle Welt und auch die Bolschewiki selbst schon der Meinung waren, das Spiel gewonnen zu haben, stellte sich zur allgemeinen Überraschung heraus, daß Rußland sich in eine demokratische Republik von sehr gemäßigter Färbung verwandelt hatte, deren Führer Arm in Arm mit den Gesandten Englands und Frankreichs auftraten. Die Verblüffung wurde noch größer, als diese Regierung am Tage ihres Zusammentritts das russische Volk und die Armee zum energischen Kampf gegen die reaktionäre Macht der Mittelmächte aufrief und die westlichen Demokratien England und Frankreich als die treuen Verbündeten des revolutionären Rußlands in diesem Kampfe bezeichnete. Das radikalste Mitglied dieser Revolutionsregierung, Herr Berenski, schlüpfte schleunigst in eine Militäruniform und begann mit einem ungeheuren Phrasenschwall, den Kampfgeist des russischen Soldaten wieder zu wecken.

Mit einer verdächtigen Eile machten England und Frankreich sich daran, die neuen Machthaber anzuerkennen. Ohne jegliche Anwendung von Sentimentalität ließen sie das schwache und nicht mehr bündnisfähige Zarentum fallen.

Das Unmögliche geschah. Der russische Soldat, dies gut-

mütige und geduldige Tier, vergaß noch einmal seine bolschewistischen Ideen und vertraute den neuen Predigern, die ihm seine Mission als Vorkämpfer der Zivilisation und der Menschlichkeit begreiflich machten. Zweieinhalb Jahre hatte er sich für Väterchen Jar totschießen lassen. Nun war er bereit, das gleiche für das Wohlergehen jener westlichen Demokratien zu tun, von denen er bisher kaum etwas gehört.

Eine groteske Verkehrung aller Begriffe wurde versucht und gelang. Auf der ganzen Front von Riga bis zur Donau-Mündung erklang bald wieder das Tacken der Maschinengewehre und das Rollen der Batterien. Zögernd setzte es ein, als traue es seinen eigenen Lauten nicht mehr. Nach wenigen Wochen straffte es sich. Die Russen verschwanden wieder in ihre Gräben und vergaßen die Freundschaft mit den deutschen Brüdern, die man sie plötzlich von einer ganz andern Seite betrachten gelehrt hatte. Mühsam, übernächtigt und gequält erwachte der Krieg aus seiner Erstarrung.

Es war nur ein letztes Dehnen vor dem Zusammenbruch. Das ausgeblutete Rußland raffte sich noch einmal auf, in halber Besinnungslosigkeit den gewohnten Befehl zum Angriff vernehmend. Niemand übersah das besser als die Entente. Die mangelnde Einsicht und die Gutgläubigkeit der neuen russischen Machthaber in kalter Berechnung ausnutzend, trieben England und Frankreich Rußland dem Bolschewismus in die Arme. Ihre Rechnung war klar und einfach. Sie brauchten Rußland noch, bis die militärische Hilfe Amerikas in ganzem Umfange einsetzen konnte. Mochte es nachher den Schakalen anheimfallen.

Die Rechnung stimmte. Deutschland, von seinen Gegnern mit voller Absicht in diesem Zeitraum auf dem westlichen Kriegsschauplatz angegriffen und beschäftigt, hatte die Hände noch nicht — und nicht mehr! — frei, um in Rußland ein entscheidendes Wort zu sprechen. Andererseits mußte es etwa 80 Divisionen, das heißt ein Drittel des gesamten deutschen Feldheeres, im Osten belassen, um gegen alle Fälle gerüstet zu sein.

So konnte es weder im Osten noch im Westen die Entscheidung fördern und mußte alles auf der Wirkung des Unterseebootkrieges beruhen lassen. Der Krieg wurde zu einem Wettrennen zwischen der Arbeit der Unterseeboote

und der militärischen Rüstung Amerikas. Die gewaltigen Fronten, auf denen bisher jede Entscheidung beruht, waren zum Abwarten verurteilt, während sie gleichzeitig einer fürchterlichen Belastung unterworfen wurden.

21. Kapitel

Vorbereitungen

Am gleichen Tage, an dem die Zeitungen Deutschlands und ganz Europas sich mit den sensationellen Nachrichten aus Petersburg füllen und alle Welt in Aufregung versetzen, am 16. März 1917, liest man, ziemlich versteckt und unauffällig, daß die deutschen Truppen im Westen sonderbarerweise einige Geländestücke aufgegeben haben. Vergleiche mit der Karte ergeben, daß es sich um einen Teil des alten Schlachtfeldes an der Somme handelt. Noch schweigt der deutsche Seeresbericht.

Vier Tage später — in Rußland wird gerade der Zar zur Abdankung gezwungen — sind die Blicke ganz Europas von Osten auf den Westen herübergeworfen. Die Entente-presse, der die neuen Vorgänge in den ersten Tagen fast die Sprache verschlagen, bricht in ein Jubelgeheul aus.

Die französischen und englischen Seeresberichte melden einen Sieg von gewaltigem Umfange. Niemand fällt es auf, daß man von keiner vorausgegangenen Schlacht vernommen hat. Es ist nicht mehr zu bezweifeln, daß die deutschen Westtruppen sich auf einer Front von mehr als hundertundfünfzig Kilometer Breite im Weichen befinden. Zwischen Arras und Soissons, das ganze Schlachtfeld der Somme und den Abschnitt der Oise und der Ailette umfassend, vollzieht sich diese Bewegung.

Der deutsche Seeresbericht beschränkt sich auf die trockene Feststellung der Tatsache eines geordneten, planmäßigen und von langer Hand vorbereiteten Rückzuges in eine bessere Stellung. An seiner weitesten Stelle, bei St. Quentin, erreicht dieser Rückmarsch die Tiefe von vierzig Kilometern.

Was ist geschehen?

Sindenburg und Ludendorff bedienen sich eines ganz neuen Defensivmittels. Entgegen dem bisher geltenden Grundsatz — einem Ergebnis der Materialschlacht — jeden

verlorenen Quadratmeter Boden als eine Niederlage und jeden gewonnenen als einen Sieg zu bewerten, machen sie von dem großen Vorteil einen weiten Gebrauch, den ihnen der Aufenthalt auf feindlichem Boden gewährt. Sie stellen dadurch das Vertrauen der Öffentlichkeit und des Seeres auf eine harte Probe. Sie wird bestanden. Kein Mensch in Deutschland läßt sich, nachdem die erste Beklemmung überwunden, durch das Siegesgeschrei auf der feindlichen Seite irremachen. Die Truppe aber, die von dem Rückzug betroffen wird, empfindet nichts als Erleichterung und Dank.

Sofort nach Beendigung der Sommeschlacht ging die Oberste Seeresleitung an eine gründliche Prüfung der neuen Lage. Damals wußte sie schon, daß man im Jahre 1917 im Westen auf rein defensiver Grundlage werde kämpfen müssen. Verdun und die Sommeschlacht hatten allzuviel gekostet. Es galt, für die Verteidigung möglichst günstige Voraussetzungen zu schaffen.

Der schwächste Punkt lag hier an der Somme. Die Gigantenschlacht der vier Monate hatte einen mächtigen, gegen Bapaume und Péronne gerichteten Bogen hinterlassen. Nördlich und südlich davon sprang umgekehrt die deutsche Front in zwei starken Wölbungen gegen Westen vor, im Norden auf der Basis Arras—Bapaume gegen Albert, im Süden — ungleich größer — auf der Basis Péronne—Soissons gegen Compiègne. Man konnte sich fast an den Fingern abrechnen, daß die alliierten Seerführer die Gunst dieser strategischen Lage so bald wie möglich ausnutzen würden.

Dem Vorteil für den Angreifer entsprach ein ebenso großer Nachteil für den Verteidiger. Beide Ausbuchtungen gestatteten die Anwendung flankierender Angriffe von Norden und von Süden. Sie fesselten starke Kräfte und verlängerten die Front künstlich. Ging man dagegen auf eine gerade Linie von Arras über St. Quentin bis zum Chemin des Dames südlich Laon zurück, so änderte sich das Bild mit einem Schlage. Die Summe der Vorteile trat auf die Seite des Verteidigers.

Die Front wurde um etwa fünfzig Kilometer verkürzt. Man sparte zahlreiche Reserven aus, die der Beweglichkeit der Verteidigung zugute kommen würden. Die Gefahren der Flankierung fielen fort. Die Truppe kam in eine neue

Stellung, die man im Laufe des Winters unter Berücksichtigung aller im letzten Jahre gemachten Erfahrungen ausbauen konnte. Der moralische Druck des Sommeschlachtfeldes wurde von den Divisionen genommen. Er mußte in Zukunft ausschließlich dem Feinde zur Last fallen.

Vor allem aber entzog man dem Feinde — je näher der Termin des Rückzuges dem beabsichtigten Termin seines neuen Angriffes kam — in ganzem Umfange die taktischen Grundlagen seiner Operation. Alles mußte von neuem vorbereitet werden. Und das in einem Gelände, das durch systematische Beseitigung jeder Deckungs- und Unterkunftsmöglichkeit geradezu abraasiert sein würde.

Schon im Dez. 1916 rechnete man damit, daß man sich dieses Vorteils bedienen würde. Alles kam auf strengste Geheimhaltung an. Wenn man bedenkt, daß mehr als 65 000 Armierungssoldaten und Zivilarbeiter vier Monate lang an dem Bau der neuen Stellung arbeiteten und daß zahlreiche Pionierbataillone die Zerstörung des zu räumenden Geländestreifens vorbereiten mußten, erscheint die gelungene Geheimhaltung fast wie ein Wunder.

500 Kilometer Schienenweg wurden angelegt, um das Material für die neue Stellung heranzufahren. 1250 Eisenbahnzüge zu je 40 Waggonen rollten aus Deutschland heran, um das Material zu bringen. 450 vollbeladene Schiffe mit je 5000 Zentner Zement und Kies schwammen auf den nordfranzösischen Kanälen, um den Betonbau zu ermöglichen. Unendliche Kolonnen und viele Etappenformationen waren beschäftigt, alles verwendbare Material aus dem Räumungsstreifen hinter die neue Linie zurückzuschaffen. Die in Ruhe befindlichen Kampfdivisionen mußten ebenfalls ihre Hilfe leihen.

Vom 4. Febr. 1917 an rollt der erste Akt dieser gewaltigen Bewegung ab. Während die Kampftruppen noch in der alten Stellung bleiben, beginnen hinter ihnen Abtransport und Zerstörung.

Der Krieg ist hart. Dieser arme verwunschene Landstreifen bekommt ihn in seiner ganzen Bitterkeit zu schmecken. Kein Ort bleibt bestehen, kein Dorf, kein Gehöft, keine Kirche, kein Haus, keine Straße, keine Brücke, keine Eisenbahnlinie, kein Wald und kein Obstbaum. Alles muß fallen. Der Grundsatz, dem Feind für seinen Aufenthalt in

diesem Streifen möglichst ungünstige Bedingungen zu schaffen, verlangt es.

Die Bevölkerung wird zum größten Teile in die Etappe abbefördert. Andere werden in besonderen Ortschaften konzentriert, um dort dem Feinde überlassen zu werden. Für Deutschland ist jeder Esser, der für Kriegszwecke nicht verwendbar ist, eine Belastung. Die englische Aushungerung ist daran schuld.

Alles bewegliche Material, das unbewegliche, soweit es militärischen Zwecken dienen könnte, muß mitwandern. Möbel, Kirchenglocken, Balken, Metallgeräte — alles wird von den Kolonnen nach hinten geschafft. Ein ganzer Landstrich setzt sich nach einem bis ins einzelne vorbereiteten Plan in Bewegung. Was zurückbleibt, ist Wüste, tote Mondlandschaft. Die Unerbittlichkeit des Krieges kennt kein Erbarmen.

Dann endlich folgen die Truppen. In sechs Tagen, vom 16. bis zum 21. März 1917, führen sie die Bewegungen aus. Der Feind, dessen Flieger doch zum Schluß die umfangreichen Vorbereitungen erkannt haben, rechnet bestimmt damit, daß die Deutschen erst räumen werden, wenn der Angriff beginnt. Das Einsetzen der Räumung trifft ihn völlig unvorbereitet. Er braucht mehrere Tage Zeit, um zur Besinnung zu kommen.

Als er die deutschen Stellungen leer findet, folgt er zögernd mit unsicherem Tasten. Noch glaubt er an eine große Falle. Es kommt zu Gefechten mit deutschen Nachhuten, die ohne Bedeutung sind. Alles verläuft planmäßig nach vorher festgesetzten Zeiten und Entfernungen. An keiner Stelle kommt es zu unvorhergesehenen Zwischenfällen. Die Truppen vollführen eine glänzende Leistung in aller Ruhe und mit größter Sorgfalt.



Jenseits Bapaume, Péronne und Chaulnes versinkt am westlichen Horizont das Grauen der Sommeschlacht. Es ist, als steige man aus der Hölle wieder hinauf zum Leben. Die Trichter, die Grabenseiten, die zerschossenen Stollen, die Höhlen, die Gräber — alles, was seit dreiviertel Jahren hier auf der Brust gelegen wie ein Alp, bleibt zurück.

Ein Land winkt, das noch die Züge der Menschlichkeit trägt. Dort wird es Häuser geben, in denen man die Ruhezeit verbringt. Dort werden noch Bäume stehen, und im Frühjahr werden sie anfangen, sich mit grünem Laub zu schmücken. Es ist ja nicht mehr lange bis dahin. Wege werden dort sein, Straßen, Felder, die noch bebaut sind, Gärten und Wiesen, richtige grüne Wiesen mit Blumen darauf.

Das Leben ruft noch einmal zur Rückkehr. Die Verdammten dürfen noch einmal zurück an die Oberfläche. Wenn man auch die Erinnerungen hier lassen könnte! Aber man wird sie schon tragen, wenn man nicht immer wieder den Stätten des Grauens entgegensustarren braucht.

Eine richtige Stellung wird dort hinten sein. Besser noch, bequemer und geschützter als die Stellungen in Lothringen und an den Vogesen, die man zwischen Großkamp und Großkamp, halb träumend, für ein paar Wochen gestreift, um wieder kampffähig zu werden. Viel besser sollen die neuen Stellungen sein, geradezu Wunderwerke der Stellungsbaukunst.

Dort wird man nicht in jeder Nacht damit zu rechnen brauchen, daß feindliche Patrouillen, durch kein Drahthindernis abgehalten, plötzlich inmitten der eigenen Linien auftauchen. Jene furchtbare minütliche Anspannung wird weichen. Das ohnmächtige Umherliegen in nassen Trichtern, mit der Zeltbahn kümmerlich gegen den Regen geschützt, die gelähmte Bewegungslosigkeit über Tage unter den erbarmungslosen Spähaugen der Flieger, die sture Beschießung der Anmarschwege von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang — alles das wird noch einmal aufhören.

Man muß nicht immer an den gleichen Gruppen von Toten herüber, die man hier schon so gut kennt und die niemand bestatten kann. Die schwarzen Trümmer der verwüsteten Dörfer werden einen nicht mehr anschauen. Der Hauch des Todes, breit hingelagert über jenem verfluchten Landstrich zwischen Albert, Bapaume, Péronne und Chaulnes, den vier Schwestern, wird nun zurückweichen.

Ist es möglich? Man muß erst aus diesen schwarzen Trichtern mit ihrem Schlammgrund heraus sein, man muß erst richtig marschieren, man muß erst wieder eine Wiese mit Gras und ein Haus mit Fenstern sehen, um zu be-

greifen, daß tatsächlich eine so ungeheure Veränderung im Gange ist.

Ist es wahr, daß man nun nicht mehr in jenen jämmerlichen Bereitschaftsunterkünften zu frieren braucht, die als Reste einer vier Monate langen wütenden Beschießung übriggeblieben sind? Man soll wieder durch einen zwei Meter tiefen, mit Lattenrosten belegten und durch Bretter abgestützten Graben laufen, den der Feind nicht einsehen kann? Man soll in zehn Meter tiefen Erdstollen sitzen, deren Wände aus hellem Holz sind, auf die man Postkarten von daheim nageln kann? Womöglich brennt ein behagliches Öfchen in der Ecke, und der Schall des Artilleriefeuers von oben dringt nicht einmal bis zu den Ohren derer, die hier unten geborgen sind? Es wird regelmäßige Ablösungen geben? Im Stollen unten wird man behaglich sein Pfeifchen schmöken?

Seligkeit genug, solcher Genüsse teilhaftig zu werden. Es muß ein Wechsel sein wie zwischen Sölle und Simmel.



Eine Woche lang triumphierte die Entente über ihren angeblichen Sieg. Aber ihre Generalstäbe knirschten schon mit den Zähnen. Die Deutschen hatten ihnen einen bösen Streich gespielt.

Als nun die Öffentlichkeit in England und Frankreich vergeblich auf die Nennung ungeheurer Gefangenenziffern und Geschützbeute wartete, wie sie sich für einen solchen Sieg geziemten, nahm die Entente-Propaganda eine kühne Schwenkung vor.

Die Siegesstimmung war ausgenutzt. Ein lohnenderes Ziel winkte jetzt. Eine Welle von Haß, Verleumdung, Kritiklosigkeit und Gift wurde über die ganze Welt ausgegossen. Die Zerstörungen im Räumungsgebiet, die für die deutschen Truppen bitterste Kriegsnotwendigkeit waren, wurden zum rohen Vandalismus umgefälscht. Staatsmänner, Abgeordnete, Professoren im Amt und Offiziere vereinigten sich mit der Presse auf ein gegebenes Stichwort, um die Bevölkerung der eigenen Länder zu neuem Kriegswillen aufzupeitschen. Endlose Kabelmeldungen eilten über den Ozean, wo sie von der amerikanischen Presse vorbehaltlos aufgenommen wurden und dazu beitrugen, den

naiven Amerikaner mit der erforderlichen Kriegsbegeisterung zu versehen. Mit einem Trommelfeuer von Greuelberichten wurden die Neutralen bearbeitet. Deutschland benutzte die spärlichen Wege, die ihm offenstanden, zu langen statistischen Erklärungen und Protesten. Sie wurden fast gar nicht beachtet. Sie verhallten innerhalb der Mauern, die rings um die Mittelmächte aufgerichtet waren.

Das Entrüstungsgeschrei auf der feindlichen Seite entsprach einer ebenso nüchternen Berechnung wie der Operationsplan eines Generalstabes. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung, ihre unauffällige Lenkung und ihre Versorgung mit allen den Regierungen genehmen Parolen war drüben längst in festen und geschickten Händen zentralisiert. Es gab eine propagandistische Kriegsführung genau so wie eine politische und eine militärische.

Es galt, durch Betäubung und Ablenkung der Öffentlichkeit über die fatale Lage hinwegzugelangen, in die man geraten war. Die Revolution in Rußland, die über alles Erwarten schlimmen Wirkungen des unbeschränkten Unterseebootkrieges in den ersten beiden Monaten und die immer noch nicht einsetzende aktive Hilfe Amerikas machten diese Lage schon peinlich genug. Nun kam hinzu, daß die Deutschen sich durch ihren strategischen Rückzug dem unmittelbar vor dem Ausbruch stehenden Generalangriff im Westen entzogen hatten.

Der ganze Angriffsplan mußte, wenn überhaupt noch durchführbar, umgestellt werden. Wochen gingen darüber hin. Alle Momente, die gegen ihn gesprochen hatten, erfuhren eine neue Stärkung. Mit welcher Not, unter welchen Kämpfen um die Einheitlichkeit zwischen den Alliierten und zwischen Regierung und Militär war dieser Plan zustande gekommen!

Beim Abschluß der Sommeschlacht hatten Engländer und Franzosen noch gehofft, sie würden nach kurzer Zeit, vielleicht schon nach zwei Monaten, im gleichen Abschnitt zur Fortsetzung der Schlacht antreten können. Zwei Monate Winterruhe, so rechneten sie, würden ausreichen, um den phantastischen Materialverbrauch der letzten vier Monate zu ersetzen und um die Truppen wieder angriffsfähig zu machen. Diese Hoffnung half ihnen zunächst, sich über die Ergebnislosigkeit ihrer Entscheidungsschlacht hinwegzutäu-

schen. Die Erfolge der Franzosen vor Verdun bestärkten sie in ihrer zuversichtlichen Auffassung.

Aber dann vollzog sich schlagartig, unaufhaltsam und wie eine Kette schauriger Blitze ausleuchtend der Zusammenbruch Rumäniens. Alle Hoffnungen, die man auf den Balkan gesetzt, brachen wie ein Kartenhaus zusammen. Auch Sarraill mußte seine mazedonische Offensive beenden. Die Russen gerieten unversehens auf ihrem Südflügel in eine schlimme Gefahr. Griechenland wollte sich immer noch nicht fügen, seinen König vom Thron jagen und Venizelos in die Arme der Entente und in den Krieg gegen die Mittelmächte folgen.

Als man sich unter solchen Veränderungen an die Bilanz des Jahres 1916 machte, entstand ein ganz anderes Bild. Die Franzosen hatten furchtbar geblutet. Die Blüte ihrer Armee war vor Verdun und auf den Ufern der Somme geblieben. War auch das Material mit der Hilfe Amerikas ersetzbar, die Verhältnisse des Menschenersatzes waren geradezu trostlos. Das Land war von einer tiefgehenden Kriegsmüdigkeit ergriffen. Keine Propaganda und kein Zeitungsgerede konnte darüber hinwegtäuschen. Schon war das Parlament in seiner Mehrheit der Ansicht, Frankreich habe nun genug Opfer für die gemeinsame Sache gebracht, jetzt seien die anderen an der Reihe.

So stark war die Niedergeschlagenheit, daß die Regierung sogar den großen Heros der beiden ersten Kriegsjahre, den vergötterten Sieger in der Marneschlacht, den Retter des Vaterlandes, opfern mußte. Marschall Joffres Ruhm starb an der Somme, wie General Falkenhayns Strategie vor Verdun zugrunde ging.

Wandte Deutschland in höchster Not sein Vertrauen dem Sieger von Tannenberg, dem Retter des Ostens zu, so klammerte sich Frankreich an den mächtig ausblühenden Ruhm des jungen Generals Nivelle, der als Nachfolger Pétains im Oberkommando der 2. französischen Armee den wütenden Angriff der Deutschen vor Verdun in sein Gegenteil verwandelt hatte. Ein strahlender Nimbus umgab Nivelles Haupt. In ihm sah man die Jugend, die Energie, den Elan und die göttliche Inspiration. Kein anderer hätte es vielleicht fertig gebracht, das halb verblutete, Kriegsmüde Frankreich zu einem neuen Massensturm noch größeren Um-

fanges aufzurufen. Pétain, dessen Eingreifen in den ersten schwarzen Tagen vor Verdun die Rettung der Stadt zu verdanken und dem man später den Befehl über die mittlere französische Seeresgruppe übertragen, stand grollend abseits. Er hatte den Posten des Oberbefehlshabers für sich selbst erwartet.

Als Nivelle sein Amt übernahm, hatte die pessimistische Stimmung innerhalb der Regierung und auch bei einem großen Teil der Armee festen Fuß gefaßt. Seine Forderung nach einer neuen Offensive traf alle Instanzen wie ein Peitschenschlag. Die Regierung zog überhaupt die Möglichkeit einer solchen in Zweifel. Ihr Standpunkt war, daß man die aktive Kriegsteilnahme Amerikas abwarten müsse. Sie wollte bis dahin reine Defensive.

Nivelle wies auf den Unterseebootkrieg hin, auf den bevorstehenden Zusammenbruch Rußlands. Er rechnete der Regierung vor, daß Frankreich den Krieg verlieren werde, wenn es nicht eine äußerste Anstrengung unternehme. Die Regierung fügte sich seinem stärkeren Willen. Sie tat es ohne Begeisterung und ohne Glauben an die Sache.

General Pétain und General Foch, der Kommandierende an der Somme, zogen die Achseln. Sie hielten Nivelles Theorie eines „großen Schlages“ statt der bisher betriebenen Dauer- und Materialschlacht für eine Phantasterei. Die Regierung wurde aufs neue besorgt, als sie die Ansicht so bewährter Fachleute vernahm. Der englische Oberbefehlshaber, Marschall Haig, damals schon von dem Gedanken eines Großangriffs gegen die deutsche Unterseebootbasis in Westflandern beherrscht, war für Nivelles Vorhaben im Zentrum der französischen Front gar nicht zu haben. Er widersetzte sich mit einer höflichen und zähen Hartnäckigkeit. Als er sich dennoch endlich fügte, war auch er nur mit halbem Herzen dabei. Während er im Artois angriff, waren seine Gedanken schon in Flandern.

Dann kam der Siegfried-Rückzug und entzog Nivelles Plan das Fundament. Zielt er an seinem „großen Schlage“ fest, so kam nur noch die Front nördlich Arras und östlich von Soissons in Frage. Alles mußte in kürzester Frist umdirigiert werden. Der Umschwung in Rußland verlangte raschestes Handeln, um den Deutschen die Möglichkeit eines militärischen Eingreifens in Rußland zu nehmen.

Nivelle besiegte die Widerstände. Er kümmerte sich nicht darum, daß alle Welt ihm Unglück prophezeite. Er biß die Zähne zusammen und befahl, wo man ihm Passivität entgegensetzte. Er zwang Saig zur Teilnahme und führte mit seiner eigenen Regierung einen erbitterten Kampf. Einige Tage vor dem Beginn seines „großen Schlages“ wallte sein Zorn gegen diese schwankende Regierung noch einmal leidenschaftlich auf. Im großen Kriegsrat zu Compiègne, wohin das Kabinett geeilt, um seine Bedenken in letzter Minute abermals zu äußern, verlangte er stolz seine Entlassung.

„Weder die, denen ich zu gehorchen habe, noch diejenigen, die mir gehorchen sollen, unterstützen mich!“ rief er.

Die Regierung fand nicht den Mut, ihn fallen zu lassen.



Durch die Verkürzung der Westfront zwischen Arras und Soissons war das Oberkommando der 1. deutschen Armee in diesem Raume frei geworden. Die Oberste Seeresleitung schob das Oberkommando in die Seeresgruppe Deutscher Kronprinz ein. Es kam in die Champagne. Die umfangreichen Angriffsvorbereitungen der Franzosen und Engländer, die sich fast lückenlos auf der ganzen Front zwischen Lille, Arras, Soissons, Reims und den Argonnen feststellen ließen, veranlaßten auch die Verschiebung einzelner Divisionen. Von insgesamt zehn durch den Siegfried-Rückzug ausgesparten Divisionen kamen einige in die Champagne, andere blieben als Reserven im alten Abschnitt.

Mit Beendigung des Rückzuges in die Siegfried-Stellung wurde die Westfront in drei Seeresgruppen aufgeteilt. Seeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern reichte von der Nordsee bis nach La fère. Ihr unterstanden die 4. Armee (General Sirt von Armin), die 6. (von Falkenhäusen), die 2. (von der Marwitz). Seeresgruppe Deutscher Kronprinz reichte von St. Quentin bis einschließlich Verdun. Sie umfaßte die 7. Armee (von Boehn), die 1. (Fritz von Below), die 3. (von Einem) und die 5. (von Gallwitz). Von Verdun bis zur Schweizer Grenze stand die Seeresgruppe Herzog Albrecht von Württemberg mit den Armee-Abteilungen C, A und B.

Es war schwer zu sagen, an welchem Punkte der Front zwischen Lille und den Argonnen der Hauptstoß des Geg-

ners einsetzen würde. Sicher war lediglich, daß der Raum zwischen Arras und Soissons einstweilen nicht davon betroffen sein würde. Die Alliierten würden Wochen benötigen, um in diesem rasierten Landstreifen den Aufmarsch zu einer Materialschlacht zu vollziehen. Daß sie so lange zögern würden, war nicht anzunehmen. Das Wasser stand ihnen am Halse.

Die Oberste Heeresleitung rechnete folgerichtig, daß der Angriff nach Fortfall der Mitte auf beiden Flanken geführt werden würde. Das heißt durch die Engländer vor Arras, durch die Franzosen zwischen Soissons und den Argonnen. Ebenso richtig erwartete man, daß die Franzosen bei der ungeheueren Ausdehnung ihres Angriffsfeldes die Mitte von Reims aussparen würden.



Jetzt mußte sich zeigen, ob die Umschulung des deutschen Heeres auf das neue Kampfverfahren gelungen, ob dies Verfahren selbst brauchbar war und ob die ungeheuren industriellen Anstrengungen, die man der Heimat auferlegt, für den Ernstfall ausreichten.

Der größte Teil der Divisionen war im Laufe des Winters längere Zeit in Ruhe gewesen. Ruhe — das heißt, sie hatten das neue Kampfverfahren geübt und gelernt. Die Generalstabs- und die Truppenoffiziere hatten besondere Ausbildungskurse mitgemacht. Die Umbewaffnung auf dreimal soviel Maschinengewehre und Minenwerfer und eine erhebliche Vermehrung der Artillerie war durchgeführt. Die Sturmbataillone hielten sich bereit, vorzüglich eingeübt und aus entschlossenen Männern zusammengestellt. Die Heeresartillerie war hinter den bedrohten Abschnitten konzentriert und konnte in kürzester Frist eingesetzt werden. Die Stellungsdivisionen kannten ihre neuartigen Aufgaben in der Verteidigung. Die Stellungen selbst waren nach den neuen Grundsätzen vollständig umgemodelt. Eingreifdivisionen standen hinter den Stellungsdivisionen bereit, bis zur Kompanie herab mit ihren Gegenstoßpflichten vertraut.

Die erheblich verstärkten Luftstreitkräfte sicherten zum erstenmal, wenigstens an den Hauptkampfstellen, die deutsche

Überlegenheit in der Luft und gaben dem Soldaten im Graben ein Gefühl der Beruhigung und der Zuversicht. Besonders vorzüglich waren die Jagdstaffeln geschult. Der zu früh gefallene Hauptmann Boelcke hatte ihnen seinen Geist und seine Technik als Vermächtnis hinterlassen. Unter seinen Schülern glänzte schon Manfred von Richthofen als erster.

Die Artillerie brauchte nicht mehr an Granaten zu sparen. Das Sperrfeuer, in vielen Proben nachgeprüft, klappte mit erfrischender Genauigkeit. Welch eine Entspannung für den Infanteristen im vorderen Graben, wenn er sah, daß der Feind annähernd die gleiche Menge Granaten empfing wie er selbst.

Über die wichtigste Frage war — hatten die Truppen auch den Sinn der neuen Abwehrtaktik gefühlsmäßig begriffen? Lag nicht ein ungeheures Risiko darin, daß man dem Soldaten im Gegensatz zu allen taktischen Grundsätzen der Vergangenheit nun einhämmerte: „Du sollst nicht in der vorderen Linie kämpfen, sondern um sie. Du sollst das Vorfeld beim feindlichen Großangriff durch geschicktes Ausweichen räumen und auf die weit dahinter liegende Hauptwiderstandslinie zurückgehen. Du sollst dich dem vernichtenden Hagel der vorderen Feuerzone entziehen — nicht um diese Zone aufzugeben, sondern um sie im Gegenstoß wiederzunehmen.“

Eine ungeheure moralische Anforderung lag in diesem Grundsatz, der dem Soldaten das Zurückweichen zur Pflicht macht und ihn dann beauftragt, sich aufs neue in den Strudel hineinzustürzen.

Noch mehr. Durch die schachbrettartige Verteilung der Abwehrrpunkte über eine tiefe Zone löste man die frühere durchgehende Linie in einzelne Nester auf. Man kam der gefährlichen Tendenz des Großkampfes, die in der Zerlegung jeder Gesamthandlung in Einzelhandlungen bestand, absichtlich entgegen. Man zerstreute die Widerstandsenergie der Führung auf zahlreiche kleine Punkte, die durch das Trommelfeuer erfahrungsgemäß isoliert wurden. Diese Tatsache, die von dem einzelnen jetzt die Führerenergie forderte, die früher beim Kompagnie- und Bataillonschef lag, war eine zweite moralische Forderung von ungemeiner Größe.

Zum dritten. Man predigte den Bereitschaften, den Reservisten und den zum Einsatz gelangenden Teilen der Eingreifdivisionen den „automatischen Gegenstoß“. Das heißt, sie durften nicht mehr abwarten, bis der Befehl ihrer Vorgesetzten sie zum Angriff führte. Sobald sie aus eigener Anschauung der Dinge erkannten, daß der Feind die vordere Stellungszone besetzt hatte und daß es der Stellungstruppe nicht gelang, ihn aus eigener Kraft hinauszuerwerfen, hatten sie in der vorher festgesetzten Richtung anzugreifen. Das war neben den Forderungen moralischer Art eine ebenso große von taktischer Bedeutung. Das Erkennen des richtigen Augenblicks, von dem so ungeheuer viel abhing, war dem Verständnis des Unterführers anvertraut, der durch falsches Verhalten das Leben seiner Truppe so gut wie das eigene aufs Spiel setzte und zudem das Gelingen des Gegenstoßes gefährdete.

Die bewußte Auflösung des Kampfes in Einzelwillen und Einzelwirkung entsprach der trennenden Wirkung des Kampfes in der Materialschlacht. Indem man dieser Wirkung entgegenkam, wollte man vor allem Verluste sparen. Die katastrophalen Einbußen des letzten Jahres durften sich nicht wiederholen. Das Material der abwehreffahrenen Soldaten war so erschreckend knapp geworden, daß man es unbedingt strecken mußte. Für seine Erhaltung mußte alles geschehen. Von ihm, nicht von der zahlenmäßigen Masse, hing alles ab. Er war das allerkostbarste Gut der Kriegsführung, der letzte Ausdruck des Verteidigungswillens der Nation. Er war unersetzbar. Die gesamte Kriegsproduktion, die ganze Arbeit der Heimat, der Politiker, der Behörden, der Generalstäbe, der Eisenbahnen, der Etappe, der Lazarette — kurz alles, was überhaupt geschah und betrieben wurde, diente letzten Endes nur dem Ziele, daß dieser Abwehrsoldat im richtigen Zeitpunkt von seinem Maschinengewehr den richtigen Gebrauch machte. Tat er es nicht, oder konnte er es nicht mehr tun, so wurde alles übrige hinfällig. Der Krieg war verloren.



Der Soldat von 1917 ist ein ganz anderer als der Soldat von 1914.

Drei Jahre Krieg haben ihn äußerlich und innerlich vollständig umgeformt. Verdun und die Somme haben ihm ihren Stempel in die Seele gebrannt.

Er stürmt nicht mehr in Reih und Glied, er kniet nicht mehr nach vorgeschriebenen Bewegungen hin. Er hat keinen Sinn mehr für „Tuchföhlung“ und „Richtung“ und „Vordermann“ und „Zwischenraum“ und „Abstand“. Das Exerzierreglement besteht für ihn nur noch, solange er in der Etappe zur Ruhe und Erholung weilt. Führer und Untergebene kommen sich ein wenig lächerlich vor, wenn sie dort Grüßen üben mit Anlegen des Zeigefingers und des dritten Gliedes des Mittelfingers an die Kopfbedeckung. Sie tun es mit gutmütiger Nachlässigkeit und weil es nun einmal so vorgeschrieben ist, oft auch mit innerem Grimm.

Er eilt nicht mehr, todverachtend und den Treuschwur zum Vaterland auf den Lippen, zwischen „Sprung auf — marsch, marsch“ und „Einlegen“ über Wiesen und Gänge, zwanzig Meter hinter seinem Kompagnieführer, der mit geschwungenem Degen vorausstürzt. Es klingen keine Hornsignale mehr und es wird nicht mehr zum Sammeln geblasen. Wenn er hin und wieder noch einmal Surra brüllt, so ist es der heisere, unheimliche, aus Nervenüberreizung und jäher Zusammenballung aller Energien hervorquellende Jagdschrei, der sich von Trichter zu Trichter im Angesicht des Feindes Luft macht.

Er ist ein sonderbares Wesen, schweigsam, tagelang mit den äußeren Symptomen der Gleichgültigkeit dem Artilleriefire ausgesetzt. Seine Uniform unterscheidet sich kaum noch von der Erde, in der er sich aufhält. Sie ist zehnmal mit groben Stichen gestickt, zerschliffen, verschossen. Eine neue kriegt er nicht, er hat auch keinen Ehrgeiz danach. Der eine trägt Stiefel, der andere Schnürschuhe mit Wickelgamaschen. Auf dem Kopfe hat er den Stahlhelm, unter dessen grauer Glocke das bleiche, mit Bartstopkeln besetzte Gesicht wie unter einem düsteren Schatten untergetaucht ist.

Sein Uniformkragen steht offen. Das Gewehr, dessen blanke Teile mit einem Stück Segeltuch eingewickelt sind, liegt am Riemen um die Schulter wie bei einem Jäger. In der Hand ruht ein derber Knotenstoß. Am Koppel hängt der Brotbeutel mit der Feldflasche. Im Brotbeutel ist ein Stück Speck, eine Rante Brot, eine Blechbüchse mit Kunst-

honig oder Schmalzersatz, die letzte Feldpostkarte von daheim, Patronen und ein Bleistift. In der Feldflasche abwechselnd Gerstenkaffee oder Brombeerblätterttee mit Divisionsfusel, einer Art Branntwein.

Neben dem Brotbeutel hängt ein kurzes Messer in einer Lederscheide. Später war die Scheide aus Blech. Es gab kein Leder mehr. Einen sonderbaren Topf, einer Botanisiertrommel ähnlich oder einer Konservenbüchse, trägt er an einem Gurt über der Schulter. Das ist die Gasmaske, die er niemals daheim läßt. Er weiß, was von ihr abhängt.

Er hat auch besondere Liebhabereien. Der eine schnitzt, der andere spielt Karten, der dritte sammelt Patronenhülsen. Die höchste Seligkeit aber ist die Zigarette. Man gibt sich eine Zigarette zur Begrüßung und zum Abschied. Zur Ermunterung, aus Dankbarkeit oder aus Sympathie. Der Offizier gibt sie dem Untergebenen, der Untergebene hilft dem Offizier aus. Die Braut schickt dem Freund des Bräutigams Zigaretten, die Mutter dem Kameraden des Sohnes, die Frau Hauptmann dem Burschen des Hauptmanns, der Herr Fabrikant seinen Angestellten im Felde. Zigaretten sind besser als Händedrucke. Auf die Marmeladezulage und die Blutwurst aus Fleischabfällen kann man verzichten, auf die Zigarette nicht.

Dem Verwundeten, der mit weißen Lippen und ausgeblutetem Gesicht im Graben liegt, steckt man mit Selbstverständlichkeit die Zigarette zwischen die Zähne. Wenn er schon nicht mehr sprechen kann, so zeigt doch die leise Glut der Zigarette, daß noch Leben in ihm ist. Der Gefangene macht bei seinem Bezwiner gut Wetter, indem er schleunigst seinen Zigarettenvorrat abliefert. In der letzten Minute vor dem Angriff, morgens bei Dämmergrauen, wenn man im Graben steht, fröstelnd und ohne jede Lust, noch etwas zu sprechen, raucht man noch eine Zigarette. Die Sand hält man gewölbt über die Glut, damit nichts zu sehen ist. Steigt dann, leise schaukelnd, in aller Behutsamkeit sich entfaltend, die Leuchtkugel auf, die den Beginn anzeigt, so drückt man den Stummel am Gewehrchaft aus und schiebt ihn in die Brusttasche. Wie manche Zigarette ist nicht zu Ende geraucht worden.

Auf Briefe von daheim freut sich der Soldat. Liest er sie, so hat er meistens nach den ersten Zeilen schon genug.

Immer derselbe Jammer. Die Brotration verkleinert, auf die Kartoffelkarten bekommt man nach stundenlangem Warten überhaupt nichts, Zucker seit zwei Wochen kein einziges Gramm im Hause. Die Kinder krank, kein Wunder, es gibt ja keine Kohlen. Der Schwager in Rußland vermißt, sechs kleine Kinder und eine schwächliche Frau. Der junge Schnösel von nebenan verdient in der Munitionsfabrik ein schönes Geld, raucht die teuersten Zigaretten, hat eine freche Schnauze und lacht über die Dummköpfe, die sich draußen die Knochen zerbrechen lassen. Wann es denn endlich Frieden gibt. In einer Versammlung hat neulich einer gesagt, es gebe nur darum keinen Frieden, weil die Deutschen immer siegten. Deswegen müßten die andern Völker immer weiter kämpfen, obwohl sie selbst gern Frieden machten.

Frieden — wie soll man das wissen, und was geht es einen schließlich an? Der Kompagnieführer kann keinen Frieden machen, der Küchenunteroffizier nicht, der Feldwebel auch nicht. Weiß man denn noch, wie es angefangen hat? Es geht immer so weiter, und am besten ist es, wenn man gar nicht darüber nachdenkt.

Drei Tage Stellung, drei Tage Bereitschaft, drei Tage Reserve — dann wieder Ablösung in der Stellung. Ein Patrouillenunternehmen, drei Tote durch Granatsplitter, einer durch eine eigene Handgranate. Sechs Verwundete und ein Gefangener. Vernichtungsfeuer. Nachts drei Stunden lang Gasbeschuß. Morgens zweimal Sperrfeuer, warum, weiß kein Mensch. Dann in der Frühe ein Fliegerkampf hoch oben. Einer wie eine brennende Pechfackel abgestürzt. Nachmittags Volltreffer auf einen Unterstand der Nachbarkompagnie. Die Leute haben zuviel bekommen. Sie sitzen wie verdatterte Kühner im Graben und reagieren auf nichts. Abends noch einmal Sperrfeuer. Nachts die Essenträger. Zwei Stunden Leuchtkugelposten, gegen Morgen als Läufer zum Bataillon. Vom Alten zwei Zigaretten bekommen, furchtbares Kraut.

Frieden? Nein, es hat keinen Zweck.



Und eines Tages hämmert das Trommelfeuer.

Alles geht in die Brüche, fein nacheinander. Die Gräben, die Unterstände, die Gindernisse. Alles ist ja in monate-

langer Arbeit nur dafür gebaut worden, daß es jetzt in wenigen Stunden zerquetscht wird. Heute ist dieser Stollen an der Reihe, morgen jener, wie es der Zufall gerade will. In dieser Nacht faßt es die Essenträger. In der nächsten Nacht das Maschinengewehrnest nebenan. In der dritten den Kompagnieführer mit seinem ganzen Stabe. Heute sind noch sechzig Gewehre im Kompagnieabschnitt. Morgen noch vierzig. Übermorgen noch zwanzig — und dann? Vielleicht feuert, wenn sie angreifen, noch ein Maschinengewehr, vielleicht auch nicht. Vielleicht gelangen noch ein paar in die Hauptwiderstandslinie, die Nachricht bringen können — vielleicht auch nicht.

Nach ein paar Tagen ist die Gegend so, wie sie sein muß, wenn die Infanterieschlacht beginnen soll. Trichter, Trichter, Trichter.

Noch einmal prasselt das Trommelfeuer in einem irrsinnigen Krampf. Wer noch leben sollte, empfindet mit einem aus Dämmerzustand erwachenden Instinkt, daß es heute endlich sein wird.

Es geht nach einem festen Programm. Erst springt die Feuerwalze vor. Das ist, als ob plötzlich eine unsichtbare Hand alles hinwegsetzte, als ob die Erde sich auf einmal um ein paar hundert Meter verschiebe und unter dem wüsten Wirbel des Eisens hinwegrutsche. Mit einem einzigen Ruck geschieht das.

Dieser Ruck ist das Signal.

Gleichzeitig mit ihm sind sie auch schon da. Ein Straffen geht über das Feld. Aus dem niedergehämmerten Chaos schießt hier und da ein Bündel Energie in Gestalt von ein paar schwarz verbrannten, halb verhungerten, verwirrten Männern hervor. Aus eingestürzten Stollen, zerbrochenen Gräben, aus riesigen Trichtern speit die Erde sie aus. Phantastische Höhlenbewohner. Mit Ingrimm und Freude erkennen sie einander über die Trichter hinweg.

Und dann an die Arbeit.

Schon liegen die Maschinengewehre auf den Trichter-rändern. Schon tackt es überall, dünn, verworren, knackende Stakkatomusik. Kreuz und quer zirpt das mit feinem Singen. Eine Wildheit erwacht hier, ein Ungeßüm, ein Jagdfeber, dessen Auffpeicherung in den vergangenen Tagen des Stumpfsinns schier unglaublich ist.

Indessen der Kampf hier und dort nach den Gesetzen des Trichterfeldes sich um einzelne Punkte zusammenballt, stürzen schon von rückwärts die Bereitschaften herbei. Der automatische Gegenstoß beginnt fast im gleichen Augenblick wie der Angriff. Kleine Trupps sind da, die sich in die Trichter werfen. Offiziere nehmen eine Handvoll Leute, die in der Nähe sind, und machen Gegenstoß auf eigene Faust. Man sieht sie über die Rämme springen und hupsen wie Figuren eines zappelnden Marionettentheaters.

Weisse Sandgranatenwölkchen puffen auf. Sonorer Paukenschlag folgt ihnen auf dem Fuße. Das Zirpen und Singen wie von feinen Katzenstimmen ist überall, ein unsichtbares Netz horizontal über dem Trichterfeld, hastige Striche und Garben von allen Seiten. Es sind die Maschinengewehre und die Gewehre. Dazwischen stehen, dumm glözend und im nächsten Augenblick jäh aufkreischend, die Rauchfahnen der Granateneinschläge, schwarze Vögel, die frech und rauf-lustig auf die Grabenböschungen springen.

Das kribbelt und krabbelt. Das gruppiert sich. Das mehrt sich aus unsichtbaren Quellen von hüben und drüben. Das flankiert sich. Das treibt sich einander zu. Das schreit heiser und feuert stehend freihändig in der Überspannung des Jagdfiebers. Das lacht einander grimmig zu, bevor es die Sandgranate abzieht. Das kauert sich mitten im Getümmel in einen Trichter und brennt sich eine Zigarette an. Alles ist Leben, alles ist Hochspannung und Wirrnis.

Niemand beachtet ihn, der da im Durcheinander hastig und aufgereggt einherläuft. Keine Kugel trifft ihn. Selbst wenn er einem das knöcherne Bein schon hinstellt, daß er darüber fallen und hinschlagen muß in die Trichter, so sieht er ihn doch nicht. Zwischen Freund und Feind läuft er wahllos hin und her, seine Beweglichkeit ist märchenhaft, stumm und unheimlich. Hier wirft er eine ganze Gruppe um, die in einen Trichter gekauert ist. Dort springt er einem einzelnen an den Hals. Ein Griff an die Gurgel — schon liegt er. Er ist ganz toll vor Blutrausch und weiß schon gar nicht mehr, wo er zugreifen soll.

Niemand sieht ihn, niemand denkt an ihn bei diesem Gewirr — und doch ist er die Hauptperson, der schwarze, lautlose Gebieter des Schlachtfeldes.

Dieser Soldat hier im Großkampf ist eine Summe aus Erfahrung und Instinkt, ein Spezialist des allermmodernsten Schlachtfeldes, dem alle Erscheinungen hier, die menschlichen und die technischen, vertraut sind wie das kleine Einmaleins dem ABC-Schützen. Er streift in einem ganz anderen Dasein umher. Der Unterschied zwischen seinen jetzigen Existenzbedingungen und denen der Friedenszeit könnte nicht größer sein, wenn einer über Nacht die Erde mit dem Monde vertauschte.

Er kennt alles. Sein Ohr prüft instinktiv die Geräusche. Er versteht sich auf Abschuß, Geranheulen und Einschlag. Aus der Lage der Maschinengewehrgarben konstruiert er sich den Feind. Er empfindet, was rechts und links los ist, obwohl er es doch nicht sehen kann.

Seine Nase kennt alle Gerüche des Schlachtfeldes, den Chlorgeruch, den Gasgeruch, den Pulvergeruch, den Leichengeruch und alle Variationen dazwischen. Er arbeitet mit dem Infanteriefieger durch Auslegen weißer Tücher in den Trichtern zusammen. Den Artilleristen verständigt er mitten im Gebrüll des Kampfes durch seine Leuchtzeichen, rote, grüne, gelbe, einfache, gespaltene, traubenartige, einmalige und wiederholte. Er fordert von ihm selbständig Sperrfeuer, Vernichtungsfeuer, Flankenfeuer, Feuer-Vorverlegen und Zurückverlegen. Zahlreiche Batterien reagieren auf sein vorn gegebenes Zeichen. Denn er ist der Oberste auf dem Schlachtfelde. Er regiert.

Er beherrscht die Nachrichtenmittel und die Verbindungen, die desto kümmerlicher werden, je phantasieloser die Schlacht. Er kennt Briestauben, Blinkgerät, Erdsunk, Telephon und Meldehund und weiß, daß doch letzten Endes alles von ihm selbst und seinen eigenen Beinen abhängt.

Er kann mit dem schweren und mit dem leichten Maschinengewehr feuern, mit dem Minenwerfer und dem Granatenwerfer, ganz zu schweigen von der Handgranate und dem Gewehr, die sein tägliches Brot bedeuten. Er kennt Flammenwerfer und Fiegerbomben. Er unterscheidet alle Kaliber von 7,5 bis zu 42 Zentimetern, Flachfeuer und Steilfeuer. Er sieht sich den zersprungenen Führungsring einer feindlichen Granate an und weiß sofort, ob das Geschütz ein englisches Schiffsgeschütz, eine französische Haubitze oder ein

amerikanisches Langrohr ist. Er versteht sich auf die hochempfindlichen Brisanzgranaten, die unheimlich flach herankommen, einen kaum sichtbaren Trichter aufreißen und eine um so scheußlichere Splitterwirkung haben. Er weiß, wann der Feind mit den schweren Brocken schießt, den Stollenquetschern, die sich erst in die Erde einwühlen, bevor sie mit dumpfem, unterirdischem Zerreißen krepieren. Die schweren Minen, die so behaglich durch die Luft herantrudeln und mit einem infernalischem Krach zerbersten, sind ihm ebenso vertraut wie die kleinen, die wie Kinderspielzeug aussehen.

Er hat Erfahrung im unterirdischen Minenkrieg, mit mehreren Stollengalerien untereinander, Querstollen, Wohnstollen und Kampfstollen. Er weiß, wann es Zeit ist, den Gegner durch eine Sprengung abzuquetschen und wann man räumen muß, um nicht selbst abgequetscht zu werden. Er kennt das Sorchgerät und die Meßwerkzeuge der Pioniere. Er kann einen sachmännischen Stollenrahmen setzen wie jeder Bergmann.

Der Sappenkampf auf zwanzig Meter verlangt ein ganz anderes Verhalten als der Kampf um Schulterwehren und Stolleneingänge. Er kennt den Betrieb der Stoßtrupps und weiß, wie man Gräben aufrollt und abriegelt. Er ist geeignet, als Handgranatenweitwerfer, als Kurzwerfer, als Gewehrshütze, als Stollensäuberer und als rückwärtiger Sicherungsmann mitzumachen.

Er weiß schon, wie man den Tanks beikommen kann, diesem neuesten Schreckgespenst des Großkampfes, Inbegriff der Materialisierung des Schlachtfeldes. Er unterscheidet männliche und weibliche Tanks, kennt ihre toten Schußwinkel, die schwachen Punkte ihrer Laufbänder, die Verteilung der Panzerung. Er weiß, daß man ihnen mit der neuen Stahlkernmunition und mit den Tankgewehren, die in ihrer Größe an mittelalterliche Landsknechtsflinten erinnern und von zwei Leuten bedient werden müssen, wohl zu Leibe kann. Aber am sichersten ist es, wenn man eine vorgeschobene Feldkanone zur Hand hat, die der Riesenzanze mit direktem Schuß eins aufs Fell brennt.

Was kennt er nicht? Es gibt keine Überraschungen mehr für ihn. Nicht einmal der Tod bringt ihn aus der Fassung. Er ist ihm allzu nah, und er steht mit ihm genau so auf Du

und Du wie mit jedem seiner Kameraden und wie sie alle untereinander. Ob schwerer Heimatschuß, Massengrab, Einzelgrab, Ehrenfriedhof neben dem Etappenlazarett oder Vermodern hier vorn irgendwo im Trichterfeld, dreimal zugewühlt und dreimal wieder bloßgelegt — es ist wie mit dem Frieden. Besser, man denkt nicht daran.

Dieser Soldat des dritten Kriegsjahres, dieser stille, verschmutzte, jeder Freude entwöhnte, und hin und wieder einmal halb kindlich, halb verlegen lächelnde Mensch — er, der auf Heimaturlaub sich kaum zurechtzufinden vermag und beinahe erleichtert aufatmet, wenn er erst wieder draußen bei den andern ist — auf ihm ruht alles, alles, alles.



Die große Probe stand bevor. Was geschehen konnte, war geschehen. Nach einem Winter voll rastloser Arbeit hinter verschneiten Gräben erhob sich das Frühjahr zum gewaltigsten Sturm, der je in wenigen Wochen über die Westfront segelt.

Nach voraussichtlicher Berechnung verfügten die Engländer und Franzosen über insgesamt fünf Angriffsarmeen mit neunzig ausgeruhten Divisionen. Mehr als neuntausend Geschütze standen bereit. Zum erstenmal rollten einige hundert Tanks zur Front, um ihre Wucht im Massenangriff zu erweisen. Der Flieger waren viele Tausende.

Dies alles lag wie eine breite Gewitterwolke zwischen Arras und den Argonnen. Die Blitze zuckten schon. Die schwüle Spannung stieg unerträglich. Wie ein Krampf zog es sich zusammen, zerrte am Boden, stampfte auf, raselte mit Ketten und spie Flammen hier und da.

Ein Frühling mit kühlen Mondnächten, silbernen Schafwölkchen und mit herrlichem Himmelblau über Tage, machte sich ahnungslos bequem. Wie ein Fink, der sich auf einem Kanonenrohr niederläßt, um sein Liedchen zu singen. Die Blüten schienen vorzeitig aufbrechen zu wollen.

Sie kamen nicht mehr dazu.

Wenige Tage vor dem Tanz fanden deutsche Stoßtruppen bei einem Patrouillenunternehmen an der Aisne einen französischen Armeebefehl, der den ganzen Angriff nach Zeit, Art, Umfang und Ziel enthüllte.

Unterdessen war es im englischen Abschnitt bei Arras schon losgebrochen.

Am 9. April, am Ostermontag, bei lachendem Sonnenschein.

22. Kapitel

Die dreifache Frühjahrschlacht

Eine Woche lang verdichtet sich das englische Artilleriefeuer zwischen Lens im Norden und Bullecourt im Süden, beiderseits Arras, auf einer Frontbreite von insgesamt dreißig Kilometern.

Am Ostermontag 1917, zu frühester Morgenstunde, entfesselt sich der Feuerorkan aus viertausend Geschützrohren zur Kaserei. In der Nacht hat schwerer Gasbeschuß auf den rückwärtigen deutschen Stellungen und den Batterien gelegen.

Die Sonne ist noch nicht am Himmel, aber alles verspricht einen herrlichen Frühlingstag.

Die Front, deren nördlicher Teil diesseits der viel berühmten Lorettöhöhe liegt, im Zentrum um das oft geplagte Arras verläuft und südlich in die neue Siegfriedstellung einmündet, bebt unter dem Hagel. Grauer Dunst liegt über ihr. Hunderte von Fliegern sind schon herbei. Ihre wendigen Leiber glitzern in den tollen Kapriolen des Luftkampfes.

Die deutsche Führung ist zuversichtlich. Man vertraut der neuen Abwehrtaktik.

Aber was ist das?

Als letztes vernimmt man von vorn, daß der Infanterieangriff kurz bevorzustehen scheine. Man hat schon Tanks festgestellt. Die feindlichen Flieger stoßen bis dicht auf die Erde herab. Das war kurz vor sieben Uhr morgens.

Tatsächlich steigen auch einige Leuchtkugelzeichen auf, die Sperrfeuer anfordern. Dann beängstigende Stille mitten im Aufruhr der Materialschlacht.

Die Infanterieflieger, die unter dem Schutz der Jagdgeschwader weit nach vorn gehen, melden, daß man starke feindliche Abteilungen in der vorderen Kampfzone beobachten kann. Tanks kriechen langsam heran.

Die Divisionsstäbe beruhigen sich. Gewiß sind die deutschen Kompagnien dem neuen Verfahren gemäß auf die

Hauptwiderstandslinie zurückgewichen. Sie werden jetzt mit dem Gegenstoß einsetzen.

Unvermindert prasselt das Trommelfeuer. Sehr unangenehm ist, daß die deutsche Artillerie nicht weiß, wo im Augenblick die vordere Linie ist. Sie kann den Gegenstoß nicht mitmachen und muß ihr Sperrfeuer im alten Zwischenfeld liegen lassen.

Die Flieger melden, daß die feindlichen Trupps an vielen Stellen über die Hauptwiderstandslinie hinausgelaugt sind. Soviel man beobachten kann, sind sie unschlüssig, wie sie sich weiter verhalten sollen. Die eigene Feuerwalze ist ihnen weit fortgelaufen. Sonderbar aber bleibt, daß sie offenbar gar nicht auf infanteristischen Widerstand stoßen.

Wo bleiben die Gegenstöße?

Artilleriekommandeure melden den Verlust einzelner Batterien. Die Engländer sind mitten in der Artillerieaufstellung. Wo ist die deutsche Infanterie?

Drei Stunden nach Beginn der Infanterieschlacht lichtet sich das Dunkel.

Es ist furchtbar genug. Die meisten Brigadekommandeure melden, daß sie buchstäblich nichts mehr in Händen haben. Die Gegenstöße der Bereitschaften und Reservén sind schon am frühen Morgen kurz nach dem Angriff angesetzt worden. Es ist alles längst vorbei. Sie haben sich mitten in der langsam voranschreitenden feindlichen Feuerwalze entwickeln müssen. Die Walze ist über sie hinweggegangen und hat alles zerschlagen. Seitdem weiß man nichts mehr von ihnen. Man kann sich aber ausrechnen, was mit ihnen geschehen ist — wie kämen die Engländer sonst in die deutsche Artilleriestellung?

Seit Mitternacht sind die Eingreifdivisionen alarmiert. Seit Angriffsbeginn haben sie den Vormarsch zum Gefechtsfeld angetreten. Bis ihre ersten Staffeln in der Infanterielinie eintreffen können, vergehen noch Stunden. Dabei ist sozusagen nichts mehr an der Front. Von den Gefechtsständen der Regimenter und der Brigaden aus kann man die englischen Tanks kreuz und quer über das Angriffsfeld fahren sehen. Die Meldungen von Artillerieverlusten mehrten sich.

Welch ein Glück, daß die Engländer so stur sind. Wenn sie die Gelegenheit beim Schopfe fassen würden, könnten sie

fast ungehindert mit Gewehr auf Schulter durch das gährende Loch marschieren, das sich so verhängnisvoll aufgetan. Sie erstreben den Durchbruch — nun, wo sie ihn haben, können sie nichts damit anfangen.

Die Stellungendivisionen kratzen fieberhaft ihre letzten Mannschaften zusammen, Pionierkompagnien, Minenwerfer, Artilleristen, Train- und Rekrutendepots. Vorn kämpfen die Regimentskommandeure in einer Linie mit ihren Ordnonnazen, Stabsoffizieren und Burschen. Einzelne Batterien versuchen ihre Besspannungen heranzuziehen, um die Geschütze zu bergen. Andere sprengen die Rohre und nehmen die Verschlussstücke mit.

Knatternd fahren die Tanks hin und her.

So ist es am Mittag. Bange, bange Stunden. Bis hinauf zu den Armeeoberkommandos, den Seeresgruppen und der Obersten Seeresleitung ist alles in fieberhafter Tätigkeit. Niemand kann sagen, was die nächsten Stunden bringen werden. Man muß der Wirklichkeit entschlossen ins Auge sehen.

Die Engländer kommen aus ihrer Schwerfälligkeit nicht heraus. Was denken sie eigentlich? Sie können sich nicht umstellen. Für sie gilt auch jetzt noch der Befehl, den sie heute morgen unter ganz anderen Verhältnissen empfangen. Ihre Unterführer haben keine Aktivität und kein Verständnis für neue Lagen. Sie füllen die Trichter, richten sich ein und warten im übrigen, bis die deutschen Eingreifdivisionen auf dem Feld erscheinen. Es ist, als hätten sie völlig vergessen, daß sie selbst die Angreifer sind.

Nachmittag. Endlich, endlich!

Die Eingreifdivisionen sind heran. Alles atmet erlöst auf. Hat man vorher in dumpfer Spannung gewartet, so drängt jetzt alles auf sichtbare Ergebnisse. Die höheren Stäbe können sich nicht genug tun in immer wiederholten Anfragen, warum dies noch nicht geschehen, warum jener Punkt noch nicht erreicht, und warum das Vorgehen hier stockt und dort zu langsam geschieht.

Vorn sieht es ganz anders aus. Die Truppen sind weit heranmarschiert. Seit Mitternacht sind sie auf den Beinen. Jetzt ist es Nachmittag. Die Feldküchen sind zurückgeblieben. Es ist keine Zeit, die notwendigen Verbindungen mit den Stellungendivisionen aufzunehmen. Die eigene Divisions-

artillerie kennt den Verlauf der Linie nicht. Niemand kennt ihn zu diesem Zeitpunkt.

So muß die Infanterie, müde marschiert, ohne spezialisierte Befehle und ohne genügende Artilleriesvorbereitung an den Gegner heran, der sich tief im deutschen Stellungssystem eingenistet hat. Die Blockade des englischen Sperrfeuers ist fast lückenlos. Sie muß überwunden werden. Es gibt elende Verluste. Dahinter stößt man auf einen in zwischen fest eingerichteten Gegner, dessen Befehlsverbindungen organisiert sind, der mit seiner Artillerie zusammenarbeitet und der vom falsch liegenden deutschen Artilleriefeuer kaum berührt wird.

Unter solchen Umständen ist kaum etwas zu machen. Eine der neuen Divisionen nach der anderen meldet gegen Abend, daß sie das weitere Vordringen wegen allzu großer Verluste hat einstellen müssen. Noch wird gekämpft. An manchen Stellen gibt es auch Erfolge. Als aber bei angebrochener Dunkelheit die englische Infanterie zu neuen einheitlichen Massenangriffen schreitet, ist man froh, daß man die neu erreichte Linie halten kann.

Über Nacht sind alle Stäbe damit beschäftigt, die Verteidigung zu organisieren. Neue Artillerie fährt auf und geht in Feuerstellung. Neue Infanterie wird eingeschoben.

Dies alles miteinander in Verbindung zu bringen, die völlig durcheinandergeratenen Kompagnien in Dunkelheit und Feuer, ohne Kenntnis der Gegend und ohne Führung mit rückwärts auseinanderzuwirren, ist eine Sisyphusarbeit. Jeder sucht jeden. Niemand weiß, in welchem Abschnitt er liegt. Offiziere haben Mannschaften von viererlei Regimentern bei sich. Viele Leute sind so ermattet, daß sie apathisch wie lebendige Tote in den Löchern liegen und auf nichts mehr reagieren. An eine geordnete Verpflegung ist nicht zu denken. Wer soll Essen holen, für wen, bei wem, wo und wann?

Man hilft sich, so gut es geht. Es muß geschafft werden. Wenn das erste Morgengrauen heraufsteigt, wird schon die Feuervorbereitung des neuen Angriffs beginnen.

Wieviel Uhr ist es eigentlich? Und die Verluste? Und wo mag der neue Bataillonsstab sein? Ob keine Sanitäter zu haben sind, die den zahlreich umherliegenden Verwundeten helfen können? Ob die eigene Artillerie weiß, daß wir

hier liegen, und nicht bei der ersten Anforderung von Sperrfeuer morgen früh mitten in uns hineinknallt? Ist Stahlkernmunition da für die Tanks, die man erwarten muß? Wer hat eine Ahnung, wo man Wasser bekommen kann für die Kühlfästen der Maschinengewehre? Es sind viel zu wenig Patronengurte da — wo wird man neue finden? Wer hat die Leuchtmunition? Wer Fliegertücher? Wer weiß, in welcher Richtung ungefähr die nächsten Tommies liegen?

Hundert Fragen. Eine so wichtig wie die andere. Von jeder einzelnen kann morgen früh alles abhängen.



Ein schwarzer Tag, dieser erste Tag des neuen Abwehrverfahrens.

Mit einem einzigen Anlauf sind die Engländer über das deutsche Vorfeld hinaus, über die Hauptwiderstandslinie hinweg tief in die Batteriestellungen eingedrungen. Auf zwanzig Kilometer Breite beiderseits Arras ist ein Gelände von etwa sechs Kilometer Tiefe verloren worden. Leider mit fast allem, was darinnen war. Die Verluste der Angreifer sind gewiß schwer. Die der Verteidiger sind beängstigend groß.

Sie stellen sich in ihrer ganzen Größe erst später heraus. Die Stellungen divisionen des überrannten Abschnitts haben durchschnittlich drei Viertel ihrer Gefechtsstärken eingebüßt. Einzelne sind sozusagen aufgerieben. Man muß mit dem Verlust von 10 000 Gefangenen und an 200 Geschützen rechnen. Das ist erschreckend viel.

Woran lag das? War das neue Abwehrverfahren falsch? War es falsch angewendet? Schwer zu entscheiden. Aber man muß sich sofort darüber klar werden. Schon beginnt die französische Front zwischen Soissons und den Argonnen zu zittern. Man hat ja die französischen Befehle in der Hand und weiß, daß es nur noch einige Tage dauert.

Soll man sich lossagen von dem neuen Verfahren? Soll die Oberste Heeresleitung in einem allgemeinen Befehl die alte Taktik der starren Verteidigung ohne Rücksicht auf die Verluste wiederherstellen? Das hieße, im letzten Augenblick eine unabsehbare Unsicherheit in die Truppe bringen und ihr das Vertrauen zur Führung und zur eigenen Waffe

nehmen. Und doch muß einer Wiederholung des Geschehenen unter allen Umständen vorgebeugt werden. Zwei solcher Nackenschläge verträgt die deutsche Front nicht.

Bald stellte sich heraus, woran es lag. Wenigstens, woran es wahrscheinlich lag. Die eingesetzten Divisionen hatten die Grundsätze des neuen Verfahrens nicht weitgehend genug angewendet. Auch die höhere Führung an Ort und Stelle hatte sich noch nicht von den altgewohnten Abwehrgrundsätzen losgemacht. Ein Mittelding war entstanden, ein taktisches Monstrum. Vorn war alles zu dicht aufeinander, hinten waren die Abstände zu groß. Die ganze infanteristische Widerstandskraft war zwischen vorderer Linie und Hauptwiderstandslinie zusammengedrängt. Sie wurde, wie zu erwarten, durch das furchtbare Feuer zerschlagen. Die örtlichen Gegenstöße wurden nicht, wie es die neue Taktik forderte, aus dem weniger beschossenen Raume heraus nach vorn geführt, sondern mußten sich innerhalb der betrommelten Zone entwickeln. Die Masse der Feldartillerie stand zu nahe heran und wurde von der Feuerwalze ebenfalls zerschlagen. Die Eingreifdivisionen jedoch waren so weit entfernt aufgestellt, daß ihr Einsatz erst erfolgen konnte, als der Feind sich im eroberten Gelände schon fertig eingerichtet hatte.

So war es gekommen. Ein Glück, daß die Führung nicht die Nerven verlor und zu irgendwelchen übereilten Befehlen griff, die sich vielleicht furchtbar gerächt hätten. Die Lage war auch so angespannt genug.



Schon am folgenden Tage kann man sagen, daß die Krise überwunden ist.

Die Divisionen haben sich eingelebt. Der erste Schrecken ist überwunden. Die bitteren Erfahrungen des vergangenen Tages waren eine grausame Schule. Nirgends erreichen die Engländer weitere Fortschritte. Wo sie in Einzelangriffen ihr Zeil versuchen, werden sie abgewiesen. Aber die Schlacht ist deshalb noch nicht zu Ende und noch nicht gewonnen.

An diesem Tage hat die deutsche Führung den Abwehrapparat schon wieder so fest in der Hand, daß man daran gehen kann, den Engländer aus einigen besonders unangenehmen Einbruchstellen zu vertreiben. Diese Angriffe

zeigen in beruhigender Weise die Schlagkraft der deutschen Divisionen.

Mit überhöhdem Maschinengewehrfeuer, mit Minenwerfern und vorgeschobenen Feldgeschützen wird dem Feind der Rückweg verlegt. Unterdessen brechen die Stoßtruppen der Infanterie vor, dringen ein, arbeiten nach rechts und nach links, treiben sich die Engländer wechselseitig zu und machen viele Beute an Gefangenen und Maschinengewehren.

Am dritten Tage, am 11. April, beginnen die Engländer mit neuen Massenangriffen. Sie schrecken nicht mehr. Zum erstenmal setzt sich auch die systematische Abwehr der Tanks durch. Bis auf hundert Meter lassen kaltblütige Scharfschützen die Ungeheuer herankriechen und überschütten sie dann mit dem Geprassel ihrer Stahlkernmunition.

Im Abschnitt einer einzigen Division auf dem südlichen Teil des Angriffsfeldes werden sieben Tanks durch direkten Artillerieschuß erledigt. Von zwölf dort angreifenden Tanks können sich nur drei durch die Flucht retten.

Noch näher an Arras heran artet der englische Angriff zu einem wilden Rückwärtsstuten im deutschen Maschinengewehrfeuer aus. Die Weichenden bilden mit den nachdrängenden Angriffswellen einen dichten Anäuel, in den das konzentrierte deutsche Feuer hineinschlägt. Die Verluste sind furchtbar.

Auf der Straße Arras—Cambrai taucht mittags zum grenzenlosen Erstaunen der deutschen Infanterie englische Kavallerie auf. Sie haben also drüben — zwei Tage zu spät — geglaubt, der Durchbruch sei vollendet. Sogh zu Rosß entwickelt sich die Kavallerie zum Gefecht und reitet an, als habe sie nur eine Sandvoll deutscher Nachzügler vor sich. Nach einer Viertelstunde ist alles erledigt. Die Reiter stuten zurück. Menschen und Tiere wälzen sich durcheinander.

Weniger glücklich sind die Waffen der Verteidiger im Norden von Arras. Hier gehen die Höhen von Vimy nach wechselvollen Kämpfen verloren. Da man nach den furchtbaren Einbußen vom 9. April mit den Reserven aufs sparsamste umgehen muß, wird auf einen großangelegten Gegenangriff verzichtet. Der Verlust der Höhen bedingt ein Zurückweichen rechts und links davon.

Um sich nicht auf einen gefährlichen Schwebezustand einzulassen, nimmt die 6. Armee in der Nacht zum 13. April

eine Stellung ein, die Lens im Halbkreis westlich umschließt, dann über Arleux, Rœux und Monchy le Preux nach Bullecourt gelangt. Es ist den Engländern gelungen, die deutsche Front um etwa zehn Kilometer von Arras abzudrängen und ihr dabei schwere Verluste beizubringen. Einen strategischen Gewinn haben sie nicht erlangen können.

Sir Douglas Haig glaubt, daß er jetzt seine Pflicht getan hat. Ihm hat der Angriff hier im Raume von Arras überhaupt nicht viel Freude gemacht. Lediglich auf Nivelles Druck hat er sich dazu entschlossen. Mehr denn je schaut er nach Flandern. Die englische Admiralität und das Londoner Kabinett jammern über die verheerenden Folgen des Unterseebootkrieges. Marschall Haig ist ein Mensch von standhafter Zähigkeit.

Der Angriff auf die deutsche Unterseebootbasis wird schon seit dem Winter von den Engländern vorbereitet. Während die englische Armee im Artois anrennt, denkt Sir Douglas nur an Flandern. Er gibt hier unten keine Granate und keinen Tommie zuviel aus, der ihm nachher oben fehlen wird, wenn er seine Schlacht schlägt. Kurz entschlossen erklärt er am 14. April: „Es ist genug. Meine Divisionen brauchen Ruhe. Mögen die Franzosen nun sehen, daß sie etwas erreichen.“

Während Marschall Haig schon langsam mit der Verschiebung seiner Angriffsmittel nach Norden beginnt, schickt sich Nivelle an, die große Ernte einzubringen, die er sich zwischen Soissons und den Argonnen ausgedacht hat. Nivelle, der seiner eigenen Regierung unheimlich ist, Nivelle, über den seine Unterfeldherrn mitleidig lächelnd die Achseln zucken, Nivelle, den seine Soldaten zwei Wochen später den Blutsäuer nennen.

Der französische Generalissimus will mit seiner dreifachen Schlacht aufs Ganze gehen. Als Marschall Haig Schluß machen will, belehrt Nivelle ihn eines andern. Abermals muß der Brite sich fügen, um die Einheitlichkeit der alliierten Operationen nicht zu gefährden. Notgedrungen sagt er zu, daß er zum zweiten Male von Arras auf Douai angreifen wird, sobald Nivelle, nun das umgekehrte Verfahren anwendend, die deutschen Reserven auf dem französischen Frontteil gebunden haben wird.

Die Franzosen werden ihren Angriff doppelt führen.

Einmal vom Aisne-Abschnitt aus in nördlicher Richtung auf Laon, zum zweiten im Zentrum der Champagne mit Richtung auf Rethel. Hat man die deutsche Front so an drei Stellen zerschlagen, sind Douai, Laon und Rethel erreicht, so kann die große Bewegungsoperation beginnen, die Nivelle als Schlußakt des Krieges erstrebt.

53 Divisionen, 5300 Geschütze und 80 Tanks hat Nivelle zusammengebracht. 10 Millionen Granaten sind zu verfeuern. 5 Millionen Handgranaten und 170 Millionen Infanteriegeschosse sind verteilt. 70 Kilometer breit ist die Angriffsfront, die unter Ausparung der Reimser Ecke von Laffaux in der Gegend von Soissons bis nach Souain im Zentrum der Champagne reicht.

Am gleichen Tage, an dem bei Arras die Infanterieschlacht anhebt, setzt hier unten das Vorbereitungsfeuer ein. Die Räder der gewaltigen Maschine greifen mit stählernen Zähnen ineinander.

Eine Woche lang läßt Nivelle trommeln. Als Marschall Haigs Divisionen sich schon wieder in den Trichtern um Arras festgefressen haben, gibt Nivelle der französischen Infanterie den Befehl zum Angriff. „Die Stunde ist gekommen. Habt Vertrauen und seid mutig. Es lebe Frankreich!“

Es ist am frühen Morgen des 16. April 1917.



Die 6. und die 5. französische Armee rennen mit den Massen ihrer dichtgegliederten Infanterie zwischen Vailly und dem Brimont nordwestlich Reims gegen die deutsche 7. Armee an. Hinter den Franzosen steht ihre 10. Armee bereit, um nach erzieltm Durchstoß in den freien Raum hinein zu operieren.

Um sieben Uhr tanzen die Sperrfeuerzeichen.

Während des Vorbereitungsfeuers haben die Franzosen durch fast allnächtliche Infanterievorstöße den Versuch gemacht, die deutschen Truppen bis zum Augenblick des Angriffs in der vorderen Kampfzone festzuhalten. Sie kennen schon die neue deutsche Abwehrtaktik. Aber die deutsche Infanterie läßt sich nicht beirren. Zudem weiß man aus Gefangenenaussagen genau, daß die Infanterieschlacht an diesem Tage beginnen wird.

Eine zweite Neuheit haben die Franzosen eingeführt. Das ist das Unterlaufen des deutschen Sperrfeuers. Ihre Sturminfanterie ist so weit vorn aufgestellt, daß ihre ersten Wellen schon im feindlichen Vorfeld sind, bevor das Abwehrfeuer einsetzen kann. Fast gleichzeitig mit der eigenen Feuerwalze haben sich die Infanteriewellen in Bewegung zu setzen.

Auch die deutsche Artillerie ist nicht müßig geblieben. Zu den allerverschiedensten Zeiten hat sie Nacht für Nacht, zumal aber in der letzten Nacht, die französische Stellungenzone mit Vernichtungsfeuerwellen belegt. Kurz vor dem erwarteten Angriff liegt das Vernichtungsfeuer hageldicht auf den feindlichen Sturmausgangsstellungen. Dank dem Zindenburg-Programm kann man jetzt schon herzhafter in die Bestände greifen.

Drahthindernisse gibt es nicht mehr. Sie sind zersetzt.

Die Angreifer dringen ins Vorfeld ein. Jagdgeschwader wirbeln über ihnen. Die deutschen Jäger sind schon an der Arbeit.

Die deutsche Feuerglocke liegt über den französischen Ausgangsgräben. Die französische Feuerglocke schreitet langsam voran. Sie wölbt sich nach kurzer Zeit über der deutschen Hauptwiderstandslinie.

Die Franzosen ziehen ihre zweiten und dritten Angriffsstadien dicht an die ersten heran, um sie dem massierten deutschen Artilleriefeuer nach vorwärts zu entziehen. Dadurch sammeln sich vorn ungeheure Menschenmengen, die zu wenig Raum haben, um sich zu entfalten.

In der ersten halben Stunde hat es nur wenig Infanteriefeuer gegeben. Jetzt wird es anders. Als die Franzosen in den Bereich der deutschen Hauptwiderstandslinie gelangen, ist diese von rückwärts schon durch die Bereitschaften der Stellungenregimenter aufgefüllt. Die Bereitschaften haben die nach dem Uhrzeiger vorschreitende französische Feuerglocke über sich hinwegwandern lassen und sind dann im Laufschrift nach vorn gerückt. So gerät die Feuerglocke außer Fühlung mit ihren eigenen Sturmtruppen. Sie läuft über die zweite deutsche Stellung hinweg und läßt die französische Infanterie schutzlos in dichten Kolonnen vor die verstärkte deutsche Hauptwiderstandslinie stoßen.

Dann prasselt das Infanterief Feuer. Maschinengewehr neben Maschinengewehr. Aus heißen Läufen schlägt das Kreuz und quer in die Angreifer hinein und verursacht furchtbare Verluste. Allmählich gelingt es den Deutschen auch, durch Leuchtkugelzeichen, Fliegerverständigung und Meldungen der Erdbeobachtungsstellen die eigene Feuer-glocke von der französischen Stellung her straffer heranzuziehen.

So sind die Franzosen zwischen zwei Klauen einer erbarmungslosen Feuerzange eingeklemmt.

Man kämpft schon um einzelne Trichterkomplexe. Alles ist schon aufgelöst in Einzelhandlungen auf kleinstem Raume. Man kann schon sagen, daß der erste Ansturm mißlungen ist, obwohl sich die Angreifer noch gar nicht haben entwickeln können.

An manchen Stellen treiben nachfolgende französische Wellen den Angriff noch weiter vor. Er zwingt sich zwischen die deutschen Widerstandsnester und verebbt dort zu kleinem Gerinsel. Wo die feindliche Übermacht allzu groß und allzu hartnäckig ist, müssen die deutschen Regimenter bis in die Artillerieschutzstellung zurück.

Gegen Mittag sind die Franzosen bei Vailly bis auf den Chemin des Dames hinaufgelangt, der sich als schmaler Höhenrücken von Laffaux bis Craonne genau westlich-östlich hinzieht. Am Winterberg bei Craonne, einem Ausläufer des Chemin des Dames, ist eine zweite Ausbuchtung entstanden.

Beide Zerrstellen sind bedauerlich, aber nicht beängstigend. Es kommt nicht darauf an, daß einige Kilometer unbedingt gehalten werden, sondern darauf, daß der Abwehrapparat intakt bleibt. Es steht fest, daß die Stellungsdivisionen überall Herren der Lage sind, ohne daß bisher die Eingreifdivisionen in Tätigkeit getreten sind.

Die ersten Staffeln der Eingreifdivisionen entwickeln sich schon aus dem Ailette-Grund heraus, der nördlich vom Chemin des Dames verläuft. In einer Stunde schon werden sie angreifen. Über Nacht wird man dann die Stellungsdivisionen aus der Front ziehen, um morgen neue Eingreiftruppen zur Verfügung zu haben.

So scheint alles in bester Ordnung zu sein. Überall ist

man zuversichtlich. Bis zum Abend rechnet man bestimmt damit, das ganze Vorfeld bis hinab zur Aisne wieder in der Hand zu haben.



Inzwischen ist Nivelle das Opfer eines furchtbaren Irrtums geworden.

Als man ihm gemeldet, daß bei Vailly und bei Craonne größere Erfolge erzielt worden seien, glaubt er die Schlacht schon entscheidungsreif. Die Theorie seines „großen Schlages“ beherrscht ihn vollständig. Indem er sich instinktiv dagegen sträubt, den Grundsatz der langandauernden Materialschlacht anzuerkennen, verfällt er in das Gegenteil. Er sieht schon eine Entscheidung, wo noch gar keine ist.

Um Mittag herum läßt er die hinter der 6. und 5. Armee stehende 10. Armee mit der ganzen Masse ihrer Infanterie antreten, um über den Chemin des Dames hinweg, mitten durch die beiden vorn kämpfenden Armeen hindurch, auf Laon zu stoßen. Am Abend will er in Laon sein.

Dieser Befehl entscheidet die Schlacht, aber in einem ganz anderen Sinne, als es Nivelle gedacht hat.

Die Infanterie der neuen Armee vermischt sich mit derjenigen der alten Armeen mitten im deutschen Feuer zu dichten Klumpen. Massen stauen sich, die immer weiter von rückwärts aufgefüllt werden. Keine Befehle, keine Bitten um Einstellung des Menschennachschubs kommen von vorn nach rückwärts durch. Während sie hinten denken, daß vorn der Sieg im Gange ist, entsteht vorn nichts anderes als ein verzweifelter Zinschlachten. Die Augen auf den Sieg gerichtet, werfen die Stäbe immer neue Massen vor.

Ströme von Blut fließen auf dem Südhang des Chemin des Dames.

Die französische Führung hat immer noch nicht das Verhängnis eingesehen. Der einmal in Bewegung befindliche Apparat läßt sich nicht einhalten. Immer neue blaugraue Angriffswellen treten in das Abwehrfeuer. Sie kommen nur nach vorn, um auf den Leichenhügeln ihrer Vorgänger zusammengeschossen zu werden. Es ist furchtbar, schlimmer noch als bei den russischen Massenangriffen.

In diesem Stadium treffen, wohlgeordnet und zum Gegenangriff schon entfaltet, die deutschen Eingreifdivisionen

auf dem Schlachtfeld ein. Ihr Vorgehen staut die französischen Massen noch mehr zusammen. Verzweifelt wehren sie sich. Da sie weder vorwärts noch rückwärts können, nisten sie sich in den Trichtern fest. Was die rückwärtigen Stäbe nicht fertig bringen, gelingt dem Tod in kurzer Zeit. Bald sind sie so gelichtet, daß sie sich entfalten können. Jetzt kommt in ihre Kampfesweise Ordnung und System, freilich nur noch in der Verteidigung.

Die deutschen Eingreifdivisionen beseitigen die größten Zerrungen der neuen Front und erreichen eine Linie, die etwa dem Verlauf der alten Hauptwiderstandslinie entspricht. Hier sieht man von weiteren Angriffen ab. Die Verteidigung muß neu organisiert werden, um am nächsten Morgen gerüstet zu sein.

Nivelles drei stolze Angriffsarmeen sind an einem einzigen Tage zerschlagen worden. Er hat alles auf eine Karte gesetzt und alles verloren. Er will es noch nicht einsehen. Aber die Meldungen, die er im Verlaufe der Nacht von seinen Divisionen erhält, sprechen eine allzu deutliche Sprache. Die Verluste sind grauenhaft.

Noch hofft der General. Es war ja erst die eine Hälfte seines großen Schlages. Der Angriff im Zentrum der Champagne ist auf den nächsten Morgen angesetzt. Zwölf französische Divisionen werden dort vier deutsche angreifen. Auch dort hat er acht Tage lang trommeln lassen.

Am frühen Morgen bricht es, ebenso sicher erwartet, zwischen Prosnes und Auberive auf fünfzehn Kilometer Breite los. Der Frühling hat sich erschrocken davongemacht. Es fällt Regen mit Schnee untermischt.

Es gelingt den Franzosen, im ersten Ansturm bis auf die Höhen südlich Mauroy und Moronvillers zu stoßen. Oben auf dem schmalen Plateau des Cornillet-Berges beißt die Schlacht sich fest und will nach keiner Seite wieder herunter. Auch hier haben die Franzosen ähnliche Verluste wie am Chemin des Dames.

Am Abend des 17. April weiß Nivelle, daß er nichts mehr zu hoffen hat.

Zähneknirschend fügt er sich in den Zwang der Materialschlacht, gegen den er sich bisher so leidenschaftlich gesträubt.

Angriffe und Gegenangriffe folgen einander im ganzen Abschnitt der Riesenschlacht. Bald hat der eine Erfolg, bald der andere. Es gibt nur noch beschränkte Ziele, keine strategischen Pläne mehr. Der Durchbruch ist nur noch vom Zufall oder vom Kräfteverschleiß des Gegners zu erhoffen.

Die vorzüglich eingespielte Verteidigung wird von Tag zu Tag besser und sicherer. Die deutschen Divisionen lernen das Instrument der neuen Taktik mit großer Virtuosität spielen. Die Truppe faßt immer mehr Vertrauen dazu.

Am 23. April muß auch Marshall Saig wieder heran. Nicht um den großen operativen Durchbruch zu vollenden, sondern um Nivelle im Süden zu entlasten. Der zweite Teil der Arrasschlacht beginnt. Sie bringt den Engländern nichts mehr ein.

Nivelle opfert unterdessen immer weiter dem Moloch der Materialschlacht. Er kann ihn nicht versöhnen. Alles wird nur schlimmer, als es war. Der Blutstrom gewinnt an Breite.

Es geht in den Mai. Noch einmal massiert sich die Schlacht zu einheitlichen Großangriffen auf breiter Front. Am 7. Mai gelingt es den Franzosen, an einzelnen Stellen über den Chemin des Dames hinab zum Ailette-Grund zu steigen. Der deutsche Gegenstoß wirft sie nach Stunden schon wieder über die Höhe zurück.

Die Schlacht verzuckt, aber sie will noch nicht einschlafen. Jetzt sind es die Deutschen, die nicht locker lassen, bis sie sich eine Stellung erkämpft haben, die ihnen dauerhaft erscheint. Unternehmen folgt auf Unternehmen. Fast kein Tag vergeht, ohne daß an irgendeiner Stelle des Chemin des Dames mit schlagfertiger Plötzlichkeit angegriffen wird. Stückweise werden Teile aus der französischen Front gebrochen.

Nivelle versucht es noch einmal mit großen Gegenangriffen. Er kann an dem Ergebnis der Schlacht nichts mehr ändern. Ihr Spruch war schon am ersten Abend gesprochen. Er ist unabänderlich. Alles andere ist nur Fortsetzung, nur Eigensinn, nur Trotz, weil Nivelle unter keinen Umständen zugeben will, was jeder Einsichtige in Frankreich schon weiß.

Frankreich hat eine furchtbare Niederlage erlitten. Sie ist nur zu vergleichen mit der Niederlage der ersten Kriegs-

wochen, als das Schicksal des Landes an der Marne an einem seidenen Faden hing.



Die Arrasschlacht hat Sir Douglas Haig 180 000 Mann gekostet.

Die Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne muß Nivelle mit etwa 130 000 Franzosen bezahlen.

Noch während der Schlacht, am 15. Mai, wird Nivelle von der Regierung des Oberbefehls enthoben. Jetzt, nachdem der Blutsäuer verspielt, findet die Regierung Mut zu einem solchen Schritt. Das aufgehetzte Parlament steht hinter ihr. Jeder Zivilist in Paris beruft sich darauf, daß er es vorausgesagt habe. Alle Schuld wird auf Nivelle geschoben.

Er geht ohne ein Wort. Sein Nachfolger wird General Pétain. Er hat sein Ziel erreicht.

Schon vor Nivelles Abgang beginnt das Unheil weitere Kreise zu ziehen. Zahlreiche französische Divisionen meutern. Sie bilden Soldatenräte, zeigen rote Fahnen und erklären, daß sie nach Paris marschieren wollen, um die Regierung abzusetzen und um den Frieden herbeizuführen.

Binnen kurzem verbreiten sich die Meutereien über mehrere Armeekorps. Offenbar besteht ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Brandherden. Die Regimenter weigern sich, wieder in die Gräben zu gehen. Sie wollen nach Hause.

Das Parlament bildet Untersuchungskommissionen. Nicht gegen die Meuternden, sondern gegen die Führer, die sich nach Ansicht der Abgeordneten militärische Versäumnisse haben zu schulden kommen lassen. Die Debatten sind erregt und voller Zwischenfälle. Der Kriegsminister wird zur Rechenschaft gezogen. Er gibt zu, daß man der Armee zuviel zugemutet habe und erklärt ganz ohne Umschweife, daß Frankreich am Ende seiner Kraft sei. General Pétain muß versprechen, daß er keine Offensive mehr unternehmen wird, bis die Amerikaner eingetroffen sein werden.

Das „traurige Jahr“ ist über Frankreich hereingebrochen. Unter der furchtbaren Anspannung der letzten Offensive verborgen, bricht sich eine Anwandlung der Schwäche jetzt

elementar Bahn und dehnt sich rasch aus. Der Rückschlag ist da. Schon fällt das Wort „Verrat“, macht im Geheimen die Kunde und trifft überall auf begierige Ohren.

Unversehens steht die Entente in einer Krise, die schlimmer und furchtbarer ist als die, unter der die Mittelmächte dreiviertel Jahr zuvor fast zusammenbrachen.

Der Punkt ist erreicht, an dem die Kraft Deutschlands nahe daran ist, nach dreijähriger unerhörter Anspannung einer Welt von Feinden gegenüber siegreich zu bestehen. Rußland liegt am Boden, Serbien und Rumänien sind von der Landkarte verschwunden. Große Landstriche im Osten sind besetzt. Im Kaukasus, in Mesopotamien, am Suez-Kanal, in Mazedonien, überall wird der Feind mit fester Hand niedergehalten. Italien wartet schon mit Bangen auf den Schlag, der es treffen soll. Die Westfront steht unversehrt und hat in der Abwehr eben jene Krise beim Feind zum Ausbruch gebracht. Frankreich befindet sich im Zustande der Ohnmacht, seine Soldaten meutern, seine Zivilisten rufen nach Frieden, seine Politiker tuscheln miteinander über Verrat und Revolution. Das stolze England stöhnt unter der Last des Unterseebootkrieges, der in diesem Monat seinen Gipfel erreicht.

Diese ganze Vereinigung von Mächten, die über Deutschland hergefallen, groß und klein, Republiken und Monarchien, Weiße, Gelbe und Schwarze — aus aller Welt herbeigekommen, um Beute zu machen, Slawen, Romanen, Angelsachsen, Marokkaner, Kanadier, Australier, Inder, Chinesen, Japaner, Portugiesen, Griechen — alle diese Spektanten auf Deutschlands Erliegen starren gebannt auf die Macht, die allein ihnen noch Hilfe bringen kann. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind zur Entscheidung berufen.

Die halbe Welt hat nicht ausgereicht, um die Festung Mitteleuropa niederzuzwingen. Der deutsche Soldat beherrscht die Schlachtfelder von Flandern bis Mesopotamien, von Riga bis an den Tsonzo. Das deutsche Unterseeboot streift vom Schwarzen Meer bis nach West-Indien, vom nördlichen Eismeer bis zum Äquator.

Unbekümmert schreitet das Schicksal weiter. Eine neue Gruppe von Ereignissen dieses über alle Maßen gewaltigen Vorgangs hebt an.

Dritter Teil

Der Zusammenbruch

Die Friedensresolution

Underthalb Tausend Kilometer lang zieht sich die Front im Osten immer noch von Riga bis hinab zur Donaumündung. Etwa achtzig deutsche Divisionen, die Österreicher, Bulgaren und Türken gar nicht mitgerechnet, sind dort gefesselt. Drei starke Seeresgruppen, von der Ostsee bis zu den Karpathen Prinz Leopold von Bayern, in der Bukowina und in Siebenbürgen Erzherzog Joseph, in Rumänien Generalfeldmarschall von Mackensen, stehen untätig und warten ab, was nun eigentlich geschehen soll.

Einmal geschieht etwas. Deutsche und österreichische Truppen der Gruppe des Generals von Linsingen greifen im April 1917 am Stochod an. Wie mürbe Leinwand reißt die Russenfront. Tausende von Gefangenen werden mühelos gemacht.

Die Reichsregierung wendet sich an die Oberste Seeresleitung. Der Angriff ist gegen die Verabredung, eine Gefährdung der Politik des Außenamtes. Die Russen dürfen nicht gestört werden. Linsingen muß sofort aufhören.

Man darf die Russen nicht stören, obwohl es längst bekannt ist, daß die Botschafter der Entente in Petersburg die sogenannte Revolutionsregierung fest in der Hand haben. Es ist ein ganz unbegreiflicher Zustand. Jeder Tag bringt die amerikanische Hilfe näher. Jeder Tag, den die deutschen Truppen länger im Osten bleiben, ist ein unersetzlicher Verlust. Reichsregierung und Oberste Seeresleitung haben selbst immer wieder betont, daß die Entscheidung noch vor dem Eintreffen der Amerikaner fallen müsse, weil sie nachher zweifelhaft sein werde.

Im Osten geschieht nicht nur nichts. Das Unmögliche tritt ein. Statt daß achtzig Divisionen aus dem Osten in den Westen fahren, um den Krieg zu gewinnen, müssen noch

einmal umgekehrt deutsche Divisionen aus dem Westen nach dem Osten, um dort die Lage zu retten.

Im Juni wird es endlich Klarheit. Die Russen planen einen Generalangriff fast auf der ganzen Ostfront. Man erfährt es durch Gefangene und Überläufer. Zunächst erscheint es kaum glaublich. Dann aber erhält man unzweifelhafte Bestätigungen.

Seit Mitte Juni hat Kerenski sich zum Diktator aufgeschwungen, ein kleiner Napoleon. Sein militärischer Beistand und der eigentliche Führer des Heeres ist General Brussilow. Er hat sich dem neuen System zur Verfügung gestellt und läßt sich gefallen, daß revolutionäre Komitees seine Maßnahmen kontrollieren. Kerenski zeigt sich den staunenden Truppen in seiner glänzenden Phantasieuniform, mit den Orden der Entente geschmückt. Er schürt den Kampf für die Ideale der Menschheit und der Demokratie.

Jetzt aber bemächtigt sich die Oberste Heeresleitung wieder der militärischen Zügel. Fünf Divisionen rollen aus dem Westen nach dem Osten. Ihre Aufgabe ist, für klare Verhältnisse zu sorgen.

Diese Divisionen kommen gerade rechtzeitig, um, genau wie ein Jahr vorher, den völligen Zusammenbruch der Österreicher zu verhindern. Im Untergang ist dies geheimnisvolle Rußland, ist diese im Innern zersetzte, dreimal kriegsmüde Armee noch stark genug, die österreichische Front in Stücke zu zerreißen.

Was die Russen unternehmen, ist alles andere als ein geordneter militärischer Angriff. In großen Horden rücken die Revolutionsoldaten Kerenskis nach heftigem Artilleriefeuer heran. Wo nur ein paar Maschinengewehre feuern, stieben sie auseinander und sind zu keiner Erneuerung des Angriffs zu bewegen.

Alles wiederholt sich. Teile der angegriffenen österreichischen Divisionen gehen genau wie vor fast einem Jahr ohne Widerstand zu den Russen über. Am 1. Juli erlangen diese gegenüber der 2. österreichischen Armee westlich Tarnopol größere Erfolge. Eine deutsche Division stellt das Gleichgewicht am 3. Juli wieder her.

Katastrophal wird die Entwicklung erst am 8. Juli. An diesem Tage erfolgt der russische Angriff zwischen dem

Dnjestr bei Salicz und den Hochkarpathen in der Gegend des Tartarenpasses, besonders beiderseits Stanislaw. Hier stehen die Österreicher der 3. Armee des Generalobersten von Tersztyansky. In zwei Tagen rückt das Revolutionsheer der Kriegsmüden zwanzig Kilometer vor. Bei Kalusz tauchen endlich deutsche Stahlhelme auf. Schon ist alles vorüber. Die Offensive wird wie ein Strohfeuer erstickt, auf das man in aller Eile einen Eimer Wasser schüttet.

Die Österreicher befinden sich in einer furchtbaren Lage. Ihre Truppen sind durch die Verschiedenheit nationaler Abstammung zerrissen. Tschechische und andere slawische Formationen leisten den Kriegsdienst nur mit unverhohlenem Widerwillen. Ihre Offiziere können nur mit äußerster Anstrengung den Zusammenhalt wahren. Unter solchen Umständen ist der militärische Wert dieser Armee nur noch gering. Hinzu kommt, daß auch die österreichische Verwaltung im Innern des Landes mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat als die deutsche. Es ergeben sich trostlose Aussichten für die Zukunft. Österreich ist fast am Ende seiner kriegerischen Leistungsfähigkeit angelangt.

Die deutschen Divisionen stehen schon bereit. Sie wissen, daß jetzt in Rußland endgültig Schluß gemacht werden muß. Die ganze Kerenski-Offensive war, militärisch betrachtet, ein blutiger Fastnachtszug.

Politisch aber hat sie dennoch ihre Wirkung getan, eine unheilvolle Wirkung.



Kurze Zeit vor diesen Ereignissen treffen sich die Ministerpräsidenten Englands und Frankreichs in Paris. Der alte Ribot — noch ist der Tiger Clemenceau nicht am Ruder — schildert Lloyd George die Lage mit unverblümter Offenheit. Er sagt, daß es mit Frankreich nun zu Ende ist. Er verhehlt ihm weder die Meutereien in der Armee noch die allgemeine Kriegsmüdigkeit des Landes, noch die Schwierigkeiten mit dem Parlament.

Lloyd George weist auf die bevorstehende Waffenhilfe Amerikas hin. Die ersten Truppen sind schon auf französischem Boden gelandet. Er beschwört die Franzosen, die gemeinsame Sache nicht im Stich zu lassen.

Ribot zuckt die Achseln. Frankreich kann nicht mehr war-

ten. Bis die Amerikaner entscheidend eingreifen können, werden Monate vergehen. Was soll unterdessen geschehen, wenn die Deutschen Rußland zu Boden schlagen und Italien überfallen? Beide Handlungen sind in kürzester Frist mit Sicherheit zu erwarten, nachdem die Deutschen jetzt im Westen Luft bekommen haben. Sie wären töricht, wenn sie diese Gelegenheit nicht benutzten.

Lloyd George sieht, wie ernst es mit Frankreich steht. Er begreift, daß es nun an der Zeit ist, heroische Entschlüsse zu fassen. Er bespricht sich mit Marshall Saig und Lord Robertson, dem britischen Generalstabschef. Er stellt Rückfragen an seine Ministerkollegen in London. Er berechnet und prüft mit der kalten Energie eines entschlossenen Mannes. Schließlich macht er den Franzosen ein Angebot sonder Haare und Zwiespaltereien.

Dies Angebot besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß Großbritannien bereit ist, die Hauptlast des westlichen Kriegsschauplatzes auf seine eigenen Schultern zu nehmen. Den Gurgelgriff des Unterseebootkrieges am Halse, inmitten niedergebrochener Bundesgenossen und zweifelnder Militärs übernimmt dieser Zivilist die volle Verantwortung, die Mittel seines Landes ohne jede Einschränkung auf die Karte des Sieges zu setzen.

Wenn England nun alles hergeben wird, so verlangt Lloyd George nüchternen Verstandes eine Gegenleistung von den Franzosen. Sie haben mit den schärfsten Mitteln ihre Armee wieder kampfkraftig zu machen und ihre Politiker zur vaterländischen Disziplin im Interesse des Sieges zu veranlassen. Unabhängig davon, ob die Amerikaner schon zur Stelle sein werden oder nicht, haben sie sich dem gemeinsamen Angriff wieder anzuschließen, sobald ihre inneren Verhältnisse es gestatten.

Ribot schwankt noch, auf diese Grundlage einzugehen. Er tut es erst, als ein ganz anderes Ereignis eintritt.

In brutaler Wiederholung läßt das Schicksal genau wie vor einem Jahre zur Zeit des Beginns der Brussilow-Offensive und der Sommeschlacht eine Gruppe von Ereignissen zeitlich beinahe zusammenfallen. Ihr Zusammenwirken ist gegen Deutschland gerichtet und verändert die Lage abermals in wenigen Wochen von Grund aus. Zum zwei-

tenmal in diesem ungeheuren Kriege wechselt das Schicksal auf die feindliche Seite.

Das erste dieser Ereignisse ist die Kerenski-Offensive. Wenn auch nur eine schillernde Seifenblase, so dient sie doch dazu, den Kriegswillen der Entente aufs neue anzufachen und ist den Politikern ein willkommenes Mittel, die Öffentlichkeit über die Krise im Westen hinwegzutäuschen.

Das zweite Ereignis ist vorläufig nur wenigen sichtbar, aber um so furchtbarer. Kaiser Karl von Österreich-Ungarn, der Nachfolger des alten Franz Joseph, wendet sich von seinem Bundesgenossen ab.

Das dritte ist der Beginn der Flandernschlacht.

Das erste und das dritte treffen die deutsche Armee. Der in hundert Schlachten bewährte, immer wieder zum Sterben bereite deutsche Soldat überwindet beide.



Kaiser Karls Untreue reicht über ein halbes Jahr zurück, ehe sie in Erscheinung trat. Am 21. November 1916 schloß der alte Franz Joseph die müden Augen. Mit ihm verlor Österreich-Ungarn den letzten Herrscher, dessen ehrfürchtige Gestalt die auseinanderstrebenden Teile der Monarchie zusammenhielt. Deutschland verlor nicht weniger. Es büßte mitten in höchster Not seinen treuen, niemals wankelmütigen Bundesgenossen ein.

Die serbischen Schüsse, die im Sommer 1914 den Weltbrand eingeleitet, trafen den einzigen Sabzbürger, dessen Treue zu Deutschland unzweifelhaft war. Durch seinen Tod kam die Nachfolge auf den jungen Erzherzog Karl, den Großneffen Franz Josephs. Er selbst war ein schwacher, energischen Einflüssen leicht unterliegender, nach äußeren Erfolgen strebender Mensch. Seine Gemahlin Zita stammte aus dem Geschlecht der Bourbonen. Ihr Denken und Fühlen war französisch.

Der junge Kaiser begann alsbald zu regieren. Conrad von Goetzendorff erhielt das Kommando über die Tiroler Front. Er war dem neuen Herrn zu selbständig. General von Arz wurde Generalstabschef. Außenminister wurde Graf Czernin, ein glatter Diplomat, überzeugt von der Notwendigkeit, einen Verständigungsfrieden zu suchen, selbst wenn er nur durch große Opfer zu erlangen war.

Sofort fing es an. Die Mutter der Kaiserin Zita ließ im November 1916, noch im Sterbemonat des alten und mit Wissen des neuen Kaisers, ihre beiden in der belgischen Armee dienenden Söhne zu sich kommen und teilte ihnen mit, daß ihr Schwiegersohn, der junge Kaiser, unbedingt Frieden machen wolle.

Im März 1917 ging es weiter. Karl und Zita empfingen die beiden belgischen Leutnants heimlich in Wien und übergaben ihnen einen vom Kaiser eigenhändig geschriebenen Brief mit dem Auftrag, ihn zweckentsprechend in Paris zu verwenden. Der Inhalt war furchtbar. Der Kaiser bewunderte zunächst die Leistungen Frankreichs, versprach dann, er werde alle Hebel in Bewegung setzen, um seinen deutschen Verbündeten zum Verzicht auf Elsaß-Lothringen zu bringen. Dies sollten die beiden Prinzen, so stand es in dem Brief, dem französischen Präsidenten Poincaré „diskret und unauffällig“ zur Kenntnis bringen.

Eine Woche später, am 31. März 1917, hielt Poincaré das Schreiben des Kaisers in seiner Hand.

Nicht einmal der österreichische Außenminister wußte von diesem Schritt. Als er später davon erfuhr, leugnete der Kaiser seinem eigenen Minister gegenüber alles ab und gab sein Ehrenwort für eine Lüge.

Während die Schwäger Karls schon mit dem Briefe auf dem Wege nach Paris waren, ließ der Kaiser seinen ahnungslosen Außenminister mit dem deutschen Reichskanzler in Berlin Besprechungen über ein Minimal-Friedensprogramm führen. Darin wurde die völlige Unversehrtheit Deutschlands und Österreich-Ungarns als Grundbedingung vorgesehen. Soweit war es mit der Bundestreue des österreichischen Kaisers schon gekommen, daß er ein solches Doppelspiel trieb.

Kurze Zeit später kam Kaiser Karl mit seinem Minister persönlich nach Bad Gomburg und traf dort Kaiser Wilhelm und den Kanzler. Dabei hatte der Habsburger die Stirn, seine Bundestreue zu betonen und, gestützt auf das unbedingte gegenseitige Treuverhältnis, von Deutschland zu fordern, daß es bereit sein möge, auf Elsaß-Lothringen zu verzichten, wenn anders ein Friede nicht zu erreichen sein werde. Nicht ahnend, daß in diesem Augenblick schon Poincaré von den Absichten des österreichischen Kaisers wußte,

wiesen Kaiser Wilhelm und der Reichskanzler das Ansinnen der Österreicher entrüstet zurück. Mit dem Judaskuß der Bundestreue fuhr Karl nach Wien zurück.

Sie ruhten nicht lange in Wien. Schritt vor Schritt gingen sie auf dem einmal betretenen Weg weiter. Mitte April erhielt Kaiser Wilhelm ein Schreiben Kaiser Karls, dem eine Denkschrift des Grafen Czernin beigelegt war. Czernin schilderte die Lage Österreichs und der Mittelmächte in den allerschwärzesten Farben. Mit Absicht waren starke Übertreibungen vorgenommen. Kaiser Karl wollte den deutschen Kaiser unbedingt friedensbereit machen. In seiner Denkschrift stellte der Minister zusammenfassend fest, daß Österreich am Ende seiner Kraft sei und daß Deutschland über den Spätsommer des laufenden Jahres hinaus nicht mehr auf Österreichs Hilfe rechnen könne.

Der Reichskanzler schickte eine Antwort nach Wien, in der er den Versuch machte, die sinkende Zuversicht zu heben. Er predigte tauben Ohren.

Es war noch lange nicht genug. Czernin ließ dem deutschen Reichskanzler mitteilen, ein regelrechtes Friedensangebot der Entente liege vor. Der Reichskanzler begab sich sofort nach Wien. Mit großer Geheimnistuerei sprach Czernin von einem Versuch der Entente, zu einem Sonderfrieden mit Österreich zu gelangen. Auf dem Wege über einen unbedingt zuverlässigen Vermittler, dessen Namen er ehrenwörtlich zu verschweigen habe, sei ein konkretes Angebot nach Wien gelangt. Aber, so sagte er, Österreich werde nicht ohne seine Verbündeten Frieden machen.

Graf Czernin handelte im guten Glauben. Er kannte die Vorgeschichte dieser „Friedensvermittlung“ damals noch nicht. Er wußte nur die letzten Tatsachen. Die Schwäger des Kaisers, die mit Poincaré gesprochen, teilten mit, die Entente könne einen Sonderfrieden mit Österreich nur dann in Erwägung ziehen, wenn auch die italienischen Ansprüche in Tirol und an der Adria befriedigt würden. Kaiser Karl hatte, seinen Brief verschweigend, den Grafen in dem Glauben gelassen, als handle es sich hier um einen von der Entente ausgehenden Friedensvorschlag.

Bethmann riet Czernin, die Sache mit Behutsamkeit und ohne Überstürzung weiter zu verfolgen. Über Elsaß-Lothringen wurde nicht mehr gesprochen.

Als Bethmann nach Wochen Czernin fragte, was aus der Angelegenheit geworden sei, sagte Czernin, man habe von der Gegenseite nichts mehr gehört.



Inzwischen hatte die Entente, nachdem sie zuerst den Brief Kaiser Karls an seine Schwäger erfahren, nun auch die Denkschrift Czernins in die Hand bekommen. Klipp und klar wurde ihr darin durch die Hand eines verantwortlichen Ministers bestätigt, daß Österreich am Ende war, daß es spätestens im Herbst zu einem Sonderfrieden gezwungen sein würde und daß auch Deutschland den Anforderungen eines neuen Winterfeldzuges nicht mehr gewachsen sei.

Der Zufall wollte es, daß die Denkschrift gerade in dem Augenblick nach Paris gelangte, in welchem Ribot und Lloyd George miteinander verhandelten. Man sprach über den Brief Kaiser Karls, den Poincaré gelesen hatte. Ribot schlug vor, den Faden weiter zu spinnen. Er überredete Lloyd George, mit ihm zusammen nach Rom zu fahren, um auch die Italiener friedensbereit zu machen. Das war nötig, weil die Entente Italien in jenem Geheimvertrag vom April 1915 die Erfüllung aller seiner Ansprüche garantiert hatte.

Lloyd George schwankte. Er hatte zu wählen zwischen den Opfern eines weiteren Feldzuges, die bis zur Ankunft der Amerikaner fast ausschließlich von England zu tragen sein würden, und zwischen der sehr ernst zu nehmenden Möglichkeit eines Friedens mit beschränkten Zielen. Unter dem Eindruck des Unterseebootkrieges wurde er schwach.

Die Reise nach Rom wurde vorbereitet. Auf dem Wege über die Schwäger Kaiser Karls gab man diesem zu verstehen, daß auch die italienischen Ansprüche erfüllt werden müßten, ehe man über einen Sonderfrieden sprechen könne. Zum erstenmal zog die Entente den Frieden ernstlich in Erwägung.

Am nächsten Tage war alles vorüber. Triumphierend hielt Lloyd George Czernins Denkschrift in der Hand. Seine ganze Energie flammte wieder auf. Die Reise nach Rom wurde sofort abgesagt. Die Fühlung mit Österreich nahm ihr Ende. Krieg bis zum Untergang der Mittelmächte hieß

wieder die Parole. Der Sieg war sicher, wenn es nur gelang, die Krise bis zum Auftreten der Amerikaner zu überwinden.



Ende April 1917 läßt Graf Czernin den deutschen Parlamentarier Erzberger zu sich kommen und erzählt ihm die Einzelheiten der österreichischen Friedensbemühungen. Er gibt dem Abgeordneten seine Denkschrift zu lesen und läßt ihn eine Abschrift machen. Er bittet ihn, auf die deutsche Volksvertretung im Sinne eines Verzichtsfriedens einzuwirken.

Erzberger ist bestürzt über das, was er erfährt. Er unterrichtet eine Reihe seiner Parteifreunde und befreundeter Parlamentarier und gibt auch ihnen die Denkschrift zur Kenntnis. Es steht bei ihnen sofort fest, daß sie von der eigenen Regierung und der Obersten Seeresleitung betrogen worden sind.

Vielleicht wird die Geschichte niemals feststellen, durch wen die Czerninsche Denkschrift in Feindeshand geraten ist. Die Beteiligten werden ihr Geheimnis mit ins Grab nehmen. Sicher ist nur, daß sie an Deutsche gelangte, die an Deutschlands Niederlage interessiert waren. Von ihnen bis zum Feind ist kein weiter Weg mehr.

Unaufhaltsam geht es weiter.

Der Reichstag ist mit der Regierung unzufrieden. Eine Menge innerpolitischen Zündstoffes hat sich angesammelt. Der Streit um den Unterseebootkrieg, um die Kriegsziele, um die russische und die polnische Frage, um Militärzensur, soziale Fragen, Steuern und parlamentarische Probleme schweigt jetzt keinen Tag mehr.

Im April hat der Kaiser seine Osterbotschaft erlassen. Er verspricht der Bevölkerung Preußens das unmittelbare und geheime Wahlrecht, wie es für den Reichstag gilt. Das Gesetz soll so vorbereitet werden, daß es bei Kriegsende in Kraft tritt.

Die preußischen Parteien sind damit unzufrieden. Sie wollen Handlungen sehen, keine Versprechungen. Sie haben die Krone im Verdacht, daß sie heute verspricht, um morgen wieder zu vergessen. Es heißt, die Oberste Seeresleitung habe sich auf die Seite der Reaktion gestellt, sie wende sich gegen jede innerpolitische Konzession als ein

Zeichen der Schwäche nach außen. Neue Erregung, neue Verdächtigungen. Zindenburg und Ludendorff werden in den inneren Streit hineingezogen.

Die Zerwürfnisse zwischen der Obersten Seeresleitung und der Reichsregierung werden immer tiefer. Die Oberste Seeresleitung schreibt der Regierung den größten Teil der Schuld an den bedauerlichen innerpolitischen Zuständen zu. Der Kaiser bemüht sich, zu vermitteln. Überall Risse, die notdürftig verkleistert werden und sofort wieder aufbrechen.

Zindenburg und Bethmann treffen sich zu einer Aussprache. Sie verläuft förmlich, ohne jede innere Annäherung. Ludendorff und Bethmann gehen sich seit langem aus dem Wege. Es gibt keine Versöhnung zwischen den beiden Charakteren, die einander so entgegengesetzt sind wie feindliche Elemente und die dennoch dazu berufen sind, in engster Fühlung miteinander an den beiden wichtigsten Stellen zu arbeiten.

Schließlich schreibt Zindenburg an den Kaiser: „Die schwerste Sorge ist augenblicklich das Sinken der Stimmung im Volke. Auch unsere Bundesgenossen bedürfen einer Rückenstärkung, sonst ist Gefahr vorhanden, daß sie abfallen. Es entsteht die Frage, ob der Kanzler zur Lösung dieser Fragen — und sie müssen richtig gelöst werden, sonst sind wir verloren — im Stande ist.“

Das kam der Forderung nach dem Rücktritt des Kanzlers gleich.



Am 6. Juli 1917 — seit gestern ist der Reichstag wieder zusammengetreten, eine schwüle Spannung liegt über ihm, in den Wandelgängen geht es zu wie in einem Bienenhaus — hält der Abgeordnete Mathias Erzberger eine große Rede, deren Inhalt nicht nur die Regierung, sondern auch den größten Teil seiner eigenen Parteifreunde völlig überrascht.

Er schildert die Lage Deutschlands als geradezu trostlos. Militärisch sei der Krieg nicht mehr zu gewinnen. Der Unterseebootkrieg habe vollständig versagt. Wirtschaftlich sei man am Ende. Zum Schluß fordert er den Reichstag auf, sofort eine Mehrheit zu bilden, die einen Frieden der Verständigung und des Verzichts auf alle Eroberungen an-

zustreben habe. Zu diesem Zwecke schlägt er die Annahme einer programmatischen Friedensresolution vor.

Erzberger und diejenigen Abgeordneten, die seinen Schritt billigen, zielen nicht unbedingt auf den Rücktritt des Reichskanzlers. Indem sie den Reichstag veranlassen wollen, eine neue parlamentarische Mehrheit zu bilden, erstreben sie den engen Zusammenschluß möglichst vieler Parteien zur Herbeiführung einer Abwehrfront nach außen und zur Bekämpfung aller auf Eroberung ausgehenden Strömungen im Innern, wie sie insbesondere von der Vaterlandspartei vertreten werden. Die Frage des Kanzlerwechsels wird erst durch das Auftreten der Obersten Seeresleitung drängend. Von zwei ganz verschiedenen Seiten und aus ganz anders gearteten Beweggründen begegnen sich zwei Richtungen in dem Kampf gegen die Reichsregierung.

Sofort nach Erzbergers Rede tritt die Oberste Seeresleitung auf den Plan, noch am gleichen Tage. Sindenburg und Ludendorff bitten den Kaiser, am folgenden Tage in Berlin ihre Stellungnahme zu der Rede anhören zu wollen. Der Kaiser beruft die Generale nach Berlin.

Der Reichskanzler erfährt von ihrer Berufung und kommt ihnen am nächsten Tage beim Kaiser zuvor. Er beschwört den Kaiser, man dürfe die Oberste Seeresleitung unter keinen Umständen in diese Frage hineinziehen. Die Verhältnisse im Reichstag würden dadurch nur verschlimmert werden.

Als Sindenburg und Ludendorff dann erscheinen, erhalten sie eine schroffe Absage. Der Kaiser weigert sich, mit ihnen die Lage zu besprechen, die durch Erzbergers Rede entstanden ist. Die Generale kehren noch am gleichen Tage auf ihren Posten im Hauptquartier zurück.

Am 12. Juli kommt der Kronprinz aus Charleville nach Berlin, um mit seinem Vater zu sprechen. Vorher empfängt er die Parteiführer des Reichstages. Es stellt sich heraus, daß nicht ein einziger für den Kanzler eintritt. Das ist Bethmanns Dank. Die Parteien der Linken und der Mitte sehen in ihm ein Hindernis für ihre Friedensresolution. Die der Rechten erstreben eine Kanzlerschaft, die den bevorstehenden Friedensschritt seiner Schwäche ent-

fleidet und den Reichstag auf den Boden einer energischen Kriegsführung zurückbringt.

Nachmittags weilt der Kronprinz beim Kaiser und teilt ihm mit, was er von den Parteiführern erfahren hat. Der Kaiser schwankt. Er will Bethmann nicht fallen lassen.

Der Kanzler erscheint zum Vortrag, der Kronprinz zieht sich zurück.

Kaiser und Kanzler besprechen die Friedensresolution. Bethmann ist schon dabei, mit den Parteien über eine auch für die Regierung annehmbare Form der Entschließung zu verhandeln. Er glaubt, daß alles in gutem Fluß ist. Noch wähnt er sich im Vertrauen der Reichstagsmehrheit und des Kaisers.

Der Chef des Militärkabinetts tritt in das Beratungszimmer. Er hat eine Meldung zu machen. Kaiser und Kanzler hören die Meldung schweigend an.

Die Abschiedsgesuche Sindenburgs und Ludendorffs sind bereits geschrieben und unterwegs von Kreuznach nach Berlin.



Bethmann ist blaß. Er ist furchtbar überarbeitet. Die Aufregungen der letzten Tage sind schlimm gewesen. Er steht auf und erklärt mit leiser Stimme, der Kaiser dürfe nicht einen Augenblick lang die Entlassung so verdienstvoller und von dem einmütigen Vertrauen des Volkes getragener Heerführer in Erwägung ziehen.

Dann setzt er seinen Vortrag fort, bis zum Ende. Dann geht er.

Am nächsten Morgen ist sein Abschiedsgesuch da. Sindenburg und Ludendorff sind auf kaiserlichen Befehl abermals aus Kreuznach nach Berlin gekommen. Der Kaiser empfängt sie sehr kühl und appelliert an ihre militärische Disziplin. Zum Schluß der Unterredung teilt er ihnen mit, daß er soeben das Gesuch des Kanzlers um seine Entlassung genehmigt habe.

Nachmittags findet eine Unterredung zwischen Sindenburg, Ludendorff und den Führern der politischen Parteien statt. Sindenburg warnt mit ernstesten Worten vor der Annahme der Friedensresolution als einem Bekenntnis der Schwäche nach außen. Er bittet die Volksvertreter, zu hel-

fen, daß in Deutschland der Geist der Eintracht, der Zuversicht und des Opferwillens wieder erstarke. Er ersucht, dem Heere, das vor neuen schweren Kämpfen stehe, die moralische Grundlage der Heimat zu erhalten, ohne die der Soldat seine Aufgabe nicht erfüllen könne.

Die Abgeordneten der Mitte und der Linken legen den Vertretern der Obersten Seeresleitung die Beweggründe dar, die sie zur Friedensresolution führen. Sie weisen auf die Zustände im Innern hin, auf das Mißtrauen, das in weiten Kreisen des Volkes gegen die verantwortlichen Leiter der Politik bestehe, von denen man eine klare Absage an jede Eroberungsabsicht verlange. Nur durch Vereinigung des größten Teiles des Volkes auf dem Boden eines Verständigungsfriedens glauben sie die Voraussetzung zu einem weiteren Durchhalten schaffen zu können. Sie machen aufs neue auf die furchtbare Gefahr aufmerksam, die nach ihrer Ansicht bestehe, wenn die Regierung und die verantwortlichen militärischen Stellen nicht eine unzweideutige Haltung im Sinne der Reichstagsmehrheit einnähmen. Sie stellen fest, daß auch jeder neue Kanzler sich auf den Boden der zu beschließenden Resolution begeben müsse, wenn man den Zwiespalt im Volke nicht noch vertiefen wolle.

Es erfolgt keine Annäherung. Das Schicksal ist unerbittlich. Niemand ist da, der es fertig brächte, alle Gewalten auf ein gemeinsames Ziel zu vereinigen.

Sindenburg und Ludendorff kehren noch am gleichen Tage in das Hauptquartier zurück. Sie sind sich klar darüber, daß sie nichts erreicht haben. Die parlamentarischen Verhandlungen über die Resolution nehmen in Berlin ihren Fortgang.

Der Kaiser ernennt den Ministerialdirektor Dr. Georg Michaelis zum Nachfolger Bethmann Hollwegs. Man sagt von ihm, daß er ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter sei. Im übrigen ist er bis dahin unbekannt. Seine Ernennung ist keine Lösung des Konflikts mit der Mehrheit des Reichstags, noch weniger die Erfüllung des Verlangens der Obersten Seeresleitung nach einem starken Kriegskanzler.

Am 19. Juli nimmt der Reichstag mit der neuen Mehrheit die Friedensresolution an. Die Regierung tritt auf

ihren Boden. Auch die Oberste Seeresleitung stimmt ihr zu, da sie mehr nicht zu erreichen vermag.

In der Resolution heißt es:

„Der deutsche Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietsabtretungen, politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar. Der Reichstag weist auch alle Pläne ab, die auf die wirtschaftliche Absperrung und die Verfeindung der Völker nach dem Frieden ausgehen. Die Freiheit der Meere muß sichergestellt werden. Nur ein Wirtschaftsfrieden wird dem freundschaftlichen Zusammenleben der Völker den Boden bereiten. Solange jedoch die feindlichen Regierungen das nicht einsehen, solange sie Deutschland und seine Verbündeten mit Eroberungen und Vergewaltigungen bedrohen, wird das deutsche Volk wie ein Mann zusammenstehen und unerschütterlich ausharren und kämpfen, bis sein und seiner Verbündeten Recht auf Leben und Entwicklung gesichert ist.“



Am gleichen Tage, an dem der Reichstag diese Entschlie-
ßung annimmt, bei Morgengrauen, brechen nach kurzem
Trommel- und Gasfeuer die deutschen Divisionen durch die
Russenfront in Ostgalizien. Sie reißen im ersten Anlaufe
die Kerenski-Massen auseinander, stoßen in Richtung auf
Tarnopol vor und bringen das ganze künstliche Gebäude
zum Einsturz.

Die russischen Truppenteile, die von dem Angriff be-
troffen sind, lösen sich auf. Die Soldaten fahren auf eigene
Faust nach Hause. Soldatenräte beschließen, den Kampf
einzustellen, um Blutvergießen zu vermeiden.

Ostgalizien und die Bukowina werden in ungebrochenem
Angriffsdrang erobert. Die Karpathenfront schließt sich der
Bewegung an. Ende des Monat stehen die Deutschen tief
in Rußland. Bis an die Grenzen der Moldau geht der Vor-
marsch.

Schon sind an anderen Stellen der Front die Vorbe-
reitungen getroffen, um das Werk mit Nachdruck bis zur
endgültigen Entscheidung fortzusetzen. Die Seifenblase der
Kerenski-Offensive zerstäubt mit einem Knall. Wie ein

Kartenhaus bricht Rußland zusammen. Wo die deutsche Armee angreift, reißt die mürbe Front.

Und dann steigt aus den Niederungen von Xpern, auf blutgetränktem Schlachtfeld, aus den Friedhöfen, in denen seit den Oktobertagen des Jahres 1914 die Gebeine der deutschen Kriegsfreiwilligen modern, die Flandernschlacht empor.

Das Grauen der Materialschlacht strebt zum Gipfel.

24. Kapitel Flandern

Überall, fast an allen Fronten, empfindet Mutter Erde mit ihren Söhnen noch einen Rest von Erbarmen. Freilich, alle Toten aufzunehmen, hat sie keine Zeit, der Ansturm auf die Gräber ist allzu groß. Aber den Lebendigen leiht sie ihre Hilfe.

Drei Viertel des Stellungen-daseins vollzieht sich im Unterstand. Hier ist immer noch ein letzter Rest Menschlichkeit, Heimat und Behagen. Acht Meter unter gewachsener Erde, 120 mal 180 cm Stollenholz, ein Tisch, aus rohen Brettern zusammengenagelt, ein Drahtgeflecht als Bettstatt, eine Zeltbahn vor dem Eingang und womöglich der Luxus zweier Ausgänge auf steilen Treppenstufen — das ist alles.

Hier wird Karten geklopft, stunden- und nächtelang. Hier werden Briefe geschrieben, mit einem winzigen Stück von Bleistift und auf weißem Papier, das die Kantine liefert. Hier wird von daheim geklönt. Hier werden Lieder gesungen, traurige und schwermütige, wie es der Zug deutscher Soldatenlieder ist. Man hockt beieinander und weiß nicht, wohin mit den Beinen. Man macht Witze, und es geht dabei wahrhaftig nicht zimperlich zu.

Hier wohnt der Kompagnieführer mit seinem Stabe, das heißt mit seiner Familie, als da sind Ordonnanzen, Bur-schen, Läufer, Sanitäter, Meldehundsführer, Briestauben-träger. Bunt genug ist die Familie. Der eine ist aus Mecklen-burg, der andere aus Schwaben, der dritte aus Westfalen. Der eine ist zu Hause Bäcker, der andere Schornsteinfeger, der dritte Student, der vierte Straßenreiniger. Der eine schimpft auf die Ehe, der andere preist sie, der dritte ist

verlobt und sagt gar nichts. Hier und da wechselt einer, wie es der Krieg so verlangt. Sie trauern nicht lange, und der neue fügt sich schnell in die Tradition der Familie ein.

Sie waren an der Aisne, in der Champagne, auf der Combres-Höhe, am Douaumont. Sie kennen den Gochberg, den Chemin des Dames, den Wald von St. Gobain, die Loretto-Höhe und den Toten Mann. Sie sagen Sankt Quentihn und Raims und Verduhn, wie man es schreibt, und sie ziehen so ihre Vergleiche, wo es am dreckigsten zuging. Sie haben eine ganz bestimmte Sprachtechnik, die der Stellungskrieg hat entstehen lassen. Sie sprechen von der „Gulaschkano“, wenn sie die Feldküche, und vom „berittenen Seelenheil“, wenn sie den Divisionsgeistlichen meinen. Starker Beschuß bedingt „dicke Luft“, schwere Einschläge „Brocken“, man geht nicht in die Stellung, sondern man „zittert“ hin. Ein ganzes lebendiges Lexikon ist schon entstanden.

Weiter rückwärts, etwa in der Bereitschaftsstellung, residiert das hohe Bataillon. Die Familie ist hier doppelt so groß. Da kommen noch Artillerieverbindungsoffizier, Adjutant und Ordonnanzoffizier hinzu. Wie man sieht, ist die Zusammensetzung schon erheblich vornehmer als bei der Kompanie, und eine bunte Decke zum Preise von achtzig Pfennigen auf dem Brettertisch zeugt von dem entsprechenden Komfort. Die Luft ist im übrigen die gleiche wie anderswo. Sie ist so, wie sie sein muß, wo zwanzig Menschen auf ein paar Kubikmeter Raum zusammengepfercht sind.

Nicht weit davon ist der Sanitätsunterstand. In ruhigen Zeiten eine Stätte der Erholung und der Unterhaltung. Mediziner und Apotheker stehen im Rufe, aus allen möglichen Bestandteilen einen Likör brauen zu können. Man weiß nicht, riecht es mehr nach Zigarren, nach Karbol oder nach Menschen. Jedenfalls ist es ein Geruch, der sich einprägt. Hier blüht der Skat, der Doppelkopp und das Bridgspiel, und die Unterhaltung schweift nicht selten zu geistigen Fragen.

Noch weiter rückwärts, wo man sich schon außerhalb der Laufgräben bewegen kann, wohnt das Regiment. Hier beginnt nun wirklich die Zivilisation. Der Umgangston ist beinahe höflich, die rauen Formen der Front beginnen sich abzuschleifen. Man achtet schon auf Korrektheit und nicht

mehr auf Herzlichkeit allein. Es gibt mehrere Räume, und zumindest derjenige des Herrn Kommandeurs ist mit aufgeschnittenen Sandsäcken ausgeschlagen und mit Holzleisten verziert. Der Kommandeur selbst sitzt auf einem richtigen Stuhl, und sein Lager weist einen Strohsack auf. Er verfügt über einen Schlafsack, der täglich ausgelüftet wird. Handelt es sich um eine ausgesprochen ruhige Front, so darf man sich nicht wundern, wenn das Bett weiß überzogen ist.

Die Front hat ihre genau bestimmten Regeln. Sie sind so feststehend wie das Alphabet und nach ihrer Anwendung ist der Grad des Kampfes zuverlässiger zu messen als nach den Statistiken der Stäbe.

Frontkrieg und Papierkrieg stehen im umgekehrten Verhältnis zueinander. Je ruhiger die Front, desto mehr Papier wandert zwischen den Stäben in Gestalt von Meldungen, Terminen, Tabellen, taktischen Maßnahmen, Unterweisungen, Reklamationen, Ermahnungen. Das kann bis zu einem Zustand führen, der den Papierkrieg zum Selbstzweck und den Frontkrieg nur zur Nebenerscheinung stempelt. Im ruhigen Abschnitt sind der Adjutant, der Kompagnieschreiber, der Feldwebel und der Bataillonschreiber die Träger des Großkampfes. Im wirklichen Großkampf der Front verschwindet das Papier.

Vorn kommt man zum Schlafen überhaupt nicht aus den Kleidern. Beim Bataillon ziehen sie schon die Röcke aus. Beim Regiment gar die Hosen. Die Brigade trägt im allgemeinen Pyjamas. Die Division schläft in regelrechten Betten.

Ganz vorn gibt es gar keine Unterstände, man hockt im Trichter oder in der Sappe. Der Kompagnieführerstollen ist vier Meter tief. Der des Bataillons acht. Das Regiment und die Brigade haben zehn Meter über sich. Die Unterstände der Division sind betonierte.

Vorn gibt es überhaupt kein Waschwasser. Der Kompagnieführer kann sich, wenn er einen findigen Burschen hat, einmal am Tage das Gesicht und die Hände waschen. Das Regiment wäscht sich sogar die Hände, bevor es seine Feldküchensuppe aus den Blechbehältern löffelt. Die Brigade, bevor sie speist. Die Division nimmt in jeder Woche ein Bad.



Die ganze Front, sofern sie nicht gerade unter den Schlägen des Großkampfes zuckt, weist noch einen Rest von Behaglichkeit und Gumor auf. Überall ist noch ein Sauch, ein Duft, eine Ahnung von daheim. Bescheidene Andeutungen nur, aber sie sind doch da.

Nur in Flandern ist es anders. Flandern macht eine Ausnahme.

Hier hat sich die Erde mit dem Moloch der Schlacht verbündet, sie haben einen heimtückischen Kontrakt miteinander geschlossen. Die Erde weigert sich, gegen die Menschen barmherzig zu sein. Keinen Zentimeter gibt sie ihnen nach der Tiefe, nichts, gar nichts. Sie ist geiziger und hartherziger als irgendein Lebewesen, und sie hat einen mächtigen Angestellten in ihren Diensten. Das ist das Wasser.

Einmal sind hier blühende Dörfer gewesen mit spitzen gotischen Kirchtürmen, roten Ziegeldächern, Gärten und fruchtbaren Feldern ringsum. Einmal waren hier geräuschlose und verschwiegene Bachläufe in Wiesengründen, der Steenebeek, der Saanebeek, der Rortebeek und die etwas größeren Schwestern, die Lys und die Rser. Wie ein mit dem Lineal gezogener Silberstreifen zog sich der Xpern-Kanal von der Rser bei Drie Grachten über Boesinghe an der alten Metropole Xpern vorüber, kroch mühselig durch die Erhebungen zwischen Zillebeke und Sollebeke und wanderte dann schnurstracks durch die Niederung bis zur Lys hinab nach Comines.

Einmal war der Southoulster Wald ein richtiger Wald mit Vögeln, Kaninchen und Füchsen. Rühle Schneisen schritten an verträumten Waldschlösschen vorüber, und die Äste der Holzfäller schallten durch den Baumbestand. Lichtungen waren hier, auf denen die Hasen ihre Hochzeit feierten oder die Löffel spitzten, wenn von weither, zwischen Staden und Langemarck, die Kleinbahn pffte.

Einmal waren hier Menschen, breitschultrige, ruhige, blonde Bauern und buntgekleidete Bäuerinnen, deren Reichtum durch die Zahl ihrer Unterröcke dokumentiert wurde, derbe, fleißige, unverdrossene und lebensfrohe Menschen. Sie versäumten kein Volksfest in Xpern, waren bei allen Späßen dabei und gingen hinterher in die Messe von Sankt Martin, um voller Andacht zu beten. Damals spendeten auch die

gotischen Wandelgänge an der Tuchhalle noch fühlen Schatten.

Einmal war das Wasser hier der Freund der Menschen, ihr Bruder, ihr Beschützer, der Träger ihrer Lasten, der Fruchtspender ihrer Felder, die Freude ihrer Augen.

Jetzt sind die Dörfer Steinhäufen, die Tuchhalle und Sankt Martin schwarze Mauerreste. Der Southouster Wald ist ein Sohn auf die Natur, nur Astgewirr, Draht und aufgewühlte Erde. Kein Fuchs, kein Gase, kein Vogel. Wo sind die stillen Bachläufe, das Silberband des Kanals? Wo sind die Menschen? Wo sind die Wiesengründe?

Von Dirmuiden über Langemarck, Sollebeke, Wyttschaete und Messines bis an die Lys herab ist alles ein wässriger Brei, grau, grau und grau. Bäche und Kanal sind von den Einschlügen der Granaten zerwühlt und verschüttet. Das Wasser ist über das Feld gedrungen. Durch die Öffnung der Nieuporter Schleusen ist der Grundwasserspiegel gestiegen. Es wird niemals trocken hier. Drei Spatenstiche — schon quillt Wasser. Ein Granateinschlag — nach drei Minuten steht er voll Wasser. Zehn Meter Laufgraben — nach zwei Tagen ist er ein Kanal. Der gangbare Boden ist weich und elastisch, als laufe man über faulendes Fleisch. Es ist ganz ausgeschlossen, irgendwelche haltbaren Erddeckungen zu schaffen.

Aber wie soll man sich helfen? Wie soll man sich in Gottes Namen gegen Granaten und Kugeln schützen?

Der flandrische Stellungsbau ist ein furchtbarer, zäher und beinahe vergeblicher Kampf mit der Nässe, der sich über Jahre hinauszieht. Hunderttausende gefüllter Sandsäcke werden herangeschafft und aufgebaut. Das Wasser durchweicht sie und zieht sie in den Brei herab. Hunderte von Kilometern Laufweg werden mit Lattenrosten belegt. Ganze Eisenbahnzüge mit solchen Rosten werden herangebracht. Der Schlamm frisst sie in zäher Beharrlichkeit. Jede noch so kleine künstliche Erdauffschüttung, jedes Stück Bahndamm, jeder Hügel, wo einmal eine Windmühle gestanden, wird zur Anlage eines kümmerlichen Unterstandes verwendet. Man gewinnt kaum Schutz, nicht einmal gegen die leichtesten Granaten. Da die feindliche Artillerie diese Stellen sehr schnell erkennt, werden sie nur zu Menschen-

fallen. Der allermenschlichste Drang nach einem Dach über dem Kopf wird hier hundertfach zum Verräter.

Man muß ein Mittel finden, das stärker ist als das Wasser. Das ist der Beton. Mit der Zeit werden zahlreiche Eisenbahnzüge voll Beton in der flandrischen Ebene eingebaut. Da sich die Erde weigert, Hilfe zu leisten, müssen die Betonkästen auf den Boden aufgesetzt werden. Sie sind würfelförmig, haben einen Ausgang nach hinten, enthalten einen kleinen Innenraum von wenigen Kubikmetern und werden mit rings aufgeschüttetem Erdreich vor den Spähäugen der Flieger verborgen.

In diesen trostlosen Behausungen konzentriert sich alles Lebendige, schachbrettartig über die Ebene verteilt. Sie sind der Aufenthaltsort der Stellungstruppen, der Stäbe, der Geschützbesatzungen. Zwischen ihnen vollzieht sich bei Nacht der Verkehr. Sie dienen zur Orientierung in dem phantasielosen Gelände, wo ein Quadratkilometer dem andern gleicht an Armut, Schmucklosigkeit und breiiger Monotonie.

Aber die Flieger vervollkommen ihre Kunst sehr bald. Sie lernen, wie man aus den Fußstapfen des nächtlichen Verkehrs die Lage dieser Betoninseln feststellt. Sie beobachten jeden Läufer und Sanitäter und merken sich, wo er plötzlich verschwindet. Haben sie auch nur eine Vermutung, einen solchen Block gefunden zu haben, so lassen sie das schwere Flachfeuer von weit hinten her den Raum bestreichen. Stundenlang, mit unermüdlicher Ausdauer, während der Flieger beständig darüber freist.

Einmal geschieht es dann, daß ein Schuß ein Stück weißlichen Beton bloßgelegt. Und dann ist es aus. Steilfeuer hämmert auf den Entdeckten, Schrapnells streuen die Umgebung ab, damit niemand entrinnen kann. Notfalls greift der Flieger selbst mit seinem Maschinengewehr ein. Es ist nichts zu machen. Es dauert so lange, bis der Klotz mit einem dumpfen Brach zusammenbricht oder bis eine Granate ihn so unterwühlt, daß er sich auf den Eingang stellt. Schluß. Der nächste. Es gibt Flieger, die sich zu hervorragenden Spezialisten ausbilden. Die Hauptsache dabei ist Geduld.

Furchtbar sind die Nöte der Artillerie, deren Geschütze auf die Erddeckung verzichten müssen. Weiter muß die Munition in Körben herangeschleppt werden. Die Fahr-

Kolonnen vermögen den Schlamm nicht zu durchdringen. Und welche Mengen von Granaten werden verbraucht! Die Geschütze stehen frei im Gelände, notdürftig mit Drahtgeflechten, Brettern, alten Türen und allem möglichen abgedeckt. Irgendwo in der Nachbarschaft haust die Bedienung im Betonbunker. Die feindlichen Flieger kennen die Batteriestellungen ganz genau. Sie brauchen nur ihre Beobachtungen vorzunehmen, wenn die Infanterie Sperrfeuer angefordert hat. Die Artillerie muß dann feuern, wenn sie auch genau weiß, daß sie sich dadurch dem Feind preisgibt. Zwei Stunden später ist die Rache da. Ohne Deckung wird an den Geschützen hantiert. Es wird solange gefeuert, bis ein Unglückstreffer Geschütz und Mannschaft durcheinanderwirft.

In all diesem Wust von feindlichen Kräften und Elementen ist nicht ein einziges, das Schutz und Hilfe gewährt. Hier ist alles auf Vernichtung eingestellt, es gibt keinen abweichenden Grundsatz. Die Bedingungen der Materialschlacht können gar nicht idealer sein. Hier kann sie ihre furchtbare Blüte entfalten. Wen Kugel und Granatsplitter vergessen, den verschlingt das Wasser. Wen das Wasser nicht erreicht, den frißt der eingeschossene Bunker. Wen der Bunker verschmäh't, den bekommen die Flieger. Wer dem Flieger entrinnt, den erwartet schon wieder das Wasser. Indem er sich mit letzter Energie gegen das Wasser sträubt, erreichen ihn dann endlich Kugel und Splitter.

Der Tag bekämpft die Nacht, die Nacht den Tag. Die Helligkeit liefert den Menschen dem lauernden Gegner aus, die Dunkelheit dem Wasser, das überall ist. Die Gleichförmigkeit des Geländes führt ihn in die Irre. Ist aber ein Orientierungspunkt da, so zieht er schon wieder das feindliche Feuer auf sich. Legt er sich hin, so treibt ihn die Nässe zum Aufstehen. Steht er auf, so zwingen ihn die Granaten zum Hinlegen. Muß er nach vorn in die Schlacht, so leuchten ihm entgegenkommenderweise die Leuchtzeichen der Front, und man winkt ihm mit einem Hagel von Einschlägen. Will er nach Tagen der Hölle entinnen, um hinten irgendwo auszuruhen, so ist alles dunkel, alles schwarz, alles irreführend, damit er möglichst lange der Wirksamkeit feindlicher Kräfte ausgesetzt bleibt.

So ist flandern. Und es ist gar kein Unterschied, ob

einer bei der Schleuse von Drie Grachten, an der Brücke von Boesinghe, beim Bahnhof von Langemarck, an der Mühle von Sankt Julien, im Schlosspark von Zooge oder an der Kirche von Zandvoorde wohnt. Die Schleuse, die Brücke, der Bahnhof, die Mühle, der Schlosspark und die Kirche sind nur noch Begriffe, mit denen die Stäbe und die Stellungskarten sich zur Bezeichnung gewisser Stellen des Trichterfeldes aushelfen. Das Gehirn braucht einen Anhalt, die menschliche Vorstellungskraft kommt nicht ohne Bezeichnung aus. Vielleicht ist es auch noch ein Rest von Sehnsucht, ein letzter Hauch von Verlangen, das hilflos dieser Phantasielosigkeit, dieser Monotonie ausgeliefert ist.

So ist Flandern, das Sir Douglas Haig, der kühle Rechner, dessen Strategie ebenso phantasieelos und monoton ist wie der Ort hier, zum Schauplatz seiner eigensten Schlacht ausgewählt hat.



Marshall Haig begann es mit aller Ruhe und Gründlichkeit und mit der Fähigkeit, deren nur der britische Charakter fähig ist. Seine Vorbereitungen reichen tief in den Winter zurück. Als jetzt, nach dem blutigen Mißerfolg von Arras, an der Aisne und in der Champagne, die Lage der Alliierten im Westen eine ungeheure Spannung erfährt, bestürmt man ihn, sofort loszuschlagen.

Er denkt nicht daran. Nicht einen Tag eher, als es in seinem Programm steht. Nicht einen Tag früher, bis das letzte Geschütz in Stellung, die letzte Granate auf ihrem Stapel, der letzte Tank in der Ausgangsstellung, der letzte Flieger startbereit.

Er legt keinen Wert auf Geheimhaltung. Er will ja nicht durch Überraschung siegen. Er will eine Werkstatt aufmachen, mit einem Feuer, das in ständiger Blut bleiben soll, mit einem Hammer, der monatelang arbeiten kann, mit einem Vorrat an Kohlen, Eisen und Schmiedegesellen, der einer soliden Wirtschaft und einem kapitalkräftigen Unternehmen Ehre macht.

Mögen die Deutschen alles beobachten. Was sie vorher an Granaten verfeuern, wird ihnen nachher fehlen. Mögen sie alle entbehrlichen Divisionen heranziehen. Das ist ja der Zweck des Unternehmens. Man will die Kräfte des Gegners

in einem Glutofen einschmelzen. Je vollständiger der Gegner zur Abwehr aufmarschiert ist, desto klarer kommt der Grundgedanke der Schlacht zum Ausdruck.

Hier gibt es keine strategischen Feinheiten, keine taktischen Künsteleien. Hier gibt es nur ein einziges probates Mittel, das alles andere ersetzt und das man eben immer wieder anwenden muß. Einen Geländestreifen niedertrommeln, dann ihn besetzen — den nächsten Streifen eintrommeln und wieder ihn besetzen. Und so fort.

Es wird keine Kavallerie aufgeboten und es werden keine großartigen Operationsbefehle aufgestellt. Es werden keine Tagesziele vorgeschrieben, die, mögen sie auch nur zehn Kilometer in der Luft entfernt liegen, an der Eigenart dieser Schlacht gemessen, weiter fort sind als der Mond. Wozu? Man trommelt, man besetzt — man trommelt wieder, man besetzt wieder. Hier gibt es keine Phantasie, hier gibt es nur System. Es ist ein Spiel mit ganz offenen Karten. Hier sind meine Mittel, sagt der Engländer, jetzt setze ich sie in Bewegung — nun stelle du deine Mittel entgegen, dann wollen wir sehen, wie es ausgeht.

Um aber seinen guten Willen gegenüber den Franzosen zu zeigen, nimmt Sir Douglas Haig die Operation, die er sich eigentlich als Einleitung zur Flandernschlacht gedacht, schon zwei Monate früher vor. Zwar geht dadurch jede Möglichkeit einer strategischen Auswirkung auf die Hauptoperation verloren, aber da es dem Briten durchaus nicht auf Strategie, sondern nur auf Material ankommt, berührt ihn das nicht weiter.

Er kann es mit desto ruhigerem Gewissen unternehmen, als die Vorbereitungen zu dieser Operation bis auf das letzte Tüpfelchen seit langem beendet sind.



Südlich von Ypern, zwischen dem Kanal bei Zillebete und dem Douve-Grund westwärts Warneton an der Lys, zieht sich ein mäßiges Höhen Gelände, dessen höchste Erhebungen bei Sankt Eloi und Wytschaete etwa achtzig Meter erreichen. Seit im November 1914 die deutschen Regimenter in wilden Kämpfen die Dörfer Wytschaete und Messines gestürmt, bildet die deutsche Front hier einen nach

Westen vorspringenden Bogen, der das Höhengelände einschließt. Die Engländer hängen unten in der Ebene.

Im Jahre 1915 hat hier der Krieg eine neue Blüte getrieben. Der Boden, der im Gegensatz zu der Gegend unmittelbar um Xpern frei von Grundwasser ist, wurde von beiden Seiten aus unterminiert. Erst waren es zögernde Versuche. Mit der Zeit entwickelte sich ein System. Schließlich brachte man es zu einer gewissen Vollkommenheit.

Es gab Stollen von vier Kilometer Länge, die bis zu einer Tiefe von sechzig Metern in die Erde hinabstiegen. Ganze Galerien wurden in mehreren Etagen angelegt und untereinander verbunden. Ein sonderbares Bergwerk entstand, in dem niemand nach Schätzen der Erde grub, sondern nach dem Feind, dem Maulwurf, dessen Miniergeräusche man deutlich vernahm und dessen Galeriesystem man durch kunstvolle Meßapparate immer genauer feststellen lernte.

Es kommt vor, daß zwei Stollen aufeinander treffen, tief unter der Erde, und daß in Nacht und Finsternis ein erbitterter unterirdischer Kampf sich abspielt. Man übertrifft sich gegenseitig mit raffinierten Vernichtungsmitteln. Man läßt heimlich Gas in die feindlichen Stollen strömen. Besondere Kampfmethoden werden erfunden, um den Kampf über der Erde mit dem unter der Erde zu verbinden. Hier liegt die größte Schwierigkeit, denn die unter der Erde wissen nicht, was oben vorgeht, und die oben haben keinen Einblick in die Vorgänge tief unten. Es sei denn, daß sie hin und wieder den dumpfen Druck einer unterirdischen Explosion empfinden. An anderen Fronten wird der Krieg nur horizontal geführt. Hier genügt das nicht. Die beiden Stellungssysteme erweitern sich vertikal zu ganz neuen Möglichkeiten.

Mit der Zeit geht man dazu über, oberirdische Stellungen von der Tiefe her zu bekämpfen. Erst treibt man den Stollen vor, sichert ihn durch das Galeriesystem und berechnet die Lage der oberirdischen Stellung. Dann wird die Mine geladen. Hunderte von Menschen schleppen tagelang Dynamit herbei. Später wird abgedämmt durch Tausende von Sandsäcken, damit die Sprengwirkung nicht in das eigene Stollensystem zurückschlägt. Eines Tages wird ge-

sprengt, während man oben durch flirrendes Sperrfeuer jede Bewegung unmöglich macht.

Je länger der Minenkrieg dauert, desto größer werden die Ladungen, desto umfangreicher die Sprengziele. Schon geht man zu kombinierten Sprengungen an mehreren Punkten gleichzeitig über. Das Gorchsystem wird immer raffinierter, der Angriff schwieriger, die Mittel zur Täuschung des Gegners schlauer. Es ist ein ständiges Leben auf dem Pulverfaß, während oben der Krieg immer mehr zum soliden Stellungsbetrieb übergeht. Der Schwerpunkt des Kampfes sinkt in die Tiefe.

Schließlich stößt man doch auf Grundwasser. Die Erde verweigert das tiefere Eindringen. Sie hat genug von dieser Maulwurfspielerei. Aber sie bemüht sich nicht, gerecht zu verfahren. Die Deutschen, die von oben herab minieren, sind gegen das Grundwasser machtlos. Die Engländer, die vom Fuße der Höhe bergauf minieren, können ihre Stollen noch entwässern. Ihnen erlaubt die Erde, noch eine Schicht tiefer herabzusteigen.

Man erkennt diesen gefährlichen Zustand auf deutscher Seite und versucht, durch alle möglichen Pumpsysteme den Nachteil auszugleichen. Dadurch werden neue Menschenkräfte gefesselt, während man zum Sparen gezwungen ist. Man wendet ein Beruhigungssystem an, indem man von neuen Sprengungen absieht und mit der Zeit auch die Miniarbeit einstellt. Es wird nur noch gehorcht, um das Verhalten der Engländer zu beobachten und um gegen alle Überraschungen gesichert zu sein.

Auch die Engländer scheinen nicht mehr viel Freude am Minenkrieg zu haben. Im Winter 1916/17 wird es immer stiller. Schließlich herrscht scheinbar vollkommener Friede unter der Erde.

Verständige Leute auf deutscher Seite erklären, wenn man mit dem Minenkrieg radikal Schluß machen wolle, so müsse man die ganze Front aus dem Wyttschaete-Bogen zurücknehmen. Bleibe man auf den Höhen, so seien Überraschungen niemals ausgeschlossen. Es sei möglich, daß die Engländer umfangreiche Vorbereitungen getroffen hätten, ohne daß man Genaues darüber feststellen könne. Die Natur des Minenkrieges erlaube es ihnen, zu warten, bis der ihnen

zusagende Augenblick eingetreten sei, das könne monatelang andauern, ohne daß man etwas davon merke.

Die Bedenken werden desto stärker, je deutlicher die überirdischen Vorbereitungen des Gegners auf der ganzen Flandernsfront einschließlich des Wyttschaete-Bogens zu erkennen sind. Auch der Stab der Seeresgruppe Kronprinz Rupprecht hält die vorzeitige Räumung für das sicherste Mittel. Andere Instanzen sind zuversichtlicher. Sonderbarerweise sind gerade die örtlichen Befehlsstellen Gegner einer Räumung, weil ihnen die jetzige Stellung zur Verteidigung besser geeignet erscheint. Die Erwägungen gehen ohne sonderliche Eile monatelang hin und her.

Sie sind noch mitten im Gange, als in den letzten Tagen des Mai, während die Arras-Schlacht und die Schlacht an der Aisne und in der Champagne noch im Ausklingen sind, das englische Artilleriesfeuer hier oben deutlich zunimmt. Da der Ausbau der neuen Sehnensstellung nicht genug gefördert ist, hält man es jetzt für richtiger, einen Angriff in der Bogenstellung abzuwehren. Notfalls kann man dann immer noch auf die Sehnensstellung zurückgehen.

Einige Tage später hat das systematisch gesteigerte feindliche Feuer den Charakter der Angriffsvorbereitung. Die fünf deutschen Divisionen der Bogenstellung liegen in guten Unterständen. Man gedenkt, die Trommelperiode einigermaßen zu überstehen.

Am 4., 5. und 6. Juni 1917 Feuerorkan, dessen Stärke auf Großkampf deutet. Der Infanterieangriff muß täglich erwartet werden.

Am 6. Juni, gegen Abend, ermattet zum großen Erstaunen der Verteidiger das Feuer ohne sichtbaren Grund. Es gibt eine fast ruhige Nacht. Truppen gehen nach vorn, um zusammengeschossene Formationen zu ersetzen. Eifrig wird an der Ausbesserung zererschossener Grabenteile gearbeitet.

Zwischen drei und vier Uhr morgens, am 7. Juni, bei erster schwacher Selligkeit, wirft ein englischer Flieger eine grüne Leuchtkugel ab.

Sie ist noch nicht verbläßt, als schon mit einem einzigen Schlag das Trommelfeuer losbrüllt. Ein Hagel von Eisen wirft sich auf die deutschen Stellungen und hüllt sie ein.

In dem fürchterlichen Lärm wird kaum bemerkt, daß die

Erde in weitem Kreise zittert und wankt, als habe ihr jemand einen mächtigen Stoß versetzt. Die Stöße wiederholen sich rasch nacheinander. Wie Wellen geht es durch die Tiefe.

Alles achtet auf den oberirdischen Kampf. Die Tragödie im Bauch der Erde vollzieht sich unsichtbar. Sie kommt nur an vielen Stellen in dumpfen Explosionen bis an die Oberfläche und bildet gewaltige Krater, in denen ganze Kompagnien Platz nehmen könnten.

Raum verzieht sich der Dunst ein wenig, als auch schon oben der Kampf um die geheimnisvoll entstandenen Krater im Gange ist. Unten ist alles aus, verstummt auf ewig, begraben und weggelöscht. Keines Menschen Auge wird je wieder einen Blick hineinwerfen.

Auf einer Frontbreite von zehn Kilometern haben die Engländer neunzehn Erdminen gesprengt. Die Ladungen lagen fast alle unter dem deutschen Galeriesystem, bis zu sechzig Meter Tiefe. Im ganzen sind, wie man später erfährt, vierzig Waggonladungen Dynamit verwendet worden.

Zwölf englische Divisionen sind im Angriff. Tanks klettern in Massen die Anhöhen hinauf. Jagdflieger knattern ihre Patronengurte hernieder. Das Sperrfeuer tobt, strafft sich zur Walze und tritt den Vormarsch an.

Die furchtbar zugeworfenen deutschen Divisionen leisten schwachen Widerstand. Die beiden Dörfer Wytschaete und Messines gehen sofort verloren. Englische Angriffswellen steigen über die Höhenlinie und wälzen sich abwärts gegen den Kanal.

An den östlichen Gängen klammert sich einzelner Widerstand fest. Viele Batterien fallen in Feindeshand. Sie haben zumeist dicht hinter dem Höhenrand gestanden.

Gegen Mittag gelangen die Eingreifdivisionen zum Einsatz. Von jenseits des Kanals entwickeln sie sich. Der Engländer, der jetzt die Höhenlinie besitzt, kann sie einsehen und sein Sperrfeuer vor sie legen. Der Kanalübergang kostet viele Opfer.

Die Angriffe gegen die verlorenen Höhen sind eine blutige Mühe, die fast vergeblich bleibt. Je länger sie fortgesetzt werden, um so größer werden die Verluste. Am Abend besinnt sich die Führung auf ihre alte Absicht, die Bogenstellung aufzugeben. Die Räumung muß jetzt unter

furchtbaren Umständen vorgenommen werden. In der Nacht wird die neue Stellung eingenommen. Sie ist noch nicht halb fertig und so ungünstig wie nur denkbar. Sie verläuft in der Kanalniederung zwischen Zollebeke und der Lys bei Warneton. Das Höhengelände ist endgültig verloren.

Siebenundsechzig Geschütze sind in der Hand der Engländer geblieben, siebentaufend Gefangene dazu. Die blutigen Verluste, besonders durch die verheerende Wirkung der Sprengungen, sind sehr viel höher. Die Engländer haben ihr Angriffsziel, das von vornherein nur beschränkt war, lückenlos erreicht.

Eine Woche lang zuckt die Schlacht noch. Dann erstarrt sie.



Es dauert noch mehr als einen Monat, bis Marschall Saig seine Vorbereitungen zwischen Drie Grachten und Zollebeke im Hauptabschnitt der Flandernschlacht beendet hat. Auf seinem Nordflügel stehen die 1. französische Armee und einige belgische Truppenteile. Ihre Aufgabe ist nur unterstützender Art. Man kann den Franzosen noch nicht viel zumuten. Den eigentlichen Stoß sollen elf englische Divisionen in erster und neun in zweiter Linie führen. Gegenüber hat die vierte Armee des Generals Sirt von Armin acht Divisionen in Stellung und sieben in Bereitschaft. Die Breite des Schlachtfeldes beträgt fünfundzwanzig Kilometer.

Die Artillerie- und Munitionsanhäufung der Engländer ist phantastisch. Auch die Deutschen haben die größten Anstrengungen unternommen, um möglichst stark in die Schlacht einzutreten. Der Munitionsverbrauch in der Abwehr erreicht bald einen solchen Umfang, daß an einem einzigen Tage im Schlachtabschnitt mehr Granaten verfeuert werden als im ganzen Kriege 1870/71.

Beide Gegner haben alle verfügbaren Bestände an Hilfswaffen herangezogen. Die Luft wimmelt von Fliegern. Hier entstehen jene großen Luftschlachten, bei denen gleichzeitig achtzig und mehr Maschinen gezählt werden.

Die Masse der schweren Artillerie ist unabsehbar. Man kann fast sagen, daß für mehr Geschütze kein Raum mehr da ist, trotz ihrer Tiefenstaffelung. Eine unheimliche Orga-

nisation ist erforderlich, um Geschütze und Munition im feindlichen Feuer und im Schlamm zu bewegen.

Hunderte von Tanks sind bereitgestellt. Das Gelände ist fast ideal für ihre Verwendung. Erst später wird auch ihnen der Morast zu grundlos.

Wirkung und Umfang des Materials sind in dieser Schlacht so ungeheuerlich, daß der Mensch gleichsam in den Hintergrund gedrängt wird, obwohl es sich doch ausschließlich um seine Vernichtung handelt. Er dient nur noch als Objekt, als Einsatz. In Wirklichkeit kämpft Material gegen Material. Die Feuerwalze, der Tank, der Flieger, der Betonflotz, die Schußtabelle, die Statistik und das Nachrichtennittel übernehmen die Hauptrolle. Zwischen ihnen wird der Mensch zerrieben.

Am deutlichsten erkennbar wird die innere Umwandlung des Schlachtgrundsatzes in der Abnahme des Infanteriefeuers und der phantastischen Steigerung des Artilleriefeuers nach Zeit, Tiefe und Dichte. Ganze Großkampftage werden fast ausschließlich von der Artillerie durchgekämpft, die von ihrem Gegner nichts sieht, sondern nach Tabellen und Karten arbeitet. Die Flieger, der Feuerzone der Erde entrückt, übernehmen die Kontrolle und die Korrektur des Materials. Von der Erde aus ist nichts mehr zu machen. Die Umstände gestatten dort keine einheitliche Gefechtsführung und Feuerleitung mehr.

Das Mißverhältnis zwischen Materialwirkung und Persönlichkeit wird in dieser Schlacht tödlich, fast wie hundert zu eins. Die Möglichkeit der Persönlichkeitswirkung wird auf die Lenkung des Materials beschränkt. Infanteristische Tugend bleibt dem kurzen Augenblick vorbehalten, in dem zwischen Feuerwalze hüben und Feuerwalze drüben die Reste der beiderseitigen Infanterien einander zu Gesicht bekommen.

Eine halbe Stunde des Großkampftages ist der Persönlichkeit zu wirken gestattet, wenn das Material sie bis dahin verschont hat. Alles andere ist Ohnmacht, Liegen im Schlammtrichter, gelegentliches Ausweichen in weniger beschossene Räume, Totgeschlagenwerden. Kurzum, alles Kräfte, die auf Vernichtung des persönlichen Wertes zielen. Gewinnen muß die Partei, der es gelingt, während des ganzen Tages die meisten Menschen und in diesen Menschen die meiste Kampfenergie aufgespeichert zu erhalten. Das ist tat-

fächlich die einzige Aufgabe, die dem Menschen zu erfüllen bleibt. Sie ist rein passiv und erfordert eine ungeheure Anspannung.

Der Zufall entscheidet so den Kampf im einzelnen Abschnitt, denn man kann die Wirkung des Materials nicht anders bezeichnen. Aus der Mehrheit der Zufälle hüben und drüben ergibt sich so etwas wie ein Gesamtbild, das man messen kann. Das Gesamtbild kommt dadurch zum Ausdruck, daß man nach einiger Zeit sagen kann: „Der Gegner hat das Dorf L. genommen.“ Oder: „Der Gegenangriff der x. Division hat vierhundert Meter Raum bis zum Steenebeek gewonnen.“

In Wirklichkeit ist das alles nicht richtig und nur ein Begriffsnotbehelf. Es gibt weder das Dorf L. noch den Steenebeek-Grund. Es ist auch kein Gegenangriff im Sinne taktischer Erfahrungen gewesen. Einzelne Menschengruppen, darunter in der Mehrzahl Leute der x. Division, die gestern etwa in diesem Streifen eingesetzt worden ist, sind hinter dem Sperrfeuer aus ihren Trichtern in andere Trichter vor ihnen gekrochen. Nach Fliegeraufnahmen ist man etwa vierhundert Meter vorwärtsgekommen. Viele Leute haben gar nicht gewußt, daß ein Angriff unternommen werden sollte. Sie haben sich der Bewegung angeschlossen. Bei anderen ist es nur der Drang gewesen, der Materialzone nach vorwärts zu entweichen.

Es gibt keine Linie. Auch die Flieger können mit ihren Lichtbildern nur einzelne verstreute Trupps feststellen. Was sich vorn begegnet und dem Kampfe die örtliche äußere Veränderung ausprägt, sind nur letzte, kaum noch bewegliche Ausläufer geschlossener, disziplinerter Massenbewegungen, die weit hinten angesetzt wurden und dann durch die Zone der Materialwirkung wie durch ein stählernes Sieb gegangen sind. Das meiste blieb in dem Sieb hängen. Die ursprüngliche Konzentration ist ganz aufgelöst, die Kräfte der Bewegung sind gelähmt, pulverisiert, zerbrochen.

Später, als die Schlacht ihren Gipfel erstieg, entwickelte sich bisweilen der Zustand, daß von der hinten angesetzten Bewegung überhaupt nichts bis nach vorn durchdrang. Das Material erstickte alles, die lebendige Kraft blieb in dem Sieb hängen. Vorn war die Einöde, der tote Raum, das

Niemandsland. Auf beiden Seiten raste das Chaos blindwütig, sinnlos, ungestalt und nicht mehr hemmbar.

In solchen Fällen überschlug sich die Materialschlacht und schuf ihr eigenes Paradoxon. Das Material blieb allein. Eine furchtbare, rasende, energiegeladene und nur aus Explosionen bestehende Macht — und doch tot, seelenlos, unfähig zu jeder eigenen Handlung wie ein Stein, der seit Jahrtausenden auf der gleichen Stelle liegt. Zwei blinde Riesen, die mit dem Rücken gegeneinanderstehen und sich dadurch bekämpfen, daß sie mit Steinen nach vorn werfen, wo jeder den Gegner vermutet.



Wie soll man diese Schlacht beschreiben? Obwohl eine Zusammenwirkung tausend lebendiger Kräfte und Energien, eine Unsumme konkreter Vorgänge, ist sie als Ganzes doch fast etwas Abstraktes, nicht Greifbares.

Die örtlichen Veränderungen, die sie hervorruft, sind so geringfügig, daß sie belanglos erscheinen. Der einzelne Kampfvorgang unterscheidet sich in nichts vom andern. Es ist eine monotone und endlose Wiederholung des gleichen Bildes. Als einziger sichtbarer Ausdruck tritt immer wieder das Artilleriesfeuer in Erscheinung. Sichtbar? Auch das ist in seiner Zusammensetzung so dicht, so grau, so einförmig, daß es zu einem dunstigen Schleier wird, der über dem Trichterfeld liegt und die Materialzone bezeichnet. Ob bei Bittchoote, bei Langemarck, bei Paschendaele oder bei Gheluvelt — weder der Boden, auf dem es sich abspielt, noch der Vorgang, der abrollt, verändert sich. Alles ist so unpersönlich, so neutral in Farbe, Klang und Wirkung, daß man sich eine Variation auch gar nicht vorstellen könnte.

Ein Tag ist wie der andere. Wenn die Kriegsgeschichte zwischen dem 31. Juli und dem 30. Nov. 1917 sechzehn besondere Großkampftage feststellt, so ist auch das nur bedingt richtig. Es trifft zu, wenn man die Befehle, die örtlichen Veränderungen, die Menge des verbrauchten Materials und die Zahlen der von rückwärts neu in die Materialzone geschickten Menschen berücksichtigt. Aber das sind nur hinten meßbare Größen. Vorn regiert das Material, der Schlamm, die Ohnmacht, der Brei. Auch an diesen Großkampftagen.

gibt es nur Trichterfeld, Artilleriefeuer, Tanks, Flieger, Artilleriefeuer und wieder Artilleriefeuer. Vielleicht hier und da das dünne Zirpen der Infanteriegeschosse in jenem Geländestrich, wo Materialzone von hüben und Materialzone von drüben aneinandergrenzen. Aber auch diese Grenze verwischt sich immer mehr. Die Zonen greifen in dem Bestreben, möglichst auch die vordersten Teile des Gegners zu erfassen, schon ineinander über. Wer durch das Sieb hindurchgelangt, der gerät vorn zwischen die Fahrräder.

Diese Schlacht kennt kein Angreifen mehr im Sinne aller früheren Kriege und Schlachten. Sie ist die fast vollendete Sinnlosigkeit, zu der drei Jahre Krieg im Westen das herabgewürdigt haben, was man früher als Strategie bezeichnete.

In diesem Sinne steht die Flandernschlacht einzigartig da. Sie sagt: „Wenn ihr Geerführer von hüben und drüben nicht mehr den Rückweg aus dieser Sinnlosigkeit findet, wenn ihr weiterhin nur das Material anbetet und auf euren eigenen Verstand verzichtet, so seid ihr überflüssig und man kann Rechenmaschinen an eure Stelle setzen.“



Vom 20. Juli an nimmt das englische Artilleriefeuer so zu, daß man sagen kann, die Aktion hat begonnen.

Die deutsche Artillerie hält sich bis zu einem bestimmten, gefühlsmäßig zu erfassenden Augenblick noch zurück, um sich nicht vorzeitig zu verausgaben. Dann, etwa vom 23. Juli an, beginnt sie die systematische Abwehr. Reichlich wird dabei Gasbeschuß angewendet. In jeder Nacht werden die feindlichen Batteriestellungen vergast. Man braucht nicht allzu genaue Zielberechnungen aufzustellen — Batteriestellungen sind überall, man muß sie treffen. Die Engländer haben bis zum Beginn des Infanterieangriffs allein 14 000 Mann Gasverluste.

Allmählich, ohne sich zu überhasten, steigert sich das Feuer von beiden Seiten. Die Maschinerie ist im Gange. Das Tempo der Abwehr paßt sich dem des Angriffs an. Nach trägen Erfahrungssätzen rollt es ab. Überall wird jetzt gerechnet. Die Schußziffern, der Munitionsnachschub, der Geschützersatz, die Feuertiefe, das Wechseln der Ziele. Über-

all kontrollieren die Flieger und die Ballone. Es ist wie ein großes Büro mit Tausenden von Filialen. Es geht beinahe wissenschaftlich zu, wie in einem statistischen Amt.

Die englischen Statistiker interessiert in erster Linie der Munitionsverbrauch. Die deutschen beschäftigen sich am intensivsten mit den Menschenverlusten. Beides sind nur zwei Seiten der gleichen Wirkung. Das eine bedingt das andere. Beide führen in zwei statistischen Kurven aufeinander zu. Für Marshall Saig heißt es, den Moment zu erfassen, wo die Kurven einander berühren werden. Für die Deutschen heißt es, die Vereinigung beider Kurven möglichst lange zu vermeiden, das bedeutet, die Kurve der eigenen Verluste immer ein wenig unter der Kurve des feindlichen Materialverbrauchs zu halten.

In Wahrheit tappen beide Statistiker, was die feindliche Kurve anlangt, fast völlig im Dunkeln. Sie bewegen sich unsichtbar unter der Wucht der Materialwirkung und werden erst am Tage des Angriffs an ihren Wirkungen erkennbar.

Der Angriff beginnt am 31. Juli 1917. Er ist eigentlich das einzige, genau feststehende Datum dieser Schlacht, denn weder ihr Beginn durch die Feuervorbereitung noch ihr Ausklang im November lassen sich auf einen bestimmten Tag fixieren. Wann aber die örtlichen Veränderungen im Verlauf der Schlacht eingetreten sind, ist, wie gesagt, für ihre Bilanz ohne Bedeutung.

Das Vorverlegen der Feuerwalze vollzieht sich so langsam, daß man auch hier keine festen Zeitpunkte bestimmen kann, zumal das Schlachtfeld weder eine Stellung noch eine Infanterielinie aufweist.

Diejenigen Komplexe des Trichterfeldes, die auf den Karten durch die Namen Langemarck und Bixchoote bezeichnet sind, werden von französischen und englischen Trupps erreicht. Die Materialzonen überschneiden sich hier, beide Artillerien belegen den Raum. Dort, wo früher der Steenebeek-Grund verlief, treten am Nachmittag kleine deutsche Abteilungen in losem Zusammenhang aus der Materialzone heraus, die von den Engländern auf das deutsche Stellungsgebiet gelegt ist. Es sind nur noch schwache Trupps. Auf der Außenseite der Materialzone waren sie vor zwei

Stunden noch die geordneten Regimenter der frischen Eingreifdivisionen.

Träge wälzen sich die Grenzen der Materialzonen wieder rückwärts nach der englischen Seite hin. Nach dem Zeeresbericht sind am Abend Bikschoote und Langemarck nach hartem Kampf zurückerobert worden. Bikschoote geht in dessen zum zweitenmal und endgültig verloren.

Auf der übrigen Front bleibt, was die Örtlichkeit betrifft, alles beim alten. Nach der Sprachtechnik der Berichte ist also die Abwehr hier siegreich gewesen.

Die Nacht über, am nächsten Tage und auch am übernächsten, geht es im gleichen Stile zäher Schwerfälligkeit und sinnlosen Materialverbrauches weiter. Von beiden Seiten rücken neue Truppen in den Bereich des Materials. Dünne Gefechte entstehen hier und da in der Mitte. Veränderungen örtlicher Art treten nicht ein. Alles bleibt auf seinen alten Positionen im Trichterfeld.

Gesamtbild bis zum 3. August — der erste große Flandernsturm ist nach Verlust unwichtiger Stellungsteile abgeschlagen worden. Auch hier ist die Sprache wieder nur Notbehelf. Man kann weder von einem Sturm noch von einer Stellung sprechen.

Es folgt eine Regenperiode, die den Schlammbrei vollendet. Das Material bekümmert sich nicht darum. Die Artillerieschlacht geht unvermindert weiter. Infanteristische Bewegungen sind ausgeschlossen. Am 10. August verzeichnen die Berichte die siegreiche Abwehr neuer Angriffe auf breiter Front.

Am 16. August neuer Großkampftag. Es geht genau so wie am 31. Juli. Der Raum, auf dem ehemals Langemarck stand, gerät wieder zwischen die Materialzonen, das heißt, Langemarck wird von den Engländern genommen. Dann wälzt sich das Material zurück, das heißt, die Deutschen besetzen Langemarck wieder.

Am Mittag der gleiche Vorgang. Langemarck wird verloren. Die Engländer gelangen bis dicht vor Poelkapelle. Nach den Berichten entsteht hier eine Krise der Schlacht, weil die Engländer fast durch die ganze deutsche Materialzone gedrungen sind. In Wahrheit ist das erst nachher ausgedacht, es ist wie überall. Ein Durchbruch war ja gar nicht erstrebt.

Am Abend wälzt es sich wieder rückwärts. Die Materialzonen überschneiden sich bei Langemarck. Sie sind aus ihrem festen Gefüge geraten. Das vielfache Hin und Her im Laufe des Tages hat sie verflüssigt. Über Nacht müssen sie wieder gestrafft und gefestigt werden.

So geht es weiter. Die Seeresberichte haben ihre liebe Not, stilistische Neuerungen für diese phantasielose Monotonie zu erfinden. Es ist ja weiter nichts als Trommelfeuer und Schlamm, worin Menschen ein fast unglaubliches Dasein führen. Der Verschleiß ist auf beiden Seiten ungeheuer. Es ist Sache der Rechenkünstler in den Operationsabteilungen der Stäbe, dafür zu sorgen, daß der Zustrom an frischen Divisionen sich der Materialkurve anpaßt.

Trichter vor Trichter wälzen sich die Materialzonen gegen den Gouthoulster Wald (es ist schon lange kein Wald mehr!), gegen Paschendaele (ein Trichterkomplex, der durch die pulverisierten Ziegelsteine ein wenig rötlich gefärbt ist) und gegen Gheluvelt an der Straße von Xpern nach Menin (Straße — eine gedachte Linie auf der Karte!).

Sonderbare Ironie sind auch die Bezeichnungen, die für einzelne Stellen des Trichterfeldes von der Truppe und von den Stäben als Erinnerung an eine barmherzigere Zeit beibehalten werden. Zum Beispiel wohnt ein Bataillonsstab in der „Jungburg“, eine Kompagnie am „Staigerhaus“, eine Bereitschaft im „Artilleriegehöft“. Der Mensch kann von seinen gewohnten Begriffen nun einmal nicht lassen, selbst hier nicht. Es entspräche dem Gesicht dieser Schlacht viel besser, wenn man ein System von Längen- und Breitengraden einführen würde, wie es in der Eintönigkeit des Meeres üblich ist. Man spricht auch immer noch von der Kirche von Poelkapelle und dem Wegekreuz bei Paschendaele, vom Saanebeek und von der Windmühle von Groote-molen, vom Serenthage-Park und vom Nonnebosschen. Als ob man dadurch auch einen einzigen wassergefüllten Trichter in einen Baum, in eine Mauer, in ein Stück Wiese verwandeln könne!

Es wird September und Oktober. Wieviel Divisionen sind schon hindurchgegangen! Das Armeeoberkommando führt Buch darüber. Es kommen jetzt täglich etwa zehn lange Munitionszüge aus der Heimat für diesen schmalen Abschnitt. Man zeichnet immer neue Stellungskarten, auf

denen die sogenannte vordere Linie sichtbar ist, die Artillerieaufstellung, die Feuerverteilung, die Lage der Bereitschaften, der Stäbe und die Gefechtsgrenzen. Das alles ist eine saubere und gewissenhafte Arbeit. Vorn ist es ein Brei.

Wieder kommt eine Regenperiode. Furchtbar sind die Abgänge an Kranken. Darmkatarrhe infolge der ständigen Nässe nehmen zu. Der Kampf mit dem Wasser ist elend und lähmend. Der Schlamm steigt immer weiter. Das Material rast unvermindert. Man ist aus der Zone der Betonklöße hinaus und hat nun überhaupt keinen Schutz mehr.

Neue Großkampftage, sogenannte. Am 20., 26. September, am 4., am 9., am 12., am 22., am 26., am 30. Oktober. Immer das gleiche Bild. Materialzonen hüben und drüben, dünnes Infanteriegefecht in der Mitte. Ein Martyrium sondergleichen. Eine Trostlosigkeit, die nicht mehr zu beschreiben ist.

Am 12. November fällt der Raum von Passchendaele in englische Hand. Dann ist es auch mit örtlichen Veränderungen aus. Das Material bekümmert sich nicht darum. Es rast noch eine Zeitlang sinnlos weiter, bis es endlich begreift, daß die Schlacht zu Ende ist.

Örtliches Ergebnis — in vier Monaten ein Geländegewinn von zwanzig Kilometer Breite und acht Kilometer Tiefe. Ein Schlammfeld, das einer Mondlandschaft Ehre machen würde. Millionen Tonnen zersplitterten Eisens. Dazwischen die Leichen von zweihunderttausend Menschen.

Verbrauch des Angreifers — Hunderte von Eisenbahnzügen mit Granaten, Zehntausende von Geschützen. Hunderttausend Tote und dreimal soviel Verwundete. Insgesamt ein Abgang von einer halben Million Menschen.

Verbrauch des Verteidigers — weniger Material, ebenso viele Menschen.

Strategische Bilanz — belanglos.

Marshall Saig verkündet, es sei der größte Sieg, den die Alliierten seit der Marneschlacht 1914 errungen hätten. Welche Begriffsverwirrung, welcher Mißbrauch mit dem Wort Sieg! Die Flandernschlacht ist der stumpfsinnigste Ausdruck einer bankrotten Heerführung, die alle Tätigkeit auf das Material und alle Not auf die Truppe abgewälzt hat.

Wer singt das Lied des deutschen Soldaten in der Flandernschlacht?

Nicht die Heeresberichte, die in Verlegenheit gerieten, woher sie neue Worte des Lobes und der Guldigung nehmen sollten.

Nicht die Orden, mit denen man die Überlebenden freigebig geschmückt.

Nicht die Denkmäler, die man den Toten daheim errichtet.

Es ist eine ganz stille, ganz verschwiegene Angelegenheit des Herzens. Ein Verneigen, eine wehmütige Trauer, ein Erschauern, ein Zähnezusammenbeißen und ein Gebet.

25. Kapitel

Vom Isonzo bis an den Piave

Das flandrische Blut- und Morastbad verhalf der Entente dazu, daß sie die schwere Krisis des Sommers 1917 auch militärisch überwinden konnte. Die Franzosen hielten ihr Wort, das sie Lloyd George in Paris gegeben, getreu und in ganzem Umfange ein.

Marshall Pétain schuf eiserne Ordnung in der Armee. Die Kädelsführer der Meutereien vom Mai wurden abgeurteilt und an die Wand gestellt. Die Regierung unterdrückte alle Äußerungen der Schwäche im Lande. Ein scharfer Propagandasfeldzug mit Presse und Kino wurde organisiert. Immer wieder wurde das kriegsmüde Volk auf die nahe Hilfe der Amerikaner hingewiesen. Amerikanische Truppenteile, die nach und nach eintrafen, zeigten sich in Paris und anderen großen Städten Frankreichs. In ihrer glänzenden Ausrüstung und ihrer siegesgewissen Haltung machten sie einen ermutigenden Eindruck.

Aber das alles hätte nichts genützt, wenn nicht die Engländer mit der Flandernschlacht tatsächlich die ganze Last des Sommerfeldzuges im Westen auf ihre Schultern genommen hätten. Sie taten es ohne Rücksicht auf ihre Verluste, unbekümmert um den Mangel aller sichtbaren Erfolge und unter dem vollen Einsatz der Machtmittel des Imperiums. Sie taten es in dem klaren Bewußtsein, daß es nicht so darauf ankam, einen Sieg zu erkämpfen, sondern daß sie die Deut-

schen fesseln mußten, bis die Franzosen neu aufmarschiert und die Amerikaner zur Stelle seien.

Ein besonderer Umstand half ihnen dabei. Die deutsche Seeresleitung erfuhr von den bedenklichen Zuständen in der französischen Armee so gut wie nichts. Vielleicht hätte sie sich andernfalls doch entschlossen, trotz der immer noch starken Bindung im Osten und angesichts der bevorstehenden Flandernschlacht die Franzosen kräftig anzupacken.

So gewinnt auch diese sinnloseste und gedankenärmste aller Großschlachten des Weltkrieges ihre entscheidende Bedeutung für die Gesamtbilanz des Krieges. Sie verhinderte Deutschland, im Westen etwas zu unternehmen. Sie hielt uns davon ab, den vielleicht günstigsten Zeitpunkt des Krieges, in dem Rußland endgültig niederbrach, in dem der Unterseebootkrieg auf seiner Höhe stand, in dem Frankreich wankte und Amerika noch nicht eingreifen konnte, zur Serbeiführung einer siegreichen Entscheidung zu benutzen.

Zögernd und tastend versuchten die Franzosen im August zum erstenmal wieder das Schlachtenglück. Zu großen Aktionen waren sie noch nicht fähig. Aber die beiden kurzen Schläge, die Marschall Pétain führte, zeigten bald, welche Veränderung eingetreten war. Sie gelangen wider Erwarten gut.

Noch einmal sah der blutgetränkte Boden im Norden von Verdun den Geschosshagel des Großkampfes und das wellenweise Vorgehen der Infanterielinien. Nach tagelangem Vorbereitungsfeuer erfolgte am 20. August der Angriff auf beiden Ufern der Maas zwischen dem Wald von Avo-court und dem alten, vielberühmten Douaumont. Die deutschen Divisionen wurden schwer getroffen. Die Höhe 304 und der „Tote Mann“ mußten aufgegeben werden. Auch der Rabenwald und der Cumières-Wald mit Dorf Regnéville wechselten wieder auf die französische Seite. Auf dem rechten Maasufer drangen die Franzosen bis über Samogneux, nahmen die Côte de Talou und den Fosses-Wald und erreichten Dorf Beaumont.

Soviel Namen, soviel schmerzliche Erinnerungen an mächtige deutsche Schläge in jenem Februar 1916, in dem Falkenhayn den Großangriff auf die Maasfestung eröffnen ließ. Nun war fast alles wieder in Feindeshand.

In der neuen Linie hielten die Eingreifdivisionen den

Gegner fest. Es mußte bei örtlichen Gegenstößen bleiben. Die Durchführung eines allgemeinen Gegenangriffs kam bei der angespannten Reservelage im Westen nicht in Frage. Die Flandernschlacht wütete mit ihrer ganzen Wucht. Man mußte mit dem Allergeringsten auskommen. Bis über den September hinaus zogen sich die örtlichen Nachwirkungen der Schlacht. Dann verebbte sie zum normalen Stellungs-krieg.

Es blieb nicht dabei. Die Franzosen, der eignen Kraft wieder vertrauend, führten einen zweiten Schlag. Diesmal wählte Pétain die sogenannte Laffaux-Ecke als Ziel. Dort grenzte die im Februar neu bezogene Siegfried-Stellung an die von den Franzosen im April erreichte Stellung auf dem Chemin des Dames. Die deutsche Front bildete einen rechten Winkel, der in Richtung auf Soissons ungefähr bis Laffaux vorsprang. Man hatte auf deutscher Seite mehrfach die Räumung des Bogens erwogen, war aber wieder davon abgekommen, weil dadurch gleichzeitig die ganze Stellung auf dem Höhenrücken des Chemin des Dames unhaltbar geworden wäre. Immerhin rechnete man mit dem französischen Angriff und wurde nicht überrascht.

Um so schmerzlicher war das Ergebnis. Neun Tage lang trommelten die Franzosen. Der Ailette-Grund wurde ganz unter Gas gesetzt. Am 23. Okt. 1917 erfolgte der Angriff. Er drückte die Ecke ein. Weiter gelangte er nicht. Erbitterte Gefechte wurden tagelang um die neuen Linien geführt. Am 1. November ließ die Oberste Seeresleitung planmäßig den ganzen Chemin des Dames räumen und die Front auf die nördlichen Gänge jenseits des Ailette-Grundes zurücknehmen. Die Räumung vollzog sich ohne feindliche Einwirkung und unter Bergung allen Materials.

Langsam starb die Schlacht. Es stand fest, daß die Franzosen wieder als vollkräftige Gegner zu gelten hatten.



In der Mitte des Mai, als Arras-Schlacht und Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne zum letztenmal in ihrer ganzen Glut aufleuchteten, begann fernab auf dem italienischen Kriegsschauplatz die zehnte Isonzo-Schlacht. Die Österreicher hielten stand. Nach heißen Kämpfen, die sich

über drei Wochen hinzogen, glich die Lage sich aus. Nördlich Görz hatten die Italiener eine Ausbuchtung erzielt. Die Verluste der Österreicher waren erträglich, die der Italiener ganz ungewöhnlich groß. Auch bei ihnen zeigten sich die moralischen Wirkungen ähnlich wie bei den Franzosen. Die Österreicher aber, selbst nur mit Mühe den Kampfgeist ihrer Truppen aufrechterhaltend, hatten nicht die Kraft, die Lage zu ihrem Vorteil auszunutzen.

Fast ein Vierteljahr verging ohne größere Kämpfe. Beide Gegner waren ausgeblutet. Die lange Ruhe erlaubte Cadorna, seine Armee nach französischem Beispiel zu reorganisieren und seine elfte Isonzo-Schlacht mit aller Gründlichkeit vorzubereiten. Er verfuhr durchaus nach westlichem Muster, ein getreuer Schüler Marshall Saigs. Er stellte an 5000 Geschütze und an 50 Divisionen auf schmalem Raume auf und rannte mit dieser ganzen trägen Masse nach Trommelfeuer am 18. August gegen die Isonzo-Front zwischen Görz und dem Meere an.

Der weniger Schwache wehrt sich mit Not gegen den Schwächeren, trotz dessen materieller Überlegenheit. Die Italiener haben keinen Angriffsschwung. Das ist für die Österreicher ein ungeheures Glück, denn unter dem Einfluß des Materials erlahmt ihre innere Kraft immer mehr. Es ereignet sich schon, daß ganze Abteilungen die stark beschossenen Gräben verlassen. Die Zahl der Überläufer ist groß.

Andere Truppenteile schlagen sich hervorragend. Als die Italiener südlich Görz eine große Beule schaffen, nehmen österreichische Bataillone im Gegenangriff das Verlorene wieder. Als aber Cadorna jetzt den Angriff wieder nach Norden verlängert, dringen seine Divisionen nördlich Görz bedenklich vor. Noch setzen die Österreicher ihre ganze Energie daran, wenigstens den Italienern gegenüber zu bestehen. Ein letzter nationaler Geist weht durch diese schon dem Untergang verfallene und nur noch künstlich gestützte Armee. Noch einmal stockt das Schicksal in seinem Ablauf. Die Italiener werden angehalten.

Cadorna ist dazu verurteilt, dem Moloch der Materialschlacht seine Opfer zu bringen. Wochenlang rollt das Artillerief Feuer am Isonzo. Fast täglich steigen die Infanteriewellen aus den Gräben. Das Wunder geschieht — die Österreicher halten stand.

Anfang September kann die elfte Isonzo-Schlacht als beendet betrachtet werden. Ihre Folgen sind unverkennbar. Noch einmal ist es gut gegangen. Was aber soll werden, wenn nach einiger Zeit die zwölfte einsetzt? Soll die zwölfte die letzte sein? Die Österreicher einem neuen Angriff dieser Art auszusetzen, erscheint ein Ding der Unmöglichkeit.

Kaiser Karl weiß sich in dieser schweren Lage seiner Armee einfachen Rat. Er wendet sich an seinen Verbündeten und erklärt, daß er deutsche Hilfe braucht, wenn die italienische Front nicht in die Brüche gehen solle. Er tut es in einem Zeitpunkt, in dem die deutschen Truppen in Flandern fürchterliches durchzumachen haben. Der französische Angriff beiderseits der Maas ist im Ausklingen begriffen. Es sind nicht einmal Truppen da, mit denen man das Verlorene wiedernehmen könnte. Mit neuen Angriffen der Franzosen und der Engländer muß auch an anderen Stellen der Westfront gerechnet werden. Im Osten hat man unter äußerster Anspannung ein paar Divisionen freigemacht, um die Abschlußaktion gegen Rußland durchzuführen.

Jeder deutsche Soldat wird gebraucht. Es fehlt schon an allen Ecken und Enden. Die Ersatzlage in der Heimat macht viel zu schaffen. Einzelne amerikanische Formationen werden schon an ruhigen Stellen der Westfront zur Gewöhnung eingeschoben.

Ist es zu verantworten, nun auch noch Truppen an die italienische Front zu schicken? Man muß die Frage umgekehrt stellen — ist es zu verantworten, es nicht zu tun? Es bleibt gar keine Wahl, es handelt sich hier um eine bittere, aber unumgängliche Notwendigkeit. Obwohl Deutschland noch nichts von der Untreue Kaiser Karls weiß, empfindet man in Berlin doch schon, daß die Wiener Politik unzuverlässig geworden ist. Bricht aber die italienische Front ein und schließt Österreich einen Sonderfrieden, so nutzen Deutschland weder seine Abwehrrfolge im Westen noch die Niederwerfung Rußlands. Das europäische Kriegstheater ist ein geschlossenes Ganzes. Der Zusammenbruch eines einzelnen Teiles muß den der Gesamtheit herbeiführen.

Sieben deutsche Divisionen werden frei gemacht, im Osten und Westen. Es ist das Letzte, was gegeben werden kann. Selbstverständlich bleiben sie unter deutschem Kommando. Sie werden zur 14. Armee zusammengestellt und er-

halten als Oberbefehlshaber den im Osten und in Mazedonien zehnmal bewährten General Otto von Below.

Sie fahren nicht nach Italien, um die Front der Österreicher für die Abwehr zu verstärken. Ihre Aufgabe ist der Angriff, denn sie müssen möglichst schnell wieder frei werden, um im Westen eingesetzt werden zu können. Das Gegebene wäre, auf dem alten Gedanken Conrads von Goetzendorff aufzubauen, die Offensive aus dem Raume von Asiago und Arsiero anzusetzen und durch einen mächtigen Stoß den Etsch abwärts der Armee Cadornas in der venetianischen Ebene ein Cannae zu bereiten. Man muß diesen verlockenden Plan zurückstellen. Die vorhandenen Kräfte reichen nicht entfernt zu einer so großangelegten Operation.

Als dringendstes strategisches Erfordernis erscheint der Obersten Seeresleitung die Beseitigung der Isonzo-Front. Um dieses Ziel auf dem kürzesten und sparsamsten Wege zu erreichen, wird der Stoß hart nördlich der vielumkämpften Front, am Oberlauf des Isonzo, angesetzt, im Raume von Flitsch und Tolmein. Wird er in südwestlicher Richtung über Cividale in die Ebene hineingeführt, so muß er seinen Zweck in kurzer Zeit erfüllen.

So beginnt, trotz aller Not und allem schweren Druck der Westfront, trotz aller Anstrengungen im Osten, zu gleicher Zeit das unvergleichliche deutsche Meer im Süden die zwölfte Isonzo-Schlacht. In wenigen Tagen wächst sie sich zu einer der größten, glänzendsten und bewundernswertesten Operationen des ganzen Krieges aus.

Es ist wie ein Erwachen aus der graufigen Monotonie des Westens und den endlosen Steppen Rußlands, der Aufschrei eines erlösten Kampfgeistes, den selbst der blutige Morast von Flandern nicht zu erwürgen vermocht hat.



Ein Aufmarsch vollzieht sich um die Mitte des Okt. 1917, dessen Schwierigkeiten in dem menschenarmen Gebirgsland beinahe sagenhaft sind. Es ist unmöglich, die zum Angriff bestimmte Infanterie auch nur in der Nähe der Front unterzubringen. Es fehlt an den dürftigsten Unterkunftsmitteln. So werden die deutschen Regimenter jenseits der Karawanen-Kette im Raume von Klagenfurth, Villach und

Krainburg versammelt. Dort erhalten sie ihre Gebirgsausrüstung und machen sich durch Übungen im Berggelände mit ihrer neuen Aufgabe vertraut.

Eine Woche Fußmarsch bis zur Front, eine Gochgebirgstour auf schmalen Paßstraßen, die nur an wenigen Stellen das Ausweichen der Fahrzeuge zulassen. Der ganze Kolonnenverkehr muß sich während der Nächte abspielen, um den italienischen Fliegern verborgen zu bleiben. Zur Entlastung der Straßen darf die Infanterie überhaupt keine Bagagen mitnehmen. Jeder Mann schleppt achtzig Pfund Gepäck, und das im Gebirge, wo gewaltige Höhenunterschiede zu überwinden sind.

Die Artillerie ist in wochenlanger Arbeit eingebaut worden. Ein Geschütz in Stellung zu bringen, ist hier oft ein hochtouristisches Kunststück. Es geht über Gletscherspalten und Schneehänge, an Abgründen entlang, die fast senkrecht sind. Mit Seilen, Tragtieren und auf den Schultern werden die abmontierten Kanonen in tagelanger Arbeit auf die Gipfel geschafft. Die ganze Munition muß aus den Tälern ebenfalls auf die Höhen geschleppt werden.

Mit äußerster Behutsamkeit schießen die Batterien sich auf die feindlichen Stellungen ein. Sie dürfen durch erhöhte Tätigkeit nicht im voraus die Angriffsabsicht enthüllen.

Unterdessen kommt die Infanterie. Es soll nur nachts marschiert werden. Aber bei der Enge und der Überlastung der beiden Anmarschstraßen ist das ganz undurchführbar. Die Regimenter sind vier Tage und vier Nächte lang ununterbrochen auf den Beinen. Rast gibt es nur am Straßenrand, auf den Tornister niedergekauert.

In Strömen schüttet Herbstregen herab. Die Mannschaften sind bis auf die Haut durchnäßt. Gepäck und Kleider saugen sich voll Wasser und werden doppelt schwer. Die vorbereiteten Quartiere werden oft nicht erreicht. Es gibt kein Feuer, an dem man sich trocknen könnte. Man kommt von der Straße nicht herunter, weil jeder Ruck benutzt werden muß, um vorwärts zu gelangen. Oft geht es in Kolonne zu einem zwischen dem Gedränge der Fahrzeuge hindurch.

Die Schluchten sind Eiskeller. Die Gebirgsbäche schwellen zu reißenden Wasserstürzen. Eine Fahrkolonne hinter der

andern zwingt sich durch die Enge. Stundenlang steht alles oft still, und niemand weiß, wo das Hindernis ist.

In der furchtbaren Dunkelheit der Oktobernächte stürzen Fahrzeuge mit Mensch und Tier in die Tiefe hinab. Ermattete Infanteristen ertrinken in den Gewässern, ohne daß ihre Kameraden ihnen helfen können. Wo ein Lastkraftwagen, ein Geschütz, eine Proze nicht mehr weiter kann, muß sie in den Abgrund geworfen werden. Es gibt zwischen Fels und Tiefe kein Umkehren, kein Beiseiteschieben, und der Vormarsch darf nicht unterbrochen werden, wenn alles rechtzeitig am Ziel sein soll.

Es sind Strapazen, wie sie höchstens im serbischen Feldzug zu ertragen waren. Damals aber von vollkräftigen, gut ernährten und siegesgewohnten Truppen. Leute von Menschen, die seit zwei Jahren nur noch das zu essen bekommen, was von der Wissenschaft als Existenzminimum berechnet ist. Geduldig und stumm nehmen diese Truppen alles auf sich. Die Österreicher, die solchen Heroismus sehen, reißen Mund und Augen auf.

Diese Bataillone, die sich hier durch die Paßstraßen winden, haben drei Jahre Krieg, drei furchtbare Materialschlachten, Duzende von Bewegungsschlachten und drei Winter Stellungskampf hinter sich. Sie kennen den Hunger und das Grauen und den Tod aus steter Nachbarschaft. Sie waren in Frankreich, in Rußland, in Serbien, in Ungarn, in Rumänien, in Mazedonien und abermals in Frankreich. Sie sind ein Teil jener langsam aussterbenden, unverzagten, pflichttreuen und dem Tod verwandten Armee, vor der die ganze Welt respektvoll den Hut abzieht. Soldaten eines neuen Typus, Soldaten ohne Begeisterung und Freude, Soldaten der Pflicht, der Kameradschaft und der Männlichkeit, die keine Worte macht.

Sie haben noch keine Aufgabe, die ihnen während dreier Jahre zugemutet wurde, unerfüllt gelassen. Sie schaffen es auch dieses Mal mit der Selbstverständlichkeit, die während dieser drei Jahre ein Teil ihres Wesens geworden ist.

Halb erfroren, durchnäßt, ausgehungert und durch die furchtbaren Marschtage fast zur Erschöpfung gebracht, stehen die deutschen Regimenter am 23. Oktober in den Angriffsräumen. Manche Führer haben Bedenken, die Truppen in einem solchen Zustand angreifen zu lassen. Aber General

Otto von Below befiehlt am Abend des 23., daß der Angriff am kommenden Morgen zu beginnen habe.



Im Raume von Flitsch steht die österreichische Gruppe Krauß auf dem Nordflügel der 14. Armee. Im Zentrum, beiderseits Tolmein sind die deutschen Gruppen Stein und Berrer versammelt. Gegenüber droht Gipsel neben Gipsel. Schlucht neben Schlucht. Drei feste italienische Stellungen sind in zweieinhalb Jahren ausgebaut und in die Felsen eingesprengt worden. Fünfundzwanzig Kilometer Hochgebirge — dahinter winkt Cividale mit den Ausläufern der venetianischen Ebene. Den Südflügel der Angriffsarmee bildet die österreichische Gruppe Skotti.

Den Italienern ist der Aufmarsch nicht verborgen geblieben. Cadorna hat den Schwerpunkt seines Heeres vom unteren Isonzo und von Görz nach Norden verschoben. Die 2. italienische Armee des Generals Capello umfaßt die zuverlässigsten italienischen Divisionen. Sie sind den Angreifern an Zahl fast um ein Drittel überlegen. Österreichische Überläufer verraten den Zeitpunkt des Angriffs, der ursprünglich auf den 22. Oktober angesetzt war. Als er an diesem Tage nicht erfolgt, wird Cadorna irre. Er kann sich nicht denken, daß die Deutschen ihre Vorbereitungen so schnell beendet haben und glaubt an eine längere Verschiebung. Mit der ganzen Siegesüberheblichkeit, die seine zweijährige Kriegsführung auszeichnet, verkündet er am Tage vor dem großen Schlage aller Welt: „Der Gegner hat starke Kräfte zum Angriff versammelt. Er findet uns wohl gerüstet und auf alles vorbereitet. Es ist nichts zu befürchten.“

Um zwei Uhr in der Nacht zum 24. Oktober bricht sich der einsetzende Artilleriekampf in schaurigem Echo an den Felswänden. Die deutsche Artillerie vergast die feindlichen Batterien aus Tausenden von Geschützrohren. Die Nacht ist finster und schwarz. Auf den Gipfeln wirbelt Schnee nieder. In den Tälern fällt Sprühregen. Später steigen die Nebel von den Sängen auf. Von Gipsel zu Gipsel aber rötet sich langsam und klar der Morgen. Die italienische Artillerie antwortet immer schwächer.

Von einhalb sieben Uhr an raffelt das Granatfeuer. Die Felsen krachen. Das Geheul der Eisen- und Steinsplitter füllt die Schluchten. Nichts Menschliches regt sich in diesem Aufruhr.

Punkt acht Uhr, nachdem die deutschen Minenwerfer die erste feindliche Stellung noch einmal zugedeckt, stürzt die Infanterie aus den Gräben zum Feind hinüber. Fast gleichzeitig mit dem Niederfallen der letzten Minen stehen sie schon mit Sandgranaten vor den schreckensstarren Italienern.

Werk von einer Viertelstunde. Die Unterstände sind vollgestopft mit Italienern, die ihre Hände hochheben. Offiziere, die sie zum Widerstand treiben wollen, werden einfach mitgerissen. Im Laufschrift eilen ganze Abteilungen nach den deutschen Stellungen hinüber, um aus der Hölle des Feuers hinauszukommen. Es geht so schnell, daß man ihnen nicht einmal Führer mitgeben kann.

Das feindliche Sperrfeuer kommt kaum zur Geltung. Ehe Meldungen von vorn zu den Bereitschaften gelangen können, sind die Deutschen schon dort. Sandgranaten brüllen. Die Verteidiger ergeben sich.

Über die Steilhänge hinauf geht es gegen die zweite italienische Stellung, die durchweg bis zu achthundert Metern über der ersten liegt. Sie ist die wichtigste. Kopf an Kopf stehen in ihr die Reserven. Aber der Schlachtengott ist den Angreifern gnädig. Die mit Nebel und Pulverschwaden angefüllten Schluchten entziehen die Heransteigenden der feindlichen Sicht. Wo die italienische Artillerie noch feuert, liegen ihre Einschläge weit hinten über den deutschen Ausgangsstellungen. Als die feindliche Führung endlich erwacht, ist es schon zu spät. Die gefürchteten Stahlhelme tauchen schon vor den Gräben auf. Die Paukenschläge der Sandgranaten krachen.

Am Nachmittag ist auch das geschafft.

Die Nordgruppe Krauß hat mit ihren österreichischen Divisionen an den Nordhängen des Arn-Massivs nur mäßige Erfolge, am Südhang kommt sie besser vorwärts. Die nördlichste Division der Gruppe Stein, die 12. preuß. Infanteriedivision, führt dagegen einen wuchtigen Stoß durch das ganze italienische Stellungssystem und gelangt — eine einzigartige Leistung in der ganzen Kriegsgeschichte —

mit Teilen noch am ersten Angriffstage bis nach Karsfreit im Isonzo-Tal. Sie steht damit achtundzwanzig Kilometer tief im Feinde. Dadurch werden starke feindliche Abteilungen im Südtail des Arn zusammengepreßt. Von beiden Seiten flankiert können sie nicht mehr über den Isonzo zurück. In der Nacht strecken sie zu vielen Tausenden die Waffen.

Im Zentrum haben das Alpenkorps auf dem Südflügel der Gruppe Stein und die Gruppe Berrer die Höhen jenseits des Isonzo erstiegen. Auch hier zerbricht die zweite feindliche Stellung nach einem kurzen und harten Schlag. Auch die österreichische Südgruppe Skotti kommt fast bis zur gleichen Tiefe vorwärts.

Jenseits von Karsfreit, quer über das Massiv des Matajur und den Stol-Rücken geführt, verläuft die dritte und letzte italienische Stellung. Fällt sie am nächsten Morgen, so wird der Kampf schon um die Ausgänge in die Ebene geführt werden.

Die deutschen und österreichischen Verluste sind erfreulich gering. Alles hat vorzüglich funktioniert. Die Verbindungen zwischen Artillerie und Infanterie, das allerwichtigste bei dieser Art des Angriffs, sind nirgends abgerissen.

Die Stimmung der Truppen, in der Nacht durch die übermäßigen Strapazen des Anmarsches sehr niedergedrückt, ist siegesgewiß und sehr gehoben. Der erste Tag hat ihnen schon ihre große Überlegenheit im Angriff gezeigt. Welch ein Gegensatz zu den grauenvollen Materialschlachten im Westen und der endlosen Eintönigkeit östlicher Steppen. Auch die der 14. Armee zugeteilten österreichischen Divisionen haben sich brav geschlagen.

30 000 Italiener sind schon am ersten Tage gefangen worden. Die Straßen hinter den Deutschen sind von ihnen überfüllt. Sie können noch kaum begreifen, wie ihnen geschehen ist. Stumm, mit großen Augen und staunenden Gesichtern wandern sie in die österreichische Etappe.

Bis zu einer Tiefe von fast dreißig Kilometern ist der erste Stoß durchgedrungen. Wenn man die furchtbaren Schwierigkeiten des Geländes bedenkt, ist das ein beinahe phantastisches Ergebnis.

Am Abend dieses größten Unglückstages seiner Armee meldet General Cadorna: „Der Feind fand uns wohl vorbereitet. An mehreren Stellen der Front kam es zu heftigen

Artilleriekämpfen. Der erwartete Angriff fand nicht statt. Gegen Mittag ließ das feindliche Feuer insolge schlechten Wetters nach. Später mäßigte sich auch das Vergeltungsfeuer unserer Batterien.“

Unterdessen war er schon mit den Vorbereitungen zur Flucht aus seinem Hauptquartier in Udine beschäftigt.



Am 25. Oktober leuchtet die Sonne vom blauen Himmel herab.

Der kühne Stoß wächst sich zur Operation aus.

Kleine deutsche Stoßgruppen nehmen ganze feindliche Bataillone gefangen. Einzelne Abteilungen führen regelrechte Feldzüge gegen Bergstellungen. Ein paar hundert Infanteristen, ein halbes Duzend Maschinengewehre und Minenwerfer auf erbeuteten Tragtieren und womöglich eine Kanone — so führen sie tagelang Krieg auf eigene Faust. Gelegentlich nur bekommen sie über die Gipfel und Gänge hinweg ihre Schwesterabteilungen zu Gesicht. Keiner läßt sich durch das Zurückbleiben der andern beeinflussen. Es ist wie ein Wettrennen, wer zuerst den Blick in die Ebene richten kann.

Ein Oberleutnant vom württembergischen Gebirgsbataillon nimmt mit einer solchen Abteilung während drei Tagen in einer Kette von selbständigen Einzelunternehmungen 7000 Italiener mit 140 Offizieren gefangen und erbeutet 90 Geschütze bei einem eigenen Verlust von 7 Toten und 29 Verwundeten. Regiments- und Brigadekommandanten sind unter seinen Gefangenen. Er war es auch, der mit seiner Schar den Gipfel des Matajur erstürmte.

Eine andere, viel schwächere Kolonne stößt ebenso selbständig durch die ganzen Bergketten und sieht sich am dritten Tage mit ihren dreißig Gewehren plötzlich am Rand des Gebirges über Cividale, dem Stabsquartier der 2. italienischen Armee. Kurz entschlossen besetzen die Unverzagten die einzige Rückzugsstraße, die aus den Bergen kommt, legen sich in einen Zinterhalt und arretieren nacheinander eine feindliche Lastkraftwagenkolonne, einen Divisionskommandeur mit Adjutanten und Automobil, der eben im Begriffe war, zu seinen Truppen in die Berge zu fahren, dann ein

halbes Hundert Gefangener. Behutsam bringen sie die kostbare Beute nach Gause.

Aus hundert Einzelhandlungen, die von tatkräftigen Offizieren geleitet und von einer immer besser werdenden Truppe ausgeführt werden, ergibt sich der unaufhaltsame Vormarsch der ganzen Armee gegen die Ebene.

Am 27. Oktober fällt der Monte Purgessimo, das letzte befestigte Massiv vor Cividale und der Ebene. Am gleichen Tage abends ist Cividale erobert. Unermeßliche Vorräte, Lebensmittel für die ganze 2. italienische Armee, werden erbeutet. Überall sind jetzt die Eingänge in die Ebene gewonnen. Einzelne feindliche Abteilungen halten sich noch ohne Zusammenhang mit ihrer Führung in den Bergen. Sie werden nach und nach abgeschnürt und gefangengenommen.

Jetzt gibt es kein Einhalten mehr.

Noch in der Nacht zum 28. Oktober setzen sich die deutschen Truppen auf Udine zu in Marsch. Dort wohnt Cadorna mit seinem Hauptquartier. Man will den Versuch machen, ihn auszuheben.

Kurze Gefechte entspinnen sich in der Dunkelheit mit italienischen Abteilungen, die jäh aus dem Schlaf auffahren und denen die Deutschen hier wie Gespenster erscheinen. Zeraneilende feindliche Reserven, deren Ausladungsziele noch in den Bergen befohlen sind, werden so, wie sie auf Lastkraftwagen eintreffen, verhaftet und ohne Aufenthalt als Gefangene weiter nach hinten geschickt. Sie brauchen gar nicht erst auszustiegen und zeigen nicht die geringste Trauer über die rasche Art, in der für sie der Krieg sein Ende findet.

Die Nachrichtenverbindungen der Italiener sind in einem himmelschreienden Durcheinander. Kein Führer weiß, wo seine Nachbartruppen stehen. Viele werden mit ihren ganzen Stäben gefangengenommen, während sie auf der Suche nach ihren eigenen Kompagnien sind. Das Auftauchen der Deutschen ruft überall Entsetzen und heillose Verwirrung hervor.

General Berrer, Führer der nach ihm genannten Angriffsgruppe im Zentrum, gerät, dem raschen Vormarsch seiner Divisionen folgend, weit über diese hinaus und ist plötzlich mitten in einer feindlichen Kolonne. Zu spät erkennt er den Irrtum. Den Revolver in der Hand trifft ihn die

tödliche Kugel. Mit einem leisen Aufschrei sinkt er blutüberströmt im Automobil zusammen. Die Führung der Gruppe geht auf den General Hofacker über.

Am 28. Oktober ist Udine genommen. Ein italienischer Militärzug wird vollbeladen mit zweitausend Soldaten in Verwahr genommen, als er gerade auf dem Bahnhof einrollt, um ausgeladen zu werden. General Cadorna hat das noch warme Nest vor wenigen Stunden verlassen. Auch der König war am Nachmittag noch in der Stadt gewesen. Städtische Beamte werden von den Deutschen dabei überrascht, wie sie auf Befehl des Bürgermeisters öffentliche Anschläge anheften. Darin steht zu lesen, daß die italienische Front im Gebirge unerschütterter aushalte und daß für die Stadt nicht das geringste zu befürchten sei.

An diesem Tage des rastlosen Vormarsches stürzt auch die ganze Isonzo-Front zwischen Görz und dem Meere ein. Die 3. italienische Armee geht unaufhaltsam zurück, um sich nicht ins Meer werfen zu lassen. Die Operation, die ursprünglich nur mit beschränktem Ziel gedacht war, weitet sich immer mehr aus.

Schon ist die Panik über den Italienern. Der letzte Halt der Geschlagenen geht verloren. Sie wissen kein Mittel mehr gegen die Deutschen. Die Disziplin innerhalb der Verbände löst sich. Kopflos flüchten ganze Scharen bis tief in die Etappe hinein, wo sie gesammelt werden.

Am 31. Oktober, sechs Tage nach Beginn des Angriffs, ist der Tagliamento in seiner ganzen Breite erreicht. Die Ebene zwischen dem Fluß und den Bergen, aus denen der Sturmwind kam, ist mit den Trümmern zweier italienischer Armeen besät. Die deutschen Gruppen sind kampffreudiger denn je. Auch die Österreicher schlagen sich gut.

Aber der Tagliamento ist angeschwollen und die Italiener haben ohne Rücksicht auf ihre noch östlich stehenden Truppenteile alle Übergänge gesprengt.

Schon nach zwei Tagen wird es geschafft. Die Gruppe Krauß im Norden macht den Anfang. Es sind bosnische Infanteristen, die den Flußlauf mit seinem halben Duzend geschwollener Arme zuerst überwinden. Während der Nacht halten sie ihren Brückenkopf gegen alle feindlichen Gegenangriffe.

Am Morgen des 3. November bricht überraschend schnell

die ganze Tagliamento-Front ein. Selbst diese starke natürliche Schranke gibt den Geschlagenen keinen Halt.

Am 9. November stehen die ersten Verfolger am Piave. Uebermals ist es jener württembergische Oberleutnant mit seiner Schar, die in abenteuerlichen Kämpfen die Spitze gewonnen hat. Die Ausrüstung der Truppen ist zum Teufel. Die Artillerie hat nur zum geringsten Teil folgen können. Das Gepäck fahren sie auf Handkarren oder lassen es von Tragtieren schleppen. Feldküchen brauchen sie nicht. Es gibt genug Spießbraten im Lande. Man kann sich wieder einmal sattessen nach Herzenslust. Es ist eine wahre Erquickung. Ihr Angriffsgeist ist von einer wilden Entschlossenheit. Zähneknirschend sehen sie den breiten Fluß. Die Vorbereitungen zum Übergang werden getroffen.

Während die Führung noch mit den Vorarbeiten beschäftigt ist, gelangt ein Teil der Truppen aus eigenem Drang über den Fluß hinüber. Zum drittenmal sind es jene wackeren Württemberger mit ihrem entschlossenen Führer. Österreichische Infanteristen schließen sich an. Bei Longarone treiben sie einen tiefen Keil in die italienische Aufstellung und nehmen Tausende von Italienern mit ihrem Troß gefangen, die aus dem Nordabschnitt der Angriffsfront zurückfluten.

Unterdessen mißlingen andere Versuche, den Fluß auch weiter südlich durch Sandstreich zu überwinden. Die nördliche Angriffsgruppe Krauß unternimmt es, die feindliche Front westlich des Piave durch Flankenstoß von Norden her einzureißen. Aber schon am 13. November stößt die Gruppe auf dem Grappa-Massiv mit einem Gegner zusammen, den sie nicht zu werfen vermag. Gleichwohl fortgesetzt, nimmt dieser Kampf bald einen blutigen und ergebnislosen Charakter an.

Noch sind alle Truppen längs des Piave fest davon überzeugt, daß der Angriff weiter geht. Aber die Oberste Seeresleitung sieht weiter. Sie weiß, daß drüben, von den Italienern in ihrer Not herbeigeseht, sechs französische und fünf englische Divisionen aufmarschieren. Sie stehen unter dem Kommando des Generals Fayolle. General Foch ist herbeigeeilt und hat mit Cadorna die weiteren Operationen besprochen. Cadorna zeigt sich dem Unglück, das über seine Armee gekommen ist, gewachsen. Er weigert sich, Fochs Rat

zu folgen und noch weiter zurückzugehen. Mit Hilfe der französischen und englischen Verstärkungen will er die Piave-Front unbedingt halten.

Diesen verstärkten und aus seiner Niederlage allmählich erwachenden Gegner jetzt anzunehmen, geht über die Kraft der deutschen Divisionen. Die Not zwingt zur Bescheidenheit. Die Wahrheit ist bitter. Man darf sich hier in Italien nicht auf Ziele einlassen, die nicht erreicht werden können, weil die Kräfte anderswo dringender gebraucht werden.

Unter dem Einfluß Conrads von Goetzendorff versuchen die Österreicher noch einmal, von Norden aus der alten Ecke aus Asiago und Arsiero heraus eine Offensive mit beschränktem Ziel in Schwung zu bringen. Conrad von Goetzendorff hat abermals das Unglück auf seiner Seite. Über kleine Anfänge kommt er nicht hinaus. Die Österreicher sind, sich selbst überlassen, zu nichts mehr fähig.

Die Schlacht zuckt noch. In Tirol oben und unten längs des Piave kommt es zu örtlichen Kämpfen. Nach und nach werden die deutschen Divisionen aus der Front gezogen. Sie müssen in den Westen.

General Cadorna wird von der italienischen Regierung geopfert. Er geht, mit dem Fluch einer furchtbaren, fast einzigartigen Niederlage beladen. In sieben Wochen hat sein Heer 300 000 Gefangene, außer den blutigen Verlusten, eingebüßt. 3200 Geschütze, 3000 Maschinengewehre und mehr als 300 000 Gewehre sind in die Hand der Angreifer gefallen. Dazu die Ausrüstung zweier italienischer Armeen.

Fernab versinkt die Aussicht, jemals wieder einen Angriff am Isonzo zu unternehmen.

Welch eine Wendung, welch ein Sieg nach drei harten Kriegsjahren! Welch ein Triumph soldatischer Tugenden über das jahrelange Grauen der Materialwirkung.

Die Italiener haben sich von ihrer Niederlage nie wieder ganz erholt. Bis zum Ende des Krieges mußten Engländer und Franzosen bei ihnen bleiben. Die Kraft der italienischen Armee reichte gerade noch aus, die Österreicher zu fesseln.

Aber auch die österreichische Armee konnte den inneren Zerfallsprozeß nicht mehr aufhalten. Die italienische Front schied im strategischen Sinne für lange Zeit aus dem Weltkrieg aus.

26. Kapitel

Friede im Osten

Während aller Anspannung im Westen und mitten in den Vorbereitungen zum Angriff auf Italien verliert die Oberste Seeresleitung keinen Tag lang ihr Ziel aus dem Auge, im Osten unbedingt und möglichst rasch zum Frieden zu kommen. Seit der russischen März-Revolution ist viel kostbare Zeit verloren worden. Es gilt, das Versäumte nachzuholen, um endlich alle Kraft für die Entscheidung im Westen frei zu haben.

Sindenburg und Ludendorff können sich schon ausrechnen, daß sie die Entscheidungsschlacht im Westen in diesem Jahre nicht mehr schlagen werden. Als ein bitteres Verhängnis zieht sich durch den ganzen Krieg der Zwang, immer wieder an anderen Fronten zunächst die Grundlage zu suchen, auf der die Entscheidung aufgebaut werden kann. So ging es mit dem großen Feldzug in Rußland im Jahre 1915, so ging es mit Serbien, mit Rumänien, so ging es mit Italien und mit dem letzten Feldzug gegen das revolutionäre Rußland im Sommer und im Herbst 1917. Die großen Siege an anderen Fronten betrogen uns um den einzigen Sieg, der alles bedeutete, den Sieg im Westen.

Nachdem Ende Juli durch die Stoßkraft einiger deutscher Divisionen in Galizien und in der Bukowina mit der Kerenski-Offensive ausgeräumt war, legt sich die Oberste Seeresleitung den Plan der Abschlußaktion zurecht. Sie denkt, die Aktion in zwei Teilen durchzuführen, einmal im obersten Norden, von Kurland aus gegen Petersburg, zum zweiten im äußersten Süden, vom Sereth aus in die Moldau hinein, um auch Rumänien zur Kapitulation zu bringen. Die Knappheit der Mittel zwingt dazu, beide Operationen zeitlich nacheinander anzusetzen. Die nördliche, die man als die wichtigere ansieht, weil sie unmittelbar Petersburg bedroht, wird zuerst vorgenommen. Die zweite, auf die Moldau gerichtete, gelangt später nicht zur Durchführung. Der italienische Feldzug beansprucht die dafür vorgesehenen Truppen. Glücklicherweise aber stellt sich heraus, daß schon die nördliche Aktion ausreicht, um die erstrebte Wirkung herbeizuführen.

Am 1. Sept. 1917 überschreiten einige deutsche Divisionen die Düna zwischen Riga und Dünaburg, treiben die Russen auseinander, nehmen Tausende von Gefangenen, wenden sich dann nördlich und gelangen in raschem Vormarsch östlich an Riga vorüber an den Rigaischen Meerbusen.

Militärisch ist das Unternehmen nicht allzu schwierig. Die Russen sind so demoralisiert, daß sie nur schwachen Widerstand leisten. Schon am 3. Oktober wird die alte Ordensstadt besetzt. Die bürgerliche, zum großen Teil deutsche Bevölkerung begrüßt die einrückenden Truppen als Befreier. Sie hat unter dem Treiben der undisziplinierten und schon stark bolschewistisch verseuchten russischen Soldateska viel zu leiden gehabt. Ein Vorspiel der fürchterlichen Massakers, die noch kommen sollten.

Die deutschen Truppen hätten den Vormarsch gern weiter fortgesetzt, wenn nötig, bis Petersburg. Aber so verlockend ein solcher Plan war — die Oberste Seeresleitung konnte nur mit verhaltenen Schlägen arbeiten. Kein Mann durfte zuviel eingesetzt werden. Ein Feldzug nach Petersburg, vom strategischen Gesichtspunkt aus richtig und durchführbar, mußte unter den gegebenen Verhältnissen als militärische Phantasie betrachtet werden.

Im Eingang des Rigaischen Meerbusens, den Finnischen Meerbusen mit Petersburg flankierend, liegen die drei baltischen Inseln Ösel, Moon und Dagö. Ihrer will sich die Oberste Seeresleitung durch eine kombinierte Aktion mit Landtruppen und Seestreitkräften versichern. Die Russen, so rechnet man, werden das nur als Vorläufer eines Feldzuges gegen Petersburg betrachten. Vielleicht werden sie dadurch veranlaßt, sich ein wenig ernster um den Frieden zu bemühen.

Am 11. Oktober verläßt eine deutsche Transportflotte unter dem Schutz eines Hochseegeschwaders den Hafen Libau an der kurländischen Küste. An Bord befindet sich die 42. deutsche Division mit zugeteilten Spezialwaffen. Starke Minensucherflottillen haben die Minensperre am Eingang des Meerbusens weggeräumt.

Am 12. Oktober donnern die schweren Schiffsgeschütze des Geschwaders an der Nordseite von Ösel. Nach zwei Stunden stellen die russischen Strandbatterien ihr Feuer

ein. Die ersten Truppen werden gelandet. Sie finden nur geringen infanteristischen Widerstand. Nach kurzer Zeit haben sie sich der feindlichen Batterien bemächtigt. Unter dessen landen die übrigen Truppen.

Wie ein Blitz jagt der deutsche Vormarsch über die Insel hin. Radfahrerabteilungen statt Kavallerie bilden die Spitzen. Die Infanterie folgt in Gewaltmärschen. Die Russen drängen sich nach dem Ostteil hin zusammen. Ihre Absicht ist, auf die kleine Schwesterinsel Moon zu entkommen und von dort die estländische Küste und das Festland zu gewinnen. Aber sie haben nicht mit den deutschen Torpedobooten gerechnet. Der Übergang nach Moon ist gesperrt.

Es kommt zu einigen Gefechten. Die Russen werden im äußersten Nordostwinkel der Insel zusammengepfercht und können sich kaum noch bewegen. Am 15. Oktober kapitulieren sie mit Mann und Maus. Drei Tage später sind auch die Inseln Moon und Dagö genommen. Die Russen verlieren mehr als 100 Geschütze und 20 000 Gefangene. Kaum ein einziger Mann ist nach dem Festland entkommen.

Bei beiden Aktionen, gegen Riga und gegen die Inselgruppe, hat sich ganz klar gezeigt, daß die russische Armee keinen Kampfwert mehr besitzt. Während sich in Petersburg Kerenski noch an der Spitze der demokratisch-sozialen Revolution bläht, ist die Bolschewisierung der Armee schon fast vollendet. Die Leute haben ihren Offizieren alle Befehlsgewalt genommen und gestatten ihnen sozusagen nur noch pro forma, bei der Truppe zu bleiben. Die eigentliche Führung ist an die Soldatenräte übergegangen, von denen jeder nach seinem eigenen Gutdünken verfährt. Einig sind sie sich nur darin, daß sie dem Kampf aus dem Wege gehen. Es wird schon gemordet, geplündert und gebrandschatzt. Der Gang zum Terror leuchtet schon hier und da hervor, wo die Truppe mit der bürgerlichen Bevölkerung in Berührung kommt. Der soziale Haß, heimlich geschürt und durch die Kurzsichtigkeit brutaler Machthaber gut vorbereitet, bricht mit züngelnden Flammen aus.

Am 6. November endlich geschieht das lang Erwartete. Kerenski wird durch die Kommunisten gestürzt. Der Bolschewismus tritt aus seiner unsichtbaren Rolle heraus und bemächtigt sich offen der Regierungsgewalt. In Petersburg herrscht der rote Terror und greift schnell über das ganze

Land. Das Bürgertum wird massakriert. Die Unterdrückten proklamieren die Diktatur des Proletariats. Mit Strömen von Blut, durch viehische Niedermetzlung ihrer Gegner versuchen sie, ihre Herrschaft zu befestigen und alle Gegenkräfte der Reaktion abzuschrecken. Alles geht drunter und drüber. Das russische Reich löst sich auf und verwandelt sich über Nacht in eine tobende Masse.

Aus dem Bluthaufen des Chaos erhebt sich die rote Herrschaft zweier Fanatiker, zweier Apostel einer schrecklichen Menschheitsverwirrung. Lenin, der rote Zar, und Trotzki, der Diktator, werden zu Herren Rußlands. Ihr Geist, ihre faszinierende Willenskraft, die aus den geheimnisvollen, unergründlichen und für uns Westeuropäer niemals begreiflichen Tiefen der russischen Seele schöpfen, verwandeln das geduldige Mütterchen Rußland in eine blutdürstige Megäre. Aus der stumm geopfertten Armee des Zaren, aus den verlotterten Revolutionsoldaten Kerenskis schaffen sie die gut disziplinierte, begeisterte und auf ihre Anführer schwörende rote Armee.

Hier ist mit westlicher Diplomatie nichts mehr zu machen. Das wissen auch die Gesandten der Entente und verschwinden aus Petersburg. Hier herrschen Urinstinkte, die niemand dämmen kann. Hier hebt etwas ganz Neues sein verzerrtes Gesicht aus der Tiefe und alles Bisherige versinkt in roter Blut. Der erste Triumphschrei der neuen Macht ist gleichzeitig der Schrei nach der Weltrevolution, Kampf gegen alle Mächte der Vergangenheit, Kampf auf jedem Gebiet des menschlichen Lebens und kein Pardon.

Nach wenigen Tagen erläßt Lenin durch Funkspruch das erste kommunistische Manifest „an Alle“. Er wendet sich an die Regierungen und an die Regierten. Er verlangt, daß sich die Regierungen im Angesicht ihrer Völker und im Angesicht der Welt zum Frieden bekennen. Alle Völker sollen sich zusammenschließen, um eine neue Weltordnung herzustellen, ein „allgemeiner öffentlicher Friedensvertrag auf der Grundlage des Einverständnisses und der Zusammenarbeit“ soll entstehen.

Welch eine raffinierte Botschaft! Die Propheten der Weltrevolution und des Chaos, die Verkünder der blutigen Diktatur des Proletariats bedienen sich der Friedensposaune. Sie verstecken sich auf die tiefe Kriegsmüdigkeit,

die furchtbare Resignation der Völker, die drei Jahre lang ohne eine Entscheidung einander bekämpfen. Sie kennen die körperliche und geistige Not, die allenthalben in Europa herrscht — und sie spüren, daß auf diesem Boden ihre Saat heranreift.



Anfang November 1917 Aufgabe des Chemin des Dames südlich Laon nach dem Verlust der Laffaux-Ecke und gleichzeitig Höhepunkt des italienischen Feldzuges zwischen Tagliamento und Piave. Zwei Tage später Sieg der bolschewistischen Revolution in Petersburg. Am 10. November letzter Großkampftag in Flandern mit dem Verlust von Passchendaele. In jähem Zusammenprall stoßen sich die Ereignisse. Die Oberste Seeresleitung ist in einer furchtbaren Anspannung. „Mein Verstand war im Osten und in Italien,“ sagt Ludendorff, „mein Herz an der Westfront. Der Wille mußte Verstand und Herz in Übereinstimmung bringen. Ich war schon lange freudlos geworden.“

Schon glaubt man, wenigstens im Westen aufatmen zu können. Da bricht unerwartet ein letzter Schlag für dieses Jahr auf das deutsche Heer nieder.

Marschall Haig führt ihn mit den Engländern, die soeben im flandrischen Sumpf mit der Blüte ihrer Mannschaft auch die Aussicht auf Zeebrügge und die Unterseebootbasis begraben haben. Marschall Haig, der vier Monate lang den Götzen der Materialschlacht vergeblich angebetet hat, ist zu Besinnung gekommen.

Das flandrische Blutbad hat sein langsam arbeitendes Gehirn auf einen andern Gedanken gebracht. Ein Licht ist ihm aufgegangen. Er beginnt zu ahnen, daß die Zeit der wochenlangen stumpfsinnigen Trommelei vorüber ist. Die Unererschöpflichkeit des Materials beschert ihm zwei Ersatzmittel auf einmal. Es sind die Tanks und die Flieger, deren Wirkungsmöglichkeiten man bisher nicht genügend ausgenützt hat. Man muß das Material aus seiner trägen Starrheit herausreißen, man muß ihm Beweglichkeit geben, ohne seine zermürbende Kraft zu verringern. Hier liegt die neue Chance — furchtbare Kraftkonzentration und gleichzeitig größte Beweglichkeit. Feuerwalze, Tank, Flieger in einer

festen taktischen Kombination, dazwischen als Statisten die Infanterie.

Dreihundertsechzig Tanks, eintausend Flieger, eintausend Geschütze, zwölf Divisionen und zehn Kilometer Kampfabschnitt — eine glatte Rechnung.

Am frühen Morgen des 20. November brüllt vor Cambrai das englische Trommelfeuer in einer lückenlosen Dichte. Gleichzeitig füllt sich der Himmel mit Jagdfliegern, die ganz tief herunterkommen. Sofort setzt sich das Feuer in Bewegung. Hinter seinem Vorhang, von den Fliegern beschützt, von kleinen Infanteriegruppen gefolgt, kriecht die unabsehbare Schar knatternder Riesenwanzen aus dem Gavrincourt-Wald hervor über das Zwischenfeld. Sie wühlen sich durch die Trichter, sie klettern über die Straßenhöschungen, sie wenden sich rechts und links und fahren im Kreise. Knirschend walzen sie die Drahthindernisse nieder und überqueren ohne Aufenthalt die Gräben. Sie sind die unbestrittenen Herren des Schlachtfeldes, und alles, was lebt, steht unter ihrem lähmenden Bann.

Es geht furchtbar schnell. Ehe die deutschen Reserven etwas unternehmen können, haben die Tanks ein zehn Kilometer breites Loch in die Siegfried-Stellung gewalzt. Die 2. deutsche Armee wehrt sich mit Not des nachdrängenden Gegners. Am Abend stehen die Engländer in einem dicht auf Cambrai vorgetriebenen Bogen von fast zehn Kilometer Tiefe. Kavallerie wird eingesetzt, um die Stadt zu gewinnen. Aber sobald der Tankschrecken aufhört, finden sich die Verteidiger wieder. Die Reiterbrigaden werden bei Cantaing, vier Kilometer südwestlich von Cambrai, und bei Rumilly, fünf Kilometer südlich der Stadt, zusammen geschossen.

Die Lage ist ernst genug. Die Oberste Heeresleitung macht alles an Reserven verfügbar, was in der Nähe aufzutreiben ist. Wie sie eintreffen, müssen die Regimenter in die kochende Schlacht hinein.

Abermals verhindert der mangelnde englische Sinn für neue Lagen die Ausnutzung des schon perfekten Durchbruchs. Als Marschall Haigs Divisionen an den folgenden Tagen wieder anrennen, versteift sich der Widerstand. Gleichwohl ist die Lage der Deutschen noch schlecht genug. Der Bourlon-Wald wird von den Engländern genommen.

Die deutschen Bataillone geben unter verzweifelter Gegenwehr einzelne Geländestücke auf.

Die Schlacht löst sich vorübergehend auf. Am 27. November sind preußische Garderegimenter und Pommern zur Stelle. Sie festigen die Abwehrfront. Erbittert wird um den Bourlon-Wald gerungen. Immer wieder massieren sich die Engländer zu breiten Angriffen. Es nützt ihnen nichts.

Am 30. November hat die 2. Armee ihre Vorbereitungen zum Gegenangriff beendet. Die Vergeltung kommt über den eingebrochenen Feind wie ein Gewitter. Ein mächtiger Stoß brandet gegen die Südflanke, die Einbruchsstelle zwischen Crévecoeur und Vendhuile mit Richtung auf die große Straße Cambrai—Péronne und den Komplex des Savrincourt-Waldes, aus dem am 20. November der Tank schrecken gebrochen.

Ein zweiter Stoß trifft die Nordflanke des Einbruchs zwischen dem Bourlon-Wald und Dorf Moeuvres. Gleichzeitig greift das deutsche Zentrum zwischen Crévecoeur und dem Bourlon-Wald an.

Die deutschen Regimenter fassen den Feind kräftig an. Die Artillerie folgt dichtauf, um bei der Tankabwehr zur Hand zu sein. Auf der ganzen Einbruchsfront kllirrt das Sperrfeuer.

Die Engländer klammern sich fest in die Gräben der früheren deutschen Stellungen. Aber die deutschen Stoßtruppen haben Erfahrung, wie man Gräben nimmt. Die Kämpfe sind von einer lange nicht mehr gekannten infanteristischen Zähigkeit. Ein Tank nach dem andern bleibt bewegungslos oder brennend im Artilleriefeuer liegen. Deutsche Jagdgeschwader werfen sich auf ihre Gegner und finden reiche Beute.

Es geht langsam und beständig vorwärts. An einen durchlaufenden Angriff in einer einzigen tiefen Bewegung ist nicht zu denken. Die Schwierigkeiten des Geländes und die Großkampferfahrung des Gegners verhindern das. Über vier Tage zieht sich der Gegenangriff hin, immer wieder aufs neue einsetzend, immer neue Stücke aus der feindlichen Front herausbrechend, immer wieder frisch organisiert. Einmal schlägt hier der Hammer, dann dort.

So gelingt es, bis zum Abend des 3. Dezember die Engländer fast aus allen eroberten Stellungen hinauszujagen.

drängen. Im Süden wird der Angriff sogar über die Siegfried-Linie hinweggetragen.

Noch einmal rafft der Engländer am 4. Dezember seine gelichteten Divisionen zu einem Gegenstoß zusammen. Sie zersplittern an der deutschen Abwehr.

So plötzlich, wie sie entstanden, erstirbt die Tank Schlacht von Cambrai am 5. Dezember. Sie hat zweierlei gezeigt. Einmal die furchtbare Gefahr der Tanks im Masseneinsatz auf einem günstigen Gelände. Dann aber, als tröstliches Gegenstück, die ungebrochene Angriffskraft der deutschen Infanterie. Ein böses und ein gutes Omen zugleich.

Die 2. Armee hat starke Einbußen zu verzeichnen. Im Gesamtergebnis sind jedoch die feindlichen Verluste größer. Die Engländer haben 9000 Gefangene, 700 Maschinengewehre und 150 Geschütze auf dem Schlachtfeld gelassen. Besonders schwerwiegend aber ist für sie der Verlust von mehr als hundert Tanks, die zertrümmert das Gelände bedecken.

Die kurze, heftige Krise von Cambrai ist überwunden. Andere Ereignisse treten in den Vordergrund der gewaltigen Bühne.

☆

Am 26. November, im dunkelsten Zeitpunkt der Cambrai-Schlacht, fangen die deutschen Funkstationen einen Petersburger Funkspruch auf. Es ist die an die deutsche Oberste Seeresleitung gerichtete Anfrage des russischen Kommandanten an der deutschen Front, ob man deutscherseits bereit sei, in Verhandlungen über den Abschluß eines Waffenstillstandes einzutreten. Der russische Befehlshaber heißt Krylenko und ist ein früherer Fähnrich der zaristischen Armee, der aus persönlicher Verärgerung seinerzeit den Militärdienst quittiert hat und Kommunist geworden ist.

Die Oberste Seeresleitung bestellt die russischen Unterhändler in das Hauptquartier Oberost nach Brest Litowsk. Acht Tage später trifft die Delegation dort ein. Am 7. Dezember wird zunächst eine Waffenruhe von zehn Tagen vereinbart. Die Russen fahren nach Petersburg, um sich mit den Volkskommissaren zu besprechen. Nach fünf Tagen kehren sie zurück. Am 15. Dezember wird der Waffenstillstand unterzeichnet. Man verabredet, daß noch vor Weih-

nachten die eigentlichen Friedensverhandlungen in Brest Litowsk beginnen sollen.

Am 9. Dezember wird auch mit der rumänischen Regierung ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Ununterbrochen rollen die Militärzüge aus dem Osten durch Deutschland hindurch nach dem Westen.

Im Dezember werden auch die ersten geschlossenen amerikanischen Divisionen an der Westfront ermittelt. Neue sind schon in Bordeaux ausgeladen. Es steht fest, daß die Wirkung des Unterseebootkrieges nicht ausgereicht hat, das volle militärische Auftreten der Vereinigten Staaten an der Westfront zu verhindern.

Von beiden Seiten strömt es nach Frankreich, wo nach der Tankschlacht bei Cambrai einigermaßen Ruhe eingetreten ist.

Vom Meere kehrt der Schwerpunkt des Krieges wieder auf das Land zurück. Von allen Fronten zieht er sich nach dem Westen zusammen.

Die Umrisse der letzten, der größten, der endgültigen Entscheidung dieses Völkerringens beginnen sich abzuzeichnen.

Das Schicksal schöpft tief Atem.



Am 22. Dez. 1917 trat die östliche Friedenskonferenz in Brest Litowsk zusammen. Die russischen Vertreter gaben sofort die Erklärung ab, daß sie nur bereit seien, einen Frieden ohne gewaltsame Gebietsveränderungen und ohne Kriegsschädigungen zu unterzeichnen. Als Grundlage dieses Friedens sei das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu betrachten. Ihre zweite Forderung ging dahin, daß man der Entente Gelegenheit geben müsse, an den Friedensverhandlungen teilzunehmen und den Sonderfrieden im Osten zu einem allgemeinen Frieden auf der angegebenen Grundlage zu erweitern.

Von der ersten Stunde der Konferenz an gebärdeten sie sich als die Fordernden, nicht als die Besiegten. Sie wußten genau, daß Deutschland und Österreich einen neuen uferlosen Feldzug nach Rußland hinein unter allen Umständen vermeiden wollten. Sie wußten auch, daß über das end-

gültige Schicksal des in Brest Litowsk zu schließenden Friedens erst später bei Abschluß des allgemeinen Friedens entschieden werden würde. Sie verließen sich auf die geheime Werbekraft ihrer Idee in den moralisch geschwächten Völkern der Mittelmächte.

Wie die Mittelmächte alles daran setzen mußten, den Frieden mit größter Beschleunigung unter Dach zu bringen, so bemühten sich die Russen, durch ein raffiniertes System immer neuer Schwierigkeiten die Verhandlungen hinzuziehen, ohne sich selbst zu gefährden. Brest Litowsk hatte für sie in erster Linie die Bedeutung einer Bühne, von der herab sie aller Welt ihre Ideen verkünden könnten. Sie verloren auch hier das Ziel der Weltrevolution nicht aus den Augen. Mittel dazu war ihnen das ständige Auspielen der Völker gegen ihre Regierungen unter dem Deckmantel des Selbstbestimmungsrechtes.

Dieser geschlossenen, starr auf ihr Ziel gerichteten und vor keinem Mittel der List zurückschreckenden Abordnung standen die Vertreter der Mittelmächte, der Sieger, in einer beschämenden Uneinigkeit gegenüber. In ihrem Verhalten spiegelten sich alle verhängnisvollen Gegensätze wieder, die während des Krieges auf politischem Gebiet hervorgetreten waren, zwischen Deutschland und Österreich, zwischen monarchischem und demokratischem Prinzip, zwischen Oberster Seeresleitung und Reichsregierung, zwischen den Anhängern eines Verständigungsfriedens und den Vertretern eines Siegfriedens, zwischen militärischen und politischen Forderungen. Schließlich waren auch die Charaktere der einzelnen Vertreter so grundverschieden, daß sich ein trauriges Bild der Zerrissenheit und der Ziellosigkeit ergab. Dem allen sahen die Russen lächelnd zu und sorgten für immer neue Steine des Anstoßes.

Nach Weihnachten erging ein feierliches Angebot an alle kriegsführenden Nationen, sich am 4. Januar 1918 in Brest Litowsk einzufinden, um über die Herbeiführung eines allgemeinen Friedens ohne Kriegsentschädigungen und Annexionen zu verhandeln. Die Entente gab gar keine Antwort. Es handelte sich ja nur um eine von den Russen veranlaßte und von den Mittelmächten notgedrungen mitgespielte Komödie der Verschleppung.

Die ernstesten Gegensätze tauchten sofort auf, als man daran ging, die neuen Friedensgrundsätze auf die Verhältnisse im Osten anzuwenden. Die Russen verlangten, daß die Mittelmächte die von ihnen besetzten ehemals russischen Gebiete räumen sollten, damit dort eine Volksabstimmung über die staatliche Neugestaltung dieser Gebiete vorgenommen werden könne. Der Zintergedanke war natürlich, die Volksabstimmung in bolschewistischem Sinne zu beeinflussen.

Während man sich in langatmige theoretische Auseinandersetzungen über das Selbstbestimmungsrecht und seine Anwendung erging, versuchten sich die politischen Vertreter der Mittelmächte untereinander wenigstens zu einigen. Sie beschloßen, daß es nicht als Annexion zu gelten habe, wenn Polen den Wunsch äußere, in eine Personal-Union mit dem habsburgischen Kaiserhause, Litauen und Aurland in eine solche mit dem preußischen Königshause zu treten. Alle drei Länder sollten unter der Aufsicht der Besatzungsbehörden durch eine Abstimmung ihre Wünsche äußern. Zum zweiten versicherte man sich gegenseitig, daß der Grundsatz „ohne Annexion“ nur für den Fall gelte, daß tatsächlich am 4. Januar die Vertreter der Entente zu Verhandlungen erschienen und daß der Grundsatz eine allgemeine Anwendung auf alle Kriegführenden finde.

Schließlich setzten die militärischen Vertreter noch durch, daß die Abtretung eines polnischen Grenzstreifens an Deutschland als rein militärische Sicherheitsmaßnahme zu gelten habe und ebenfalls nicht unter den Begriff einer Annexion falle. Alle diese Abreden wurden zuerst vor den Russen geheimgehalten. Nach wenigen Tagen aber hielt man es doch für geraten, ihnen davon Kenntnis zu geben.

Es kam zu erregten Verhandlungen, bei denen die Russen sich als die betrogenen Biedermänner aufführten und vor aller Welt die Zinterhältigkeit und die Heuchelei der Mittelmächte brandmarkten. Sie ließen sich durch nichts bewegen, in Brest Litowsk zu bleiben, und reisten nach Petersburg ab mit dem Versprechen am 4. Januar zurückzukehren.

Inzwischen nahm der Streit der verschiedenen Gewalten auf der Seite der Mittelmächte seinen beschämenden Fortgang. Der Österreicher Graf Czernin erhielt von

seinem Kaiser die Geheiminstruktion, unter allen Umständen Frieden mit den Russen zu machen, notfalls auch ohne Deutschland. In Berlin aber entstand eine heftige Meinungsverschiedenheit über die Breite des von Polen zu beanspruchenden Grenzstreifens! Oberst Hoffmann, der militärische deutsche Vertreter, glaubte mit einem schmaleren als dem zuerst gedachten Streifen auskommen zu können. Der Kaiser schloß sich seiner Auffassung an. Die Regierung war überhaupt gegen diese strategische Sicherung. Ludendorff war über die Meinungsänderung des Kaisers empört, faßte sie als einen Ausdruck persönlicher Kränkung auf und ließ sich nur mit Mühe davon abhalten, seinen Abschied zu nehmen. Lindenburger versuchte zu vermitteln. Es waren alte und noch nicht vernarbte Gegensätze, die hier durch einen geringfügigen Anlaß wieder zum Ausbruch kamen.

So begannen am 4. Januar in Brest Litowsk die eigentlichen Friedensverhandlungen. An der Spitze der russischen Delegation stand diesmal Trotzki in eigener Person. Die Russen hatten erkannt, welche günstige Gelegenheiten die Bühne von Brest Litowsk ihnen bot und schickten ihren besten Mann.

Die Entente hatte, wie zu erwarten war, keinen Finger gerührt, um eine Antwort auf die Einladung zu geben.

Beiderseits war die Lage erheblich verwickelter geworden. Die Ukraine hatte sich inzwischen zum selbständigen Staatswesen erklärt, indem sie von dem russischen Selbstbestimmungsgrundsatz Gebrauch machte. Die Russen aber lehnten es entschieden ab, ihren Grundsatz auf sich selbst anzuwenden und nannten die Ukrainer Verräter und Empörer. Die Mittelmächte unterstützten die ukrainische Bewegung, weil sie in ihr ein Mittel sahen, die Russen gefügiger zu machen.

Trotzki verlor die Ruhe nicht. Indessen er täglich lange propagandistische Reden hielt über Völkerveröhnung und Selbstbestimmungsrecht, wurden die deutschen Truppen an der Waffenstillstandsfront nach einheitlichem Plan bolschewistisch verseucht. Gegen die Ukrainer aber marschierte im geheimen schon die Rote Garde auf.

Um die Tragikomödie vollständig zu machen, verlangten nun die von den Mittelmächten geschützten Ukrainer die Einverleibung österreichischer Gebietsteile in ihren neuen

Staat. Die Sieger waren fast völlig in die Rolle der Besiegten gedrängt.

Zwei Wochen verstrichen unter so unerfreulichen Umständen. Immer noch redete Trotzki unbekümmert über die Ideen des Bolschewismus als des neuen Beglückers der Welt. Zu den konkreten Forderungen der Mittelmächte äußerte er sich überhaupt nicht. Man war nicht einen Schritt vorwärtsgekommen. Das Schauspiel machte auf alle Welt einen kläglichen Eindruck.

Da verloren die Mittelmächte endlich die Geduld. Die Unverschämtheit der Russen ging allzu weit. Im Auftrag der gemeinsamen Delegationen verlangte General Hoffmann von Trotzki eine klare Antwort auf die Fragen der Mittelmächte und drohte mit der Beendigung der Konferenz und der Wiederaufnahme der kriegerischen Handlungen.

Am Tage darauf verschwand Trotzki. Die zurückgebliebenen Mitglieder der russischen Delegation erklärten, daß ihr Führer aus innerpolitischen Gründen auf sechs Tage nach Petersburg müsse, sie selbst aber seien nicht ermächtigt, in der Zeit seiner Abwesenheit die Verhandlungen weiterzuführen.

Trotzki nahm sich Zeit. Er kehrte nicht nach sechs, sondern erst nach zwölf Tagen aus Petersburg zurück, entschuldigte sich und machte Miene, das bisherige Spiel fortzusetzen.

Unterdessen hatten die Mittelmächte ihre Verhandlungen mit den Ukrainern fortgesetzt. Den zurückgekehrten Trotzki ließen sie mit Absicht links liegen. Am 9. Februar 1918 wurde der Friede mit der Ukraine unterzeichnet. Es war der sogenannte „Brotfriede“. Er sicherte den Mittelmächten das Recht, die Ukraine zu besetzen und ihre Getreidevorräte für sich nutzbar zu machen. Politisch hatte der Friedensschluß nicht allzuviel zu bedeuten, solange die Russen den neuen Staat nicht anerkannten.

Dann erst wandte man sich wieder an Trotzki. Aber der raffinierte Russe hatte sich unterdessen einen neuen Trick ausgedacht. Er erklärte feierlich, daß Rußland sich eine solche Vergewaltigung nicht gefallen lassen könne. Da es aber nicht in der Lage sei, den Krieg fortzusetzen, sehe es ihn hiermit als beendet an, ohne einen Frieden zu schließen.

Dann fuhr er mit seiner Delegation nach Hause, um sich weiterhin dem Geschäft des inneren Terrors und der Vorbereitung der roten Vergeltungsaktion gegen die Ukraine und die übrigen Randstaaten zu widmen.



Die Lage war verwickelt genug. Die Österreicher zeigten Neigung, sich mit dem neuen Zustand abzufinden. Die deutsche Seeresleitung aber glaubte es nicht verantworten zu können, kurz vor der Entscheidung im Westen einen so ungewissen Schwebezustand im Osten fortbestehen zu lassen. Die Reichsregierung schloß sich dieser Auffassung an.

So begannen am 18. Februar die Feindseligkeiten aufs neue. Dem Feldzug gegen die Armee des Zaren und dem Kampf gegen das Revolutionsheer Kerenstischer Prägung folgte jetzt der Angriff auf die Rote Armee Lenins und Trotzki's. Militärischer Widerstand wurde nicht vorgefunden. Die Gebiete, die man besetzte, atmeten auf. Der rote Terror wütete schon in ihnen. Bestialisch vergingen sich Rotgardisten an einzelnen deutschen Soldaten, die ihnen in die blutbefleckten Hände fielen.

Im Norden wurde der größte Teil Estlands besetzt. Das war eine neue, gegen Petersburg gerichtete Drohung. Im Süden drangen deutsche und österreichische Truppen in die Ukraine ein. In den ersten Märztagen wurden die Städte Kiew und Odessa unter die Obhut der Mittelmächte genommen.

Sofort nach Einsetzen des neuen Vormarsches traf ein Funktelegramm aus Petersburg ein, in dem die russische Regierung ihre Bereitwilligkeit zur Unterzeichnung des Friedens erklärte. Am 3. März wurde ohne eine weitere Aussprache der Friede in Brest Litowsk unterzeichnet.

Rußland willigte in den Verlust von Polen, Kurland, Litauen, Estland, Finnland und einiger Gebiete am Kaukasus, die von der Türkei beansprucht wurden. Weiß-Rußland sollte von den Truppen der Mittelmächte als Garantie für die Abrüstung der russischen Armee und die Durchführung der Friedensbestimmungen besetzt werden. Polen und Finnland wurden selbständige Staaten, die Rußland anerkannte. Ebenso mußte die Ukraine anerkannt werden.

Rurlands, Estlands und Litauens staatliche Verhältnisse zu ordnen behielten sich die Mittelmächte vor.

Am 5. März schloß Rumänien mit den Mittelmächten einen Vorfrieden. Die Verhandlungen über den endgültigen Frieden wurden in Bukarest fortgesetzt. Die Hauptforderung der Mittelmächte ging auf Lieferung von Getreide und Erdöl. Österreich war schon am Verhungern. Ernste Teuerungsunruhen mit starkem politischen Einschlag hatten Wien und andere Städte im Januar erschüttert.

Friede im Osten — von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer.

Deutschland atmete auf. Trotz allem war es ein großes Werk, der sichtbare Erfolg eines dreieinhalbjährigen Feldzuges voll der glänzendsten Siege — der erste Friedensschluß seit dem Beginn des Völkerringens. Nun waren die Hände frei für den Entscheidungskampf. Eine Welle neuen Vertrauens und neuer Zuversicht ging über das Land.

Aber es war kein solider Friede. Niemand ist seiner froh geworden.



Bald stellte sich heraus, daß der Friede nicht einmal im Osten Beruhigung brachte. Deutschland ist bis zum Ende des Krieges und noch lange darüber hinaus seiner Sorgen nicht ledig geworden. Noch mancher deutsche Soldat mußte im Osten sein Leben lassen.

Die Wirtschaftsnot der Mittelmächte zwang im Sommer 1918 zu immer weiteren Besetzungen. Charkow und das Kohlengebiet des Donez wurden in Verwahr genommen. Im Norden dehnte sich das Okkupationsgebiet bis Narwa und Dorpat aus. Überall mußte dem blutigen Terror der Bolschewisten entgegengetreten werden, der sich um die unterschriebenen Bedingungen des Brest Litowsker Friedens nicht kümmerte. Bis in den Kaukasus hinein gelangten deutsche Truppen.

Die wirtschaftlichen Ergebnisse dieser Besetzungen blieben hinter den Erwartungen weit zurück. Sie reichten nicht aus, der Gefahr des Hungers zu begegnen. Der innere Zusammenbruch Österreichs wurde nur um eine kurze Zeitspanne verschoben. Nicht überall leistete die geschwächte Moral der deutschen Truppen den Lockungen des Bolschewismus Widerstand. Als sie später an die Westfront kamen,

übten sie einen schlechten Einfluß auf die dort kämpfenden Divisionen aus. Der Osten blieb eine offene Wunde.

Ende März rief das in Brest Litowsk zum selbständigen Staatswesen proklamierte Finnland die Deutschen zu Hilfe. Die Sowjettruppen dachten nicht daran, das finnische Gebiet vertragsgemäß zu räumen. Der Terror wütete in seiner scheußlichsten Form. Eine deutsche Division unter General von der Goltz landete im Südwesten Finnlands. Im Zusammenwirken mit der finnischen Armee des General Mannerheim wurden die Roten am 20. April umzingelt und zur Kapitulation gezwungen.

Wegen Rumäniens gerieten die Bulgaren und die Türken in einen schweren Konflikt. Die Bulgaren beanspruchten die gesamte Dobrudscha für sich. Die Türken verlangten als Entschädigung für ihre Waffenhilfe einen Gebietsstreifen an der Maritza zurück, den sie 1915 Bulgarien überlassen hatten, damit Bulgarien auf die Seite der Mittelmächte trat. Deutschland und Österreich mußten ihre ganze Autorität einsetzen, um den Streit, wenn auch nicht zu schlichten, so doch zu vertagen. Sie nahmen die Nord-Dobrudscha einstweilen unter ihre eigene Verwaltung.

Die ewigen Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Österreich um die staatliche Gestaltung Polens verstummten auch jetzt nicht.

Zu allem Überfluß lehnten sich in Deutschland diejenigen Kreise, die voll gläubigen Vertrauens immer noch an einen allgemeinen Frieden der Versöhnung auf Wilsonscher Grundlage dachten, gegen den Friedensschluß im Osten als Ausdruck der Gewalt heftig auf. Nur nach langen Debatten mit viel bitteren Worten gelang im Reichstag die Ratifizierung der Verträge. Die Sozialdemokraten stellten sich abseits und enthielten sich der Stimme. Die radikale Linke stimmte dagegen. Der Ostfriede blieb ein Streitobjekt der öffentlichen Meinung bis zum Ende. Ein neuer Zank, der zu allem Bisherigen noch hinzutrat und die Lage im Innern fast unerträglich spannte.

Die Oberste Seeresleitung aber, deren ganze Gedanken sich jetzt um die Armee und um den großen Endkampf im Westen bewegten, mußte trotz des endlich erreichten Friedens noch vierzig Divisionen im Osten lassen. Der alte unglückselige Fluch der Zersplitterung wirkte fort.

27. Kapitel

Der Entscheidung entgegen

Das alte Jahr 1917 ging nicht zu Ende, ohne auch noch im entferntesten Winkel des großen Kriegstheaters eine herbe Enttäuschung zu bringen. Die Kraft der Türkei erlahmte sichtlich und schuf der deutschen Kriegsführung ernste Sorgen.

Nach dem türkischen Sieg über die Engländer bei Kut el Amara sammelte England ein starkes Truppenkontingent am Persischen Golf, um im Frühjahr 1917 zum zweiten, besser ausgerüsteten Angriff gegen Mesopotamien und Bagdad aufzubrechen. Schon im Februar knickte die türkische Abwehr südlich Kut el Amara zusammen. Die Engländer drangen bis vor Bagdad und eroberten die Stadt des Kalifen nach kurzem Kampf. Erst viel weiter nördlich gelang es den Türken, eine neue Abwehr zu organisieren.

Im Kaukasus half den Türken das Kriegsglück aus einer schwierigen Lage. Während Großfürst Nikolai Nikolajewitsch mitten in den Vorbereitungen zu einem großangelegten Angriff bis nach Mesopotamien hinein stand, brach die russische Revolution aus. Das Unternehmen kam nicht zur Durchführung. Der Großfürst mußte den Oberbefehl niederlegen, obwohl er sich bereit erklärte, auch unter den neuen Verhältnissen weiter zu kämpfen. Er war ein Romanow, und darum mußte er verschwinden.

Schlimmer ging es in Palästina. Gleichzeitig mit ihrem Unternehmen gegen Bagdad versuchten die Engländer vom Suez-Kanal aus gegen Jerusalem vorzudringen. Sie gelangten bis etwa an die Südgrenze Palästinas. Dort entwickelte sich mitten in der Wüste ein Stellungskrieg ganz nach westlichem Muster. Die Türken verwehrten den Fremdlingen mit der ganzen Tapferkeit ihrer osmanischen Vergangenheit den Besitz der heiligen Stätten. Sie kämpften wie auf Gallipoli.

Die Engländer gaben ihren Plan nicht auf. Es kam ihnen sehr zustatten, daß die Araber aus altem Haß gegen die Türken mit ihnen gemeinsame Sache machten. Schon im Jahre 1916 war der Emir von Mekka zu den Engländern übergegangen. Der vom türkischen Sultan prokla-

mierte Heilige Krieg hatte keinen Widerhall in der mohammedanischen Welt gefunden. Niemand bekümmerte sich darum.

Im Spätherbst erneuerten die Engländer den Angriff auf Jerusalem. Nach heftigen Kämpfen wurden die Türken aus ihren Wüstenstellungen geworfen. Südlich Jerusalem, auf der Höhe von Jaffa, kamen sie noch einmal zum Stehen. Es dauerte nicht lange. Die Engländer überflügelten die türkischen Stellungen und eroberten am 9. Dezember die Geburtsstadt des Christentums. Der moralische Eindruck ihres Sieges auf das ganze Morgenland war tief. Nördlich Jerusalem kam die türkische Front zum Stillstand.

Die erste strategische Folge dieser Niederlage bestand darin, daß nun das neugebildete deutsche Asienkorps, ursprünglich zur Wiedernahme Bagdads bestimmt, an die Palästina-Front geschickt werden mußte, um dort Schlimmeres zu verhüten. Die Engländer blieben im unbestrittenen Besitz von Bagdad und Jerusalem. Sie hielten ihre Hand in zwei offene Wunden des osmanischen Reiches. Die Voraussetzungen für den späteren militärischen Zusammenbruch der Türkei waren geschaffen.

Die Türkei war nicht der einzige Bundesgenosse, der Deutschland schwere Sorgen bereitete. Auch die Bulgaren waren nur noch bei der Sache, wenn es galt, Beute zu machen. Die Kriegsmüdigkeit des bulgarischen Volkes, das sich mit kurzer Unterbrechung nun schon seit 1911 unter den Waffen befand, war außerordentlich groß. Die Vereinigten Staaten hatten es in raffinierter Berechnung unterlassen, auch Bulgarien den Krieg zu erklären. So saß der amerikanische Gesandte unbehindert in Sofia und bildete den Mittelpunkt einer gefährlichen antideutschen Propaganda.

Die Moral der bulgarischen Armee war tief gesunken. Die Regimenter lagen fast untätig an der weitgedehnten griechisch-mazedonischen Front, politisierten, versahen unwillig und lässig den militärischen Dienst und waren des Glaubens, daß alles Unglück nur von den Deutschen herühre. Sätten nicht der König, der Generalstabschef und der Ministerpräsident die Sache des Vierbundes vertreten, so wäre es wohl schon früher zu bedenklichen Ereignissen gekommen. Die wenigen deutschen Truppen an der Balkan-

front, im ganzen nicht stärker als eine Division, reichten nicht aus, die weitgehende front zu schützen. Die Befürchtung bestand, daß ein energischer Angriff der alliierten Orient-Armee eine sehr ernste Lage schaffen mußte. Auch hier war eine Wunde, die von der Entente absichtlich offengehalten wurde.

Am größten aber waren die Besorgnisse Deutschlands um Österreich. Seit im Frühjahr 1918 das Doppelspiel Kaiser Karls und seines Ministers durch französische Veröffentlichungen ans Tageslicht gekommen, wußte man in Deutschland, woran man mit dem Bundesgenossen war. Man wußte, daß Österreich, wenn ihm ein einigermaßen annehmbares Angebot von der Gegenseite gemacht würde, jederzeit zu einem Sonderfrieden unter Aufgabe Deutschlands bereit war.

Ein Glück in dieser Lage war es, daß wenigstens militärisch durch die Niederlage Italiens und den Friedensschluß im Osten die Aufgaben für Österreich so herabgemindert waren, daß sie auch von einer nicht mehr vollwertigen Armee erfüllt werden konnten. Zwar hatte Wien zugesagt, daß es für die Gesamtentscheidung im Westen auch österreichische Truppenteile zur Verfügung stellen würde. Aber Kaiser Karl zog sein Angebot alsbald wieder zurück. Er und seine Umgebung, stets den Blick auf die Gelegenheit zu einem Sonderfrieden gerichtet, wollten bei der Entente durch das Auftreten der Österreicher im Westen kein schlecht Wetter machen. Man glaubte in Wien schon lange nicht mehr an den Sieg. Wenn es noch nicht zum offenen Abfall kam, so lag das nur an der mangelnden Gelegenheit. Es blieb bei der Stellung einiger schwerer österreichischer Batterien, die bei den Kämpfen im Westen gute Dienste leisteten.

Der Obersten Seeresleitung war der bedauerliche Zustand der Bundesgenossen nicht unbekannt. Sie gab sich keinerlei Illusionen hin. Sie wußte, daß die kommende Entscheidung ausschließlich von der deutschen Armee getragen werden mußte. Sie wußte aber auch, daß, wenn diese Entscheidung siegreich sein würde, damit gleichzeitig alles gerettet war. Andererseits verlieh die wohlbegründete Aussicht auf einen Gesamtsieg denjenigen Kräften im Lager der

Bundesgenossen, die unverzagt die gemeinsame Sache vertraten, immer noch das Übergewicht. Der Geist des Abfalls konnte sich noch nicht aus seinen Verstecken herauswagen. Wo er es dennoch tat, stieß er auf Verachtung.



Und die deutsche Heimat?

Der Streit um den Frieden verstummte keinen Augenblick. Im Sommer 1917 rief die sozialdemokratische Internationale ihre Mitglieder zu einer Friedensbesprechung nach Stockholm. Die deutsche Regierung gestattete den sozialdemokratischen Vertretern ohne weiteres die Teilnahme. Die Regierungen der Entente einschließlich Amerikas verweigerten ihren Leuten die Ausreisepässe. So blieb es auch in Stockholm bei platonischen Rundgebungen.

Im August trat der Heilige Stuhl in Rom mit einer Friedensmahnung an die Kriegführenden heran. Deutschland ergriff die Anregung und spann sie fort. Die Entente aber machte solche Vorbehalte und Schwierigkeiten, daß die Bewegung im Sande verlief.

Da trat noch einmal Wilson in die Arena der Friedensapostel. Am 8. Januar 1918 verkündete er in einer Botschaft an den amerikanischen Senat seine berühmten „Vierzehn Punkte“, die er als die einzig mögliche Grundlage eines gerechten und dauerhaften Friedens bezeichnete. In fast völliger ideeller Übereinstimmung mit den Russen proklamierte er das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Freiheit der Meere. Die konkreten Punkte seines Friedensvorschlages betrafen die Wiederherstellung Belgiens, Serbiens und Rumäniens, die Herausgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich, die Berichtigung der italienischen Grenzen gegenüber Österreich nach der Nationalitätengrenze, die Herstellung eines freien Polens mit Zugang zum Meere, die Räumung aller im Osten von deutschen und österreichischen Truppen besetzten Gebiete und die eigenstaatliche Umbildung der verschiedenen Völker Österreich-Ungarns.

Deutschland, dessen Lage sich durch den Umschwung im Osten in militärischer Beziehung von Grund aus geändert hatte, wies durch den Mund des Reichskanzlers Grafen

Gertling die Zumutung, reichsdeutsche Gebiete abzutreten, energisch zurück. Mit Recht erklärte der Kanzler, die Entente hätte, wenn es ihr um einen Frieden der Versöhnung und der Gerechtigkeit zu tun sei, zu den Verhandlungen in Brest Litowsk erscheinen können. Sie war ja eingeladen worden. Auch die Österreicher schlossen sich durch den Grafen Czernin der Ablehnung von Friedensgrundsätzen an, die für Österreich nicht mehr und nicht weniger als die Auflösung bedeuteten.

Die Entente schwieg. Sie beließ Herrn Wilson bei seinem Weltversöhnungstraum, denn sie durfte ihn nicht kränken. Ihre Stunde war erst gekommen, wenn sie mit Hilfe der Amerikaner das militärische Übergewicht über Deutschland errungen hatte.

Das deutsche Volk litt im Innern unsäglich unter der Hungerblockade. Die Not auf allen Gebieten des Lebens war im Winter 1917/18 aufs äußerste gestiegen. In breiten Schichten war der Glaube an den Sieg erschüttert und zu Grabe getragen. Viele dachten lieber an ein Ende mit Schrecken als an den Schrecken ohne Ende. Erst der Austritt Rußlands aus der Reihe der Feinde schuf neue Hoffnung und veranlaßte den größten Teil des Volkes, den von der Seeresleitung erstrebten Endsieg im Westen geduldig zu erwarten.

Schon im Winter 1916/17 hatten große Streiks der Arbeiterschaft einen wesentlichen Teil der deutschen Rüstungsindustrie für einige Zeit lahmgelegt. Offiziell handelte es sich um Lohnfragen, in Wirklichkeit waren es politische Bewegungen.

Noch betrüblichere Dinge ereigneten sich im Sommer bei der Kriegsmarine. Zum erstenmal regte die militärische Meuterei ihr scheußliches Haupt. Auf einer Anzahl von Kriegsschiffen verweigerten die Mannschaften den Dienst. Als man die Vorgänge untersuchte, stellte sich heraus, daß eine weitverzweigte militärische Verschwörung bestand. Tausende von Matrosen gehörten bereits dem Geheimbund an. Man hatte ihnen vorgespiegelt, daß die Flotten der Entente nur auf das deutsche Signal warteten, um ihrerseits die Revolution in Gang zu setzen.

Die militärischen Rädelsführer wurden kriegsgerichtlich abgeurteilt und erschossen. Die geistigen Führer gingen

leer aus. Äußerlich kehrte bei der Flotte Ruhe ein. Unterirdisch aber fraß der Wurm weiter. Die verhängnisvolle Untätigkeit, zu der die Flotte verurteilt war, leistete seiner Wühlarbeit Vorschub. Von hier aus sollten später Ereignisse ausgehen, die man auf deutschem Boden nicht für möglich gehalten hätte.

Auch in diesem Winter kam es zu großen Streiks in der Industrie. Notdürftig wurden die Risse verkleistert. In der Tiefe glomm es weiter. Raum behindert arbeitete die kommunistische Propaganda und grub den verständigen Arbeiterführern das Wasser ab. Seit dem Friedensschluß mit Rußland hatten die Kommunisten in der Berliner Sowjetgesandtschaft ihre mit allen Rechten der Exterritorialität geschützte Propaganda-Zentrale.

So sah es in der Heimat aus. Und dennoch raffte sich das Volk als Ganzes noch einmal zur Hoffnung auf. Wer guten Willens war, fieberte mit der Inbrunst eines Gläubigen der großen Entscheidung entgegen. Die Zweifler wurden in den Hintergrund gedrängt oder wurden selbst unsicher. Die stillen Opferer, deren Söhne, Väter und Brüder draußen standen und den schwersten, den letzten Gang antreten sollten, murrten mit keinem Wort, sondern hungernten weiter. Wenn sie nicht mehr aus noch ein wußten, lächelten sie einander noch Mut zu. Liebe zum Vaterland und Vertrauen zu der Armee, die ihr eigen Fleisch und Blut, erfüllten die Heimat nach wie vor. Eine größere moralische Forderung wurde niemals in ähnlich ernster Stunde an ein ganzes Volk gestellt. Die Heimat tat, als Ganzes genommen, ihre Pflicht und erwies sich der Armee als würdig.

Was aber sollte werden, wenn die große Entscheidung, der alle Herzen zugewandt waren, nicht gelang? Wenn sie gegen Deutschland ausfiel? Man durfte nicht daran denken. Die letzte Faser innerer Kraft mußte jetzt für den Sieg eingesetzt werden.



Von den Bundesgenossen, von der erschütternden Not der Heimat und ihrem noch einmal erwachenden Glauben geht der Blick zum deutschen Soldaten, zu ihm, der als Werkzeug und als Träger auch dieser letzten Entscheidung berufen ist.

Welch ein ergreifendes Bild der Treue, der Pflicht und der unverzagten Männlichkeit! Der dritte Kriegswinter liegt hinter ihm. Die Not der Heimat ist ihm nicht fern und fremd. Er spürt sie in jeder Faser seines Wesens, er liest sie aus jedem Brief, er steht an jedem Urlaubstag mitten darin. Er hat niemanden, der ihm tragen hilft, denn es ist längst still und einsam um ihn geworden.

Wie weit, wie versunken liegt die Vergangenheit hinter ihm. Der erste siegreiche Vormarsch nach Frankreich hinein, die bittere Umkehr an der Marne, das Siegen und Marschieren im Osten, die Stürme auf dem Balkan, das Grauen der Materialschlachten, Italien, die harten Tage von Cambrai, der Laffaux-Ecke und auf den Maasufern. In seiner Seele liegt als ein dumpfes, nach der Tiefe ziehendes Gewicht die Last von Verdun, der Somme und Flandern. Niemand kann ihm diese Last abnehmen außer dem Tod, der täglich neben ihm steht, der treueste Begleiter durch alle Jahre.

Wo sind die Kameraden von damals? Alle dahin — überall Gräber, in den Karpathen, am Tsonzo, in den mazedonischen Bergen, an der Duna, in der Ukraine, am Euphrat und Tigris, in der Wüste bei Jerusalem, in Finnland, in Flandern, auf der Loretto-Höhe, in der Champagne, an der Aisne, vor dem Douaumont, am Hartmannsweilerkopf. Überall Kreuze aus hellem Holz. Wenn ihn der ewige Wechsel des Krieges hierhin und dorthin führt, geht er auch einmal hin und liest die Namen auf diesen Kreuzen und erinnert sich, wie es damals war, und was er für ein Gesicht gehabt und was er zuletzt gesagt hat. Viele Kreuze aber findet er zerstampft von dem wütenden Hammer der Schlacht.

Einsam und still ist er geworden. Viele von den Neuen, die kommen, sind ihm Menschen aus einer anderen Welt. Sie haben andere Gedanken, andere Empfindungen. Was ihm heilig ist, verspotten sie. Die Selbstverständlichkeit seiner Zingabe nennen sie Stumpfsinn und Dummheit. Sie predigen von neuen Idealen und versuchen ihm klarzumachen, daß alles, wofür seine Kameraden gestorben sind, Irrtum und Schwindel sei. Das neue Element macht sich immer breiter und übernimmt die Führung. Seine beliebteste Lektüre und sein ergiebigster Gesprächsstoff sind die

heimlich aufgelesenen Flugblätter der feindlichen Flieger, die zum Überlaufen auffordern.

Die Alten ziehen sich in sich selbst zurück und verstummen. Die Vergangenheit ist in ihnen wie ein dunkler Schleier, durch den sie nicht mehr hindurchsehen können. Welch eine Welt trennt sie von den Neuen.

Wo sind die alten Kompagnieführer, jene unverzagten, derben, mit ihren Leuten auf Tod und Hölle verbundenen Felstürme des Schlachtfeldes? Alle dahin. Hier und da ist vielleicht noch einer. Er spricht kaum. Sein Gesicht ist alt, die Lippen sind zusammengekniffen, als wollten sie wohl sprechen, unterdrückten aber das Wort. Orden trägt er genug am zersplissenen Rock. Aber was kümmert es ihn noch. Auch diese kleinen Kreuze und Sterne haben den allgemeinen Entwertungsprozeß mitgemacht. Wer sieht es dem Ding noch an, wie es verdient wurde? Auch das ist zurückgesunken in die Stille im Innern und in die Einsamkeit.

Nur wenn sich zwei dieser Art einmal treffen und einander am Gesicht, an der Haltung, an gemeinsamen Anschauungen oder irgendeinem hingeworfenen Wort der Erinnerung erkennen, dann erwacht mitten in der Fremde dieser neuen Menschen das gemeinsame Schicksal und äußert sich in einer stummen, unbeholfenen und verlegenen Gebärde. Es ist wie eine Entschuldigung voreinander, daß man noch da ist und nicht bei den vielen andern in der Tiefe. Und dann heißt es: „Weißt du noch? Erinnerst du dich noch? Und wo mag wohl dieser begraben sein und jener? Und der kleine Sowieso, der immer lachte, wenn Franzmann schoß — und der lange Soundso, der immer betete, wenn er in Stellung ging?“

Dann trennen sie sich wieder, denn der Krieg ruft diesen hierhin und jenen dorthin. Sie machen gar keine großen Umstände, und jede Sentimentalität ist ihnen fremd. Obwohl sie wissen, daß die Aussichten eines nochmaligen Wiedersehens fast gleich Null sind, begnügen sie sich mit einem Gändedruck, als gingen sie für ein paar Stunden zu irgendeinem friedlichen Geschäft oder zum Stammtisch auseinander. Im geheimen aber hört jeder die Frage — wer ist an der Reihe? Ob es der eine noch vom andern erfährt,

oder ob es den andern auch schon hat, wenn die Nachricht vom einen kommt?

Dieser Soldat liest gelegentlich eine Zeitung. Dann schüttelt er den Kopf. Und dann geht er zu seinem Nachbar im andern Unterstand und fragt ihn um seine Meinung. Aber der Nachbar ist ebenso schlecht daran wie er selbst. Kommunistische Propagandareden aus Brest Litowsk. Langatmige Reden im deutschen Reichstag. Pathetische Friedensreden in Amerika. Patriotische Appelle bürgerlicher Volksversammlungen an die Armee. Und immer wieder: „Unser unüberwindliches, herrliches und sieggewohntes Meer — und die dankbare Heimat.“

Und dann schütteln sie beide den Kopf. Und dann beginnen sie so sachte vom Grabendienst zu sprechen, von den neuen Granaten mit Kasanzzündern, von der letzten Vorschrift zur Tankabwehr, worin es etwa heißt, daß zur Besiegung der Tanks eigentlich nichts als ruhige Nerven erforderlich seien. Und dann tauschen sie ihre Meinung über die große Offensive aus. Der ein schwört auf das neue Artillerieschießverfahren, der andere nennt es ein Verbrechen, daß man keine Tanks gebaut hat.

Sie unterhalten sich nur über die Art und Weise der Offensive. Die Tatsache selbst steht bei ihnen so fest wie der tägliche Feuerüberfall auf die Stellung. Alles ist selbstverständlich. Über die Aussichten des Gelingens verlieren sie kein Wort.

Jetzt beginnt draußen der Feuerüberfall zu flirren. Der Besucher nimmt seine Zeitung und klettert hinaus, um die Grabenposten zu kontrollieren. Der andere verfaßt mit langsamen Schriftzügen die Abendmeldung für das Bataillon. Er läuft niemals Gefahr, diese Meldung zu vergessen. Wenn er gefallen sein wird und in den Himmel eintritt, wird seine erste Frage an Petrus sein, wo ein Meldeblock ist und wo der zuständige Bataillonsstab wohnt.

Dann schreibt er: „Im Abschnitt A 2 nichts Besonderes. Mittags 1 Uhr feindlicher Beobachtungsfieger. 3 Uhr 30 Feuerüberfall von etwa 60 Schuß auf den Laufgraben A 1 bis B 3. 1 Leichtverwundeter. In der letzten Nacht wurden 3 Portionen zu wenig geliefert. Erbitten Nachlieferung durch die Feldküche.“

Dann denkt er, nachdem die Ordonnanz sich mit der

Meldung davongemacht, allein geblieben und plötzlich ganz aus der Gegenwart losgelöst, mit unbestimmten, fast dämmerigen Gefühlen an Verdun, an die Somme, an Flandern. Und dann tritt unversehens ein Lächeln auf sein Gesicht. Vielleicht denkt er an daheim. Was mag er vor sich sehen? Frau und Kinder? Das Gesicht eines alten Herrn, die Sorgenfalten einer Mutter? Ein Haus unter Bäumen oder eine Etage in einer Großstadt?

Aber vielleicht sieht er gar nichts Bestimmtes. Vielleicht ist es nur der erste Hauch jenes Bewußtseins, das ihm sagt, daß zwischen den Schatten der Vergangenheit und daheim nur noch der letzte, große, entscheidende Kampf liegt.

Der Feuerüberfall draußen ist verklungen. Die Grabenposten lösen einander ab. Einige Fußstapfen, halblaute Worte, ein Gruß, Davongehen — und dann ist Stille.



Die Oberste Heeresleitung schöpfte ihren Glauben an die siegreiche Entscheidung aus drei Tatsachen. Die erste war die Überlegenheit des deutschen Soldaten im Angriff gegen jeden Gegner des Weltkrieges. Die zweite war der noch nicht zur Auswirkung gekommene Einsatz der Amerikaner. Tatsächlich weilten im März 1918 erst sechs amerikanische Divisionen an der alliierten Front.

Die entscheidende dritte Tatsache aber lag darin, daß es zum erstenmal während des ganzen Krieges ermöglicht worden war, fast das gesamte deutsche Feldheer im Westen zu vereinigen und dadurch die zahlenmäßige Überlegenheit der Gegner auszugleichen.

Von insgesamt 251 deutschen Divisionen standen im März 1918 193 auf dem westlichen Kriegsschauplatz. 42 davon kamen aus dem Osten und aus Italien. 36 Divisionen blieben im Osten, je eine in Mazedonien und in der Türkei. Die Gesamtstärke des Westheeres betrug 3 750 000 Köpfe. Dieses Heer verfügte über rund 14 000 Geschütze.

Die grundsätzliche Umstellung der Truppe auf den Offensivgedanken wurde im Winter 1917/18 ebenso energisch und systematisch durchgeführt, wie im Winter 1916/17 die Umstellung auf den Abwehrgedanken erfolgt war. Alle Divisionen kamen auf längere Zeit in Ruhe. Hier lernten sie wieder die Formen des Bewegungskrieges, die bei der

Erstarrung der Westkämpfe in beinahe sagenhafte Ferne gerückt waren.

Eine bestimmte Anzahl von Divisionen wurde besonders beweglich ausgerüstet. Andere mußten dafür von ihren Mitteln abgeben. So entstand eine Spezialangriffstruppe, die zum offensiven Einsatz in erster Linie und an den Brennpunkten der kommenden Kämpfe bestimmt war. Die voraussichtlich ruhig bleibenden Frontabschnitte mußten alles hergeben, was sie nicht unbedingt benötigten.

Die schärfsten Maßnahmen wurden zur Sicherstellung des Ersatzes aus der Heimat ergriffen. Der ewige Zwiespalt zwischen der Notwendigkeit, für die Kriegswirtschaft Menschen abzugeben, und der anderen Notwendigkeit, den laufenden Ausfall an der Front zu ersetzen, verursachte eine ungeheure Anspannung. Sie mußte überwunden werden. Der Krieg verschlang an den verschiedenen Fronten im Monatsdurchschnitt 160 000 Mann. 60 000 davon kehrten nach ihrer Heimleitung an die Front zurück. So blieb also immer noch ein Monatsausfall von 100 000 Mann, der bei der Zunahme der Kampftätigkeit sich noch erheblich vermehren mußte. Für eine beschränkte Zeit konnte er noch ausgeglichen werden. Etwa 200 000 Mann waren noch aus der Etappe und den Heimatformationen herauszukämmen. Der jüngste Rekrutenjahrgang von 1900 stand mit 250 000 Köpfen zur Verfügung. Aber das waren nicht mehr Soldaten im alten Sinne. Es bestand kein Zweifel, daß auch bei ziffermäßigem Ausgleich der innere Wert des Heeres mit jedem Monat beträchtlich sank.

Auch der zahlenmäßige Ausgleich konnte höchstens bis zum 1. Mai 1918 sichergestellt werden. Von da an mußte es bei gleichbleibendem Monatsausfall immer mehr bergab gehen. Die Heimat konnte nicht mehr geben, weil nicht mehr da war. Alle Möglichkeiten waren erschöpft. Bis zum Herbst 1918 war ein Fehlbestand von einer halben Million Soldaten vorauszusehen.

Diese von der Obersten Heeresverwaltung aufgestellten Berechnungen wiesen ganz eindeutig darauf hin, daß es sich um die letzte Entscheidung handelte. Sie mußte so bald wie möglich fallen. Jeder Tag veränderte das Bild zuungunsten Deutschlands. Mißlang sie, so gab es keine Fortsetzung mehr im Sinne neuer Angriffe.

Im gleichen Maße, wie Deutschlands Kräfte vom Mai an abnehmen mußten, erfuhren diejenigen der Entente eine rapide Steigerung. Nur die Franzosen hatten im eigenen Lande mit den gleichen Ersatzzwierigkeiten zu kämpfen. Aber ihre Kolonien brachten ihnen den Ausgleich. Nach späteren Berechnungen haben die französischen Kolonialgebiete eine halbe Million Soldaten für die Front stellen müssen. 100 000 davon sind gefallen. Zu den farbigen Frontsoldaten kamen noch etwa 200 000 farbige Arbeitsoldaten.

Die Engländer befanden sich in einer weitaus günstigeren Lage. Die Menschenkräfte ihrer Dominions waren noch lange nicht ausgeschöpft. Im März 1918 standen nicht weniger als 1 850 000 Mitglieder des britischen Imperiums an der Westfront. Sie hielten den ganzen Raum zwischen der Nordsee und der Gegend von La Fère besetzt, das macht fast die Hälfte der gesamten Front. Kanada hatte 228 000, Australien 440 000, Südafrika 200 000 und Indien gar 1 160 000 Mann gestellt. Bis zum letzten Tage des Krieges überstieg der Ersatz den Ausfall.

Aber dieses an sich schon für die Entente günstige Bild verschob sich mit einemmal zu den schlimmsten Aussichten für Deutschland, wenn man die Amerikaner mit in die Rechnung einsetzte. Im März 1918 standen erst 300 000 Amerikaner an der Westfront. Im Mai war die Monatszahl der Ankommenden schon auf 200 000 gestiegen, im Juli stieg sie auf 300 000. Im Oktober 1918 befanden sich insgesamt 1 700 000 amerikanische Soldaten auf französischem Boden, und der Zustrom nahm noch kein Ende. Sie alle waren vorzüglich ausgerüstet und, was besonders ins Gewicht fiel, in einer unverbrauchten Kriegsstimmung.

Um das Bild zu vervollständigen, sei ein Vergleich der bei Abschluß des Krieges im Westen stehenden Seere aller beteiligten Staaten hier eingefügt. Darin spiegelt sich als vollendete Tatsache wider, was im Frühjahr 1918 beim Ausbleiben einer Entscheidung von der Obersten Seeresleitung als drohende Gefahr betrachtet werden mußte.

Im November 1918 verfügte Deutschland im Westen über 3,4 Millionen Soldaten (ohne Heimattruppen). Frankreich zählte 5,2 (Westfront und Heimattruppen), England 1,7 und Amerika 1,8 Millionen. Mit anderen Worten, gegen 3,4 Millionen Deutsche standen am Waffenstillstands-

tag in Frankreich und Belgien 9 Millionen Ententesoldaten. Sie verfügten über die dreifache Zahl an Fliegern, das Doppelte an Geschützen und zählten vor allem 3500 Tanks, von denen Deutschland unglücklicherweise fast keine besaß. Ihre Bedeutung war nicht erkannt worden.

Nimmt man die Gesamtzahl der in allen kriegsführenden Ländern während des Krieges ausgehobenen Soldaten als Grundlage, so ergibt sich ein ähnlich erschütterndes Bild der deutschen Unterlegenheit an Zahl. Gegen rund 13,2 Millionen Deutsche, 9 Millionen Österreicher, 0,9 Millionen Bulgaren und 1,6 Millionen Türken standen auf der feindlichen Seite 15 Millionen Russen, 8,2 Millionen Franzosen, 8,3 Millionen Engländer, 4,3 Millionen Amerikaner, 5,6 Millionen Italiener, 1,8 Millionen Rumänen, 1,0 Millionen Serben und Montenegriner und 0,1 Millionen Portugiesen. Das sind 24,7 Millionen Soldaten des Vierbundes gegen 44,1 Millionen der Entente.

Um einen Begriff davon zu geben, welch furchtbare Beute inmitten dieser auf allen Kriegsschauplätzen versammelten Menschenmengen dem Tod anheimfiel, sei hier eine Zusammenstellung der Gesamtziffern gegeben, soweit die Zahlen bis heute feststehen.

Das deutsche Heer verlor während des Krieges insgesamt 1 822 555 Tote. Zu diesen kommen noch rund 4 278 000 Verwundete, so daß die blutigen Verluste zusammen 6 Millionen übersteigen.

Frankreich verlor rund 1,25 Millionen Tote ohne die Kolonien, England einschließlich seiner Dominions 1,6 Millionen. Die Zahl der gefallenen Russen wird niemals auch nur annähernd ermittelt werden. Man greift nicht zu hoch, wenn man sie mit 3 Millionen einsetzt.

Geben und drüben, auf allen Kriegsschauplätzen, zu Lande und zu Wasser, sind insgesamt schätzungsweise 11 Millionen Menschen den Soldatentod gestorben, während 69 Millionen unter den Waffen standen. Mit andern Worten ist rund jeder sechste Soldat draußen geblieben. Nimmt man aber nur die Zahl der in der Front gewesenen Soldaten als Grundlage, so ist schätzungsweise jeder dritte Mann der feindlichen Einwirkung erlegen.

Mit 2 Millionen Soldaten zog Deutschland 1914 ins Feld. Fast ebenso viele kehrten nicht wieder heim. Die Ge-

samtzahl der blutigen Verluste übersteigt die Gesamtzahl der bei Kriegsbeginn vorhandenen Soldaten um das Dreifache. Man mag schätzen, daß am Ende des Krieges vielleicht noch ein Zehntel jener Soldaten unverwundet lebte und kämpfte, die im August 1914 den Stolz und die Zukunft des Vaterlandes hinausstrugen.



Unter solchen Verhältnissen bereitete die Oberste Seeresleitung die große Entscheidungsschlacht vor.

Sie war sich klar darüber, daß das Westheer den Feind nicht einfach in einem einzigen mächtigen Anprall über den Haufen rennen und vernichten würde. Die Erfahrungen von drei Kriegsjahren im Westen standen zur Verfügung und verhinderten jede phantastische Erwartung. Gindenburg und Ludendorff lehnten den Grundsatz der langandauernden Materialschlacht ab. Er entsprach weder ihrer Strategie noch dem Charakter des deutschen Soldaten. Schließlich stand ihm auch der Mangel an Mitteln im Wege.

Die Beschränktheit an Mitteln verbot auch die allzu große Verbreiterung des ersten Angriffs. Man mußte mit der vorhandenen Artillerie rechnen. Es galt, an einer Stelle möglichst stark aufzutreten und gleichzeitig an anderen Stellen die Vorbereitungen zu treffen, um mit den gleichen Mitteln einen neuen Schlag führen zu können, wenn die Wucht des ersten nicht ausreichte.

Wochenlanges Vorbereitungsfeuer schied aus dem Bereich der Möglichkeit aus. Überraschung des Gegners und eine wenige Stunden andauernde Artilleriewirkung von engster Konzentration mußte es ersetzen. Die mathematische Vorausberechnung dieses Artilleriefeuers war eine Meisterleistung der Artillerieführer. Kein Punkt der feindlichen Stellung durfte außer acht gelassen werden. Durch fortwährendes Wechseln der Ziele, durch die Zusammenballung des Feuers bald auf diesen, bald auf jenen Punkt mußte der Feind immer gerade dann gefaßt werden, wenn er sich anschickte, Luft zu schnappen. Im weitesten Umfange wurde der Gasbeschuß auf die feindliche Artillerie und die rückwärtigen Stellungen vorbereitet.

Bis ins einzelne war der Anmarsch des Artilleriematerials und der Infanterie aus den Tiefen der Etappe zu regeln. Alle Bewegungen wurden in die Nacht verlegt. Die Berechnungen wurden so durchgeführt, daß erst in den letzten Nächten vor dem Angriff die ganze Summe menschlicher und materieller Kräfte in den vorbereiteten Angriffsraum hineinzuströmen brauchte. Das erforderte eine ungeheure Vorarbeit und die strikteste Ausführung aller Befehle durch die Truppe. Kein Bataillon durfte auch nur eine halbe Stunde zu spät antreten, um seinen bestimmten Platz in der Marschkolonne nicht zu verpassen.

Nach eingehenden Erwägungen entschloß man sich, den ersten und größten Schlag gegen die englische Front zu führen. Die Front zwischen Arras im Norden und La fère im Süden, beiderseits St. Quentin, wurde ausgewählt. Der Angriff mußte dort mitten über das im Frühjahr 1917 geräumte und zerstörte Siegfried-Gelände und über das alte Schlachtfeld beiderseits der Somme führen. Gleichwohl hielt man an diesem Abschnitt fest, weil er die Aussicht bot, die Engländer von den Franzosen zu trennen und nach Norden hin aufzurollen.

Die Breite des Angriffsraumes betrug 75 Kilometer. 62 Angriffsdivisionen standen zur Verfügung, dazu die gesamte Heeresartillerie und alle Spezialwaffen. Drei Armeen wurden eingesetzt, die 17. im Norden, die 2. in der Mitte und die 18. im Süden des Angriffsabschnittes. Die beiden ersteren unterstanden der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht, die letztere der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Die Oberste Heeresleitung nahm die Gesamtleitung in eigene Hand und ging mit ihrer Operationsabteilung nach Avesnes, um dicht hinter den angreifenden Armeen zu sein. Das eigentliche Große Hauptquartier siedelte von Kreuznach nach Spaa in Belgien über.

Alle Vorbereitungen vollzogen sich reibungslos und vom Gegner wenig gestört. In sieben Nächten wurde das Material nach vorn gebracht, Tausende von Geschützen, Millionen von Granaten. Der Frontabschnitt füllte sich bis zum Bersten damit. Geschütz neben Geschütz, Munitionsstapel neben Munitionsstapel, Kolonne hinter Kolonne. Bei Tage war alles verschwunden. Die Geschütze und die

Stapel waren so abgedeckt, daß die feindlichen Flieger sie nicht erkennen konnten.

Sin und wieder leuchteten mit bengalischen Farben bei Nacht brennende Munitionsstapel auf, Zufallstreffer der nervös gewordenen englischen Artillerie. Sie feuerte unruhiger als sonst, aber sie unternahm nichts Ernstliches. Die Engländer wurden fast völlig überrascht.



In den letzten beiden Nächten marschirt die deutsche Infanterie in den Angriffsabschnitt. Vorher ist sie Nacht für Nacht aus der Etappe herangerückt, zum Teil hinter der belgischen Grenze hervor. Eine heimliche Völkerwanderung vollzieht sich. Der Aufmarsch ist die organisatorische Glanzleistung dieser besten Armee des Weltkrieges. Der letzte, geschlossenste und höchste Ausdruck des deutschen Willens zum Siege.

Es sind kalte Nebelnächte. Die Regimenter bivakieren. Alles spielt sich stumm ab. Eine atemlose Erwartung liegt darüber. Bei Tage sind die Menschenmassen in Dörfern und Waldstücken verschwunden. Bei Nacht gibt sie die Erde von sich. Es ist dann kein freier Raum von einem Meter Länge auf irgendeiner Straße.

Alles marschirt, stumm, in gleichmäßigem Tempo. Kein Licht darf brennen. Keine Zigarette darf geraucht werden. Oben in der Finsternis vernimmt man das Surren der feindlichen Flieger. Dann verharrt alles lautlos und unbewegt.

Oft marschieren zwei und drei Kolonnen nebeneinander. Viele rücken über das freie Feld, um besser vorwärtszukommen. Staunend sehen diese Regimenter einander zum erstenmal im Kriege. Das Gefühl einer ungeheuren Nachtentfaltung teilt sich beruhigend dem einzelnen mit. Wille, Entschlossenheit und Vertrauen festigen sich.

Dreieinhalb Jahre haben sie auf allen Kriegsschauplätzen in und außerhalb Europas gekämpft. Die Nummern ihrer Regimenter sprechen von hundert Siegen. Sie kommen aus Mazedonien, aus Rumänien, aus Aurland und aus Italien. Nun sind sie alle beisammen mit den alten Divisionen des Westens.

Es ist, als hätten sie drei Jahre lang in aller Welt nur gelitten und alle Schlachtfelder mit ihrem Blut gedüngt, um diesen einzigen, großen und entscheidenden Tag vorzubereiten. Der Geist und die Hoffnung eines halb verhungerten und dennoch gläubigen Volkes wandert durch die Nächte in stummen, endlosen Kolonnen.

Alle die tausend Befehle, die seit Monaten den großen Angriff betreffen, sprechen vom Tage x. Der Tag x, der Unbekannte, wird der Angriffstag sein. Befehle, die den Tag x betreffen, sind streng geheim und dürfen nur von Offizieren bearbeitet werden.

Am 18. März 1918, gegen Abend, gibt die Oberste Seeresleitung die kurze Anweisung, daß der Tag $x = 21.$ März ist. Der 19. März ist also Tag $x - 2$, der 20. März Tag $x - 1$. Und dann wird Tag x sein.

Mehr braucht die Oberste Seeresleitung nicht zu befehlen. Nun muß alles abrollen.

Das Schicksal bedient sich einer winzigen mathematischen Bezeichnung. Dreieinhalb Jahre Weltkrieg und die Gestaltung Europas werden von der Auflösung dieser Gleichung mit einer Unbekannten abhängen.

Am Abend des 21. März wird man vielleicht schon wissen, was x bedeutet.

28. Kapitel

Die Große Schlacht

Die Nacht ist kalt und zieht sich endlos in die Länge.

Immer noch rücken einzelne Marschkolonnen an und nehmen ihre Plätze ein. Die Divisionen des ersten Treffens liegen Kopf an Kopf in den Gräben der ersten und zweiten Stellung. Die Divisionen des zweiten Treffens bivakieren hinter der Artillerieaufstellung. Alles ist mit Truppen bedeckt.

Der Mond scheint. Um Mitternacht steigen die ersten Nebel. Zuerst füllen die Mulden sich an. Um zwei Uhr nachts ist alles mit milchweißem Dunst überzogen. Nichts mehr ist zu sehen. Ein monotones Rauschen ist überall. Es sind die Kolonnen auf den Straßen.

Sier und da fallen ein paar Schüsse der englischen Artillerie. Auch die deutsche feuert ein wenig. Alles in allem ist es nicht mehr als an ruhigen Tagen des Stellungskrieges. Klirrend bersten irgendwo im Nebel die Einschläge.

Punkt vier Uhr vierzig Minuten geht ein Lichtzittern durch den Nebel. Sekunden später folgt ein Klangzittern. Innerhalb einer Minute sind Tausende von Geschützen an der Arbeit. Es irrlichtert im Dunst. Es bellt und rollt und brüllt und zischt. Und dann vermengt sich alles zu einem einzigen dumpfen Brummen.

Das deutsche Trommelfeuer hat begonnen.

Zwei Stunden lang verfeuern alle diese Rohre nichts als Gasmunition. Die englischen Batteriestellungen werden unter Gaswolken gesetzt. Der Erfolg ist so, daß nach einer halben Stunde das feindliche Artilleriefeuer sozusagen verstummt. Sie sind gar nicht erst richtig zur Besinnung gekommen.

Um sechs Uhr morgens wechselt die deutsche Artillerie die Munition. Es werden nur noch Sprenggranaten verschossen. Das Feuer verteilt sich auf die feindlichen Batterien und die Infanteriestellungen. Der Chor der schweren und mittleren Minenwerfer fällt ein und läßt seine Riesengeschosse unablässig auf die vorderen feindlichen Gräben niederprasseln. Es ist ein infernalisches Orchester.

Der Nebel wird immer dichter. Man kann nicht mehr als dreißig Meter weit sehen. Langsam bricht sich eine matte Gelbigkeit Bahn. Es ist der Morgen des 21. März. Die feindliche Artillerie schweigt. Das Gas hat seine Schuldigkeit getan.

Drei Stunden lang geht es so weiter, ohne daß eine Sekunde Pause gemacht wird.

Unterdessen nimmt die Infanterie die Angriffsplätze ein. Der Nebel gestattet es, sich dicht hinter den Gräben in Kolonnen aufzustellen. Die zum Sturm eingeteilte Artillerie fährt, für den Vormarsch gerüstet, gleich hinter der Infanterie auf. Die Gänge sind im Geschirr, die Fahrer in ihren Mänteln. Pionierkompagnien bauen mit vorbereitetem Material Brücken über die deutschen Gräben, damit die Artillerie hinüberfahren kann. Breite Straßen sind schon seit Anbruch der Dunkelheit in die deutschen Hindernisse geschnitten.

Die Divisionen des zweiten Treffens packen ihr Biwaß zusammen und rollen Zeltbahnen und Mäntel. Die Feldküchen verteilen heißen Kaffee, damit die von der Nacht steifen Glieder beweglich werden.

Dem Ohr nicht erkennbar, vollzieht sich unterdessen der Übergang zur dritten und letzten Umstellung des Artilleriefeuers. Die Walze bildet sich. Ein kleiner Teil der Artillerie, vor allem die ganz schweren Mörser, hält nach wie vor die feindlichen Batterien nieder. Die Masse der Geschütze und Minenwerfer faßt ihr Feuer auf der vorderen feindlichen Stellungszone zusammen.

Die Feuergeschwindigkeit der einzelnen Geschütze erreicht den Höhepunkt. Artilleristen laufen mit Eimern hin und her und gießen Wasser über die glühend heißen Rohre. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften lösen sich in der Bedienung ab. Die Richtkanoniere können kaum noch ihre Arme bewegen. Alles schleppt Munition von den Stapeln herbei. Die Batterieführer halten ihre Uhren in der Hand.

Die Divisionen des zweiten Treffens stellen sich auf. In Bataillonskolonnen rücken sie langsam näher an die vordere Linie heran. Die Kommandeure sind zu Pferd. Jeder Stab führt seinen Gefechtswimpel mit sich. Die Gefechtsbagagen sind zum Vormarsch gerüstet. Die Maschinengewehre ruhen zu dreien nebeneinander auf ihren Wagen. Die Fahrer steigen in die Sättel. Jedes Fahrzeug hat einige Bündel Faschinen bei sich, um Gräben und Trichter der englischen Stellung auszufüllen.

Der Nebel verändert sich nicht, obwohl es nach der Uhr jetzt voller Tag ist. Wie ein Summen riesiger Bienenschwärme liegt es in der Luft. Es ist das Trommelfeuer, das seinem Höhepunkt zustrebt.

Auch die Kompagnieführer der Sturminfanterie in den ersten Gräben halten die Uhren in der Hand. Sie schauen auf ihre Leute. Nirgends die Spur einer besonderen Aufregung. Gesprochen wird nicht. Viele rauchen ihre Zigaretten. Mit allem Gleichmut machen sie tiefe Lungenzüge und streifen behutsam die Asche ab. Jeder Mann trägt sechs Handgranaten und hundertfünfzig Patronen. Die Gewehre sind geladen und gesichert. Das Kommando „Seitengewehr aufpflanzen“ geht von Mund zu Mund durch die Reihen.

Aus dem Nebel vorn brüllen die Explosionen der

schweren Minen gleich Donnerschlägen. Das dumpfe Brausen ist überall. Der Luftraum ist angefüllt mit dem tausendfach heulenden Dahinziehen der Granaten. Man versteht kein Wort mehr. Aber es ist ja auch nichts mehr zu sagen. Wenn der Kompagnieführer die Uhr einsteckt und die Sand aufhebt, dann geht es los.

Von den Engländern ist nichts zu merken. Die Uhr zeigt neun Uhr dreißig Minuten. Noch zehn Minuten.

Hier und da taucht schattenhaft für drei Sekunden der große Leib eines ganz niedrig fliegenden Flugzeuges aus dem Nebel auf. Man erkennt unter den Flügeln die großen Eisernen Kreuze. Sie bringen einen letzten Gruß von rückwärts und zeigen an, daß alles bereit ist.

Schlimmeres an Artilleriefeuer ist nicht mehr möglich. Die Kanoniere geben ihr Letztes her. Der Nebel flammt und kracht und flirrt mit einem irrsinnigen Gerassel.

Dann ist plötzlich alles in Bewegung.

Die Stäbe in den Divisionsquartieren brechen auf. Die Brigaden, die Regimenter, die Bataillone. Die Sturmartillerie und die ersten Staffeln der Vorbereitungsartillerie. Die Munitionskolonnen, die Gefechtsbagagen, die Sanitätsabteilungen. Die Schwadronen der Meldereiter, die Brückentrains, die Minenwerfer. Die Formationen des zweiten Treffens, Bataillon neben Bataillon, Kompagnie neben Kompagnie, Batterie neben Batterie. Die Stäbe reiten an, quer über das Feld. Die Telephontrupps, die Fesselballone, die Funkstationen, die Nachrichtensammelköpfe. Die Bäckereikolonnen, die Schallmeßtrupps und die großen Bagagen. Alles bricht auf.

Hinter dem allen marschirt das dritte Treffen, die Divisionen, die größtenteils Reserven der Heeresgruppe oder der Obersten Heeresleitung sind. Marschkolonnen, Artillerie, Pioniere, Munitionskolonnen, Stäbe und Kavalleristen.

Die Sturminfanterie ist längst aus den vordersten Gräben, mit Glockenschlag neun Uhr vierzig, auf fünfundsiebzig Kilometer Breite.

Voran die Stoßtrupps. Dann die leichten Maschinengewehre. Die Pioniere bringen schon die Geschütze der Sturmbegleitbatterien über die Gräben. Dann Welle auf Welle. Dann Marschkolonnen. Immer dazwischen die schweren Maschinengewehre, von je zwei Mann getragen.

Dichte Ansammlungen entstehen an den Übergangsstellen. Pionieroffiziere leiten den Verkehr. Immer mehr Schleusen öffnen sich nach vorn. Der Nebel verschlingt alles.

Die englische Artillerie feuert hier und da einen Schuß. Irgendwo vernimmt man das Tacken der Maschinengewehre. Dumpfe Schläge der Handgranaten krachen.

Die Feuerwalze ist in Bewegung. Schritt vor Schritt hämmert sie sich in die feindlichen Stellungszonen hinein, alles niedertrampelnd, ein Platzregen aus Eisen.

Alles? Es muß doch wohl noch Leben bleiben. Trupps von Gefangenen mit ihren tellerförmigen Stahlhelmen kommen schon über die Linie zurück. Sie sind verdreht von oben bis unten und haben verstörte Gesichter. Sie sind direkt aus der Hölle gekommen.

Dann humpeln die ersten Verwundeten heran. Sie keuchen vor Anstrengung. Sanitäter legen ihnen Notverbände an. Viele, die sich ihre eigenen Verbandpäckchen um die blutenden Hände und die Stirne gebunden haben, humpeln gleich weiter nach hinten. Alle sind blaß und sprechen nicht. Es fragt sie auch niemand, wie es vorn aussieht. Ihre feldgrauen Köcke sind dunkelrot durchblutet.

Das Tacken der Maschinengewehre im Nebel ist jetzt häufiger. Nach einer Viertelstunde kann man beobachten, daß es sich weiter entfernt.

Jetzt werden welche auf Bahren gebracht. Ihre Gesichter sind leichenblaß, die Lippen zusammengekniffen und blutleer. Regungslos liegen sie. Nur die Augen wandern hin und her. Manche sind ganz mit einer Zeltbahn zugedeckt. Das sind die Allerärmsten. Nirgends hört man Schmerzlaute.

Immer mehr Feldartillerie passiert die vordere Linie. Die ersten Infanteriestaffeln des zweiten Treffens rücken hinüber, alle in Kolonne zu einem. Wie endlose Fäden schlingt sich das durch das Gelände. Ein Bataillonsgefechtsstand nach dem andern verlegt seinen Platz auf die andere Seite der Gräben. Manchmal gibt es Aufenthalt, wenn ein Fahrzeug umstürzt. Alles greift dann zu.

Von der englischen Seite kommen nur einige Streuschüsse herüber. Sie zerplatzen irgendwo im Nebel. Das Zirpen von Maschinengewehrkrugeln ist hoch in der Luft.

Auch das Brummen der Feuerwalze entfernt sich immer

weiter. Die Artillerie ist mitten im staffelweisen Stellungswechsel nach vorn.

Um elf Uhr beginnt der Nebel sich zu lichten. Die Luft wird sichtiger. Wo sich ein blaues Loch auftut, sieht man oben lachende Sonne. Glitzernden Insekten Schwärmen gleich tanzen die Flieger umeinander. Hin und wieder gibt es ein helles Aufleuchten und dann eine lange Pechsäule, deren Fußpunkt rasch abwärts fährt, während der Kopf sich langsam zu einer schwarzen Wolke verbreitert. Wie eine riesige Pinie steht es in der Luft. Abschluß und Fliegertod.

Nachher werden auch die gelben Würste der Fesselballone sichtbar. Man hat den Eindruck, als ob auch sie sich vorwärts bewegten. Bis zu zwölf Stück kann man zählen. Das mag eine Frontbreite von dreißig bis vierzig Kilometern bedeuten. In der Tat, sie bewegen sich vorwärts. Man bemerkt es an den Verschiebungen, die sie untereinander vornehmen. Ein gutes Zeichen.

Jetzt reiten schon Kavalleristen langsam über die vorderen Gräben. Das Getöse der Schlacht entfernt sich immer weiter. Die Gefangenen kommen in langen Marschkolonnen. Viele von ihnen tragen zwischen sich Bahren mit deutschen Schwerverwundeten. Ihre Gesichter sind finster.

Die Divisionen des zweiten Treffens sind beinahe vollständig über die Gräben hinüber. Am Nachmittag folgen die des dritten Treffens. Dazwischen immer wieder Artillerie und Kolonnen. Es geht jetzt hier schon ganz friedensmäßig zu. Der Krieg ist weit fort. Aus der Ferne vernimmt man schwach seinen Lärm.

Am Abend melden sich die schweren Mörser, die hinüber wollen, weil ihre Schußweiten nicht mehr reichen. Es ist eine Mordsarbeit. Die Pioniere müssen unterdessen weiter, um vorn zu helfen. Armierungssoldaten und Etappenformationen übernehmen ihre Arbeit. Die ganze Nacht müht man sich mit den schweren Geschützen ab.

Eisenbahner kommen schon und fangen mit Gleisarbeiten an.

Gegen Morgen treffen die schweren Ballonzüge ein, mächtige Wagen mit Motoren. Auch sie wollen hinüber, weil sie von hier hinten nichts mehr sehen können.

Bei Tagesanbruch sind auch die Bäckereikolonnen da. Wo gestern morgen das härteste Trommelfeuer des Krieges

vier Stunden gerausht und wo die größte Angriffsarmee des Weltkrieges angetreten, ist heute, noch nicht vierundzwanzig Stunden später, schon Etappe.

Ganz in der Ferne kann man die Geräusche der Schlacht vernehmen.



Am Abend des 21. März läßt sich das Bild der Schlacht schon in seinen Umrissen erkennen.

Die 17. Armee des Generals Otto von Below, im Norden der Angriffsfront zwischen Monchy an der Scarpe und Cambrai antretend, hat die erste englische Stellung in einem einzigen Anlauf genommen. Aber der feindliche Widerstand verstärkt sich im Raume zwischen der ersten und der zweiten Stellung immer mehr. Die Armee hat starke Verluste und kommt nicht mehr recht weiter. An einzelnen Stellen gelingt noch der Einbruch in die zweite Stellung. Im allgemeinen frist sich der Angriff vor dieser fest.

Die Ursache dieses Mißerfolges ist darin zu suchen, daß die Engländer hier mit großer Entschlossenheit das von den Deutschen gelernte Abwehrverfahren angewendet haben. Ihre vorderste Linie war nur schwach besetzt. Die Reserven gingen aus der Tiefe zum Gegenstoß vor, fesselten dadurch das Vordringen der deutschen Infanterie und brachten sie aus der engen Fühlung mit ihrer nach vorn davoneilenden Feuerwalze.

Die 2. Armee des Generals von der Marwitz, zwischen Cambrai und Bellicourt nördlich St. Quentin angreifend, sollte den Hauptstoß mit ihrem rechten Flügel südlich Cambrai führen, um im Zusammenwirken mit dem linken Flügel der 17. Armee den ganzen Cambrai-Bogen abzuschneiden. Schlachtenglück und Schwungkraft der Divisionen gestalteten die Lage gerade umgekehrt. Der rechte Flügel drang nicht durch und blieb, wie die ganze 17. Armee, vor der zweiten englischen Stellung hängen. Der linke Flügel aber überrannte am Nachmittag auch die zweite Stellung und schuf die Voraussetzung zum weiteren Vordringen am folgenden Tage.

Wie im Rahmen der 2. Armee im Zentrum, so ging es auch auf der gesamten Angriffsfront. Während die Oberste

Heeresleitung den Haupterfolg im Norden erstrebt und erwartet, führten ihn die Ereignisse im Süden herbei. Die 18. Armee des Generals von Lutier warf, ohne sich zwischen erster und zweiter englischer Stellung aufzuhalten, die ihr gegenüberstehende 5. englische Armee aus beiden hinaus und gelangte am Abend, angriffsfreudig und entschlossen, mit einzelnen Teilen schon an die dritte und letzte Stellung heran. Die Armee hatte viele Tausend Gefangene gemacht und fast die gesamte englische Abschnittsartillerie erobert. Ihr rechter Flügel umfaßte den Solnon-Wald westlich St. Quentin, das Zentrum drang beiderseits der Somme gegen Ham, der linke Flügel stieß von La Fère aus bis dicht an den Crozat-Kanal heran.

Alles kam darauf an, wie sich die Dinge am 22. März weiter gestalten würden.

Der Grundcharakter der strategischen Entwicklung veränderte sich nicht. Die Ansätze, die sich schon am ersten Tage gezeigt, erfuhren eine noch deutlichere Ausprägung. Die 18. Armee blieb in Fluß. Die gesamte dritte feindliche Stellung fiel in ihre Hand. Am Abend stand sie im freien Raum und konnte an Operationen denken. Noch immer waren die Divisionen ihres ersten Treffens im Gefecht. In völliger Unversehrtheit folgten ihnen ebenso viele Divisionen des zweiten Treffens. Hinter diesen standen die Reserven der Obersten Heeresleitung als drittes Treffen. Die Armee meldete bereits an diesem, dem zweiten Schlacht-tage 10 000 Gefangene und 150 eroberte Geschütze.

Der linke Flügel der 2. Armee blieb mit der 18. Armee im Fortschreiten. Der rechte Flügel wurde genau wie am ersten Tage durch den Verlauf der Dinge bei der 17. Armee im Norden bestimmt. Diese stand in schweren Kämpfen um die zweite englische Stellung. Sie mußte schon ihr zweites Treffen und Teile des dritten einsetzen. Die Abschnürung des Cambrai-Bogens war nicht gelungen.

Noch deutlicher entwickelte sich das Bild am 23. März. Die 18. Armee erreichte in unaufhaltsamem Schwung die ganze Breite des Crozat-Kanals zwischen der Oise und der Somme und den Lauf der Somme zwischen Ham und Péronne. Ihr rechter Flügel hatte schon das gesamte Siegfried-Gelände überwunden und stand am Rande des Sommeschlachtfeldes von 1916. Es konnte angenommen werden

daß die Armee den Durchbruch vollendet hatte. Ihre Beuteziffern stiegen mächtig an. Die Divisionen des zweiten Treffens waren immer noch unverbraucht. Gelang es, den Kanal und die Somme rasch zu bezwingen, so mochte es entscheidend vorwärtsgen. Schon trugen die Kämpfe den Charakter einer Verfolgung in freier Bewegungsschlacht. Die Truppen schlugen sich hervorragend.

Endlich brachte der 23. März ein Nachlassen der harten Spannung im Norden. Mit den Divisionen des dritten Treffens brach die 17. Armee den feindlichen Widerstand und drückte über Croisilles und Moeuvres gegen Bapaume vor. Der rechte Flügel der 2. Armee schloß sich der Bewegung an. Der Cambrai-Bogen brach ein. Wenn es auch nicht gelang, die darin befindlichen Engländer abzuschneiden, so erlitten sie doch bei ihrem Rückzug durch das konzentrische deutsche Feuer schwere Verluste.

Am nächsten Tage überrannte die 17. Armee, einmal in Schwung gekommen, die dritte englische Stellung. Auch hier schienen sich die Dinge nun im Sinne der Obersten Heeresleitung zu entwickeln. Aber es blieb eine bedenkliche Tatsache, daß die 17. und der rechte Flügel der 2. Armee bereits ihre letzten Reserven vorn hatten. Das erste Treffen war verbraucht und bedurfte der Ruhe vor einem neuen Einsatz. Die Stoßkraft der nördlichen Hälfte des Angriffs war nur noch beschränkt, während auf der südlichen Hälfte die Dinge viel günstiger lagen.



Die Oberste Heeresleitung stand schon am Morgen des 23. März vor einer sehr ernsten Frage, die in wenigen Stunden beantwortet werden mußte.

Glänzende Ergebnisse waren erzielt. Die drei Armeen hatten in zwei Tagen an fünfzigtausend Gefangene gemacht und mehr als ein halbes Tausend Geschütze genommen. Die Angriffskraft der deutschen Infanterie im Verein mit der Präzisionsarbeit der Artillerie hatte den Feind aus seinen jahrelang innegehabten Stellungen vertrieben und in den freien Raum hineingezwungen. Im ersten Anlauf waren Erfolge erreicht worden, um die sich Engländer und Franzosen trotz ungeheurer materieller Überlegenheit in einem

halben Duzend monatelanger Materialschlachten vergeblich bemüht hatten.

Die Frage hieß nicht, ob der Angriff fortzusetzen, sondern wie er fortzusetzen war. Der ursprüngliche Plan sah vor, daß die 17. Armee und der Nordflügel der 2. den Hauptstoß zu führen, den Durchbruch zu erzielen und die englische Front nach Norden aufzurollen hatten. Der 18. Armee war nur der Flankenschutz gegen die Franzosen zugeordnet.

Die Ereignisse wiesen gerade in umgekehrter Richtung. Der Siegeslauf der 18. Armee stellte die Führung vor die Tatsache des Durchbruchs im Süden und verlangte nach strategischer Auswertung. Das Hängenbleiben des Angriffs im Norden verstärkte diese Tendenz. Zielt man am alten Plan fest, so mußte die 18. Armee auf die Auswertung ihrer Erfolge verzichten und alle freien Kräfte an die 17. abgeben. Eine Verschiebung solcher Truppenmassen mit der erforderlichen Schnelligkeit quer zur Front erschien als ein gefährliches Wagnis.

Mußte man den Sieg nicht da ergreifen, wo er sich anbot? Mußte man sich nicht dem Verlauf der Ereignisse anpassen?

Sofort ergingen die Befehle der Obersten Heeresleitung. Nicht alle Heerführer waren damit einverstanden. Jetzt aber handelte es sich nur um die Ausführung.

Es wurde angeordnet, daß die 18. Armee den Crozat-Kanal und die Somme in ganzer Breite zu überschreiten und auf Montdidier-Noyon vorzudringen habe. Das war die Richtung von Paris. Die 17. und 2. Armee sollten ihren Angriff allmählich gegen Nordwesten umschwenken lassen, um in die Linie Arras-Amiens zu gelangen.

Der strategische Grundgedanke war die Absicht, das englische und das französische Heer auseinanderzureißen, die Engländer gegen die Küste bei Abbéville, die Franzosen auf Paris zu werfen und beide entscheidend zu schlagen.

Das war eine Erweiterung des ersten Angriffszieles um mehr als das Doppelte. Die Oberste Heeresleitung ging aufs Ganze.

Am Abend des 23. März sind einzelne Kompagnien über die Somme zwischen Bèthencourt und Ham gelangt. Die Nacht bringt klaren Mondschein. Dutzende von englischen Kampffliegern sind in der Luft, stoßen immer wieder herab und bearbeiten die deutsche Infanterie mit dem Gerassel ihrer Bomben.

Unterdessen marschirt diesseits der Somme und des Kanals die deutsche Feldartillerie auf. Der allgemeine Übergang wird für morgen acht Uhr befohlen. Eine halbe Stunde lang soll die Artillerie vorbereiten.

Pionierformationen werden herangezogen. Sie machen ihr Schnellbrückenmaterial bereit. Einige Brückentrains kommen heran. Die Masse der Infanterie liegt dicht am Ufer in rasch aufgeworfenen Erdlöchern. Jeder Mann gräbt sich sein eigenes Loch. Nachts deckt man die Zeltbahn darüber.

Das Artilleriefeuer geht unruhig hin und her. Drüben sitzen die Engländer in den Gräben der alten Sommestellungen.

Gegen Morgen deckt wieder Nebel alles zu. Die Übergangstruppen rücken ans Ufer. Die feindliche Artillerie streut ihre Schüsse im Gelände umher.

Kurz nach sieben Uhr morgens setzt das deutsche Artilleriefeuer ein. Es ist nicht allzu stark und hält keinen Vergleich mit dem Vorbereitungsfeuer vom 21. März aus. Die Batterien haben nicht genügend Munition, sie kennen auch die feindlichen Ziele zu wenig.

Punkt acht Uhr beginnt der Übergang. Fast gleichzeitig lichtet sich der Nebel. Bisher ein Beschützer, wird er jetzt zum Verräter.

Sofort nimmt der Kampf heftige Formen an. Die offen aufgefahrene englische Artillerie schießt die von den Pionieren auf den Schultern herangeschleppten Pontons zu Sieben zusammen. Die Pioniere haben schwere Verluste. Englische Flieger stürzen sich auf die Schnellbrücken und überschütten sie mit dem Hagel ihrer Bomben und Maschinengewehrkrugeln. Die übergehende Infanterie hat viel auszustecken.

Schon sind auch die am Vortage hinübergelangten Kompagnien in harte Gefechte verwickelt. Sehnsüchtig erwarten sie Verstärkungen.

Kleine Inseln im Laufe der Somme werden genommen. Im stürmischen Nachdrängen ballen sich Massen deutscher Infanterie eng auf ihnen zusammen. Die englischen Maschinengewehre halten blutige Ernte unter ihnen.

In furchtbarer Erbitterung konzentriert sich der Kampf um die alten zerstörten Brücken. Unbekümmert um den Geschosshagel klettert die Infanterie über die Trümmer hinüber und breitet sich drüben aus.

Nach zwei Stunden sind die jenseitigen Brückenköpfe überall so erweitert, daß man zu geschlossenen Angriffen vorgehen kann. Die Bataillone der Divisionen des zweiten Treffens fassen die Engländer mit frischer Energie an. Diese Truppen haben nur eine Sorge — den Angriff in Fluß zu halten. Nichts fürchten sie mehr als einen neuen Stellungskrieg.

Gegen Mittag ist der feindliche Widerstand überall gebrochen. Somme und Crozat-Kanal sind in ihrer ganzen Breite überwunden. Zwischen Péronne im Norden und Chauny im Süden geht der Vormarsch weiter. Seine Richtung zielt auf Roye und Guiscard.

Zäh halten sich die Engländer von Abschnitt zu Abschnitt, besonders im Norden, wo ihnen das alte Grabengewirr der Sommeschlacht gute Dienste leistet. Bis zum letzten Augenblick feuern ihre Lewisgewehre in die Trupps der Angreifer hinein. Erst das heisere Hurragebrüll und das Blinken der Bajonette bringt sie zum Einhalten. Die Kämpfe sind von einer Wildheit und einer Hartnäckigkeit, die man nach drei Jahren Krieg nicht mehr für möglich gehalten hätte. Aber der deutsche Infanterist hat begriffen, daß es jetzt siegen heißt oder den Krieg verlieren.

Auch die 17. und die 2. Armee geraten in Fluß. Die ganze Schlachtfront strebt unter heftigen Kämpfen mit dem Gegner den befohlenen Zielen zu. Das ist der Bogen von Noyon—Montdidier—Amiens—Arras.

Am Mittag des 25. März hat die 18. Armee im Raume von Chaulnes, Nesle und Roye kaum noch Gegner vor sich. Der Vormarsch wird beschleunigt. Das heiß erstrebte Ziel scheint erreicht. Die Verbindungen zwischen den Engländern im Norden und den Franzosen im Süden scheinen durchgerissen. Die französische und die englische Armee sind getrennt.

Am 25. und 26. März bestätigt sich diese Annahme. Die 17. Armee gelangt über Bapaume hinaus und schwenkt gegen Sébuterne ein, um sich auf Arras in Bewegung zu setzen. Die 2. Armee hat Combles und das Somme-Schlachtfeld schon hinter sich und ist im Vorrücken auf Albert, ihre Front gegen Amiens gewendet. Die 18. Armee gewinnt den Raum von Roye und bringt ihren Südflügel bis dicht an Noyon heran. Nur schwache englische Nachhuten begegnen ihr, die sich zäh, aber aussichtslos verteidigen.

Auf den Straßen von Montdidier her fahren zahlreiche Lastkraftwagen mit französischen Truppen heran. Sie werden so, wie sie ankommen, gefangengenommen und nach rückwärts weitertransportiert. Es sind Teile zweier französischer Territorialdivisionen, die über Nacht aus Paris herbeigefahren wurden, um die zerbrochene Front der 5. englischen Armee zu festigen. Sie werden mit in den Strudel gerissen.

Bis zum 27. März sind auf der Angriffsfront 66 000 Gefangene gemacht und 1100 Geschütze erbeutet worden. Überall hat der Kampf den Charakter der offenen Bewegungsschlacht. Im Zentrum handelt es sich schon um die Verfolgung eines geschlagenen und fast aufgeriebenen Gegners.

Am Nachmittag des 27. März erreicht der Nordflügel die Ancre und überschreitet sie an mehreren Stellen beiderseits Albert. Südlich der Somme werden Garbonnières und Rosières erobert. Hinter den Wäldern von Corbie liegt Amiens. Amiens besetzen heißt, die Trennung der Engländer und der Franzosen endgültig machen. Sommeabwärts bis zum Meere bei Abbéville besitzen sie keinerlei strategische Verbindungen mehr.

Die wackere 18. Armee hat ihren Siegeslauf bis in das brennende Montdidier hinein fortgesetzt und schickt sich an, die Höhen jenseits zu erobern. Auf ihrem Südflügel wird die Oise erreicht. Die Richtung dieser Armee zeigt unmittelbar auf Paris.

Sechzig Kilometer tief klappt der Durchbruch, ein ungeheurer Keil auf einer Basis von fünfundsiebzig Kilometer Breite. 250 Tanks, 1500 Geschütze und 90 000 Gefangene werden gezählt. Die Angriffstruppen, seit sechs Tagen in ununterbrochenen Kämpfen, haben schwere Ver-

luste. Aber sie befinden sich in einer verzweifelten Siegesstimmung.

Ungeheure Vorräte an Lebensmitteln und Ausrüstungsgegenständen fallen ihnen in die Hände. Halb verhungert durch jahrelange Knappheit langen sie zu und essen, was der Magen fassen kann. An vielen Stellen werden große Weinlager erbeutet. Einige Truppenteile lassen sich dadurch länger aufhalten als gut ist. Die lange Entbehrung schafft Geißhunger und Durst. Die Herrenlosigkeit all dieses Überflusses reizt das Verlangen.

Ist die Große Schlacht entschieden? Ist die erstrebte freie Operation gegen die zertrümmerten Engländer und gegen den eingedrückten französischen Nordflügel schon im Gange? Wird man — es ist noch kaum zu fassen — zum zweiten Male vor Paris gelangen, das auf der Karte noch drei gute Tagemärsche entfernt ist?

Ist die Große Schlacht entschieden, die letzte, die Entscheidungsschlacht? Sollte es möglich sein, daß das Schicksal sich endlich, endlich auf Deutschlands Seite gestellt hat? Winkte der Lohn für drei Jahre Not, Kampf und Sterben?

Am 27. März 1918 stand der gewaltige Völkerkrieg auf der Schneide eines Messers und wußte nicht, nach welcher Seite er sich neigen sollte.



Die 5. englische Armee, die am 21. März den Angriff der 18. deutschen Armee auszuhalten hatte, war drei Tage später in einen Trümmerhaufen verwandelt. Ihre zerbrochenen Teile zogen sich in Richtung auf Amiens zurück. Durch ihre Schwenkung in nordwestlicher Richtung entstand zwischen ihr und den Franzosen ein breites Loch, in dem fast alle Reserven fehlten. Die Franzosen hatten die Masse ihrer strategischen Reserven zwischen Soissons und Reims versammelt, wo General Pétain bis zum letzten Augenblick den deutschen Hauptangriff erwartete. Die Engländer hatten ihre Reserven hauptsächlich weiter im Norden bereitgestellt, um unter allen Umständen die Nordfront und damit den Rückweg nach England zu sichern. Das Zentrum im Raume von St. Quentin war von beiden Verbündeten vernachlässigt worden.

Sobald der Umfang des deutschen Stoßes und seine Anfangserfolge in ihrem beängstigenden Ausmaß erkennbar wurden, begannen sich Marschall Saig, der Engländer, und Pétain, der Franzose, zu streiten, wer die Pflicht habe, das entstandene Loch zu verstopfen. Keiner wollte seine Reserven vorzeitig opfern. Als schließlich Saig mit aller Offenheit zu erkennen gab, daß er unter solchen Umständen seine Engländer ohne Rücksicht auf den französischen Nordflügel gegen Abbéville und das Meer zurückziehen werde, gab Pétain nach. Die Franzosen verpflichteten sich, die offene Front bis nach Montdidier hin zu füllen. Ihre ersten Divisionen wurden jedoch in die zurückflutende Bewegung der Engländer hineingezogen. Das Loch blieb offen.

Aus dem Raume zwischen Soissons und Reims eilte eine französische Division nach der andern herbei, um die aufgerissene Nordflanke des französischen Heeres zwischen La Fère und Noyon zu decken. Jeder Tag, der die deutsche 18. Armee weiter in Richtung Montdidier brachte, verbreiterte die offene Stelle. Pétains Divisionen kamen immer noch gerade rechtzeitig, um einen notdürftigen Halt zu geben.

Seitdem die englische 5. Armee aber nordwestlich auf Amiens zu weichen begann, entblößte sie auch den Raum nördlich Montdidier. Nun entstand hier ein breites Loch, zu dessen Ausfüllung einstweilen nicht ein einziges Bataillon zur Verfügung stand.

Damit war die Schlacht auf ihrem kritischen Höhepunkt angelangt. Erkannten die Deutschen diese Lage und taten die Alliierten in den nächsten vierundzwanzig Stunden nichts, um sie zu verändern, so war die Schlacht als ein deutscher Sieg mit vorläufig noch gar nicht zu übersehenden Erfolgen zu betrachten.

In diesem kritischsten Augenblick, den die Alliierten seit der Marne Schlacht vom September 1914 durchzumachen hatten, dachte jeder nur an seine eigenen Interessen. General Pétain gab seinen Armeen die Weisung, unter allen Umständen den Zusammenhalt des französischen Heeres zu sichern und erst in zweiter Linie an die Verbindung mit den Engländern zu denken. Der Entschluß, auf Paris zurückzugehen und die Hauptstadt gegen die Deutschen zu decken, stand bei ihm fest. Marschall Saig aber war ent-

schlossen, die englische Basis bei Abbéville auf keinen Fall preiszugeben. „Die englischen Armeen,“ so schildert der französische General Mangin die Lage vom 26. März, „werden nach dem Meere zurückgehen, die französischen auf Paris. Die tödliche Trennung wird sich vollenden, und den Deutschen steht der Weg nach Paris offen. Das Unglück steht unmittelbar vor der Türe, weil kein gemeinsamer Führer da ist.“

Einen Tag später gab die 5. englische Armee Marschall Saig davon Kenntnis, daß zwischen ihr und den Franzosen bei Montdidier eine Lücke von fünfzehn Kilometer Breite klaffe, in der nicht ein einziger Soldat stehe. Wenn die deutsche Kavallerie hier durchbreche, so sehe die Armee keine Rettung mehr.

In Paris herrschte eine furchtbare Erregung. Es ging genau so zu wie in jenen Tagen des September 1914, als die Kanonen der 1. deutschen Armee des Generals von Kluck in der Marneniederung bei Meaux donnerten. Die Verwirrung steigerte sich noch, als plötzlich schwere deutsche Granaten auf das Weichbild der Stadt niederfielen. Sie kamen aus dem Walde von St. Gobain hinter La Fère, wo neuartige deutsche Riesengeschütze aufgestellt waren, und sie legten einen Luftweg von mehr als hundert Kilometern zurück. Die Regierung bereitete abermals ihre Übersiedelung nach Bordeaux vor.

Die Spitzen der öffentlichen Gewalten aber behielten ruhige Nerven und gaben der Bevölkerung ein gutes Beispiel. Der alte Tiger Clemenceau war auf dem Posten, der später das entschlossene Wort sprach: „Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris und werde mich hinter Paris schlagen. Ich will, wenn es not tut, bis zu den Pyrenäen kämpfen.“

Während Marschall Saig schon die Vorbereitungen treffen ließ, um im äußersten Notfalle die englischen Divisionen von Abbéville aus nach England einschiffen zu lassen, während Pétain schon den Rückzug auf Paris einleitete, trat am 26. März der interalliierte Oberste Kriegsrat in Doullens zusammen.

Der Geschützdonner von der Acre her und der Schlachtlärm von Villers Bretonneux drang bis in die Beratungszimmer. Stündlich liefen von der Front Ziobotschaften

ein. Eine starke Nervosität herrschte unter den Anwesenden. Von der englischen Front hatten sich Marschall Haig und sein Generalstabschef Wilson eingefunden. Aus London waren der Kriegsminister Lord Milner und General Robertson herbeigeeilt. Die französischen Militärs waren durch Marschall Pétain und den Generalstabschef General Foch vertreten. Aus Paris waren Präsident Poincaré und Ministerpräsident Clemenceau gekommen.

Marschall Haig schob den Franzosen die Schuld an den unglücklichen Ereignissen zu, weil sie den Engländern im Herbst des vergangenen Jahres einen über ihre Kräfte gehenden Frontabschnitt aufgenötigt und dabei gleichzeitig ihre eigenen Reserven viel zu weit südlich aufgestellt hätten. Pétain erklärte, die Engländer hätten sich das Verhängnis zuzuschreiben, da ihre eigenen Reserven viel zu weit nördlich stünden, um vor allem die Kanalküste zu decken. Jeder warf dem anderen in dieser katastrophalen Lage Egoismus und Mangel an Eifer für die gemeinsame Sache vor.

Während dieser peinlichen Erörterungen kam von der Front die Nachricht, daß die Deutschen Montdidier erobert und sich anschickten, weiter nördlich die Aisne in Richtung auf Amiens zu überschreiten.

Die Schicksalsstunde war da. Die Depression erreichte ihren tiefsten Punkt. Keiner sprach seine Gedanken schon ganz klar aus. Aber während sie noch über gemeinsame Maßnahmen berieten, war jeder schon entschlossen, das zu tun, was seiner eigenen Armee nutzen konnte.

Diesen Augenblick der Ratlosigkeit benutzte der Generalstabschef des französischen Feldheeres, General Foch, der sich 1914 schon während der Marne Schlacht und später an der Somme durch seine unerschütterliche Ruhe ausgezeichnet hatte, um in einem sorgfältigen Vortrag auseinanderzusetzen, daß man die Lage nicht mit einem übertriebenen Pessimismus betrachten dürfe. Indem er Zahlen über die vorhandenen alliierten Reserven, über den Kräfteverschleiß der Deutschen während ihres bisherigen Vormarsches und über die Transportverhältnisse hinter der englisch-französischen Front vorlegte, behauptete er, daß es sehr wohl möglich sei, binnen wenigen Tagen den strategischen Ausgleich in der bisherigen Linie herbeizuführen.

Zwei Vorbedingungen seien allerdings zu erfüllen. Zum

ersten müsse der Gedanke an ein Zurückweichen der Engländer auf Abbéville und der Franzosen auf Paris vollständig aufgegeben werden. Zum zweiten sei es erforderlich, sofort eine Zentralstelle zu schaffen, die das freie Verfügungsrecht über alle englischen und französischen Reserven habe. Nur wenn man in dem Augenblick, in dem der Grundsatz einer gemeinsamen Kriegsführung ganz verlorenzugehen drohe, den Mut aufbringe, ihn vollkommen herzustellen, könne die Lage gemeistert werden. Entschließe man sich sofort zu diesem Schritt, so betrachte er die Gefahr jetzt schon als überwunden.

Fochs ruhige Auffassung wirkte in diesem erregten Schwarm auseinanderstrebender Meinungen Wunder. Zuerst stimmte Marschall Saig zu. Die andern folgten. Das Ergebnis des Kriegsrates war, daß General Foch den Auftrag erhielt, „das Zusammenwirken der beiden Heere zu sichern“. Wenn auch die Tatsache des gemeinsamen Oberbefehls noch nicht ausgesprochen war, so bedeuteten die Vollmachten, die man Foch erteilte, doch fast das gleiche.

Die ersten Befehle des neuen Generalissimus beider Heere lauteten, daß die Rückzugsbewegungen einzustellen und daß alle erreichbaren französischen Reserven vor das bedrohte Amiens zu bringen seien.

Von der Absicht des Rückzuges auf Abbéville und auf Paris wurde von nun an nicht mehr gesprochen.



Montdidier brennt in hellen Flammen. Drüben im Westen klebt die Schlacht an den jenseitigen Hängen. Langsam und zäh arbeiten sich die deutschen Regimenter aufwärts.

Es ist ein Schlachtenpanorama, das in seiner grandiosen Übersichtlichkeit fast an Gemälde von Schlachten aus dem Kriege 1870/71 erinnert. Mit bloßen Augen erkennt man die offen aufgefahrenen Batterien, sieht sie feuern und richten und sieht, wie die feindlichen Granaten in sie einschlagen. Die Lämmerherden der Schrapnellwölkchen weiden auf den Wiesen und in den Gärten am Gang. Schützengruppen gehen vor und liegen dann wieder feuernd am Boden.

Sinter Waldstücken und Häusern stehen in kleinen Gruppen die Reserven. Man sieht, wie Meldereiter ihnen den

Befehl zum Angriff bringen und wie sie sich entwickeln. Man kann auch beobachten, wie an einzelnen Stellen der Feind zu Gegenstößen vorgeht. Die weißen Wattebällchen der Sandgranaten puffen auf.

Dutzende von Fliegern sind hier und da, kämpfen miteinander, jagen sich hinauf bis hinter die Wolken und stürzen nieder in fast senkrechtem Fall bis kurz über die Erde herab. Wie ein Spinnengewebe überziehen die weißen Rauchspuren ihrer Maschinengewehrflugeln den Himmel. Immer wieder fallen sie mit ihren Bomben und ihren Rugspritzen über einzelne Trupps Infanterie im Schlachtfelde her.

Alles liegt frei vor dem Auge. Auf Zügeln und an Dorfrändern halten die Befehlsstäbe der Infanterie mit ihren Gefechtswimpeln zu Pferde. Senkrecht steigt aus der Tiefe der Rauch des brennenden Montdidier.

Der Gegner drüben — das ist das Kennzeichnende — ist jetzt nicht mehr khakibraun, wie bisher, sondern graublau. Es ist auch keine Verfolgung mehr, was jetzt durchgemacht werden muß, sondern der Kampf gegen einen neuen Feind in offener Angriffsschlacht, fern von Gräben und Hindernissen.

Über dem allen geht langsam die Sonne unter, ohne daß eine Veränderung zu erkennen ist. Die Stäbe halten immer noch an den gleichen Stellen, die sie schon am Mittag innehatten.

Noch am Abend greifen die deutschen Regimenter abermals an. Sie denken immer noch, daß es sich nur um einen vorübergehenden Widerstand handelt, der spätestens morgen früh überwunden sein wird. Die Artillerie muß erst systematisch aufgefahren sein.

Der Abendangriff wird abgewiesen. An vielen Stellen ist er nicht richtig zur Durchführung gekommen. Die Truppe ist stark ermüdet und hat tagsüber große Verluste gehabt.

Oben auf den Gängen, wo ein Waldstück fast an das andere grenzt, klingt dünnes Infanteriefeuer. Im Rücken leuchtet immer röter der Brand von Montdidier. An den Waldrändern beginnen schon die weißgrünen Leuchtkugeln zu steigen. In ihrem Schein entwickeln sich kurze Gefechte, die aber sofort wieder einschlafen. Ab und zu fällt mit kräftigem Baß ein Artillerieschuß. Nach einer kleinen Zeit

spanne vernimmt man aus der Ferne das gedämpfte Bersten des Einschlages.

Posten stehen in Mänteln, das Gewehr in der Hand, den Stahlhelm auf dem Kopf und die Gasmaske am Riem. Der Mond scheint schwach. Leichte Nebel bilden sich auf den Lichtungen. Man kann das leise Geräusch der Spaten hören, mit denen sich die Infanterie ihre Löcher für die Nacht gräbt.

Um Mitternacht herrscht fast lautlose Stille.

Gegen Morgen kommen neue Infanteriekompanien von rückwärts. Es ist der 28. März. Die Artillerie ist aufgefahen. Bei zunehmender Selligkeit nimmt sie die Arbeit auf. Es kracht aus den Wäldern und von den Gängen herauf. In den Lichtungen wehen schwarze Rauchfahnen.

Die Infanterie hat unterdessen ihren Kram zusammengepackt. Um acht Uhr soll es weitergehen. Das Artilleriefeuer liegt schlecht. An manchen Stellen trifft es die eigenen Postierungen. Als es voranschreitet, sind seine Schritte zu groß. Die Infanterie kann in diesem Tempo nicht durch die Wälder folgen.

An einzelnen Stellen kommt man vorwärts. Waldstücke wechseln den Besitzer. Aber überall stehen die französischen Maschinengewehre. Man kann nicht über die Lichtungen. Die Artillerie verliert die Übersicht. Die Truppen sind müde. Viele bleiben im Walde in ihren Löchern und warten ab.

Kein Zweifel — es ist kein Angreifen mehr wie vor einer Woche. Diese Soldaten haben eine Wandlung durchgemacht. Es stellt sich heraus, daß die große Wucht der ersten Angriffstage hauptsächlich aus dem Empfinden stammte, daß dies der letzte Angriff sei. Der neue Widerstand erregt die ersten Zweifel. Auf die Hochstimmung folgt der Rückschlag. Diese Gefechte, die hier jenseits Montdidier brodeln, ähneln schon wieder mit einer verzweifelten Ähnlichkeit dem gegenseitigen Abbringen beiderseits ermatteter Kräfte, wie man es aus den Materialschlachten kennt.

Noch sieht die höhere Führung das nicht. Die Bataillonskommandeure und Regimentsführer wissen es schon. Vielleicht ist es dem einzelnen Mann nicht einmal bewußt. Aber dennoch ist es schon da — das Zurücksinken in die trostlose Dumpfheit der Resignation.

Der Angriff soll am Nachmittag wiederholt werden. Er kommt nicht zur Durchführung. Wer nicht wüßte, daß ein Angriff befohlen ist, der würde überhaupt keine Veränderung feststellen. Die Artillerie schießt. Es klingt auch hier und da Infanterief Feuer. Aber dabei bleibt es.

Da keine frischen Reserven mehr vorhanden sind, kann man sich ausrechnen, daß die siebentägige Große Schlacht mit ihrem gewaltigen Siegeslauf von St. Quentin bis nach Montdidier und darüber hinaus nun zu Ende ist.

Noch erscheint diese Gewißheit als eine rein örtliche. Jeder Unterführer hat sie in seinem Abschnitt. Da er aber die Dinge in anderen Abschnitten nicht zuverlässig kennt, ist er geneigt, anzunehmen, daß es dort besser steht.

Aber am nächsten Tage wissen es auch die Divisionen und die Gruppenkommandos. Was heute der einzelne Kompagnieführer vorn empfindet, weiß morgen das Armee-Oberkommando.

Die Große Schlacht ist vorbei.



Die 17. Armee war zuerst fertig. Am 28. März versuchte sie noch einmal, Arras von Südwesten her zu packen und wegzunehmen. Der Angriff blieb in seinen Anfängen stecken. Die Oberste Seeresleitung, getreu ihrem Grundsatz, sich nicht auf eine lang andauernde Materialschlacht einzulassen, befahl am Abend die Einstellung des Angriffs im ganzen nördlichen Abschnitt der Angriffsfront. Sie rechnete in diesem Zeitpunkt noch damit, daß die 18. Armee ihren Vormarsch fortsetzen und dadurch auch die Dinge hier oben im Norden wieder in Fluß bringen werde.

Auch die 2. Armee in der Mitte war fertig.

Am 30. März stellte sich dann die bittere Wahrheit heraus, daß auch die 18. Armee fertig war. Sie eroberte noch einzelne Geländestücke jenseits der Aisne. Das Gesamtbild veränderte sich nicht mehr.

Die Oberste Seeresleitung glaubte, es sei eine vorübergehende Ermüdungserscheinung, die vorbei sei, wenn man der Truppe ein paar Tage Ruhe gebe und mehr Artillerie auffahren lasse. Am 4. April wurde ein neuer Angriff befohlen, der wenigstens noch Amiens in deutsche Hand bringen sollte.

Der Angriff wurde abgewiesen. Die Verluste waren schwer.

Jetzt mußte auch die Oberste Seeresleitung, daß die Große Schlacht zu Ende war.

Fünfzehn Tage nach dem Angriff zwischen Arras und La Fère entstanden in der neuen Front wieder Gräben und Hindernisse. Stellungskrieg. Vorbei.

Die Heimat, die acht Tage lang gejubelt, verstummte. Eine beklemmende Stille trat ein.

Was sollte jetzt werden?

29. Kapitel

Zum zweitenmal an die Marne

Am 4. April 1918 erfolgt der letzte Angriff der 2. Armee gegen Amiens, am 6. April greift die 7. Armee im Raume westlich Laon an und dringt bis zum Oise-Aisne-Kanal bei Coucy le Château vor — am 9. April bricht das deutsche Trommelfeuer beiderseits Armentières auf dreißig Kilometer breiter Front los und leitet den zweiten Schlag gegen die Engländer ein.

Die Oberste Seeresleitung hat wohl damit gerechnet, daß man die See der Entente nicht in einer einzigen Schlacht zu Boden werfen könne. Wenn sie auch zwischen dem 24. und 27. März die Hoffnung hegte, die Große Schlacht zur Entscheidungsoperation des ganzen Feldzuges erweitern zu können, so traf sie das Mißlingen dieser Absicht doch nicht unvorbereitet.

Während die Große Schlacht dramatisch abrollt, gehen die Vorbereitungen zur zweiten Aktion ununterbrochen weiter. Zug um Zug fahren die zwischen Arras und La Fère frei werdenden schweren Batterien nach Lille hinauf. Die Munition ist schon aufgestapelt. Ein Teil der Angriffsdivisionen steht schon bereit. Der Antransport der noch fehlenden ist bis auf den letzten Mann und das letzte Fahrzeug vorbereitet.

Die Angriffspläne sind durch die Oberkommandos der 6. Armee des Generals von Quast und der 4. Armee des Generals Sitt von Armin seit langem ausgearbeitet. Das

Gerippe des neuen Stoßes ist fix und fertig. Es harret nur der lebendigen Kräfte, die es ausfüllen sollen.

Der Grundsatz der neuen Operation liegt in der Absicht, die Niederwerfung der durch die erste Operation stark geschwächten Engländer zu vollenden. Hat man sie gezwungen, ihre Abwehrkraft im Süden zu konzentrieren, so will man sie jetzt im Norden anpacken.

Zwischen La Bassée, Armentières, der Lys bei Warne-ton bis hinauf in das Schlammfeld der Flandernschlacht erstreckt sich der Angriffsabschnitt. Gelingt es, der Lys und der Douve folgend, bis nach Hazebrouck und Cassel durchzudringen, und vor allem das Kemmelmassiv südwestlich Ypern zu erobern, so ist die ganze englische Nordfront zwischen dem Meere und der flandrischen Metropole unhaltbar geworden. Von hier aus werden Calais und Dünkirchen beherrscht.

17 spezielle Angriffsdivisionen zählt die 6. Armee, 8 die 4. In den nächsten Tagen eilen noch andere Divisionen herbei, die im Süden frei werden, so daß die Gesamtzahl der an der Schlacht beteiligten auf 35 ansteigt. Wieder ist fast die ganze Seeresartillerie eingesetzt. Die taktischen Grundsätze der Vorbereitung und des ersten Angriffs sind die gleichen, die sich am 21. März so gut bewährt haben.

Gleichzeitig mit der Feuerwalze tritt zunächst die 6. Armee zum Angriff an.

Erbitterte Gefechte entspinnen sich auf dem Südflügel, wo die Engländer, ihre erste Stellung preisgebend, um die Dörfer Givenchy, Festubert und Richebourg ein Netzwerk stärkster Feldbefestigungen angelegt haben. Sie weichen und wanken nicht und lassen die Angreifer viel Blut vergießen.

Bis in den Nachmittag erscheint der Kampf hier aussichtslos. Die Engländer werfen starke Reserven in die Schlacht und drängen den Deutschen zeitweilig die Rolle der Verteidiger auf.

Unterdessen zeigt sich im Zentrum das Schlachtenglück gnädiger. Hier stehen diesseits der Lys zwischen Estaires und Armentières zwei portugiesische Divisionen, die niemals Freude an ihrem Aufenthalt an der Westfront gefunden haben. Der deutsche Angriff trifft sie wie ein Donnerschlag. Ehe sie recht zur Besinnung gekommen sind, wird ihre Stellung zerrissen und zersetzt. Die portugiesischen Ba-

taillone fliehen haltlos aus der Zone der Feuerwalze und erleiden furchtbare Verluste an den Übergängen über die Lys, die unter starkem deutschem Fernfeuer liegen. Ihre Trümmer tragen die Panik bis tief in die englische Etappe hinein und veranlassen die Führung zu übereiltem und verfehltem Einsatz der Reserven.

Am Nachmittage erreicht die 6. Armee die Lys. Sie hat einen zehn Kilometer tiefen Keil in die feindliche Front hineingetrieben und zählt jetzt schon 6000 Gefangene und mehr als 100 erbeutete Geschütze. Die Verluste halten sich in erträglichen Grenzen. Die Truppen haben sich hervorragend geschlagen. An einer schmalen Stelle ist es sogar gelungen, das Flüßchen zu überschreiten.

Jetzt beginnt eine Nacht, die ihresgleichen in der ganzen Kriegsgeschichte sucht. Nebel und Regen wechseln miteinander ab. Das Trommelfeuer hat den Grund der Lys aufgeweicht, so daß er an das Schlammfeld von Flandern erinnert. Die englische Artillerie hält den weit vorspringenden Bogen der deutschen Linie unter konzentrischem Feuer. Ihre Langrohre peitschen gewaltige Schlammssäulen aus dem Morast hervor. Gas vermischt sich mit Nebel. Das Sperrfeuer lärmt ohne Unterbrechung.

In diesem Chaos von Eisensplintern und Dreck liegen die Deutschen schutzlos in der Niederung, ohne sich auch nur nordürftig eingraben zu können. Sinter ihnen müht sich die Feldartillerie, ihre Geschütze vorwärts zu bringen. Pioniere befestigen die Straßen, bauen Bohlenwege und schleppen ihr Schnellbrückenmaterial nach vorn.

Einige deutsche Tanks, die den Angriff über die Lys begleiten wollen, versinken hoffnungslos im Morast und müssen liegenbleiben. Geschütze müssen zurückgelassen werden, weil die Kräfte der Pferde und der Menschen nicht ausreichen, sie aus dem Dreck zu ziehen. Das ganze Gelände liegt noch voll Verwundeter vom vergangenen Tage.

Frische Infanterie windet sich in langen Kolonnen zu einem durch Schlamm, Finsternis und Feuer nach vorn. Es gibt keine Verpflegung, weil auch die Feldküchen steckenbleiben.

Regen, Nebel, Dunkelheit und Pulverrauch machen die Orientierung fast unmöglich. Und über allem flammt ununterbrochen das feindliche Artilleriefeuer.

So geht die Nacht langsam in den Morgen des 10. April über.

Bei erster Morgendämmerung raffelt das Massengefeuer der deutschen Artillerie im Abschnitt der 4. Armee, die sich am ersten Tage abwartend verhalten hat und plangemäß jetzt zum Unterstützungsangriff antritt. Zwischen Frélinghien und Zandvoorde, in der Flandernschlacht zu furchtbarem Ruhm gelangt, entfesselt sich die Schlacht.

Ein Jahr ist es her, daß jene grauenhaften Erdminensprengungen den Wytschaete-Bogen zwischen Warneton, Messines, Wytschaete und St. Eloi zum jähen Einsturz gebracht. Heute naht die Vergeltung mit ihrer Feuerwalze vom anderen Ufer des Xpern-Kanals herüber. Aus dem Nebel flirrt ihr schauriger Lärm.

Nach einer Stunde tobt abermals der Kampf um Messines und Wytschaete, die hochgelegenen Dorftrümmer. Es ist das drittemal, daß hier Bajonette und Handgranaten arbeiten. Das erstemal war es im Oktober 1914, als die Xpernschlacht hier ihr Ende fand. Das zweitemal war es im Juni 1917, als der Wytschaete-Bogen verloren ging. Heute, am 10. April 1918, auf der Front der 4. Armee begonnen, zählt man das drittemal. Nicht genug damit, soll es später auch noch zum vierten- und letztenmal kommen.

Ein noch größeres Ergebnis bringt der am 10. April fortgesetzte Stoß im Süden des Schlachtfeldes. Die 6. Armee müht sich den ganzen Tag um die Lys-Linie. Nur zum Teil ist über Nacht die Artillerie herangeschafft worden. Der Übergang, als eine Aktion auf breiter Grundlage gedacht, zerfasert zu lauter Einzelhandlungen.

Die Bataillone, in der Nacht während ihres Anmarsches schon stark dezimiert, wühlen sich über den Morast vorwärts. Minenwerfer, die von der Infanterie an Zugriemen mitgeschleppt werden, müssen die Artillerie ersetzen. Die Maschinengewehre des Gegners, der jetzt aus Engländern besteht, feuern aus einem Gewirr von Häusern, Fabriken, Gartenmauern und Hecken. Die bessere Sicht erlaubt den englischen Fliegern, in die Schlacht einzugreifen und der deutschen Infanterie zuzusetzen.

Armentières, das jetzt ins Zentrum der Schlachtfrent gerückt ist, wird beim beiderseitigen Angriff ausgespart. Die Stadt, seit langem von der Zivilbevölkerung geräumt, ist

ein Haufe von Fabriken und Arbeiterhäusern. In ihren Kellern hocken die englischen Bereitschaften. Draußen am Rande sind die Geschütze eingebaut. Die Einschläge der schweren deutschen Mörser bersten seit zwei Tagen unaufhörlich in Häusern und Straßen. Der Druck, den die 4. Armee von Norden her ausübt, nimmt die Stadt in eine eiserne Zange. Als nun im Laufe des 11. April auch im Süden die Bataillone der 6. Armee über die Lys gelangt sind, müssen die Engländer Hals über Kopf hinaus. Sie lassen 3000 Gefangene und an 50 Geschütze in den Trümmern.

Bis zum Abend des 10. April gelangt die 6. Armee endlich in breiter Front über die Lys und steht nach schweren Kämpfen zwischen Estaires und Steenwerk. Immer noch dauert der hartnäckige feindliche Widerstand im Süden bei Richebourg, Festubert und Givenchy fort.

Auf der ganzen Front zwischen Ypern und La Bassée brodeln in der Nacht schweres Artillerief Feuer.

Langsam, stark blutend und unter fortwährenden Gefechten müht sich der Angriff am 11. April weiter. Endlich fällt jetzt auch Richebourg. Auch am 12., 13. und 14. April wird schwer gekämpft. Die Divisionen sind fast am Ende ihrer Kraft. Das Nachziehen der Artillerie stößt auf immer größere Schwierigkeiten, je mehr sie sich von der Ausgangsbasis entfernt. Am 15. April sind im Südteile des Schlachtfeldes Merville und Meteren erreicht.

Die schweren Kämpfe, die am 10. April auf der Front der 4. Armee begonnen, setzen sich über eine ganze Woche fort.

Rechts und links der Douve dringen von Warneton her die deutschen Bataillone gegen Westen. Um die Mitte des Monats ist die Schlacht schon über die alte Wytschaete-Stellung hinaus und steigt jenseits in die Ebene hinab, die zwischen den Höhen von Wytschaete und Messines und dem Kemmelmassiv gebreitet ist. Noch keines deutschen Soldaten Fuß hat diese Ebene bisher betreten.

Der starke Druck gegen den Kemmel veranlaßt die Engländer, weiter nördlich ihre Front in der Nacht zum 16. April dicht auf Ypern zurückzunehmen. Nacheinander fallen jene gottverlassenen Räume in deutsche Hand, die angefüllt sind von verrosteten Eisenstücken und Menschen-

Knocken und auf denen bis zum Juli 1917 die Dörfer Poelkapelle, Passchendaele, Zonnebeke und Gheluvelt gestanden. Bis dicht an Langemarck und in den Steenebeek-Grund schiebt sich die neue Linie vor. Südwestlich ist man auf drei Kilometer bis an Ypern heran. Sandgreiflich liegt der große Schutthaufen vor den deutschen Posten. Sang- und Flanglos räumen die Engländer den ganzen Grund, für dessen Eroberung sie im vergangenen Jahre in vier Monaten eine halbe Million Menschen hergegeben.

Nach den Erfahrungen, die man in der Großen Schlacht gemacht hat, muß die Schlacht von Armentières als beendet betrachtet werden. Sie ist nach guten Anfangserfolgen steckengeblieben, ohne ihr Ziel zu erreichen. Die Tatsache der schweren feindlichen Verluste ist nicht entscheidend. Bei der immer betrüblicher werdenden deutschen Ersatzlage wiegt der Verlust eines einzigen deutschen Soldaten schwerer als der von drei Gegnern. Es ist zudem ein unabänderliches Gesetz der Schlacht, daß sich der Tod gerade immer die besten herausucht. Sie sind schon seit langem nicht mehr ersetzbar. Immerhin sind die Alliierten gezwungen worden, ihre Reserven schleunigst in die Schlacht von Armentières zu befördern.

Noch einmal schießt die schon erlöschende Blut der Kämpfe zu einer jähen Flamme empor. Nach eingehender Vorbereitung und dem Aufmarsch einer starken Artillerie stürmen am 25. April deutsche Divisionen, unter ihnen das vielbewährte Alpenkorps, aus bayerischen und preußischen Regimentern zusammengesetzt, das Kemmelmassiv zwischen Bailleul und Ypern.

Zwei französische Divisionen haben die Anhöhe besetzt. Wie auf den Galerien mehrerer übereinanderliegender Etagen sind ihre Maschinengewehre aufgestellt.

Die deutsche Feuerwalze steigt von Osten und Südosten die Gänge aufwärts. Hinter ihr bayerische und preußische Infanterie.

Es ist eine in die grandiosen Ausmaße des Weltkrieges übersetzte Erstürmung der Spicherer Berge von 1870. Noch einmal wird nach den alten guten Regeln deutscher Mannszucht und Todesverachtung attackiert. Noch einmal kreuzen sich die Bajonette inmitten des Gewühls von Flammenwerfern, Fliegern, Sandgranaten, Minenwerfern, Maschi-

nengewehren, Granaten und Schrapnells. Noch einmal fährt die Artillerie mitten in den Streugarben der Maschinengewehre auf und feuert mit direktem Schuß in die feindlichen Infanterielinien.

Furchtbar sind die Verluste der Angreifer. Die Gänge sind buchstäblich mit Toten und Verwundeten bedeckt. Die Lebendigen steigen über sie hinweg. Es ist ein Wettrennen um den Gipfel des Kemmels.

Um die Mittagsstunde müssen Engländer und Franzosen auf der andern Seite hinunter. Ingrimmig konzentriert sich das Vergeltungsfeuer ihrer Artillerie auf dem Berg des Schreckens und der Hölle.

In der Nacht weisen die Verteidiger eine Reihe von Gegenangriffen aus der Ebene herauf unter schweren Verlusten der Stürmer ab.

Aber jetzt sind auch die Deutschen am Ende.

Vom Kimmel herab reicht der Blick frei nach Norden, Osten und Süden. Nur nach Westen hin sind ihm die letzten Ausläufer der flandrischen Höhen vorgelagert. Hinter diesen ist die Ebene, die bis zum Meere reicht. Dort liegen Dünkirchen und Calais. Wäre es gelungen, den Angriff noch zehn Kilometer tiefer zu treiben, so hätte er zum Zusammenbruch der ganzen englischen Nordfront führen müssen.

Die tiefe Erschöpfung der deutschen Truppen erlaubt nicht, an einen neuen Angriff in diesem Abschnitt zu denken. Der Kräfteverbrauch in den beiden bisherigen Schlachten, der Großen Schlacht und der Schlacht von Armentières, ist so groß, daß ein Erfolg neuer Schläge nur noch da erwartet werden kann, wo man dem Gegner überraschend gegenübertreten wird.

Das letzte, heiß erstrebte und bitter notwendige Ziel, die freie Operation gegen die feindlichen Seere, ist durch die Schlacht von Armentières noch weniger erreicht worden als durch die Große Schlacht. Die Gefangennahme von 30 000 Engländern, Franzosen und Portugiesen und die Fortnahme von 450 Geschützen ist erfreulich, aber nicht entscheidend.

Es gehört viel Mut, Glaube und Willenskraft dazu, auch jetzt noch auf den Sieg zu vertrauen.

Wohl oder übel mußte sich die Oberste Seeresleitung Rechenschaft darüber ablegen, daß die deutschen Armeen eine längere Ruhepause nötig hatten, ehe sie zu neuen großen Aktionen verwendet werden konnten. Alle während des Winters bereitgestellten Angriffsdivisionen waren mindestens einmal, zum großen Teile aber schon zweimal eingesetzt. Ihre Verluste waren groß. Bei der Unmöglichkeit, sie zu ersetzen, wirkten sie doppelt schwer.

Die neuen Fronten verlangten die dauernde Anspannung starker Kräfte, um jederzeit gegen Überraschungen gesichert zu sein. Aus der fast gerade gestreckten, aufs beste ausgebauten Stellungslinie von der Nordsee bis hinab zum Chemin des Dames südlich Laon war eine vielfach gewundene Linie geworden, die erst ausgebaut werden mußte. Überall fehlte es an Unterbringungsmöglichkeiten für die Truppen, da man das verwüstete Gelände der Kampfzonen nun im eigenen Rücken hatte. Die Schwierigkeiten des Nachschubs und der Etappenorganisation machten sehr zu schaffen.

Der Feind beschränkte sich nicht darauf, untätig die Fortsetzung der deutschen Angriffsstöße abzuwarten. Unfähig zu großen Schlägen, bemühte er sich doch, durch rege örtliche Gefechtstätigkeit an fast allen Frontstellen die deutschen Kampftruppen zu binden. Tatsächlich wurde dadurch die Ausscheidung neuer Angriffstruppen aus der Front lange Zeit hindurch sehr erschwert.

Auch die Entente hatte ihre großen Sorgen. Der Verlust von einer halben Million Menschen, von 2000 Geschützen und einigen hundert Tanks, dazu die beiden drohenden Ausbeulungen ihrer Front im Norden auf Hazebrouck und im Zentrum auf Amiens zu blieben nicht ohne Wirkung. Schlimmer noch war die Ungewißheit über die Stelle des neuen deutschen Angriffs, der mit Sicherheit erwartet wurde.

Sehnsüchtig schauten Paris und London nach der amerikanischen Hilfe aus. Doch war sich klar darüber, daß er bis dahin nichts unternehmen könne, als die deutschen Angriffe schlecht und recht abzuwehren. So blieb den Deutschen Zeit, ihren Truppen die unbedingt notwendige Ruhe zu verschaffen und den neuen Angriff gut vorzubereiten.

Wie gespannt aber damals trotz aller Siege die Lage Deutschlands war, ging daraus hervor, daß es den verzweifelten Anstrengungen der Unterseeboote nicht gelang, den mächtig anschwellenden Zustrom amerikanischer Truppen zu hemmen. Im Mai war die Transportziffer von jenseits des Ozeans schon auf 200 000 Mann angewachsen, ohne daß auch nur ein einziger Truppendampfer versenkt werden konnte.

Vom April 1918 an glitten die monatlichen Versenkungsziffern hemmungslos in die Tiefe, während die Zahl der feindlichen Neubauten ständig wuchs. Die Verluste von Unterseebooten durch feindliche Einwirkung nahmen fast um das Doppelte zu. Die Herstellung neuer Boote konnte aus Materialmangel mit dem laufenden Verlust nicht mehr Schritt halten.

Die feindliche Abwehr hatte sich in drei Jahren immer mehr vervollkommenet. Mit vorzüglichen Hördapparaten war die Annäherung der Boote an ihren Motorgeräuschen schon von weitem zu erkennen. Massen von Flugzeugen versahen den Wachdienst bei allen Küstenstationen von Bedeutung. Sie erkannten die Fahrbahn der Boote an den Schaumwirbeln der Schrauben und überraschten die auftauchenden mit schweren Wasserbomben.

Hunderte von sogenannten U-Bootjägern patrouillierten die Dampferrouuten ab und führten einen erbitterten Kleinkrieg gegen die Maulwürfe des Ozeans. Das System der Geleitzüge, unter starker Bedeckung fahrender Gruppen von Transportschiffen, war so entwickelt worden, daß Unterseeboote oft tagelang einem solchen Geleitzug folgen konnten, ohne überhaupt zum Torpedoschuß zu kommen.

Die wichtigsten Durchfahrten des Ozeans waren mit riesigen Netzen versperrt, in denen sich die Boote rettungslos verfangen, um nie wieder ans Tageslicht zu gelangen. Im Frühjahr 1918 war der Ärmelkanal zwischen Frankreich und England durch Dutzende von Minensperren so verseucht, daß die Boote nur noch nördlich um England herumfahren konnten.

Durch diese ungeheure Verlängerung von An- und Abmarsch verschob sich das Bild noch mehr zuungunsten der Boote. Allmählich verloren sie auch an Seetüchtigkeit. Im Mai war der Zustand schon so, daß jeweils ein Drittel aller

Boote in Reparatur, das zweite Drittel auf An- oder Abmarsch und nur das letzte Drittel am Feind war.

Niemand konnte sich darüber im Unklaren sein, daß die Berechnungen der Marine über die voraussichtlichen Wirkungen des Unterseebootkrieges getäuscht hatten. Obwohl bedeutend mehr Tonnage versenkt war, als man vorausgesehen hatte, konnte die Krise der Seetransporte für die Entente im Frühjahr 1918 als beendet angesehen werden, während die Marine geglaubt hatte, schon im Herbst 1917 England friedenswillig zu machen. Der Unterseebootkrieg hatte sich totgelaufen.

Es nützt uns heute nichts mehr, wenn Lloyd George einige Jahre nach dem Krieg erklärte: „Säßen die Deutschen ihre Unterseebootwaffe auch nur kurze Zeit früher eingesetzt — wer weiß, ob dann Großbritannien heute noch bestünde.“ Oder Churchill: „Wir sind nur eben so durchgekommen, heute darf man das sagen. Eine auch nur geringe Steigerung der Wirkung des Unterseebootkrieges hätte uns zum Hunger und zur Übergabe gebracht.“



Am 25. April 1918 wurde das Kemmelmassiv gestürmt und die Schlacht von Armentières abgeschlossen. Die Oberste Seeresleitung hatte damit ihre vor dem 21. März getroffenen Vorbereitungen erschöpft.

Fest stand von vornherein, daß man den Angriff fortsetzen werde. Noch war die Siegeszuversicht nicht geschwunden. Fest stand auch, daß man das alte strategische Ziel, die Vernichtung der Engländer, beibehielt. Schwieriger war die Entscheidung der Frage, wie man dies Ziel erreichen sollte.

Den kürzesten Weg hätte die Fortsetzung des Angriffs aus den beiden bei Hazebrouck und bei Amiens bestehenden Ausbuchtungen heraus bedeutet. Sie verbot sich aus zwei Gründen. Einmal machten die Schwierigkeiten des verwüsteten Kampfgebietes die Konzentration der Angriffsmittel fraglich, wenn nicht unmöglich. Zum zweiten aber wußte man, daß der neue Generalissimus Foch den Hauptteil seiner Reserven hier aufgestellt hatte, weil auch er den neuen deutschen Angriff an dieser Stelle erwartete.

Unter Beibehaltung des Zieles der Vernichtung der Engländer beschloß die Oberste Seeresleitung, zunächst einen Ablenkungsangriff gegen die Franzosen zu führen. Waren die alliierten Reserven an die neue Stelle gerückt, so sollte der Hauptstoß gegen die Engländer wieder einsetzen.

Als Kampfabschnitt des Ablenkungsangriffes wurde die Frontbreite der 7. Armee des Generals von Boehn bestimmt. Die Armee hielt den Raum zwischen Soissons und Reims mit den Flußgebieten der Aisne und der Vesle.

Weit im Süden lag die Marne. Aber so weit war das Ziel des Angriffs nicht gesteckt. Er sollte nur bis in das Tal der Vesle geführt werden.

Die 18. Armee erhielt den Auftrag, einen unterstützenden Angriff ihres linken Flügels zwischen Noyon und Chauny vorzubereiten, um den Zusammenfluß von Aisne und Oise bei Compiègne zu erreichen. Auch die 1. Armee, als linker Nachbar der 7., bereitete sich zur Unterstützung vor.

Unter strengster Geheimhaltung wurden alle Vorarbeiten erledigt. Mit der Zeit war es doch gelungen, etwa dreißig Divisionen aus den neuen Fronten herauszulösen und sie mit Menschen und Material aufzufüllen. Voll ausgerüstet rückten sie Ende Mai in die Angriffsräume.

Viereinhalbtausend Geschütze waren eingebaut.



Es ist eine Maiennacht, wie sie schöner nicht gedacht werden kann. Der Chemin des Dames im Zentrum der Angriffsfront liegt fast totenstill. Auf seinem Rücken liegen abgekämpfte englische und französische Divisionen, die sich hier zur Erholung an einer ruhigen und als nicht gefährdet betrachteten Front befinden.

Um Mitternacht brüllt als furchtbare Überraschung das deutsche Artillerief Feuer los. Wieder werden die feindlichen Batterien unter Gas gesetzt. Ihre Aufstellung im Grunde der Aisne begünstigt die Wirkung des Gasbeschusses. Die Nacht ist windstill und lauwarm. Nach kurzer Zeit ist die feindliche Artillerie fast vollständig zum Schweigen gebracht.

Im ersten Zwielficht des 27. Mai, um vier Uhr vierzig vormittags, setzt sich die Feuerwalze, die im Ailette-Grund

liegt, gegen den Nordhang des Chemin des Dames in Bewegung. Auf dem Fuße folgt ihr die Infanterie.

Im Sandumdrehen bemächtigten sich die Stoßtrupps der Übergänge über den Ailette-Kanal. Von der Höhenlinie herab tacken die Maschinengewehre. Aber im gleichen Maße, wie sich die Feuerwalze dort hinauffrisht, verstummt ihr Gemecker. Pioniere sind bei der Hand, um behelfsmäßige Brücken über den Kanal anzulegen, auf denen die Artillerie übergehen kann. Unter dem Schutz des Feuervorhangs, der jetzt den Kamm erreicht und als eine zuckende Krone von Einschlägen dort oben liegt, setzen die ersten Batterien über den Kanal.

Unterdessen erklettert die Infanterie schon den Gang und nimmt ganze feindliche Bataillone gefangen, die in den großen natürlichen Kalthöhlen der Höhe Schutz gesucht haben. Die Feuerwalze klirrt am jenseitigen Höhenrand, ein Musterwerk der Vorausberechnung und der Präzision. Am diesseitigen Rand krachen die Sandgranaten. Flammenwerfer verbreiten ihre Pechschwaden.

Am Nordhang gehen die mitgeschleppten Minenwerfer in Feuerstellung. Mit dreifachem Vorspann werden die ersten Geschütze den Steilhang hinaufgezerrt. Es sind die Sturmbegleitbatterien, die unmittelbar mit der Infanterie vorzugehen haben. Pioniere sind ihnen zugeteilt, um ihnen den Weg durch Hindernisse und Gräben zu ebnen und um sie gegen überraschende feindliche Angriffe zu schützen.

Zwei Stunden nach Angriffsbeginn stehen die ersten Geschütze am Rand des Chemin des Dames und feuern mit direktem Schuß in die weichenden Gegner.

Strahlend geht oben auf der Höhe die Maisonne auf. Im Süden breitet sich das Tal der Aisne. Überall kann man die feindliche Artillerie im Abbau beobachten. Sie versucht, ihre Geschütze über das Flüsschen hinüberzuretten. Aber die deutsche Artillerie ist auf dem Posten und legt ihre Feuersperre an den Uferrand. Am Südufer der Aisne kann man feindliche Reserven erkennen, die der plötzlich aus den Fugen geratenen Front zustreben. Es ist ein Gewimmel, das an Panik grenzt.

Jetzt geht es schon den Südhang des Chemin herab ins Aisne-Tal. Die Wucht des Angriffs nimmt zu. Wie Sturz-

bäche fließen die deutschen Bataillone die Höhen hinab und gewinnen die Täler, die in den Flußgrund führen.

Um Vailly und Pontavert krallt sich diesseits der Aisne noch einmal der feindliche Widerstand zusammen. Aber im Mittellauf der Aisne dringen schon deutsche Kompagnien mit Schnellbrücken über das Wasser und fassen die beiden Dörfer von der Flanke. Die feindliche Artillerie hat keine Zeit gehabt, über das Flüßchen zu entkommen. Mit Protzen, Mannschaft, Pferden und Munitionswagen fallen zahlreiche Batterien in die Hand der Angreifer.

Je tiefer der Einbruch sich auswirkt, desto besser wird die deutsche Infanterie. Die Sturmbegleitbatterien sind jederzeit auf dem Posten und weichen der Schwesterwaffe nicht von den Fersen. Oft stehen ihre Geschütze mitten in der vordersten Infanterielinie. Während die Masse der Feldartillerie oben auf dem Chemin des Dames auffährt, um von dort herab in die Schlacht an der Aisne einzugreifen, stürmt die Infanterie schon jenseits der Aisne die Hänge hinauf, die zu den Bergen zwischen Aisne und Vesle führen.

Durch hochgewachsene Saat, durch blühende Gärten, über Dörfer hinweg, in deren Keller sich die jäh überraschte Zivilbevölkerung gerettet hat, jagt der Angriff immer weiter. Feindliche Reserven, die von der Vesle her anrücken, werden in den Strudel hineingerissen, ehe sie sich recht entfalten können. Die Artillerie, kaum auf dem Chemin des Dames in Feuerstellung gegangen, muß schon wieder nach vorwärts rücken. Sie überschreitet die Aisne und gelangt jetzt auf fahrbare, vom Krieg kaum berührte Straßen, auf denen sie im Trab der Infanterie nachheilen kann.

Ungeheure Vorräte fallen den Truppen in die Hand. Der Feind hat nicht Zeit gefunden, sie zu vernichten.

Gegen Abend, bei sinkender Sonne, steigen die deutschen Bataillone kämpfend von Norden her ins Tal der Vesle hinab. Zur Rechten liegt unten das ehrwürdige Soissons mit seinen vielen Kirchtürmen. Im Zentrum geht es bis an Braisne und Fismes heran. Zur Linken hat sich eine enge Klaue von Norden her um Reims gelegt. Nicht genug damit, überschreiten einzelne Bataillone noch am Abend die Vesle zwischen Braisne und Fismes, um am nächsten Morgen sogleich weiterstoßen zu können.

An einem einzigen Tage hat der Angriff die Punkte erreicht, die ursprünglich als Ziel der ganzen Operation bestimmt waren. 20 000 Gefangene werden eingebracht, 300 Geschütze gezählt. Unermeßlich sind die Vorräte aller Art, die Proviant- und Munitionsdepots, die zwischen den Tälern der Aisne und der Vesle aufgespeichert waren. Es ist ein Angriffserfolg wie selten einer im Weltkriege und er zeigt, wessen die Truppe immer noch fähig ist, wenn sie zur Schlacht im freien Raume gelangt.

Die zerschlagenen englischen und französischen Divisionen retten ihre Trümmer über die Vesle hinüber. Es rächt sich furchtbar, daß General Foch fast alle Reserven im Norden aufgestellt hat. Dringend ruft Pétain um Hilfe.

Foch glaubt immer noch, daß es sich hier nur um ein deutsches Ablenkungsmanöver handelt. Er schaut gebannt auf die Nordfront der Engländer und erwartet an jedem Morgen den Beginn des deutschen Hauptstoßes. Zögernd gibt er eine Division nach der andern an Pétain ab.

Der ganze Ernst der Lage kommt Foch erst zum Bewußtsein, als die Deutschen am 28. Mai ihren Vormarsch mit ungebrochener Kraft fortsetzen. In der Nacht ist die Oberste Seeresleitung zu dem Entschluß gekommen, die Operation über das anfänglich gesteckte Ziel hinaus weiterzuführen und sie, wenn möglich, zu einem großen Schlag zu erweitern.

In breiter Front überschreiten die deutschen Divisionen die Vesle, erobern Braisne und Fismes, strahlen im Vorgehen nach Südwesten und Südosten auseinander, umfassen Soissons und bedrohen Reims von der Rückseite her.

Unaufhaltsam geht es weiter.

Am Nachmittag fällt Soissons. Mißverständnisse bei der örtlichen Gefechtsleitung führen bedauerlicherweise zur Aufgabe der Stadt. Am Morgen des 29. Mai fällt sie nach neuem Angriff endgültig in die Hand der Angreifer.

Mächtig drückt die 7. Armee gegen den Wald von Villers Cotterêts.

Im Zentrum erreichen die Regimenter am Abend des 29. Mai Fère en Tardenois und damit den Oberlauf des Ourcq. Die Schlacht wogt hier mitten in jenem Gelände, das vor nun fast vier Jahren durch den Rückzug der

1. Armee des Generals von Kluck und der 2. des Generals von Bülow zu verhängnisvoller Bedeutung gelangt ist.

Im Osten bleibt der Angriff immer noch an den Befestigungen von Reims hängen. Trotz aller Anstrengungen gelingt es der 1. Armee nicht, die Trümmerstadt zu nehmen und den Feind in das Waldgelände südlich davon zurückzuwerfen.

Westflügel und Zentrum bleiben auch in den nächsten Tagen noch im Fluß. Aber die Kämpfe werden jetzt von Stunde zu Stunde zäher, das Tempo des Vormarsches verlangsamt. Foch hat sich endlich entschlossen, stärkere Reserven an Pétain abzugeben.

In schweren Kämpfen schiebt sich die 7. Armee bis zum 31. Mai dicht an den Wald von Villers Cotterêts heran. Ihn zu erobern gelingt nicht mehr. Der Widerstand hat sich verdickt. Die Kraft des Angriffs ist erlahmt.

Im Zentrum aber steigen die Angreifer am 30. Mai nach einem Siegeslauf in vierzig Kilometer Tiefe, über vier Höhenzüge und über drei quergelagerte Flußläufe hinweg, in das Tal jenes Flusses hinab, der schon einmal das Schicksal der deutschen Armee bedeutet hat. Zwischen Château Thierry und Dormans wird die Marne erreicht. Zum erstenmal sehen die Deutschen sie wieder, seit sie im September 1914 nach einem noch größeren Siegeslauf ihre Fahnen nordwärts über das Flüßchen zurückgetragen.

Der halbe Weg nach Paris ist zurückgelegt. Von Montdidier und von Château Thierry her greifen die Klauen einer gewaltigen Zange gegen die feindliche Hauptstadt. Wird diese Klaue zu schließen sein?

An der Marne läuft der Angriff sich aus. Das ursprünglich für die Deutschen günstige Bild der Kräfteverteilung hat sich verschoben. Foch hat nach und nach dreißig frische Divisionen hergegeben, um die Bedrohung der französischen Front und der Hauptstadt aufzuhalten. Aber die deutschen Stoßdivisionen sind ausgezehrt, sie müssen Ruhe haben.

Ein unerwartet großes Ergebnis ist erzielt. 65 000 Gefangene, 878 Geschütze und 2500 Maschinengewehre haben die Alliierten eingebüßt. Gelänge es jetzt, mit starken Kräften von Château Thierry und Montdidier her zuzufassen — man stünde am Vortage des großen Sieges. Aber darin liegt die Tragik der deutschen Führung — hat sie die Voraus-

setzungen geschaffen, um den Sieg zu fassen, dann erlahmt die Kraft des Armes, der nach dem Lorbeer greifen soll.

Es ist kein Zweifel darüber möglich, daß die neu erreichte Linie in dem Augenblick eine schwere Gefahr bedeutet, in welchem die Alliierten stark genug sein werden, zu geschlossenen Gegenaktionen vorzugehen. Sie hat zwischen Soissons und der Marne und zwischen der Marne und Reims zwei je vierzig Kilometer lange Flanken, die durch den Wald von Villers Cotterêts und den Reimser Bergwald bedroht sind. Sie verfügt dazu nur über eine einzige Bahnlinie, die von Laon über Soissons nach Fismes und Fère en Tardenois führt und die bei Soissons sogar unter dem Fernfeuer der feindlichen Artillerie liegt.

Um wenigstens in der Westflanke Erleichterung zu schaffen, läßt die Oberste Heeresleitung am 9. Juni den linken Flügel der 18. Armee zu seinem vorbereiteten Angriff gegen Compiègne antreten. Nach guten Anfangserfolgen verfängt sich der Stoß in den Wäldern südlich der Oise. Seine rechte Flanke wird durch starke französische Tankangriffe bei Méry und Courcelles bedroht.

Bis zum 14. Juni erstrecken sich blutige Kämpfe ohne größeren Geländegewinn. Dann wird der Angriff auf Befehl der Obersten Heeresleitung angehalten. Compiègne wird nicht erreicht. Die Gefahr, die vom Wald von Villers Cotterêts her droht, bleibt bestehen.

Als die Nachricht vom neuen Erscheinen der Deutschen an der Marne nach Paris gelangt, gerät die Stadt in furchtbare Erregung. Monatelang hat man die Bevölkerung auf die nahe Hilfe der Amerikaner hingewiesen. Jetzt wird die Gefahr des Zusammenbruches vor dem Erscheinen der Amerikaner handgreiflich nahegerückt. Die Befestigungen der Stadt werden zur Abwehr vorbereitet, neue Truppen rücken aus dem Süden Frankreichs heran.

Clemenceau aber, der alte Tiger, tritt vor das erregte Parlament, lehnt jeden Gedanken an eine neue Flucht der Regierung ab und spricht: „Wir weichen zurück, ich gebe es offen zu. Aber wir werden uns niemals ergeben. Sind wir entschlossen, bis zum Ende durchzuhalten, so wird uns der Sieg sein. Die Amerikaner kommen, und die Deutschen erschöpfen mit jedem Angriff ihre Kräfte. Kämpfen wir bis-

zur letzten Stunde — denn die letzte Stunde wird uns gehören!“

Dann eilt er an die wankende Front zwischen Soissons und Reims und peitscht mit der leidenschaftlichen Kraft seiner Rede die ermüdeten Truppen zu neuem Widerstand auf.

Unterdessen geht die Oberste Seeresleitung daran, gestützt auf ihr festes Vertrauen in den Sieg, ihren neuen Angriff vorzubereiten.

30. Kapitel

Der Umschwung

Zum letztenmal in der Geschichte dieses gigantischen Krieges, zum letztenmal in ihrer eigenen Geschichte schickt sich die österreichische Armee an, ihrem deutschen Bundesgenossen beizuspringen. Aus der todähnlichen Ermattung, die seit der Piaveschlacht im November 1917 in der venetianischen Ebene und in Tirol herrscht, rafft sich, durch Deutschlands Siege emporgerissen, dies unglückliche Heer noch einmal auf.

Vom Hunger zermürbt, durch den rasch fortschreitenden politischen Zerfall gelähmt, ohne richtige Ausrüstung und mit ungenügendem Munitionsaufwand, läßt Kaiser Karl seine Divisionen sich aufstellen. Er selbst führt den Oberbefehl. Der Generalstab hat einen Stoß aus der Ecke heraus vorbereitet, wo die Tiroler und die Piavefront einander berühren. Zwischen Brenta und Piave soll der Angriff beginnen und in raschem Vorwärtsdringen gegen Venedig führen.

Die deutsche Oberste Seeresleitung hat als Gesamtkriegsleitung der Verbündeten dem Plane ihre Zustimmung erteilt. Hindenburg und Ludendorff erwarten von seiner Ausführung wenigstens die Bindung stärkerer Kräfte der Entente und eine Entlastung der Westfront für die kommenden deutschen Operationen. Sie wissen, daß es mit den Österreichern schlecht bestellt ist. Aber den ganzen verhängnisvollen Umfang der inneren Zermürbung kennen sie nicht.

Alles was in Österreich-Ungarn deutsch spricht und sich auch jetzt noch zur deutschen Sache bekennt, klammert sich

noch einmal an die Hoffnung. Es ist ein letztes Aufbegehren gegen die Kräfte des Verfalls, ein schon von heimlichen Angstgefühlen begleiteter Aufschrei einer jahrhundertealten glanzvollen Tradition, an deren Zusammenbruch zu glauben, sich Herz und Verstand sträuben. Auch die Regierung findet noch einmal starke und männliche Worte der Bundestreue.

Der junge Kaiser, selbst ohne sicheres Urteil, läßt sich von diesen trügerischen Siegeshoffnungen gefangennehmen. Er sieht nicht, wie es mit seinen Truppen bestellt ist. Noch einmal tritt Conrad von Goetzendorff, der unglückliche Feldherr einer unglücklichen Armee, in den Vordergrund. Er schlägt dem Kaiser vor, den aus dem Brenta-Winkel gedachten ersten Stoß durch einen zweiten Stoß von der Tiroler Flanke her zu ergänzen. Der alte, schon zweimal mißlungene Angriff aus dem Abschnitt von Asiago und Arsiero schwebt dem General zum drittenmal vor. Der Kaiser stimmt zu.

Jetzt aber befürchten die an der Piave-Front befehlighenden Generale, daß Conrad von Goetzendorff ihnen den Siegeslorbeer vorwegnehmen könne. Sie wenden sich an den Kaiser und bitten ihn, auch ihre Korps an dem erwarteten Siegeszug teilnehmen zu lassen. Der Kaiser und sein Generalstabschef stimmen abermals zu.

So wird der Operationsplan, der ursprünglich auf einer Breite von dreißig Kilometern gedacht war, leichtfertig auf einhundertfünfzig Kilometer ausgedehnt, als ob es sich um das mühelose Überrennen einer schwachen feindlichen Armee handele. Während die Divisionen kaum noch Aktionsfähigkeit besitzen, sind die Führer eifersüchtig damit beschäftigt, die Vorschußlorbeeren des Sieges untereinander zu verteilen.

Am 15. Juni 1918, unmittelbar anschließend an die deutsche Operation gegen die Marne, schlägt die Stunde dieser letzten aktiven Kriegshandlung der K. und K. Armee. Hunderte von Überläufern haben seit Wochen die Gegner über alle Einzelheiten unterrichtet.

Conrad von Goetzendorffs Truppen steigen aus ihren Gräben. Aber wo sie angreifen, werden sie von dem Sperrfeuer der unversehrten feindlichen Artillerie gefaßt und unter schweren Verlusten abgewiesen. An einigen Stellen

gelangen sie in die planmäßig geräumte vordere Linie des Gegners, werden aber durch Gegenstoß geworfen. Am Abend kann hier alles schon als beendet betrachtet werden. Zu einem zweiten Versuch sind die Truppen nicht fähig. Die Artillerie hat sich verschossen.

An der Hauptkampffront zwischen Brenta und Piave ist das Ergebnis ein ähnlich trauriges. In manchen Abschnitten weichen die Italiener. Sie brauchen aber nur durch ihre Artillerief Feuer anzuzeigen, daß sie die Absicht haben, das verlorene Gelände zurückzunehmen, als die Österreicher schon wieder alle Gewinne aufgeben. Der Abend sieht ihre Truppen nach schweren Verlusten und ohne Hoffnung in ihren Ausgangsgräben.

Nicht besser geht es am größten Teil der Piavefront. Nur am Oberlauf des Piave, dort wo der Fluß aus den Alpen heraustritt und östlich um das gewaltige Massiv des Montello herumgeht, kommt es zu einer letzten glänzenden, wenn auch in ihrem Verlauf unglücklichen Waffentat. Der Nordflügel der Heeresgruppe Boroewic dringt mit einem Duzend Divisionen über den Fluß und erobert in hartnäckigen Kämpfen den ganzen Bergblock. Die Italiener weichen in Auflösung. Ein dichter Feuervorhang senkt sich auf die wackeren R. und R. Regimenter. Aber sie geben nicht nach und wehren in den nächsten Tagen alle Angriffe ab.

Da gesellt sich ein neuer Feind zu den Truppen des Gegners. Unerwartet öffnet der Himmel seine Schleusen. Die Gebirgsbäche schwellen an und wandeln den Piave in einen reißenden Strom. Wütend zerbricht das Wasser die Brücken der österreichischen Pioniere und schwemmt Pontons und Hölzer wirbelnd zu Tal.

Kein Brot, keine Patrone, keine Granate, kein Geschütz, keine Verstärkung kann den drüben Ausharrenden gebracht werden. Was dem Gegner nicht gelingt, schaffen die Elemente in kurzer Zeit. Unbesiegt, vom Feuer der Artillerie geleitet, bei Nacht, Sturm und dem wilden Rauschen der Wasser kehren die Trümmer jener wackeren Divisionen über den Piave zurück.

So endet der letzte Angriff der österreichischen Armee. Italien bricht in Jubel aus. Die Glocken läuten. Dankgottesdienste werden abgehalten. Feierliche Erlasse sprechen

den Truppen den Dank der Nation aus. Die Entente verbreitet die Kunde von einem gewaltigen Sieg und füllt die ganze Welt damit an.

In Österreich krampfen sich die Herzen aller Deutschgesinnten schmerzhaft zusammen. Die auf den Verfall hinarbeitenden Kräfte im Innern erheben sich zu offener Frechheit. Zwischen dem ungarischen und dem österreichischen Parlament bricht eine beschämende, in aller Öffentlichkeit geführte Auseinandersetzung über die Niederlage aus, wobei die Ungarn die Österreicher und die Österreicher die Ungarn beschuldigen. Niemand mehr gebietet Ordnung und Disziplin. Niemand mehr weist darauf hin, daß der Feind vor den Toren steht und daß jeder innere Hader Landesverrat bedeutet.

Lebensmitteltransporte aus Rumänien, die zur Versorgung der deutschen Armee bestimmt sind, werden amtlich auf der Donau beschlagnahmt und an die österreichische Bevölkerung verteilt. Überall Zerfall, überall Zwietracht, überall das Wettrennen nach der inneren Auflösung.

Die Überläufer an den Fronten zählen jetzt täglich nach Hunderten. Nur die deutsch-österreichischen Truppenteile, die Tiroler, Kärntner und Steiermärker, harren nach wie vor unerschütterlich aus. Die feindliche Propaganda bedient sich der raffiniertesten Mittel. In den Gräben der Italiener spielen Grammophone tschechische und slawische Heimatlieder. An andern Stellen singen Trupps von Überläufern, die bald hier, bald da verwendet werden. Frisch gebackene Weißbrote werden auf der Bajonettspitze den halb verhungerten Österreichern gezeigt. Nachts kommen Patrouillen herüber, werden heimlich empfangen — am Morgen sind die österreichischen Gräben leer. Von Tag zu Tag geht es bergab, unaufhaltsam.

Kurze Zeit nach seiner Niederlage läßt der Kaiser Conrad von Goetzendorff seines Kommandos entheben und pensionieren. Die Hofclique braucht einen Sündenbock, der vor der Öffentlichkeit die Schuld an dem Unglück auf seinen Rücken nimmt. Außerdem ist der Mann unbequem, weil seine Bundestreue gegenüber dem deutschen Waffenbruder unwandelbar ist.

Auch Graf Czernin tritt zurück, nachdem der Brief des Kaisers an Poincaré durch Veröffentlichungen des fran-

zösischen Ministerpräsidenten Clemenceau ans Tageslicht gekommen ist. Wie Conrad die militärische, so nimmt Czernin die politische Schuld auf sich. Sein Nachfolger wird Graf Burian, ein bedingungsloser Anhänger des kaiserlichen Hauses. Sein unausgesprochener Auftrag geht dahin, die Teilnahme der Österreicher am Krieg unter möglichst weitgehender Wahrung der Habsburger Interessen und ohne Rücksicht auf Deutschland zu beenden.

Die deutsche Oberste Seeresleitung rät dem Kaiser, auf jede selbständige Kampfhandlung der österreichischen Armee in Zukunft zu verzichten und statt dessen alle verfügbaren österreichischen Divisionen auf den westlichen Kriegsschauplatz zu entsenden.

Nach längerem Zögern stimmt der Kaiser zu. Im Juli kommen zwei Divisionen nach dem Westen. Sie haben nur die Hälfte ihrer Gefechtsstärken, sind fast ganz ohne Manneszuucht, verfügen kaum über Artillerie und fast gar keine Munition. Viele Leute haben nicht einmal ein Gewehr. Ein Teil geht barfuß und muß erst deutsche Schuhe erhalten. Im September kommen abermals zwei Divisionen. Ihr Zustand ist noch bejammernswerdiger. Sie können nicht einmal an einem ruhigen Frontabschnitt eingesetzt werden und bleiben in der Etappe.

Unterdessen fährt die Entente, aller Sorgen um die italienische Front entledigt, die Mehrzahl ihrer französischen und englischen Divisionen, die seit dem November 1917 in Italien gewilt, an die Westfront zurück. Nach und nach folgen ihnen einige italienische Divisionen.

Die Niederlage der österreichischen Armee in Italien ist das erste unverkennbare und klare Anzeichen des Zusammenbruchs.

Von nun an sollte es Schlag auf Schlag gehen, ohne Atemholen, mit rasch zunehmender Wucht, bis zum bitteren Ende.



Nach drei schweren Angriffsschlachten, nach ununterbrochenen Kämpfen in den neu erreichten und kaum geschützten Linien, nach einer mehr als drei Monate währenden Anspannung aller Kräfte überschreitet das deutsche Heer die Grenze des ersten Halbjahres 1918. Es geht in den Juli.

Die Oberste Seeresleitung beugt sich dem Druck, der von allen Seiten auf ihr lastet, nicht. Das Übermaß verantwortungsvoller Entschlüsse, das nun fast täglich von diesen beiden Männern bewältigt werden muß, findet sie auf ihrem Posten. Noch ist der Glaube an den Sieg nicht erschüttert. Die letzte Probe, die das deutsche Heer zwischen Soissons und Reims abgelegt hat, bestärkt sie in ihrer Zuversicht. Es muß gelingen. Wer kennt die heimlichen Sorgen, die sich in der Brust dieser Männer damals schon gereg haben? Willenskraft und Zuversicht überwinden sie.

Ende Juni steht die erste Million amerikanischer Soldaten auf französischem Boden. Im Bogen von St. Mihiel südöstlich Verdun haben sie eine selbständige Armee unter General Pershing gebildet. Auch an der Marne sind ihre Divisionen schon in Erscheinung getreten. Sie kämpfen unerfahren und ungeschickt. Aber ihr unverbrauchter kriegerischer Geist und die Überfülle des Materials ersetzen ihnen die mangelnde Kriegserfahrung. Bald werden sie auch über Erfahrung verfügen. Für den Juli muß man mit einem weiteren Zuwachs von mindestens 300 000 Mann rechnen. Sie schwellen an wie eine Lawine.

Vom Frieden ist keine Rede mehr. Die Waffen sprechen. Sie klirren jetzt von der Nordsee bis hinab nach Verdun. Die bewegten Fronten erweitern sich immer mehr. Die Anspannung wächst von Tag zu Tag. Es heißt nur noch Sieg oder Niederlage.

Die deutschen Kampfdivisionen sind zusammengeschmolzen. Auch zahlenmäßig ist der Ersatz nicht mehr aufzubringen. Seine Qualität ist so herabgemindert, daß die alten Kompagnie- und Bataillonsführer in der Front erschrecken.

Die Propaganda der Entente gegen die seelische Widerstandskraft der deutschen Soldaten arbeitet mit unerschöpflichen Mitteln. Jetzt bleibt sie nicht mehr wirkungslos. Nach Millionen zählen die abgeworfenen Flugblätter. Ihre stetige Melodie lautet, die Deutschen seien von ihren eigenen Führern betrogen — sie brauchten nur Revolution zu machen, um einen Versöhnungsfrieden zu bekommen. Die Oberste Seeresleitung läßt Prämien für abgelieferte Flugblätter auszahlen. Es nützt nichts. Das Gift frißt weiter.

Am 21. März 1918 hat ein Kampfbataillon durchschnittlich noch 800 Köpfe gezählt. Im Juli waren es noch 600, im

August 400. Nach und nach müssen einzelne Divisionen aufgelöst werden, um die Mannschastsbestände der andern aufzufüllen.

Erschreckend ist der Mangel an kriegserfahrenen Offizieren. Sie liegen fast alle auf den Schlachtfeldern. In der Heimat beginnt sich das heimliche Korps der Drückeberger und Fahnenflüchtigen immer offener bemerkbar zu machen. Fahnenflucht gilt nicht mehr als Schande, sondern als ein Beweis von Klugheit.

Schwerer senkt sich die Last des Krieges auf die gebeugten Schultern der Wenigen, der Stummen, der Pflichterfüller, der Unwandelbaren. In der Gefechtslinie wird es immer menschenleerer. Aber diese wenigen treffen sich immer vorn, wo das Schicksal sie hingestellt hat.

Sie sehen längst, wohin die Reise geht, wenn sie auch nicht darüber sprechen. Sie glauben nicht mehr an den Sieg. Sie vertrauen aber, daß man noch einen erträglichen Frieden erkämpfen kann. Sie vertrauen auf ihre Führer, auf ihre eigene Kraft. Sie wissen, daß jetzt nur ein Einziges noch gilt und daß alles andere seinen Wert verloren hat. Dieses Einzige heißt — Ausharren.

Ausharren am Geschütz, wenn die feindlichen Tanks knatternd durch die Kornfelder herankriechen und wenn die eigene Infanterie schon rechts und links mit dem langgezogenen Ruf: „Tank — Tank —“ durch die Linie der Artillerie zurückweicht.

Ausharren am Maschinengewehr, wenn die Stahlgewehre des Schlachtfeldes schon weit im Rücken Stoßtrupps feindlicher Infanterie ausgeladen haben und nun zurückkehren, um neue Menschenfracht heranzuschleppen.

Ausharren, wenn der Schwarm der Jagdstieger die Luft wirbelnd und kugelfassend anfüllt und immer wieder zum Stoß auf die paar Menschen an der Erde herab ansetzt.

Ausharren am Minenwerfer, wenn die Volltreffer der feindlichen Langrohre zertrachen und einen Werfer nach dem andern erledigen.

Ausharren, wenn es von den Kugeln der Maschinengewehre furt wie von brummenden Bienenschwärmen.

Ausharren am Ponton, wenn der Feuervorhang des Sperrfeuers das Wasser peitscht und die Infanterie drüben im Berghang sich verzweifelt der Übermacht wehrt.

Ausharren im Sanitätsunterstand, wenn auch der Andrang der Blutenden überhandnimmt und das Santieren mit dem Operationsmesser den Arm erlahmen läßt.

Ausharren, wenn heute dieser, morgen jener Kamerad aus der alten Zeit die Arme hochwirft und lautlos zusammenbricht. Ausharren, bis der letzte der Alten dahin ist und bis der Granatsplitter endlich den Weg in die eigene Brust findet.

Ausharren ohne Glauben und ohne Hoffnung — nur aus Pflichtgefühl, das ist die letzte, die größte Forderung.



Rastlos gehen die Vorbereitungen der Obersten Seeresleitung weiter. Ihre größte Sorge ist die, dem Gegner die Initiative nicht zu überlassen und am Grundgedanken des Angriffs festzuhalten. Nach der Ablenkungsoffensive gegen die Franzosen an der Marne sollte nun der neue Entscheidungstoß gegen die Engländer zwischen Xpern und Arras folgen, der bestimmt ist, das zu vollenden, was im April durch die Schlacht von Armentières nicht hatte erreicht werden können. Die 4. und die 6. Armee, vom Gegner ständig in Atem gehalten, treffen ihre Vorbereitungen.

Aber zum zweiten Male muß die Oberste Seeresleitung sich von der bitteren Notwendigkeit überzeugen, daß die Truppen Ruhe nötig haben. Die Schlacht zwischen Soissons und Reims, die fortgesetzten Kämpfe an allen neu entstandenen Fronten, die großen Verluste, die Erschöpfung der Stoßdivisionen und die Schwierigkeiten des Materialersatzes verlangen eine Pause von mindestens vier Wochen.

Zu allem Überfluß wird das Geer von einer hartnäckigen Grippepeuche befallen, die manche Divisionen geradezu aktionsunfähig macht. Jeder Tag, der ohne den Angriff verstreicht, vermehrt den Druck auf die deutsche Front. Jeder Tag ist ein Gewinn für die Entente, ein Verlust für die Deutschen.

Inzwischen konzentriert General Foch seine an der Marne wieder frei werdenden Divisionen zwischen Aisne und Marne. Er kann jetzt immer mehr Divisionen aus ruhigen Frontabschnitten frei machen. Die Amerikaner über-

nehmen die alten Abschnitte. Die Manövrierarmee der Alliierten vergrößert sich ständig.

Für die Oberste Seeresleitung ist diese Tatsache doppelt bitter. Die mit der Soissons-Reims-Offensive erstrebte Bindung der feindlichen Reserven wird hinfällig. Der Entscheidungsangriff gegen die Engländer muß abermals aufgeschoben werden zugunsten einer neuen Bindungsoffensive gegen die Franzosen. Ihr soll dann die Hauptoffensive auf dem Fuße folgen.

Der zweite Ablenkungsstoß soll beiderseits Reims stattfinden und auf den Marne-Abschnitt zwischen Epernay und Châlons gerichtet sein. Dadurch will die Oberste Seeresleitung gleichzeitig die 7. Armee aus ihrer gefährlichen Lage im Marnebogen zwischen Soissons und Reims befreien. Den linken Flügel des Angriffs werden die 1. und die 3. Armee zwischen Reims und Tahure bilden. Ihre Richtung weist auf Châlons. Den rechten Flügel übernimmt die 7. Armee. Sie soll beiderseits Dormans die Marne überschreiten und gegen Epernay operieren. Hier soll sie mit der 1. Armee zusammentreffen. So will man Reims abschnüren und zu Fall bringen.

Der Angriff wird nach den bisherigen Methoden für den 15. Juli 1918 befohlen.



Die Julinacht ist pechschwarz und schwül. Ein warmer Süd Sturm legt über die Wälder nördlich der Marne. In der ferne zuckt es von Blitzen.

Eine Stunde nach Mitternacht vermischt sich mit dem Poltern des heranziehenden Gewitters ein anderes Wetterleuchten. Ein glitzerndes Spreuseuer läuft über die deutsche front beiderseits Dormans. Aus dreitausend Geschützen brüllt das Trommelfeuer. Auf heulenden Bögen fährt es vielstimmig über das Marnetal und wühlt sich mit Funkengarben drüben auf die Gänge. Die französische Artillerie antwortet schwach.

Gleichzeitig mit dem Beginn der Artilleriesvorbereitung setzen sich aus den Dörfern und Waldstücken hinter der deutschen front zahlreiche Pionierkompagnien mit Schnellbrücken und Pontons in Bewegung. Ihr Auftrag lautet,

im Schutze der Nacht und mitten im Feuer den Flußübergang vorzubereiten, so daß er gleichzeitig mit dem Einsetzen der Feuerwalze beginnen kann. Das ist eine heroische Zumutung.

Während sich die Pioniere noch mit ihren unförmigen Pontons durch die zuckende Finsternis mühen, bricht von drüben das Artilleriefeuer mit voller Wucht los. Die Franzosen müssen etwas bemerkt haben. Es stellt sich heraus, daß der deutsche Gasbeschuß schlecht gewirkt hat. Südwind treibt die Gaschwaden auseinander.

Ein Drittel der Pontons ist schon zu Sieben verwandelt, bevor sie den Fluß erreichen. Die Pioniere haben beim Anmarsch schwere Verluste. Die Offiziere müssen alle Energie aufbieten, um inmitten des Göllelärms, der Granatsplitter und der Finsternis Ordnung zu halten. So machen sie sich an die Arbeit, während die französische Artillerie von Viertelstunde zu Viertelstunde heftiger feuert.

Das ganze Marnetal brüllt. Es sinkt von Pulverschwaden und süßlichem Gasgeruch.

Dann kommt die Sturminfanterie.

Es ist immer noch stockdunkel. Am Ufer liegen die ersten Pontons bereit. Die Infanterie steigt ein. Maschinengewehre und leichte Minenwerfer werden mitgenommen. Die Franzosen schießen Leuchtkugeln ab. Die Pontons können sich nicht verstecken. Schutzlos sind sie dem feindlichen Feuer ausgeliefert. Ein Ponton nach dem andern sinkt.

Es scheint ein Ding der Unmöglichkeit, ans feindliche Ufer zu gelangen.

Gegen Morgen gibt es plötzlich einen gedämpften Schlag, der überall gleichzeitig zu erklingen scheint. Wie das Rauschen eines mächtigen unsichtbaren Schleiers weht es über die Marne hinweg. Nach wenigen Sekunden flammt es drüben taghell auf, so daß die Häuser von Dormans einen Augenblick lang sichtbar sind. Dann erschüttert ein furchtbares Krachen die ganze Nacht.

An tausend schwere Minen sind gleichzeitig abgefeuert worden und auf das feindliche Ufer niedergefallen.

Das ist der Augenblick, in dem alle Pontons, die sich noch bewegen können, den Fluß überqueren. Die wenigen

Minuten der Erschütterung, die den Feind lähmen, reichen aus, um drüben Fuß zu fassen.

Schon stürzen die Stoßtrupps gegen Dormans vor. Schon tacken in der Dunkelheit Maschinengewehre, schon ist die dumpfe Arbeit der Sandgranaten im Gange.

Nach einer Viertelstunde lärmt der Straßenkampf aus dem Städtchen. Ein deutsches Gardebataillon ist eingedrungen.

Schwach kommt über die Berge im Süden das erste Morgenlicht.

Auch rechts und links gelangt einzelne Infanterie über das Wasser. Zäh und langsam dringt drüben im Zwielficht das Gefecht die Gänge aufwärts. Die Infanterie breitet sich aus.

Dormans ist schon gefallen. Reserven kommen herüber. Die ersten Minenwerfer, die schweren Maschinengewehre.

Von den Nordhängen rasseln die Brückentrains im Trab heran. Im feindlichen Sperrfeuer fahren sie am Ufer auf. Exerziermäßig wird abgeladen. Die Pioniere sind schon eingeteilt. Die Fahrtrupps steuern die Pontons. Die Brettertrupps schleppen den Belag. Die Balkentrupps setzen Glied an Glied vor die Brücke.

Ein Ponton nach dem andern fährt in die Brückenlinie ein. Die zusammengeschossenen werden ersetzt. In den Bretterbelag und die Balkenstapel hauen die Granaten ein. Holz splittert haushoch empor. Schwerverwundete werden zurückgetragen. Tödlich Getroffene stürzen ins Wasser.

Unterdessen wird es immer heller.

Ein neuer Feind mischt sich ein. Französische Jagdflieger stoßen mit spritzendem Maschinengewehrfeuer auf die Brückenbauer herab. Bombengeschwader nahen in großer Höhe. Das Wasser bäumt sich zu gewaltigen Fontänen.

Der General der Pioniere der 7. Armee, der persönlich an die Brückenstelle geeilt ist, wird von einem Granatvolltreffer hingestreckt. Mit ihm fällt sein Adjutant und der Führer des Pionierbataillons.

Ein französischer Flieger, der sich allzu frech der Brücke nähert, taumelt getroffen herab und zischt in den Fluß, von Flammen glühend.

Unbekümmert um das Sperrfeuer traben schon die ersten Geschütze heran und überschreiten die fertiggestellte Brücke.

Jenseits frist sich der Angriff Schritt vor Schritt weiter. Man trifft auch auf Amerikaner, die Hals über Kopf mitten zwischen den Franzosen eingesetzt worden sind.

Die Mörte an der einzigen Pontonbrücke sind furchtbar, je mehr der Feind ihre Bedeutung erkennt. Gaschwaden, die als Reste des deutschen Vorbereitungsfeuers stehengeblieben sind, fließen ins Tal zurück. Nur tropfenweise kommt Artillerie hinüber. Die feindlichen Flieger weichen keine Minute von der Brückenstelle.

Den ganzen Tag über währt erbittertes Ringen. Am Abend sind die deutschen Regimenter auf zwanzig Kilometer Breite beiderseits Dormans über die Marne gelangt. Bis zu fünf Kilometer Tiefe ist der Angriff gedrungen. Aber unter welchen Verlusten! Es gibt Kompagnien, die nur noch eine Handvoll Gewehre zählen.

Der Angriff hat sich festgelaufen. Es ist ganz ausgeschlossen, ihn am nächsten Morgen weiterzuführen. Die übergegangenen Truppen hängen an den dünnen Fäden einiger Brücken, die von der feindlichen Artillerie und den Fliegern immer wieder zerrissen werden.

Der Kampf steht aussichtslos, sobald der Feind ihn fortsetzt. Nach heroischen Gefechten ist man in eine unhaltbare Linie gelangt.



Seit Mitternacht dieses 15. Juli stehen auch die 1. und die 3. Armee östlich von Reims in der Champagne in einem aussichtslosen Ringen.

Zunächst läßt sich alles scheinbar günstig an.

Durch den Beginn des deutschen Trommelfeuers aufgelöst, bricht das französische Sperrfeuer los. Nach einer halben Stunde aber scheint die deutsche Artillerie ein klares Übergewicht zu gewinnen. Das Gas übt seine Wirkung aus.

Noch sind, schwach abgezeichnet in der Nacht, die hellen Kalkflächen des Hochberges, des Poehl- und des Keilberges und des Cornillet sichtbar. Bald taucht alles im Dunst unter, als beziehe sich die Erde mit einem dunklen Nebel. Der Artilleriekampf brummt dumpf und fürchterlich bis in den beginnenden Morgen hinein.

Auch hier fließt, durch den ungünstigen Südwind getrieben, ein Teil des Gases gegen die deutschen Stellungen zurück. Die Maske vor dem Gesicht, hocken die Angreifer in dichten Trupps in den Ausgangsgräben und lassen das Höllenkonzert über sich toben.

Auf die Sekunde pünktlich geht es aus den Gräben.

Die Feuerwalze wandert mit dem Uhrzeiger. Offizieren und Mannschaften, die den Kriegsbetrieb im Westen kennen, erscheint es unheimlich, daß aus der ersten feindlichen Stellung kaum ein Schuß fällt. Die Praxis spricht gegen die Annahme, daß durch die Artillervorbereitung alles Leben vernichtet ist.

Die Beklemmung wächst, als man den ersten und den zweiten Graben zwar durch die Feuerwirkung völlig verwüstet, aber ohne alle Anzeichen einer Besatzung findet. Weder Tote, noch Verwundete, noch Gefangene. Kein Gewehr, kein Tornister, kein Brotbeutel und keine Feldflasche. Die Gräben sind planmäßig geräumt worden. Offenbar schon bei Beginn des deutschen Feuers, wenn nicht sogar schon früher.

Diese Beklemmung versinkt im Drang nach vorwärts und unter der fiebernden Erregung, in die jeder Angriff auch den erfahrensten Soldaten versetzt. Alles ist von dem Bestreben erfüllt, den Anschluß an die Feuerwalze nicht zu verlieren. Nur solange man in dem toten Winkel läuft, den sie an ihrer Rückseite bildet, hat man Aussicht, dem Gegner beizukommen.

Die Wellen rücken weiter vor. Das Gelände ist durch Pulverschwaden und natürliche Nebelbildung ganz unsichtig geworden, Stoßtrupp schreitet neben Stoßtrupp. Maschinen- gewehr neben Maschinengewehr. Weiter rückwärts folgenminenwerfer und die zweiten Angriffswellen. Eine einzige Wolke von Qualm und Dunst, schreitet die Feuerwalze voraus.

So werden die Bergkuppen erstiegen. Hier oben ist die Luft reiner. Die Gasmasken werden abgenommen. Die Feuerwalze senkt sich langsam ins Tal hinab. Die Infanterie folgt.

Man kann nicht mehr weit von der zweiten feindlichen Stellung entfernt sein. Die kriegserfahrenen Führer lassen ihre Truppen sich tiefer staffeln. Es liegt eine kaum noch

erträgliche Spannung auf dem Feld, die nach Auflösung schreit.

Zehn Minuten später ist die Auflösung da, schrecklich genug.

Es fängt damit an, daß einzelne französische Maschinengewehrnesten zu tacken beginnen. Die deutschen Stoßtrupps nehmen die gewohnte Arbeit auf. Ein Nest nach dem andern wird erledigt.

Plötzlich hat es den Anschein, als ob die Feuerwalze, ihren Lenkern nicht mehr gehorchend, kehrtgemacht habe und sich auf die eigenen Leute stürze. Ein Hagel von Explosionen geht auf die Angreifer nieder. Im Sandumdrehen sind sie mitten im Sperrfeuer.

Sie sind in das französische Feuer geraten, das lückenlos vor der zweiten Stellung liegt. Die Wirkung ist verheerend. Während viele Stoßtrupps durch Volltreffer außer Gefecht gesetzt werden, andere sich an der Erde festklammern, dringen die Unverzagten entschlossen durch die Feuerwolke und stürzen zum Angriff vor. So gelangen sie unmittelbar vor die vollbesetzten französischen Gräben, aus denen sie das peitschende Surren der Maschinengewehre empfängt.

Alles wirft sich nieder. Indessen man sich zum Angriff bereitmacht, läuft jenseits der feindlichen Stellung die Feuerwalze nach dem ursprünglichen Programm weiter. Der Feind ist jetzt fast ohne Einwirkung durch Artilleriefeuer.

Die Nacht schützt die Angreifer. Es stellt sich heraus, daß die Verluste niedriger sind, als man erwarten zu müssen glaubte. Aber der Angriff ist erledigt.

Gegen Morgen versucht die deutsche Artillerie noch einmal, die nun erkannte feindliche Aufstellung niederzukämpfen. Gehorsam setzen die Bataillone abermals zum Angriff an. Sein Schicksal ist im voraus besiegelt.

Am gleichen Tage wird der Angriff beiderseits Reims auf Befehl der Obersten Seeresleitung eingestellt.



Die Schlacht ist verloren. Der vierte große Angriffsstoß in der Serie der seit dem März eingeleiteten Operationen, der dem fünften unmittelbar vorausgehen sollte, ist gescheitert. Niemand vermag an der Niederlage zu deuteln.

Die Truppe hat stark geblutet. Die erreichte Linie ist unhaltbar. Jeder Tag birgt die größten Gefahren.

Die Oberste Heeresleitung weiß in dieser Stunde noch nicht, daß der Feind die Zeit, den Ort und den Umfang des Angriffes seit etwa zehn Tagen ganz genau gekannt hat. Noch kann man den Verrat nur ahnen. Später stellt sich das Furchtbare heraus. Auf dem Wege über die deutsche Heimat waren bestimmte Angaben an den feindlichen Spionagedienst gelangt. Überläufer an der Front bestätigten die Nachrichten. So konnte General Foch rechtzeitig seine Reserven auffahren. Die örtlichen französischen Truppenführer aber konnten ihre Abwehr so vorbereiten, daß in der Stunde des Geschehens alles wie ein Uhrwerk abrollte. Die deutschen Divisionen rannten in das sichere Verderben.

Was nun?

Die 2. Armee im Raume von Amiens und die 18. Armee bei Montdidier und Noyon melden, daß sie in allernächster Zeit mit starken und geschlossenen Angriffen des Gegners rechnen müssen. Überall steigert sich die Gefechtsstärke.

An der Kemmelfront und bis nach Arras hinunter das gleiche Bild. Zunehmende Artillerietätigkeit, erkannte feindliche Bereitstellungen, abtastende Angriffe örtlichen Umfanges.

Eine nervöse, heftig vibrierende Spannung zittert über der ganzen Front.

In der schlimmsten Lage aber befinden sich die 7. und die neuerdings rechts von ihr eingeschobene 9. Armee im Marnefaß. Die Bedrohung der 9. Armee aus dem Waldkomplex von Villers Cotterêts wird von Tag zu Tag schärfer. Das französische Fernfeuer liegt auf Soissons und gefährdet die einzige Eisenbahnlinie, die alle Divisionen im Marnebogen versorgen muß. Wird sie abgeschnitten, so ist die Artillerie beider Armeen fast ohne Munition, die Infanterie ohne Lebensmittel und Patronen.

Es sind nicht genug Lastkraftwagenkolonnen da, um die Versorgung zu übernehmen. Es gibt ja kein Benzin und keinen Gummi mehr.

Nachrichten, die man durch französische Gefangene erhält, sprechen von einem mächtigen französischen Angriffsstoß aus dem Walde am 14. Juli, am Tage des französischen

Nationalfestes. Agentenmeldungen aus der Schweiz bestätigen diese Nachrichten. Die 9. Armee wendet sich in großer Sorge an die Oberste Heeresleitung. Diese hat den deutschen Angriff beiderseits Reims ihrerseits auf den 15. Juli angesetzt. Soll sie ihn in Erwartung des feindlichen zurückstellen?

General Ludendorff begibt sich zur 9. Armee und prüft deren Abwehrmaßnahmen gegenüber dem Wald von Villers Cotterêts. Er findet sie ausreichend. Die erwartete Spannung am 14. Juli geht vorüber, ohne daß der feindliche Angriff stattfindet. Natürlich weiß die Oberste Heeresleitung nicht, daß Pétain seinerseits den französischen Angriff nur aufgeschoben hat, weil er den deutschen ja mit Sicherheit erwartet. Dann rollt der deutsche Stoß beiderseits Reims ab und mißlingt. Zu der andauernden Anspannung auf der rechten Flanke der 7. Armee kommt jetzt die unhaltbare Lage der linken Flanke, die bei Dormans über die Marne gegangen ist.

Hier müssen sofort Entschlüsse gefaßt werden.

Auch in dieser schwülen Gewitterspannung, die Mitte Juli die ganze Westfront zwischen dem Meere und Verdun ergreift, verliert die Oberste Heeresleitung ihre Nerven nicht. General Ludendorff ordnet sofort an, daß der linke Flügel der 7. Armee in den nächsten Tagen wieder hinter die Marne zurückgeht. Damit glaubt er, hier unten für geordnete Verhältnisse gesorgt zu haben.

Seine Gedanken und seine Energie wenden sich dem neuen Ziele zu. Er will auch unter den geänderten Umständen die Entscheidungsschlacht gegen die Engländer wagen. Die 1. und 3. Armee erhalten den Befehl, in der Champagne alle verfügbaren Divisionen freizumachen und nach Lille in Fahrt zu setzen. Die schwere Artillerie rollt schon. In kürzester Zeit denkt die Oberste Heeresleitung im Norden schlagbereit zu sein.

Am Abend des 17. Juli fährt General Ludendorff aus dem Großen Hauptquartier in Avesnes zum Stabe der Heeresgruppe Rupprecht. Es ist der Tag nach der Einstellung des Reims-Angriffes.

Am frühen Morgen des 18. Juli beginnen die Besprechungen mit der Heeresgruppe über die neue Operation in Richtung auf Hazebrouck und Cassel mit dem Ziel der

Meeresküste bei Dünkirchen und Calais. Alle Erörterungen stehen unter dem Gesichtspunkt, die Zeit des Angriffs möglichst früh anzusetzen, denn er soll nicht nur die Engländer entscheidend treffen, er muß auch das Zentrum der deutschen Front an der Marne entlasten. Alles kommt darauf an, vor der Entente schlagfertig zu sein. Wer zuerst bereit ist, der wird gewinnen.

Mitten aus den Beratungen heraus wird Ludendorff ans Telephon gerufen. Die Operationsabteilung in Avesnes. Fünf Minuten Gespräch. Als der General zurückkehrt, ist in seinem Gesicht keine Veränderung zu bemerken.

Die Würfel sind gefallen.

Man hat ihm mitgeteilt, daß am heutigen Morgen zwischen Soissons und Château Thierry, auf vierzig Kilometer breiter Front, mehrere französische Armeen mit vielen hundert Tanks angegriffen und die deutschen Stellungen überrannt haben. Reserven sind nicht da. Der Feind ist zurzeit sechs Kilometer tief eingedrungen. Die deutsche Feldartillerie ist verloren. Die Gefangenenziffern sind sehr hoch. Die Schlacht ist noch nicht zum Stehen gekommen.

Der Wald von Villers Cotterêts ist zum Verhängnis geworden.

Kurze Zeit später meldet sich am Telephon die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Sie bestätigt alles und fügt hinzu, daß sie den Befehl gegeben habe, die für den Transport nach Norden schon aus der Keimser Front gezogenen Divisionen mit größter Beschleunigung an der Einbruchsstelle einzusetzen.

General Ludendorff selbst ordnet an, daß eine gerade bei St. Quentin in Ruhe befindliche Division ebenfalls an die Kampffront abgeht.

Dann kehrt er nach Avesnes zurück.

Um zwei Uhr mittags empfängt Hindenburg ihn dort am Bahnhof. Sie brauchen nicht viel zu sprechen. Sie wissen, was diese Stunde bedeutet.

Beide begeben sich sofort an die Arbeit. Es ist Tatsache, daß es immer noch nicht gelungen ist, den feindlichen Stoß abzufangen. Eine breite, schwere und offene Wunde blutet in der deutschen Front. Die Reserven sind noch weit. Die 9. und die 7. Armee schweben am Rande des Verderbens.

Im fürchterlichen Andrang der Ereignisse bleibt keine Zeit, sich Rechenschaft darüber abzulegen, was dieses zweite Unglück an der Marne für die Gesamtlage bedeutet.

Aber alle wissen es schon — der Feldzug von 1918 ist gescheitert. Was jetzt kommt, ist nur noch der Kampf um ein erträgliches Ende.



Unterdessen ringen der rechte Flügel der 7. und der linke Flügel der 9. Armee seit dem frühen Morgen dieses 18. Juli verzweifelt um die letzten Reste ihrer Widerstandskraft. Mit furchtbarer Wucht ist das Verhängnis über sie hereingebrochen.

Drei französische Armeen, Mangin, Degoutte und Berthelot, haben zwischen Soissons und Reims, hauptsächlich aber zwischen Soissons und Château Thierry, zwischen der Aisne und der Marne, angegriffen. Hinter ihrer Front liegt der Wald von Villers Cotterêts. In seinem Schutz haben die Franzosen 320 Tanks versammelt.

Nachdem der 14. Juli ohne den erwarteten feindlichen Angriff vorübergegangen, lassen sich die deutschen Divisionen am 18. fast völlig überraschen.

Diesmal verzichten die Franzosen auf jedes Vorbereitungsfeuer. Sie haben sich endgültig von der stumpfsinnigen Taktik losgesagt, die ihnen in drei Jahren so wenig eingebracht und sie dafür die Blüte ihrer Armee gekostet hat. Ihre ganze Aktion ist auf Plötzlichkeit, Schnelligkeit und Stoßkraft aufgebaut.

Im gleichen Augenblick, in dem wie ein Sturmwind aus Eisen und Feuer ihre Artillerie losbricht, fahren, in künstlichen Nebel gehüllt, die Geschwader der Tanks an. Die Flieger sind über ihnen. Die Infanterie folgt in mehreren Wellen.

Mannshohe Kornfelder stehen auf dem Schlachtfeld. Unsichtbar wühlen sich die Gruppen schnellfahrender leichter Tanks hindurch und erscheinen tief im Rücken der deutschen Stellungsbataillone.

Ihnen folgen mächtige Stahlkolosse, gegen deren Panzerung die deutschen Maschinengewehre machtlos sind. Unbekümmert um jede Gegenwehr kriechen sie tief in das deutsche Stellungssystem, laden Infanterie mit leichten

Maschinengewehren aus, die sich sofort rückwärts gegen die deutschen Verteidiger wendet, und fahren dann wieder zurück, um neue Fracht zu holen.

Ehe eine geordnete Abwehr zustande gekommen ist, fahren die leichten Tanks schon mitten durch die deutschen Batteriestellungen. Sie werden erst sichtbar, als sie sozusagen vor den Mündungen der Geschützrohre auftauchen. Überall verbreiten sie Schrecken, der an vielen Stellen zur Panik wird.

Bald sind sie in den Stabsquartieren. Sin und herfahrend überraschen sie Arbeitstruppen, die mit dem Abmähen der Kornfelder beschäftigt sind, und Kolonnen, die weit vom Schuß dabei sind, Munition und Stellungsmaterial aufzuladen. Die Verwirrung ist groß.

Bis zum Mittag wehren sich vorn noch einzelne Teile der Stellungsbataillone. Aber sie werden abgeschnitten und nacheinander erledigt. Die ganze Stellungszone ist aufgelöst und zerstäubt. Fast ohne Ausnahme fallen die Geschütze der Feldartillerie in feindliche Hand.

Aus Resten der Stellungenregimenter, aus gerade greifbaren Ruhebataillonen, aus den rasch herbeigerufenen Spitzen der Eingreifdivisionen, die in den vorausgehenden Tagen abgekämpft aus der Front zurückgezogen worden waren, aus Bagagen und Ordonnanzen versuchen die Divisionen eine neue Linie zu bilden.

Der Draht spielt nach dem Armeeoberkommando. Die Seeresgruppe kündigt neue Divisionen an und befiehlt, unter allen Umständen weiteres Zurückweichen zu vermeiden, weil die Katastrophe sonst leicht unabsehbare Masse annehmen kann.

Vorläufig ist überhaupt keine nennenswerte Artillerie da.

Gegen Mittag entsteht erster Widerstand. Nachmittags treffen einige Bataillone ein, die von der Seeresgruppe auf Lastkraftwagen gesetzt worden sind. Sie eilen ins Gefecht.

Einige Batterien werden verfügbar gemacht. Flugabwehrgeschütze richten sich gegen Tanks. Zu Dutzenden werden die Schreckgespenster erledigt. Das gibt den Verteidigern neues Sicherheitsgefühl. Der Tankschrecken ist für diesen Tag überwunden.

Im gleichen Maße, wie sie auf den Schutz der Tanks

verzichten muß, erlahmt die Angriffskraft der feindlichen Infanterie. Es gelingt den Franzosen nicht, ihren großen Erfolg auszunutzen.



Gleichwohl bleibt eine furchtbare Spannung bestehen. Niemand kann sagen, wie die jetzige dünne Linie mit ihren bunt zusammengewürfelten Kräften am nächsten Tage einen neuen Stoß aushalten soll. Bestenfalls am Nachmittag des kommenden Tages können die von der Geeresgruppe und der Obersten Geeresleitung in Marsch gesetzten neuen Divisionen zum Einsatz bereitstehen. Seit die Bahnlinie über Soissons unter Artilleriefeuer liegt, müssen die neu eintreffenden Truppen weit nördlich im Ailetetal ausgeladen werden. Von dort streben sie im Fußmarsch der Schlachtfrent zu.

Bevor Ludendorff zu der Geeresgruppe Kronprinz Rupprecht gefahren, um den neuen Flandernangriff zu besprechen, hatte er — wie schon berichtet — den Befehl gegeben, daß die 7. Armee ihre beiderseits Dormans über die Marne gedruckenen Truppen wieder hinter den Fluß zurücknehmen solle. Die Räumung des südlichen Ufers war für die Nacht zum 21. befohlen worden. Mitten in ihre Vorbereitungen hinein treffen die Ereignisse vom 18. Juli.

Durch den tiefen Stoß der Franzosen zwischen Aisne und Marne gerät jetzt die 7. Armee südlich der Marne in eine verzweifelte Lage. Dringen die Franzosen am 19. Juli vor der 9. Armee weiter gegen Osten vor, so werden die tapferen Regimenter der 7. Armee im Rücken gefaßt und sind verloren.

Um keine Panik und keine Überstürzung aufkommen zu lassen, läßt es die Oberste Geeresleitung bei dem alten Rückzugsbefehl für den 21. Juli. Sie vertraut darauf, daß die Front zwischen Aisne und Marne sich wieder festigt und mindestens so lange hält, bis der Rückzug hinter die Marne im Süden durchgeführt ist.

Drei Tage lang müssen die Regimenter dort noch ausharren, obwohl ihre Position eine verlorene ist.

Was vorauszusehen war, geschieht. Am 19. Juli läßt General Foch, durch seinen Sieg zwischen Aisne und Marne ermutigt, die 7. deutsche Armee mit verstärktem Druck von

Süden und Südosten her angreifen. Zwischen Château Thierry und Reims erneuert die Armee Berthelot ihren Stoß vom 18. Juli, während gleichzeitig auch die Armeen Mangin und Degoutte ihre Anstrengungen vor der 9. deutschen Armee fortsetzen. Das Ziel der Franzosen ist klar. Von drei Seiten her soll der Marnebogen eingedrückt werden.

Diese Tage bedeuten für die 9. und 7. Armee eine unerhörte Anforderung. Aber seitdem der Schrecken vom 18. Juli überwunden, besinnt sich die Truppe auf ihre Kraft und die Wirksamkeit ihrer Waffen. Schrittweise weicht die deutsche Front unter hartem feindlichem Druck auf Soissons und Fère en Tardenois zurück. Kein Geschütz mehr geht verloren.

Ununterbrochen lärmt die Schlacht im Marnebogen am 19. und am 20. Juli.

In der Nacht zum 21. vollführt die 7. Armee ihren befohlenen Rückzug hinter die Marne. Der Fluß liegt unter schwerstem Feuer. Aber die Divisionen bewahren tadellose Ordnung. Kein Geschütz, kein Minenwerfer, kein Maschinengewehr bleibt zurück.

Die Pioniere verrichten mit heroischer Selbstaufopferung ihren Dienst an den Brücken. Die zunächst zurückgezogene Artillerie geht nördlich des flusses in Feuerstellung und deckt den Übergang der Infanterie. Als die letzten Nachhuten hinüber sind, zerstören die Pioniere die Stege.

Gegen Morgengrauen steht kein einziger deutscher Soldat mehr südlich der Marne.

Fünf Tage ist es her, daß hier der eiserne Wirbel des deutschen Angriffs von Norden nach Süden über den Fluß brach — fünf Tage und welch eine Wandlung.

Frühmorgens liegt ein rasendes Trommelfeuer auf den verlassenen deutschen Stellungen jenseits der Marne. Als die Franzosen und Amerikaner später zum Infanterieangriff schreiten, finden sie die deutschen Linien geräumt. Gegen Mittag erscheinen ihre ersten Patrouillen am Flußufer.

General Foch gibt seine Absicht, den Deutschen im Marnebogen eine vernichtende Niederlage zu bereiten, noch nicht auf. Ununterbrochen greifen die drei Armeen, die er im Halbkreise aufgestellt, konzentrisch an.

Neue Massen von Tanks werden herangezogen. Die deutschen Flieger sind gegen die feindliche Überlegenheit fast machtlos. Die Infanterie bleibt immer wieder auf ihre Maschinengewehre, die leichten Minenwerfer und die direkte Hilfe der Feldartillerie angewiesen.

Mühsam, unter schweren Verlusten wehrt sich die deutsche Front gegen den Andrang. Hier und da gibt eine Division nach. Andere müssen sich der Rückwärtsbewegung anpassen, um nicht abgeschnitten zu werden.

Die Oberste Heeresleitung hat sich inzwischen davon überzeugt, daß der Marnebogen nicht mehr zu halten ist. Die Initiative der Schlacht ist an den Feind übergegangen. Verzicht auf Verzicht wird der deutschen Führung abgerungen. Am 22. Juli schon hat man die Flandern-Offensive opfern müssen. Dann muß der Gedanke der Offensive überhaupt aufgegeben werden. Jetzt ist als erster weithin sichtbarer Verzicht die Räumung des gesamten Marnebogens an der Reihe. Damit geht der ganze Gewinn jener glücklichen Angriffsschlacht zwischen Soissons und Reims verloren. Jeder Tag bringt bittere Wahrheiten.

Schrittweise, unter fortwährender Abwehr heftiger feindlicher Angriffe, geht die deutsche Front auf die Vesle zurück. Am 2. August ist die Bewegung beendet.

Fern hinter den Bergen liegt abermals die Marne. Zum zweitenmal kehren die deutschen Regimenter, hart mitgenommen, am Siege verzweifelnd, von diesem unglückseligen Fluß zurück. Die Erinnerung an jenen September des Jahres 1914 ist übermächtig. Man steht fast in den gleichen Stellungen, in denen auch damals der Rückzug beendet wurde.

Damals ging man zurück, um sich zu ordnen und um dann aufs neue nach der Palme des Sieges zu greifen. Heute weiß jeder Offizier und Mann, daß man zum letztenmal an der Marne gewesen ist.

Goch über den Wolken waltet das Schicksal. Zum zweitenmal verliert nach vier Jahren das deutsche Heer die Marneschlacht, weil der rechte Flügel zu schwach war.

Diesmal gestattet das Schicksal keine Wiedergutmachung mehr. Sein Spruch ist endgültig.

Auch an den anderen Fronten zuckte der Kampf um diese Zeit in heftigen örtlichen Gewittern auf. Schon zeigten sich die Versuche des Feindes, seine Offensive zu einem Generalansturm auf die ganze Front zu erweitern. Schlimmes kündete sich an.

Oben in Flandern mußte die 6. Armee unter starkem feindlichem Druck einiges Gelände südlich des Kemmel bis nach Merville aufgeben. Sie glaubte sich in der alten Linie einem feindlichen Großangriff nicht gewachsen. Für einige Tage entspannte sich die Lage. Bald war alles beim alten. Durch lebhafteste Gefechtstätigkeit zeigte der Feind die Absicht größerer Kampfhandlungen an.

Zwei andere Gefahrstellen der Front wurden geglättet. Nachdem nun feststand, daß es sich in Zukunft nur noch um Abwehr handeln würde, verloren die gefährlichen Brückenköpfe vorwärts Albert über die Ancre und nördlich Montdidier über die Aisne ihren strategischen Wert. Feindlichen Stößen zuvorkommend wurden beide Streifen in den ersten Augustagen aufgegeben.

Um die Abwehr in dem besonders bedrohten Frontabschnitt zwischen Albert und der Vesle einheitlich zu gestalten, wurde aus der 2., der 18. und der 9. Armee eine neue Seeresgruppe von Boehn gebildet, die sich zwischen die Seeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Deutscher Kronprinz einschob. Alle Seeresgruppen erhielten den Befehl, sich auf reine Abwehr umzustellen.

Inmitten lebhaft bewegter Fronten, an denen sich fast überall große feindliche Angriffe ankündigten, blieb der Obersten Seeresleitung nun die bittere Aufgabe, sich über die Folgen des unglücklichen Verlaufes des Feldzuges von 1918 klar zu werden. Der Verzicht auf weitere Angriffe war ihr durch den Feind aufgezwungen. In der Verteidigung glaubte man ihm noch lange Zeit gewachsen zu sein. Trotzdem blieben Bedenken genug.

Die Versorgung des Seeres mit Material war nicht mehr ausreichend durchzuführen. Die Ersatzbeschaffung für den Menschenausfall war ganz unmöglich. Die fortschreitende Auflösung einzelner Kampfdivisionen führte zu unhaltbaren Zuständen. Die Pausen, in denen der Truppe Ruhe gewährt werden konnte, wurden immer kürzer. Die

Anforderungen an ihre Beweglichkeit wuchsen, während auf der anderen Seite die Leistungsfähigkeit der Transportmittel sank.

Auch die Abnahme der moralischen Widerstandskraft war jetzt nicht mehr zu verkennen. Die guten Divisionen schlugen sich nicht mehr wie früher. Der Tankschrecken wurde epidemisch. Es rächte sich furchtbar, daß man auf deutscher Seite dieser neuartigen Waffe nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Die Ursachen dieser Entwicklung lagen auf der Hand. Die alten Soldaten waren fast ganz ausgestorben. Der Ersatz wurde immer schlechter. Die kriegsfeindliche Propaganda war nicht mehr einzudämmen. Die ausgehungerten Mannschaften stürzten sich vielfach auf die eroberten Proviantdepots und vernachlässigten darüber den Feind.

Vier Angriffsschlachten lagen hinter diesem Meer, eine schwerer als die andere. Zum größten Teile mußten alle vier von den gleichen Divisionen geschlagen werden. Jede Schlacht kostete ein Drittel der Gefechtsstärken der eingesetzten Divisionen. Eine brutale Rechnung, an der es nichts zu korrigieren gab. Die erste Abwehrschlacht nach diesen Angriffsschlachten hatte gezeigt, wie weit die Erschöpfung der Truppe ging.

Noch stand man tief auf feindlichem Boden. Schlimmstenfalls war in der gegenwärtigen Lage an den Rückzug in die gut ausgebauten Ausgangstellungen vom März zu denken. Auch die Kräfte der Entente verzehrten sich im Angriff. Nichts schien zu übereilten Entschlüssen zu drängen. Gleichwohl durfte sich eine verantwortungsbewusste Führung nicht durch Starrsinn und Hartnäckigkeit in eine Lage bringen lassen, aus der es später kein Zurück mehr gab.

Sindenburg und Ludendorff wurden sich in ernstestem Gespräch darüber einig, daß sie zunächst alle Kraft auf die neue Festigung der Fronten verwenden mußten. Dann erst wollten sie an den Reichskanzler herantreten, um ihm nahezu legen, die politischen Folgerungen aus den neuen Tatsachen zu ziehen. Im Hinblick auf spätere Versuche, zu einem tragbaren Frieden zu kommen, verzichtete die Oberste Seeresleitung auch auf den Plan, sofort in die Siegfriedstellung zurückzugehen und die Gewinne aller vier An-

griffsschlachten kampfslos dem Gegner zu überlassen. Sie glaubte nicht, daß die Lage schon so weitgehende Entschlüsse erfordere.



Unter dem Jubel der ganzen Entente wurde General Foch nach der siegreichen Schlacht zwischen Soissons und Château Thierry zum Marschall von Frankreich ernannt.

Der zweite Sieg an der Marne, nach unerhörten Anstrengungen, nach furchtbaren Krisen und Verlusten, nach vier Jahren der Geduld errungen, ließ den dumpfen Druck der Niederlagen, die Sorge um die Hauptstadt, ließ Kriegsmüdigkeit, Hunger, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung jäh in die Flammen des Siegeswillens umschlagen. Die große Ernte schien nahe herbeigekommen.

Am 24. Juli 1918 berief der neue Marschall die Führer sämtlicher englischen, französischen und amerikanischen Armeen in sein Hauptquartier. Er wies sie darauf hin, in welcher Lage man sich befunden habe, als am 27. März, vor vier Monaten, der große Kriegsrat der Alliierten in Doullens unter dem Donner der deutschen Geschütze vor Amiens zusammengetreten sei. Mit Stolz konnte er ihnen sagen, daß es sich jetzt darum handelte, den durch seine Angriffsstöße ermatteten Gegner auf allen Fronten zu bedrängen und ihn zu zermürben.

Bis dann jener Tag anbreche, dessen Nahen sich schon deutlich ankündige — jener Tag der Generaloffensive mit dem Ziel, den Feind zu vernichten, den Boden Frankreichs und Belgiens zu befreien und die alliierten Fahnen im Triumphzug an den Rhein zu tragen.

31. Kapitel

Zusammenbruch auf dem Balkan

Die Oberste Seeresleitung glaubt, mit der Aufgabe des Marne-Bogens und mit der Räumung der am meisten gefährdeten Stellungen südlich des Kemmel und nördlich Montdidier die erste Krise überwunden zu haben. Der Verlauf der Ereignisse scheint diese Annahme zu bestätigen.

Am 4. August melden alle Seeresgruppen ein Nachlassen der feindlichen Gefechtstätigkeit.

Nur im Abschnitt der 2. Armee gegenüber Amiens, zwischen Albert und Moreuil, besteht nach wie vor eine starke Spannung. Die abgekämpften Truppen, vom Feind ohne Pause in Atem gehalten, glauben mehrfach Geräusche von anfahrenden Tanks zu vernehmen. Das Armeeoberkommando läßt die Angaben nachprüfen. Man kommt zu der Überzeugung, daß es sich um normale Geräusche handelt, die bei jeder Ablösung auf feindlicher Seite durch den stärkeren Kolonnenverkehr hörbar sind. Schon vorher ist die Ablösung der am meisten abgekämpften Divisionen für die nächsten Nächte angeordnet worden.

Mitten in diesen Ablösungsbewegungen trifft die 2. Armee am 8. August der neue Schlag der Entente. Er wird mit den gleichen Mitteln geführt wie der erste am 18. Juli. Seine Wirkung ist noch furchtbarer.

Beiderseits Villers Bretonneux, auf dreißig Kilometer Frontbreite, brechen nach wenigen Minuten eines rasenden Artilleriefeuers Hunderte englischer Tanks in die deutschen Stellungen ein. Künstliche Nebelschwaden verbergen sie. Unbekümmert um die deutsche Infanterie, unverwundbar und ihrer Überlegenheit bewußt, fahren sie über die rasch aufgeworfenen Gräben, walzen die Hindernisse nieder, umzingeln die Dörfer, postieren sich feuernd an den Wegekreuzen und tauchen nach einer halben Stunde mitten in den Batteriestellungen auf.

Die Artillerie kommt im Nebel überhaupt nicht zum Schuß. Sie hört am Motorengeräusch wohl das Herannahen der dunklen Gespenster, aber sie entdeckt sie erst, wenn ihre schwarzen Schatten unmittelbar in der Geschützlinie erscheinen.

Die vorangebliebene deutsche Infanterie wird von ausgeruhten Kanadischen, australischen und französischen Divisionen überrumpelt und zum größten Teile gefangengenommen. Bald ist nichts mehr in der ersten Stellungszone.

Ungeordnete Haufen deutscher Soldaten gehen durch die Artillerielinie zurück. Panischer Schrecken vor den Tanks und Kampfüberdruß lassen sie aus den Händen ihrer Offiziere gleiten.

Loßnungslos wehren sich einzelne Schützennester gegen

die Übermacht. Es gibt Batterien, die auf fünfzig Meter Entfernung mit direktem Schuß die grauen Kolosse des Schlachtfeldes erledigen und dann zum Karabiner greifen, um sich die feindliche Infanterie vom Hals zu halten. Regiments- und Brigadekommandeure besetzen die Gräben neben ihren Gefechtsständen und halten den Gegner auf.

Aus der Linie der schweren Tankkolosse lösen sich die schnellfahrenden kleinen Wagen. Kavallerie trabt hinter ihnen. Geschwader von Jagdfliegern öffnen ihnen den Weg, jeden Gegner von oben herab angreifend. Seftig um sich feuernd, eilen die leichten Tanks voraus.

So braust das über das Schlachtfeld, in dem jeder Widerstand sich verzettelt hat. Eine ohnmächtige Auflösung breitet sich aus.

Zwei Stunden nach Beginn des Angriffs erscheinen Tankgeschwader mit englischer Kavallerie vierzehn Kilometer tief hinter der deutschen Front in den Stabsquartieren der Divisionen. Es scheint, als ob von der deutschen Abwehr überhaupt nichts mehr übriggeblieben sei. Ist dies das Ende?

Nein, es ist nicht das Ende, noch lange nicht!

Es gibt immer noch Maschinengewehrführer, die mit verächtlich zusammengekniffenen Lippen rechts und links die Laufen der Schlappmacher die Gewehre fortwerfen und die Arme hochheben sehen — und trotzdem weiterfeuern.

Es gibt immer noch Geschütze, die ihre Arbeit fortsetzen, auch wenn rechts und links die englische Infanterie schon Hunderte von Metern tief in den Rücken der Batterie eingedrungen ist.

Es gibt immer noch Infanteristen, die Patronen herbeischleppen, flach auf dem Boden kriechend, dem Sprizhagel der feindlichen Flieger ausgeliefert.

Es krachen immer noch Handgranaten. Es sind auch noch Stoßtrupps da, die zum Gegenstoß ansetzen nach alter guter Ordnung, und vor denen der Feind in panischem Schrecken zurückweicht.

Sie lebt noch, die alte Armee!

Inmitten zurückweichender Laufen steht sie hier und da, über das Schlachtfeld verteilt, einem Geist vergleichbar, den der Schlachtenlärm und das Chaos aus dem Massengrab gerufen.

Der deutsche Soldat lebt noch! In seinen Adern pulst noch die Wildheit des Kampfes, der Ingrimmt blutiger Abwehr, die Todesverachtung, das verächtliche Hinwerfen des Lebens im Angesicht zusammenbrechender Feiglinge. Seit Monaten schon verstummt in bitterem Alleinsein, erwacht der Fieberschrei des letzten Kampfes aus seiner Brust.

Hier ist der Trotz des einzelnen, der sich gegen den Zusammenbruch des Ganzen wehrt. Hier ist der Ausbruch jener stummen Verzweiflung, die seit Monaten eine bittere Erkenntnis nach der andern in die Seele hineingefressen hat. Hier ist die Erlösung, die nach so viel Übermaß von Leistung und Kraft angesichts des Zusammenbruchs sich dem Tod in die Arme wirft.

Hier und da im ganz aufgelösten Schlachtfeld ist ein solcher Mann noch am Wirken. Wo er steht, hat der Feind keine Aussicht auf Erfolg. Am Abend kann man sagen, daß sie alle dahin sind. Aber ihr Ausharren hat genügt, um aus eilig herangefahrenen Reservern, aus Kavalleristen, Bagagen und aus Ruhebataillonen abgelöster Regimenter eine neue Linie zu bilden.

Die Schlacht steht. Am nächsten Tage wird es klar, daß die Front noch einmal gerettet ist. 25 000 Gefangene, an 400 Geschütze, die Zertrümmerung von sechs Divisionen und einen Geländeverlust von 20 Kilometer Breite und 12 Kilometer Tiefe hat dieser 8. August gekostet.

Schlimmer noch ist die Erkenntnis, die er bringt. Zum erstenmal haben Truppenteile ganz offen ihre Pflicht nicht erfüllt. Mit der Widerstandskraft der Masse ist es dahin. Wie rasch wird der geringe Vorrat an einzelnen verbraucht sein.

In Zukunft wird die Führung nicht mehr rechnen können, daß eine Division gleich einer Division ist. Alle taktische Berechnung wird von nun an durch den unsicheren Faktor der inneren Zermürbung unterhöhlt sein.

Ein Unglückstag, ein schwarzer Tag.



Durch den tiefen Einbruch beiderseits Villers Bretonneux mit Richtung auf Chaulnes und Péronne zu war die Lage des rechten Flügels der 18. Armee bei Montdidier

unhaltbar geworden. Schon am 9. August griff die gegenüberstehende französische Armee Debeney nördlich Montdidier heftig an. Am gleichen Tage begann auch im Abschnitt zwischen Montdidier und der Oise mit Richtung auf Noyon der Angriff der französischen Armee Humbert.

Foch verfolgte den gleichen Gedanken, den er auch im Marnesack zu verwirklichen versucht hatte. Von drei Seiten ließ er seine Armeen gegen den deutschen Frontbogen anrennen, der als Ergebnis der Großen Schlacht im März zwischen Arras und La Fère entstanden war. Genau wie im Marnebogen mußte auch hier die deutsche Führung nach Einsturz ihrer rechten Flanke den ganzen Bogen kämpfend räumen, um sich auf eine gerade Linie zurückzuziehen.

Unter fortwährenden Gefechten, aber ohne noch einmal in eine so furchtbare Lage zu geraten, wie sie am 8. August entstanden, wurden die rückläufigen Bewegungen staffelweise durchgeführt. Nach zehn Tagen standen die 2. und die 18. Armee in der Linie Albert—Chaulnes—Roye—Noyon.

In der neuen Stellung rechnete man mit einer Atempause. Daß sie nicht von langer Dauer sein würde, war vorauszusehen. Als nächste Rückzugsetappe war die alte Siegfriedstellung ins Auge zu fassen.

Würde man jetzt die Linie, die man am 21. März, vor fünf Monaten, mit der besten Armee der Welt zu einem Angriff sondergleichen verlassen hatte, wenigstens halten können?

Zum mindesten so lange, bis die Aussicht bestand, von den Feinden einen tragbaren Frieden zu erlangen?



Die Vorgänge vom 8. August 1918 brachten die Oberste Seeresleitung zu der Überzeugung, daß nun keine Zeit mehr zu verlieren sei, um die Herstellung eines Friedens auf der Grundlage weitgehender Verzichte vorzubereiten. Hindenburg und Ludendorff taten den Schritt, den ihnen der Gang der Ereignisse vorschrieb.

Auf ihren Rat hin berief der Kaiser für den 14. August die verantwortlichen Politiker aus Berlin in das Große Hauptquartier nach Spa in Belgien. Für den gleichen Tag hatte auch der österreichische Kaiser mit seinem Außenminister und dem Generalstabschef seinen Besuch angesagt.

An dem Kronrat des 14. August nahm auch der Kronprinz teil. Die Oberste Seeresleitung war durch Gindenburg und Ludendorff vertreten. Die Reichsregierung hatte den Kanzler Grafen Hertling und den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Admiral von Ginge, entsandt. Außerdem waren die Chefs des Kaiserlichen Militär- und Zivilkabinetts und der Generaladjutant des Kaisers, General von Plessen, zugegen.

Der ganze schicksalschwere Ernst der Lage kam zum Ausdruck. Klaren Verstandes und ohne Illusionen schilderte Ludendorff den Zustand der Fronten, das schwere und aussichtslose Ringen der Armeen gegenüber einem sich dauernd verstärkenden Gegner. Er faßte seine Ansicht dahin zusammen, daß es auch jetzt noch möglich sein werde, die strategische Defensive aufrechtzuerhalten. Mehr aber sei nicht zu erreichen. Die Herbeiführung des Friedens allein durch die Waffen sei nicht mehr möglich. Der Krieg müsse auf diplomatische Weise beendet werden.

Nach Ludendorffs Vortrag schilderte der Staatssekretär die politische Lage. Sie war nicht weniger betrübend als die militärische. Der Siegeswille der Entente stieg himmelan. Die Neutralen standen mit ihren Sympathien zum größten Teil offen auf der Seite unserer Gegner. Die Bundesgenossen beteiligten sich nur noch widerwillig am Kriege. Österreich war dem Zusammenbruch nahe und wartete mit tödlicher Sorge auf eine feindliche Offensive an der italienischen Front, die auch zur militärischen Katastrophe führen mußte.

Dann sprach auf des Kaisers Aufforderung der Kronprinz. Er schloß sich Punkt für Punkt der von Ludendorff und Ginge vorgetragenen Auffassung an.

Nach ihm ergriff der Kaiser selbst das Wort. Das Ergebnis seiner Ausführungen war der Auftrag an die Regierung, im geeigneten Zeitpunkt durch die Vermittlung einer neutralen Regierung, am besten der Königin der Niederlande, mit einem Friedensangebot an die Feinde heranzutreten.

Der Reichskanzler nahm den Auftrag im Namen der Regierung an. Als „günstigen Zeitpunkt“ faßte man den Augenblick ins Auge, an dem es gelingen werde, noch ein-

mal zu militärischen Erfolgen zu gelangen, sei es auch nun in der Abwehr.

Dann verständigte man sich über eine Reihe von Maßnahmen, die zur Hebung der tiefgesunkenen Widerstandsmoral in der Heimat gedacht waren.

Das Schlußwort sprach Hindenburg. In ihm kam das starke Vertrauen und die ruhige Zuversicht zum Ausdruck, die der Generalfeldmarschall auch in dieser Lage bewahrte.

Nach dem Kronrat empfing Kaiser Wilhelm in Gegenwart seiner verantwortlichen Ratgeber den österreichischen Kaiser mit seinen Begleitern. Graf Burian, der österreichische Außenminister, verlangte im Namen seines kaiserlichen Herrn, daß der Vierbund in allernächster Zeit sich unmittelbar an den Feind wenden müsse, um einen Verzichtfrieden zu erhalten. Das war die Kapitulation. Kaiser Wilhelm und der Reichskanzler erklärten, ein solcher Schritt sei verfrüht und finde in der militärischen Lage keine Begründung. Sie baten die Österreicher dringend, nichts ohne Fühlungnahme mit dem deutschen Bundesgenossen zu unternehmen.

Kaiser Karl und sein Außenminister stimmten dieser Bitte zu, obwohl sie an ihrem Vorschlag eines unmittelbaren Friedensangebotes festhielten.

Als die Österreicher sich verabschiedeten, hatten sowohl der deutsche Kaiser wie der Reichskanzler das Gefühl, daß sie ihr Wort halten würden.

Abermals sollten sie sich täuschen.



Die nächsten Sorgen der Obersten Heeresleitung bestanden darin, für neue rückwärtige Stellungen als Grundlage der geplanten strategischen Defensive zu sorgen. Die bisherigen Abwehrschlachten hatten bewiesen, daß man mit dem Festhalten der augenblicklichen Stellungen durch die Truppe nicht mehr rechnen konnte.

Als erste und Hauptrückzugsstellung kam die Siegfriedlinie in Frage. Sie dauernd zu halten, durfte man nicht mehr erwarten. Als weitere Linie für staffelweisen Rückzug standen zur Verfügung die Wotanstellung westlich Lille und Douai, die Hermannstellung zwischen Tournai—Valen-

ciennes—Le Cateau—Guise. Südlich an sie schloß sich die Sünding-Brunhild-Stellung zwischen Rethel—Douziers—Grandpré—nördlich Verdun an.

Für den äußersten Notfall sollte jetzt schon eine neue und letzte Stellung auf feindlichem Boden erkundet und vorbereitet werden, die sogenannte Antwerpen—Maas-Stellung in der Linie Antwerpen—Brüssel—Charleroi—Maasufer bis nördlich Verdun. Zu ihrem Ausbau fehlten die Arbeitskräfte. Die Linie blieb im wesentlichen auf dem Papier.

Die 4., 6. und 7. Armee im Norden, die 18., 9., 7., 1. und 3. Armee im Zentrum zwischen Roye und den Argonnen schienen fest zu stehen. Nur bei der 2. Armee, die am 8. August durch die englische Tanküberraumpelung so schwer getroffen war, wollte auch nach dem Rückzug bis auf die Höhe von Chaulnes keine Entspannung eintreten. Die Front der Armee bröckelte langsam weiter, obwohl sie jetzt an den alten Resten der Sommestellungen Halt finden mußte.

Die Oberste Seeresleitung war gerade eifrig damit beschäftigt, hier Abhilfe zu schaffen, als vom 16. August an, nicht unerwartet, aber in seiner Breitenausdehnung und seiner Kraft doch überraschend, der Ansturm von sechs englischen und französischen Armeen auf der ganzen Front zwischen Arras und Soissons nacheinander einsetzte. Ihren Höhepunkt erreichte diese Angriffsreihe am 20. August.

Übermals ein schwarzer Tag, der dritte.

Im Gebiet zwischen Oise und Aisne, im Raume von Noyon und Soissons, auf dem Südflügel des Großangriffs, überrannten Feuerwalze, Tankgeschwader und Jagdstieger die Stellungen der 9. deutschen Armee. Unter schweren Verlusten wich die Armee auf Chauny und Coucy le Château zurück und stand am 22. August tödlich erschöpft hinter dem Oise-Aisne-Kanal und der Ailette. Ihr linker Flügel flammerte sich an den Höhen östlich Soissons fest.

Glücklicher kämpften am 20. und 21. August die 2. und 18. Armee im Zentrum des Angriffs. Um Noyon, Roye, Chaulnes und Braye, mitten im Gelände der Sommeschlacht, wurden erbitterte Gefechte geliefert. Die feindlichen Tanks kamen in dem zerwühlten Schlachtfeld nicht zu voller Wirkung. Wo die englische und französische Infanterie ohne

ihren Schutz der deutschen entgegentreten mußte, wurde sie auch jetzt noch genau so abgewiesen wie in allen Abwehrschlachten der vorausgegangenen Jahre. Eindringender Feind wurde durch Gegenstoß vertrieben. Die Artillerie leistete Außerordentliches.

Aber es half nichts mehr. Das Zurückhängen der 9. Armee bis nach Chauny brachte die Südflanke der 18. Armee in Gefahr. Als nun am 23., 24. und 25. August auch noch die 17. Armee zwischen Arras und Albert ins Wanken geriet und kämpfend auf Bapaume zurückwich, hing der Nordflügel der 2. Armee ebenfalls in der Luft. Beiderseits bedroht, mußten die 2. und 18. Armee ihre tapfer gehaltenen Stellungen zwischen Braye—Chaulnes—Roye—Noyon aufgeben und schrittweise auf Péronne, Nesle und Sam weichen.

Überall drängte der Gegner scharf nach, heftig bemüht, das langsame und geordnete Zurückweichen der Deutschen in eine vernichtende Rückzugsschlacht zu verwandeln.

Die Oberste Seeresleitung war sich dieser Gefahr bewußt. Um ihr zu begegnen, erhielten alle bedrohten Armeen den Befehl, sich so weit vom Gegner abzusetzen, daß sie ihre Handlungsfreiheit wiedergewannen. Als Ziele der neuen Rückzugsbewegung wurden angegeben für die 17. Armee die Wotanstellung, für die 2. und 18. Armee die Siegfriedstellung, für die 9. Armee die Siegfriedstellung und der Chemin des Dames.

Bis zum 9. September wurden die Bewegungen durchgeführt. Sie vollzogen sich in völliger Ordnung. Die ermüdeten Truppen empfanden die Aussicht auf ihre alten Stellungen, die sie vor einem halben Jahre zum Angriff verlassen, als eine Erleichterung. Der Feind folgte ohne Angriffsschwung. Auch er war erschöpft.

Die nächste bittere Folgerung aus der neuen Lage war die Räumung des Lysbogens mit dem Kemmelmassiv. Bei Nacht und Finsternis, vom Feinde unbelästigt und unbesiegt, überließ die wackere 6. Armee dem Engländer den blutgedüngten Boden der Angriffsschlacht von Armentières. Am 4. September stand sie in der Linie St. Eloi—Armentières—La Bassée.

So waren im ersten Septemberdrittel alle jene Gewinne wieder in Feindeshand gefallen, um welche das deutsche Heer

in vier ruhmvollen Schlachten geblutet. Von der Nordsee bis nach Verdun standen die Armeen in ihren Ausgangsstellungen vom März. Welch ein Umschwung in einem knappen halben Jahr! Von der Gewißheit des Sieges in die Gewißheit der Niederlage — vom Gipfel der Kraftentfaltung in die Ohnmacht des Unabänderlichen.

Am 12. September griffen die Amerikaner, um eine erste Probe ihrer Kriegstüchtigkeit abzulegen, den südlich Verdun auf St. Mihiel vorspringenden Winkel der deutschen Front an. Jäh sprang der Funke der Schlacht auf einen bisher unberührten Frontabschnitt über. Die Räumung des Bogens war vorbereitet. Durch den Abtransport des Materials aber hatte sie sich so verzögert, daß der amerikanische Angriff mitten in die Vorbereitungen hineintraf. Die deutsche Stellung selbst war noch voll besetzt.

So kamen die amerikanischen Divisionen zu einem leichten Erfolg, der ihr Selbstbewußtsein außerordentlich hob. Sie machten 15 000 Gefangene und erbeuteten 100 Geschütze. Am 16. September standen die deutschen Divisionen in der vorbereiteten Bogenstellung zwischen Combres und Pont à Mousson und bereiteten der amerikanischen Offensive ein rasches Ende.

Übermals glaubte die Oberste Heeresleitung aufatmen zu können.



Das Schicksal wollte es anders.

Es gestattete keinen Aufschub mehr, kein Atemholen. Starr auf sein Ziel gerichtet, schritt es von Unglück zu Unglück.

Es erfand immer neue Variationen. Mit einer diabolischen Lust wechselte es den Schauplatz seiner Wirksamkeit und sprang von der Westfront, wo ihm die deutschen Armeen noch einmal Halt geboten, zum entgegengesetzten Ende des gewaltigen Kriegstheaters über.

Noch war der letzte Nackenschlag an der Westfront nicht überwunden, noch wichen die deutschen Divisionen vor den Amerikanern aus dem Bogen von St. Mihiel zurück — da trat die alliierte Orientarmee in Mazedonien den Vormarsch gegen Bulgarien an. Es war der 15. September 1918.

Die Bulgaren leisteten überhaupt keinen Widerstand. Die 500 000 Engländer, Franzosen, Italiener, Serben und Griechen ergossen sich über die lange Jahre hindurch so tapfer gehaltene Front. Ein paar Tage lang bildeten noch die wenigen deutschen Regimenter Widerstandsfelsen. Sie wurden von der Übermacht umspült und fortgeschwemmt. Die Bulgaren warfen ihre Waffen fort und gingen nach Hause zu Weib und Kind. Der Zusammenbruch war rasch, furchtbar und hemmungslos.

Zwei Wochen später schloß die bulgarische Regierung mit der Entente einen Waffenstillstand ab, der die völlige Unterwerfung des Landes bedeutete. Zar Ferdinand entsagte seinem Thron. Die alliierte Orientarmee strömte durch Serbien nordwärts und gegen die Grenze der europäischen Türkei ostwärts. Offen lagen Ungarn und die Türkei vor dem Völkergemisch der Herannahenden.

In dieser letzten und fürchterlichsten Not mußte die Oberste Seeresleitung aus dem Westen noch einmal deutsche Divisionen frei machen, um sie nach Ungarn zu fahren und zum letztenmal deutsche Leiber schützend vor den zusammenbrechenden Bundesgenossen zu werfen.

Im Oktober erschienen die Alliierten an der Donau bei Belgrad und sahen nach Ungarn hinüber. Drei Jahre war es her, seit die 11. deutsche Armee unter Mackensen den Fluß südwärts überschritten, um unter dem Donner der Artillerie einen Siegeslauf ohnegleichen durch Serbien anzutreten.

Der Balkan war verloren. Die Gefahr von dort unten drohte riesengroß.



Am 19. September, vier Tage nach der bulgarischen Niederlage, durchbrach ein starker englischer Angriff die morschen Stellungen der Türken nördlich Jerusalem. Sang- und klanglos brach der Widerstand der einst so tapferen Osmanen zusammen. Die 3000 deutschen Gewehre, die im ganzen verfügbar waren, konnten die Flut des Unheils nicht eindämmen.

Vergeblich versammelte General Liman von Sanders im Raume von Damaskus sein deutsches Asienkorps zu neuem Widerstand. Die Übermacht war zu groß. Die tür-

Fischen Formationen lösten sich auf oder flohen in regellosen Haufen nordwärts. Langsam und in tadelloser Ordnung folgten ihnen die Deutschen unter ständigen Kämpfen mit dem Feind.

Ende Oktober erreichten die Engländer bei Aleppo die Bagdad-Bahn. Nun brach auch die Türkenfront in Mesopotamien, ihrer einzigen Lebensader beraubt, zusammen. Am 30. Oktober wurde der Waffenstillstand für alle Fronten des türkischen Kriegsschauplatzes abgeschlossen.

Eine englisch-französische Kriegsflotte erschien kampflös im Bosphorus, den zu bezwingen sie sich vier Jahre lang vergeblich bemüht. Die bundestreue türkische Regierung trat zurück. Die neue Regierung versetzte den früheren Kriegsminister Enver Bey in Anklagezustand.

Die Waffenstillstandsbedingungen beraubten die Türkei aller Selbständigkeit und ließen schon die Grundzüge des Gewaltfriedens erkennen, den die Entente den Geschlagenen aufzwingen wollte.



So entwickelten sich die Dinge bei den Bundesgenossen des Deutschen Reiches, als am 28. September, zwei Wochen nach dem Abschluß seines letzten großen Angriffs zwischen Arras und Soissons, unbekümmert um die starke Ermüdung seiner eigenen Truppen, General Foch die alliierte Westfront zwischen der Nordsee und Verdun zur großen Generaloffensive gegen den tödlich verwundeten deutschen Gegner antreten ließ.

Am gleichen Tage baten Hindenburg und Ludendorff den Kaiser in voller Erkenntnis der Schwere dieses Entschlusses, durch ein direktes Angebot an unsere Feinde den Frieden herbeizuführen.

32. Kapitel

Die Kapitulation

In den ersten Septembertagen begibt sich der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen Amtes nach Wien. Die Regierung Kaiser Karls hat seit der letzten Besprechung im deutschen Hauptquartier immer wieder darauf gedrängt, daß

der Friedensschritt der Verbündeten unverzüglich erfolgen müsse. Als der Staatssekretär in die österreichische Hauptstadt kommt, findet er dort alles schon im Zustande der Auflösung. Die Ungarn sind dabei, sich von Österreich loszusagen. Die Tschechen führten sich auf, als seien sie schon ein selbständiger Staat. Jede Nationalität politisiert auf eigene Faust.

Der Kaiser, der die Grundlagen des Habsburger Thrones wanken sieht, kennt nur noch einen Gedanken — er hofft, seinen Thron erhalten zu können, wenn er seinen auseinanderstrebenden Völkern persönlich den Frieden bringt. Während er sich dem deutschen Waffengefährten gegenüber noch einmal feierlich verpflichtet, zu warten und nichts auf eigene Faust zu unternehmen, sind er und seine Ratgeber längst entschlossen, das Gegenteil zu tun.

In schweren Sorgen verläßt Staatssekretär von Gintze Wien und begibt sich sofort ins deutsche Hauptquartier nach Spaa. Er läßt dort keinen Zweifel darüber, daß er den Österreichern trotz ihrer gegenteiligen Versicherungen den verhängnisvollen Schritt zutraut. Um dieses Äußerste zu vermeiden, wird beschlossen, nun ohne allen weiteren Zeitverlust die neutrale Friedensvermittlung in die Wege zu leiten. Ein ganzer Monat ist unterdessen vergangen. Die damals erhoffte Besserung der Lage an der Front ist nicht eingetreten. Man muß im Gegenteil eine erhebliche Verschlechterung feststellen. Ausschlaggebend aber ist der immer deutlicher werdende Abfall der Bundesgenossen.

Während man noch mit den Österreichern hin und her verhandelt, um unter allen Umständen die Einheitlichkeit des Vorgehens zu wahren, geschieht das Unfaßliche. Am 14. September fordert die österreichische Regierung entgegen Deutschlands Willen in einer Note die Entente unmittelbar zu Verhandlungen über Waffenstillstand und Frieden auf.

Ganz Deutschland erstarrt angesichts dieser Tatsache, die vor den Augen der feindlichen Welt den Untergang der vierjährigen Waffenbrüderschaft bekundet. Ein wildes Jubelgeschrei antwortet von drüben. In seinem Lärm und unter dem neuen Erklängen der Waffen zwischen Nordsee und Maas verhallt die nichtsagende Antwort, deren die Entente die auseinanderfallende Donau-Monarchie würdigt. Entsetzt müssen Kaiser Karl und seine Ratgeber erkennen,

daß sie durch den Versuch, die Habsburger Krone auf Deutschlands Kosten zu retten, die Wellen des Hasses und der Vernichtung im Innern und von außen zu neuer Kraft entsacht haben. Es gibt kein Erbarmen, auch nicht um den Preis der Trennung von dem Bundesgenossen.

Am Tage nach der verhängnisvollen Wiener Note an die Regierungen der Entente folgt der Zusammenbruch der mazedonischen Front. Vier Tage später zerbricht der türkische Widerstand in Palästina. Es geht jetzt mit Riesenschritten.

Kurz nach jenem Kronrat vom 14. August, dessen Ergebnis der Beschluß war, eine neutrale Friedensvermittlung herbeizuführen, hat der Vizekanzler von Payer die Führer der Reichstagsparteien über den furchtbaren Ernst der Lage aufgeklärt und sie gebeten, den inneren Hader zu begraben, alle Kraft in den Dienst der kommenden schweren Stunden zu stellen und dafür zu sorgen, daß die Armee ihre bittere Aufgabe bis zum Ende durchführen könne.

In dumpfer Erschütterung hören die Abgeordneten die Ausführungen des Vizekanzlers an. Die schreckliche Lage des Heeres, die ihnen zum erstenmal rückhaltlos zur Kenntnis gebracht wird, zeigt ihnen den Abgrund, an dessen Rand das deutsche Volk angelangt ist. Heftige Vorwürfe werden gegen die Oberste Heeresleitung erhoben, weil sie so lange gezögert habe, das Parlament zu unterrichten. Mit einem Schlage wird es klar, daß es sich jetzt nur noch um die Liquidation des verlorenen Krieges handelt.

Am 20. September veröffentlicht die mehrheitssozialdemokratische Partei ihre politischen Forderungen. Sie verlangt Aufhebung des Belagerungszustandes und freie Meinungsäußerung in Presse und Öffentlichkeit, Verfassungsreform, Umbildung der Regierung unter Einbeziehung der Sozialdemokraten.

Die nächsten Tage sind mit der Diskussion der Forderungen der Linken angefüllt. Die bisherige Reichstagsmehrheit ist von dem Bestreben erfüllt, die Sozialdemokratie in die Regierung einzubeziehen, um die Bildung eines revolutionären Blocks aus Mehrheitssozialisten und Unabhängigen zu verhindern. Nur im Bündnis mit der Sozialdemokratie glaubt man das Schlimmste noch abwenden zu können.

Von der Tribüne des Reichstags fallen harte und leiden-

schaftliche Worte gegen die Oberste Seeresleitung, der man die Schuld an dem plötzlichen Umschwung der Stimmung im Innern zuschreibt. Was ursprünglich nur wenige gewußt haben, wird bald allgemein bekannt. Jedermann weiß, daß die Oberste Seeresleitung den Frieden verlangt. Die Welle einer tiefen Erschütterung geht durch das ganze Volk.

Dem greisen Kanzler Grafen Hertling, der als angesehener Parlamentarier auf die kurze Kanzlerschaft von Michaelis gefolgt, geht es ähnlich wie seinerzeit Bethmann Hollweg. Man gibt ihm zu verstehen, daß man ihn nicht als geeigneten Führer der neuen nach links erweiterten Koalition betrachte. Auch von dem Staatssekretär des Auswärtigen wollen die Parteien nichts wissen. Die Frage der Nachfolgerschaft ist noch ganz ungeklärt.



So wird es Ende September.

Auf die blutende Westfront, seit drei Wochen in ver zweifelster Anstrengung die Siegfriedstellung haltend, bricht Fochs Generaloffensive vom Meer bis zur Maas los.

Es scheint, als ob über dies geplagte Heer nun endlich das Ende kommen solle. Drei Armeen, eine belgische und eine englische und eine französische, rennen gegen die flandrische Front. Vier alliierte Armeen treten gegen die Siegfriedstellung zwischen Arras und La Fère an, die Ausgangslinie der Großen Schlacht im März. Gegen die Laffaux-Ecke und den Chemin des Dames brandet der Ansturm einer französisch-amerikanischen Armeegruppe. Zwei französische und eine amerikanische Armee beginnen den Stoß zwischen Reims und den Argonnen.

Die Riesenzange ist angesetzt. Fochs Befehl peitscht die alliierten Massen, durch die blutigen Anstrengungen seit dem 18. Juli erschöpft, zu letzter Kraftentfaltung an.

Der Sieg ist vor ihnen. Der deutsche Löwe blutet aus ungezählten Wunden. Österreich zerbricht. Vom Balkan her naht unabwendbar das Verhängnis. Italien rüstet zum Angriff auf die zermürbte, dem Ende dumpf entgegenstarrende R. und R. Armee.

Die Kanonen brüllen, die Tanks fahren zu Hunderten an, die Jagdflieger füllen die Luft mit ihren Schwärmen.

Armee neben Armee, Geschütz neben Geschütz, schwelgend im Übermaß des Materials — vorwärts denn zum letzten Akt dieses Weltendramas.

Nieder mit dem verhassten Boche!

Auf zum Rhein!



Noch einmal lärmt die schwere Artillerie der Engländer auf dem Schlammfeld der Flandernschlacht. Noch einmal tobt der Kampf über den versunkenen Dörfern, über den Gräbern aus drei Schlachten, über dem niedergemetzelten Southouster Wald. Noch einmal wird um Dirmuiden, um Bilschoote, um Langemarck gekämpft, wo im Oktober 1914 die Reihen der jungen Freiwilligen in den Tod sanken.

Der Tankstoß, der nach Trommelfeuer, hinter künstlichen Nebelwänden verhüllt, am 28. September gegen die ganze Front der 4. Armee losbricht, findet die zusammengeschmolzenen Divisionen auf dem Posten. Aus den Trichtern drohen die Mündungen der Maschinengewehre. Das Sperrfeuer rasselt. Die Eingreifdivisionen rücken in die Schlacht.

Wie sehen diese Divisionen aus! Wie zerfetzt, zerhauen, verarmt, ausgezehrt! Die Regimenter zählen noch zwei Bataillone statt drei. Die Bataillone drei Kompagnien statt vier. Die Kompagnien vierzig Gewehre statt zweihundert. Man kann die Gefechtstruppen einer ganzen Division bequem in einem einzigen Eisenbahnzuge unterbringen.

Die Stiefel sind zerrissen, die Uniformen zersplissen. Seit Wochen können die Intendanturen keinen Ersatz mehr liefern.

Seit Monaten ist die Truppe nicht mehr in Ruhe, nicht mehr aus den Kleidern gekommen. Der Magen streift gegen die kümmerliche Kost ohne Kartoffeln und ohne Fleisch. Der Schädel ist hohl und dumpf, die Grippe spuckt noch in den Gliedern. Die Füße sind geschwollen von den ewigen Märschen von einem Frontabschnitt zum andern. Die Artillerie hat kaum noch genug Pferde, um ihre Geschütze vom Fleck zu bewegen. Die armen Kreaturen, seit Monaten mit einer Handvoll Hafer und trockenem Laub gefüttert, sehen zum Erbarmen aus. Sie hängen mehr im Gestänge, als daß sie noch arbeiten können. Bringt eine Granate ihnen

den Tod, so müssen sie noch als Kadaver dazu dienen, den Geißhunger der Menschen zu stillen. Jeder schneidet sich mit dem Messer sein Teil herunter. Nichts als Gerippe und Gedärm bleibt übrig.

Diese Kompagnien von dreißig und vierzig Gewehren, bleich, verdreckt, voll Ungeziefer, mit struppigen Bärten, hocken irgendwo hinten in einer Scheune oder auf einem Acker. Bricht es dann vorn los, so machen sie sich stumm fertig, nehmen die Gewehre in die Hand und gehen als ein Gausse todgeweihter Kämpfer hinter ihren Führern her in die Schlacht.

Da lacht keiner mehr, da spricht keiner. Jeder ist für sich allein. In jedem ist diese trostlose stumme Verzweiflung, die sich in das Gebaren einer völligen Wurschtigkeit rettet.

Mit der Selbstverständlichkeit einer jahrelangen Übung machen sie ihren Gegenstoß, tragen sie ihre Verwundeten zurück und kauern sich nachts in den Erdlöchern, aus denen sie bei erster Morgenhelligkeit die Schlacht wieder aufweckt.

So geschieht das Wunder. Die drei Armeen des alliierten Nordflügels, unter dem Befehl des Königs der Belgier, holen sich in drei heftigen Schlachttagen vor der 4. Armee in Flandern blutige Köpfe. Einzig der Komplex des Gouthoulster Waldes bleibt in Feindeshand. Die kostbaren Kräfte der Verteidigung sparend, verzichtet die Armee auf jeden Versuch, das Verlorene zurückzugewinnen. Erschöpft liegen sich beide Parteien gegenüber. Der Stoß gegen die Unterseebootbasis ist noch einmal mißlungen.

Unterdessen wird zwischen Cambrai und St. Quentin schon seit dem 27. September um die Siegfriedstellung gerungen. Das französisch-englische Artilleriefeuer vermag die Verteidiger nicht zu zerschlagen.

Die Tanks finden in den tiefen Gräben starke Hindernisse. Die Deutschen haben ein neues Mittel zu ihrer Abwehr erfunden, das sich gut bewährt. Man legt eine Kette von kleinen, unscheinbaren, aber sehr wirksamen Erdminen vor die Stellung.

Verzweifelt wehrt sich die deutsche Infanterie gegen die feindlichen Massen. Nach drei Tagen des Anpralls ist es auch hier einigermaßen geschafft. Die Stellung hält im ganzen. Nur bei und südlich Cambrai ist ein feindlicher Einbruch gelungen. Es fehlt an Kräften, um ihn durch Gegen-

stoß zu beseitigen. Die 17. und die 2. Armee müssen sich begnügen, ihn von beiden Seiten her abzuriegeln.

Immer noch springt gegen Soissons, im Angelpunkt des nördlichen Teiles der Westfront, die Laffaur-Ecke vor. Alles wiederholt sich. Genau wie vor einem Jahre treiben die Franzosen, diesmal von Amerikanern begleitet, einen scharfen Keil vor und bringen die Ecke zum Einsturz. Genau wie damals muß auch heute der Chemin des Dames in seiner ganzen Breite geräumt werden.

In voller Ordnung geht die 9. Armee über den Ailette-Grund zurück. Es ist das sechstmal, daß diese blutgetränkte Höhenlinie in vier Jahren nach heftiger Schlacht den Besitzer wechselt. Das sechste- und letztmal.

Gleichzeitig brandet zwischen Reims und Verdun die Schlacht. Westlich der Argonnen versuchen die Franzosen auf Mézières vorzustoßen. Es nützt ihnen nichts. Unter schweren Verlusten werden sie von den Divisionen der 1. und der 3. deutschen Armee nach Hause geschickt.

Östlich der Argonnen hat General Pershing seine Amerikaner eingesetzt. Durch ihren Erfolg im Bogen von St. Mihiel angetrieben, stürzen sie sich in dichtgedrängten Angriffsmassen heroisch, aber unerfahren vor die deutschen Maschinengewehre und erleiden furchtbare Verluste. Doch ihr kriegerischer Elan erlahmt nicht so schnell. Sie überwinden den ersten Schrecken und ringen der Heeresgruppe Gallwitz in schweren Kämpfen die Trümmerstätten einiger Dörfer ab.

Mehr erreichen sie nicht. Der siegesstolze Zug nach Charleville, der tödliche Stoß gegen die empfindlichste Stelle der deutschen Front, bleibt aus. Nach sechs blutigen Tagen muß Pershing den Kampf einstellen.

Das todwunde, aller Hoffnung beraubte deutsche Heer hat den Massenansturm der Alliierten mit letzter Kraft zurückgeschlagen. Zwischen Nordsee und Maas weicht die ungeheure Spannung einer gelähmten Ermattung. Die Angreifer müssen neu aufmarschieren.

Mit letzter Kraft! So ruhmreich der Ausgang dieser mörderischen Schlacht auch ist — ihre Wiederholung muß nach menschlichem Ermessen anders ausgehen. Es ist nur eine Atempause.

Die Oberste Heeresleitung läßt mit verstärktem Eifer

an dem Ausbau der rückwärtigen Stellungen arbeiten. Es ergeht der Befehl, alles entbehrliche Gerät, das sich in vier Jahren im besetzten Gebiet hinter der Westfront angesammelt hat, heimwärts zu befördern. Das Ende rückt näher.



An eben diesem 28. Sept. 1918, an welchem die Waffen zwischen der Nordsee und der Maas zusammenstoßen, geht General Ludendorff in Hindenburgs Arbeitszimmer. Noch einmal hat er in schlafloser Nacht alles an sich vorüberziehen lassen — das aussichtslose Ringen der Armee, den politischen Wirrwarr daheim, den Zusammenbruch der Bundesgenossen. Sein Entschluß steht fest.

Kuhig trägt er dem Generalfeldmarschall seine Meinung vor. Hindenburg hört ihn mit tiefer Bewegung an. Dann sagt er, daß ihm in der vergangenen Nacht die gleiche Überzeugung gekommen sei und daß er die Absicht gehabt habe, Ludendorff dasselbe zu sagen, was dieser ihm jetzt vorträgt. Man muß das Meer von seiner qualvollen Aufgabe erlösen. Jedes Mehr geht über die Kraft.

„Der Generalfeldmarschall und ich,“ schreibt Ludendorff, „trennten uns mit festem Händedruck wie Männer, die Liebes zu Grabe getragen haben und die nicht nur in guten, sondern auch in den schwersten Stunden des Lebens zusammenstehen wollen. Unsere Namen waren mit den größten Siegen des Weltkrieges verknüpft, jetzt waren wir uns in der Auffassung einig, daß es unsere Pflicht war, unsere Namen für diesen Schritt herzugeben, den zu vermeiden wir alles Erdenkliche getan hatten.“

Dann besprechen sich beide mit dem Staatssekretär von Gintze, der eben im Hauptquartier eingetroffen ist. Am nächsten Tage melden sich alle drei beim Kaiser. Dieser hört sie ruhig und gefaßt an. Auch er ist nicht überrascht.

Staatssekretär von Gintze bringt die Vorschläge der Reichsregierung zur Lösung der augenblicklichen Krise mit. Die Regierung rät dem Kaiser dringend, unverzüglich die Neubildung des Kabinetts auf der Grundlage des reinen Parlamentarismus vorzunehmen. Die Aufgabe des neuen Kabinetts werde sein, nach innen die Verfassungsreformen durchzuführen, nach außen den Frieden herbeizuschaffen.

Dann bringen Hindenburg und Ludendorff den Schritt in Vorschlag, über dessen Notwendigkeit sie sich Klage- worden sind. Es ist ein unmittelbares Angebot der deutschen Regierung an den Präsidenten Wilson, Waffenstillstand und Frieden auf der Grundlage seiner vierzehn Punkte herbeizuführen.

Was dieser Schritt nach außen bedeutet, wissen alle. Es ist die Kapitulation. Welche Folgen er im Innern haben wird, kann man in dieser Stunde noch gar nicht absehn.

In tiefer Erschütterung gibt der Kaiser seine Zustimmung.



Am 30. September besucht auch der Reichskanzler den Kaiser. Er legt sein Abschiedsgesuch vor, um die Neubildung der Regierung auf parlamentarischer Grundlage zu ermöglichen. Der Kaiser nimmt an.

Dann fahren der Kaiser, der Feldmarschall und der Staatssekretär nach Berlin, um die Kabinettsbildung und den beschlossenen Friedensschritt in die Wege zu leiten. Ludendorff kann unmöglich abkommen. Die furchtbare Sorge um die Westfront liegt auf seinen Schultern.

In Berlin sind die Mehrheitsparteien in der Zwischenzeit nicht untätig geblieben. Es gibt schon eine provisorische Ministerliste, die der Vizekanzler von Payer mit den Parteien zusammengestellt hat.

Vizekanzler soll Herr von Payer bleiben. Staatssekretär des Auswärtigen soll Dr. Solf werden, Kriegsminister General von Schöuch. Als Staatssekretäre rein politischen Charakters und als Vertrauensleute ihrer Parteien sind die Abgeordneten Erzberger, Groeber und Trimborn vom Zentrum, Hausmann von der fortschrittlichen Volkspartei, Bauer und Scheidemann von der Mehrheitssozialdemokratie ausersehen. Es fehlt nur noch der Reichskanzler.

Abermals beginnt das Suchen nach einem starken Mann, dessen Persönlichkeit dieser schwierigen Lage gewachsen wäre. Weder die Krone noch der Reichstag können diesen Mann zur Verfügung stellen. Kostbare Zeit geht verloren. Schließlich wird Prinz Max von Baden, ein naher Verwandter des badischen Großherzogs, auserwählt. Er steht gleichzeitig der Dynastie nahe und ist den Parteien genehm.

Die Personen sind bereit. Das Regierungsprogramm muß erst festgestellt werden. Nochmals wird Zeit verloren. Die beschämende Verworrenheit aller staatsrechtlichen Verhältnisse verhindert die unbedingt in wenigen Stunden gebotene Einigung. Nichts ist fertig, alles muß erst geschaffen werden. Man muß über Belagerungszustand, über Zensur, Wahlrechtsreform, Achtstundentag, Sozialversicherung, Steuerreform und Einheitsstaat verhandeln, während im Augenblick nur eines erforderlich ist: die Herbeiführung des inneren Burgfriedens zur Abwehr nach außen. Die furchtbare Lage Deutschlands schreit nach der Regierung, die vor das Volk tritt, um ihm zu sagen, daß die bittere Stunde des verlorenen Krieges gekommen ist und daß nun das Vaterland von seinen Bürgern daheim und draußen die strengste Disziplin und den größten Opfersinn verlangen muß.

Bitter wartet Ludendorff in Spaa auf die Entwirrung des parlamentarischen Knäuels. Jeder Tag verschlechtert die Lage des Heeres. Jeder Tag kann zu verhängnisvollen Entschlüssen der Heeresleitung zwingen. Jeder Tag verschlimmert die Bedingungen, die wir von einem unerbittlichen Gegner zu erwarten haben. Aber nichts kann geschehen, bis die Regierung gebildet ist. Von Serbien her rücken die Alliierten gegen Ungarn. Die Österreicher haben sich von dem Bundesgenossen getrennt. Die Westfront hat, zu Tode ermattet, eben den Generalangriff der Entente noch einmal abgefangen. Schon bröckelt die Siegfriedfront bei Cambrai.

Am 1. Oktober telegraphiert Ludendorff an den Reichskanzler die dringende Bitte, das Friedensangebot ohne Verzug hinausgehen zu lassen. Heute halte die Truppe noch, was morgen geschehen könne, sei nicht vorauszusehen.

Gegen Abend wiederholt er seine Aufforderung noch dringender. Er glaubt, daß den Politikern in Berlin der Sandel über ihr innerpolitisches Programm dringender ist als die Herbeiführung des Friedens, und er versteht das nicht.

Der Reichskanzler antwortet, daß die Kabinettsbildung noch nicht fertig sei. Ob man denn nicht bis dahin warten könne. Ludendorff entgegnet, wenn die Bildung der Regierung noch irgendwie zweifelhaft sei, müsse er auf der sofortigen Herausgabe der Friedensnote bestehen.

In Berlin ist man der Auffassung, daß Ludendorff unter dem furchtbaren Eindruck der Ereignisse die Nerven verloren habe. Man beschwichtigt ihn, morgen sei das Kabinett gebildet, in der Nacht auf übermorgen könne die Note abgesandt werden.

Das Kabinett wird auch am 2. Oktober nicht gebildet.

Da telegraphiert Ludendorff aus Spaa, die Armee könne nicht mehr achtundvierzig Stunden warten. In der Nacht zum 3. Oktober, spätestens in der Frühe dieses Tages, müsse die Note auf dem Wege sein. Gleichzeitig läßt er durch einen Beauftragten in Berlin die Parteiführer nochmals über den tödlichen Ernst der Lage unterrichten. „Deshalb darf keine Zeit verloren werden,“ läßt er sagen, „jede vierundzwanzig Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche klar zu erkennen.“ Er schließt mit der Bitte, nun endlich in dieser allerletzten Stunde mit der Bildung einer nationalen Einheitsfront in der Heimat Ernst zu machen. Der Feind müsse wissen, daß er auf den unbeugsamen Willen Deutschlands zum Weiterkämpfen stoße, wenn er uns einen demütigenden Frieden zumute.

Diese Erklärung, in strengster Vertraulichkeit abgegeben, sickert in die Öffentlichkeit. Die Bestürzung ist ungeheuer. Schon raunt es in allen Kreisen und selbst in den Zeitungen, Ludendorff habe den Bankrott der Kriegsführung erklärt, die Armee sei mitten im Zusammenbruch. Die Feinde draußen jubilieren, die im Innern fassen ihr Ziel näher ins Auge. Die bürgerliche Bevölkerung greift sich fassungslos an den Kopf.

Unter solchen Umständen wird am 3. Oktober die erste rein parlamentarische Regierung des deutschen Volkes gebildet.

Noch sträubt sich der neue Reichskanzler, als erste Amtshandlung der neuen Regierung die Erklärung der Niederlage und die Bitte um Waffenstillstand und Frieden auszusprechen. Er verlangt acht Tage Zeit. Er glaubt, daß es gelingen müsse, einen erträglicheren Frieden zu schaffen, wenn die Armee noch wenigstens einige Wochen aushalte, wenn man versuchen würde, ohne Waffenstillstand unmittelbar zu einem Vorfrieden zu gelangen.

Er wendet sich an Hindenburg und fragt ihn, ob er sich

darüber klar sei, daß ein Friedensangebot in der gegenwärtigen Lage den Verzicht auf Elsaß-Lothringen und östliche Gebietsteile und den Verlust der Kolonien bedeute. Der Generalfeldmarschall antwortet dem Kanzler, daß die Oberste Seeresleitung auf der sofortigen Herausgabe der Friedensnote bestehen müsse.

Und dann geschieht es, daß am frühen Morgen des 4. Oktober 1918 durch die Vermittlung der Schweizer Regierung die folgende Note der deutschen Regierung an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika abgesandt wird:

„Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen, alle kriegsführenden Staaten von diesem Ersuchen in Kenntnis zu setzen und sie zur Entsendung von Bevollmächtigten zwecks Aufnahme der Verhandlungen einzuladen. Sie nimmt das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in der Kongressrede vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Rundgebungen, namentlich in der Rede vom 27. September, aufgestellte Programm als Grundlage für die Friedensverhandlungen an. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung, den sofortigen Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen.“



Nach kurzer Atempause und nach Neuaufstellung ihres Materials läßt General Foch seine Armeen abermals gegen die deutsche Westfront anrennen. Obwohl es bei der Überanstrengung der Ententetruppen nicht zu gleich heftigen Schlachten kommt wie bei der ersten Generaloffensive am Ende des September, treten doch an einigen Stellen der Front bedenkliche Zerrungen ein. Zumal südlich Cambrai, wo Engländer und Franzosen schon Ende September die Siegfriedstellung eingedrückt haben, bröckelt es unablässig weiter. Im ersten Oktoberdrittel gelangen die Engländer bis nach Le Catelet, können aber noch einmal zurückgewiesen werden.

Hier, bei der 2. Armee, muß zuerst der Rückzug bis in die Hermannstellung geführt werden. Sie ist nur unvollkommen ausgebaut. Man wird sie nicht lange halten können. Von der ständigen Gefahr bedroht, daß die ungeheuer angespannte Front an irgendeiner Stelle reißt, läßt die Oberste Heeresleitung an die Armeen die Weisung ergehen, überall kämpfend in die Hermannstellung zurückzuweichen.

Die Operationen vollziehen sich unter fortwährenden Gefechten allen Versuchen des Gegners zum Trotz in guter Ordnung. Schon macht sich bemerkbar, daß der Gegner mit großen Nachschubschwierigkeiten zu kämpfen hat.

Die feindliche Infanterie verfügt über keinen Angriffsschwung mehr. Wo ihr nicht Tanks und Flieger zur Seite stehen, erreicht sie gar nichts.

Die deutschen Truppen bewahren ihre Disziplin. Erscheinungen der Demoralisation bleiben auf einzelne Truppenteile beschränkt, ohne die Masse anzustecken. Jedermann spürt, daß nun sein eigenes Schicksal mit dem des Ganzen untrennbar verbunden ist. Alles ist verloren, sobald die Ordnung sich löst.

Südlich von der 2. Armee gibt die 18. Armee im Verlauf dieser Rückzugsbewegungen zunächst St. Quentin auf. Schritt vor Schritt weichend verläßt sie am 16. Oktober La fère. Die 7. Armee — die 9. ist wegen Verengerung der Front wieder aufgelöst worden, ebenso der Stab der Heeresgruppe von Boehn — die 1. und die 3. verlassen fechtend und in Ehren weichend Laon und den Ailette-Grund, den Abschnitt von Reims und das blutgetränkte Feld der Champagne. Sie stehen am 17. Oktober in der Sunding-Brunhildstellung in der Linie Sissonne—Kethel—Douziers—Grand-pré. Die 5. Armee läßt ihren rechten Flügel im Anschluß an die 3. auf Dun an der Maas zurückschwenken. Der linke Flügel bleibt nordöstlich Verdun auf der alten Stelle. Von Verdun bis zur Schweizer Grenze tritt keine Veränderung ein.

Die 4., 6. und 17. Armee zwischen der Nordsee und Cambrai gehen im Verlauf des Gesamtrückzuges unter starkem feindlichem Druck langsam über Ostende, Zeebrügge, Lille und Lens zurück. Die Unterseebootbasis ist vorher planmäßig durch die Marine geräumt worden, die Boote sind nach der Heimat zurückgekehrt. Ende Oktober stehen die

Armeen auch hier in der Germannstellung zwischen der holländischen Grenze bei Eeloo, Deinze, Tournai und Valenciennes. Hier besteht Anschluß an die 2. Armee.

Wieder geben sich die Alliierten die äußerste Mühe, die Rückwärtsbewegungen der deutschen Armeen in ein ungeordnetes Zurückfluten zu verwandeln. Doch will unter allen Umständen, während die Diplomaten schon an der Arbeit sind, das nutzlose Ringen abubrechen, noch zu entscheidenden militärischen Erfolgen gelangen. Sie sollen den Deutschen die Möglichkeit nehmen, den Kampf noch einmal zu erneuern.

Seine Truppen, durch die langen Märsche, die ständigen Gefechte und die hartnäckige Abwehr der Deutschen erschöpft, sind jetzt fast hundert Kilometer von den letzten Eisenbahnpunkten entfernt. Brücken und Straßen sind zerstört. Die Zonen eines jahrelangen Stellungskrieges, das Gelände eines Duzends großer Materialschlachten liegen hinter ihnen.

Die Lastkraftwagenkolonnen sind überanstrengt. Einige Armeen können nicht einmal genügend Lebensmittel herankommen, geschweige denn Munition. Die Tanks kommen nicht mit. Die Jagdgeschwader leiden unter der weiten Entfernung von ihren Startplätzen.

Die Infanterie der Alliierten ist nicht weniger Kriegsmüde als die deutsche. Sie sieht nicht ein, warum noch weiter gekämpft werden muß, nachdem die Deutschen um Waffenstillstand gebeten haben. Hemmend wirkt auch ein, daß immer mehr Zivilbevölkerung aus den vom Gegner geräumten Gebieten versorgt werden muß. Der Krieg schreitet ja jetzt, grausam genug, mitten durch vollbesiedeltes Land.

Die Alliierten haben es in der Hand, den Kampf in jeder Stunde abubrechen, ihrer eigenen Bevölkerung die furchtbare Not, ihren Soldaten den Tod zu ersparen. Die Fortsetzung des ungleichen Ringens ist sinnlos, wenn Wilsons Wort von dem Frieden der Gerechtigkeit noch Geltung hätte. Sie erhält ihren grausamen Sinn nur dadurch, daß die Ententemächte bemüht sind, über die Ideologie des amerikanischen Präsidenten zur Tagesordnung überzugehen und Deutschland den Frieden aufzuzwingen, über dessen Grundlagen sie unter sich längst einig ist.

Darum muß weiter gekämpft werden.

Im letzten Oktoberdrittel stehen die Deutschen wieder fest. Zum drittenmal muß Joch nach neuen Mitteln suchen. Zähneknirschend sieht die Entente, daß dieses deutsche Meer immer noch weit davon entfernt ist, geschlagen und besiegt zu sein.



Inzwischen versucht in Wien Kaiser Karl von seiner Herrschaft zu retten, was noch zu retten ist. Das offene Bekenntnis zur Niederlage, durch die Sondernote vom 14. September ausgesprochen, sprengt den Rest von Autoritätsgefühl, der die verschiedenen Völker der Monarchie noch zusammengehalten hat. Die Verhandlungen im Parlament sind nur noch das Zerrbild einer gemeinsamen Volksvertretung. Die Entente hat seit längerem schon die Tschechen als selbständige und gegen Österreich-Ungarn kriegsführende Nation anerkannt.

Wien glaubt, die völlige Auflösung noch umgehen zu können, wenn es den auseinanderstrebenden Gruppen auf drei Viertel des Weges entgegenkomme. Am 1. Oktober verkündet Ministerpräsident Freiherr von Sussarek, die Krone sei entschlossen, den Völkern Österreichs im Rahmen der Monarchie völlige Autonomie zu gewähren. Die Monarchie solle in einen Bundesstaat verwandelt werden.

Zöhnische Ablehnung fast bei allen Gruppen ist die Antwort. Die Tschechen fühlen sich bereits als von der Monarchie getrennt. Die Polen wollen aus dem Staatsverband heraus und zum neuen Staat Polen. Die Slowenen und die Kroaten wollen zu Serbien, die Rumänen in Ungarn zu Großrumänien, die Ukrainer zur ukrainischen Republik. Ungarn aber, die festeste Stütze der Monarchie, will von der Selbständigkeit der Nationalitäten auf seinem eigenen Boden nichts wissen, weil es dann selbst auf wichtige Gebiete verzichten müßte.

Die Entwicklung ist nicht mehr aufzuhalten. Dem Protest Ungarns zum Trotz erläßt der Kaiser am 14. Oktober ein Manifest, in dem er „seinen lieben Völkern Österreichs“ feierlich die Autonomie zusichert, wenn er auch ausdrücklich betont, daß Ungarn von dieser Wandlung unberührt bleiben solle.

Da tut das ungarische Parlament den entscheidenden Schritt. Der ungarische Ministerpräsident erklärt im Namen des Parlaments, daß Ungarn zwar die Königsherrschaft der Habsburger noch anerkenne, im übrigen aber sich von Österreich lossage und als selbständiger Staat unverzüglich eigene Friedensverhandlungen mit der Entente beginnen werde. Dabei solle keinerlei Rücksicht auf Bündnisse und Verpflichtungen genommen werden, die von der österreichisch-ungarischen Monarchie eingegangen seien.

Es bleibt nicht bei dieser Kundgebung, sie wird mit großer Eile in die Tat umgesetzt. An die ungarischen Truppenteile ergeht der Befehl, den Kampf abubrechen und unbekümmert um die Österreicher in die Heimat abzurücken. Ohne Säumen kommen die Regimenter diesem Befehl nach. Mitten aus dem Kampf heraus, wenige Tage vor dem mit Sicherheit zu erwartenden italienischen Angriff, verlassen sie die Gräben und rücken singend nach der Heimat ab.

Der Zusammenbruch der Monarchie ist vollendet. Was jahrhundertlang bestanden hat, geht im Taumel der Ereignisse widerstandslos zugrunde, als handle es sich um eine Bagatelle.

Die Italiener, von englischen und amerikanischen Divisionen unterstützt, greifen am 24. Oktober auf der ganzen Front an. Es ist genau ein Jahr nach dem Beginn des deutsch-österreichischen Siegeszuges an den Piave. In Tirol raffen sich österreichische Truppenteile noch einmal auf, um die Heimat zu verteidigen. Es gelingt, die Italiener in blutigen Kämpfen abzuweisen. Aber am Piave erhebt sich das Unheil. Engländer und Amerikaner überschreiten den Fluß ohne Widerstand und reißen die österreichische Front mit einem einzigen Streich ein. Es ist vorbei.

Am 30. Oktober telegraphiert Kaiser Karl an Kaiser Wilhelm, er sei genötigt, den Kampf abubrechen und die Italiener um einen sofortigen Waffenstillstand zu bitten. Er fügt hinzu: „falls aber die Italiener die Bedingung stellen, daß die Bahnen durch Tirol und Kärnten für den Durchgang der feindlichen Truppen gegen Deine Länder geöffnet werden sollen, so werde Ich Mich an die Spitze Meiner Deutsch-Österreicher stellen und den Durchzug mit

Waffengewalt verhindern. Darauf kannst Du fest vertrauen."

Ein stolzes kaiserliches Wort? Nein, eine letzte heroische und nicht ernst gemeinte Phrase. Am 3. November nimmt die österreichische Regierung die feindlichen Bedingungen an, die ganz Tirol an die Italiener ausliefern und die bayerische Südgrenze den feindlichen Armeen offen darbieten.

Nach Bulgarien und der Türkei nun Österreich-Ungarn — Deutschland steht allein.



Am Tage nach der Absendung der Friedens- und Waffenstillstandsbitte an den Präsidenten der Vereinigten Staaten tritt der neue Reichskanzler Prinz Max von Baden vor den versammelten Reichstag, stellt die neue Regierung vor und spricht: „Wie das Ergebnis unseres Friedensangebotes auch ausfallen möge, ich weiß, daß es Deutschland fest entschlossen und einig finden wird sowohl zu einem redlichen Frieden als auch zu einem Endkampf auf Leben und Tod, zu dem unser Volk, wenn es dazu gezwungen wäre, bereit ist. Kein Zagen befällt mich bei dem Gedanken, daß dieses zweite Ergebnis eintreten könnte, denn ich kenne den Geist der gewaltigen Kräfte, die auch jetzt noch in unserm Volke vorhanden sind und ich weiß, daß die unwiderlegliche Überzeugung, daß jeder für unser Leben kämpft, diese Kräfte verdoppeln würde."

Am 9. Oktober trifft Wilsons Antwort ein. Der Präsident verlangt vor der Aufnahme irgendwelcher Verhandlungen die Räumung Elsaß-Lothringens und der besetzten Gebiete. Das ist die Wehrlosmachung, die Beseitigung jeder Möglichkeit, später die Waffen wieder zu ergreifen, um das stolze Wort des Reichskanzlers zu verwirklichen. Deutschland soll seine Waffen aus der Hand geben, um das Diktat der Feinde zu empfangen.

In der Note der amerikanischen Regierung steht ein sonderbarer Satz, der auf den ersten Blick schwer zu verstehen ist. „Der Präsident glaubt auch zu der Frage berechtigt zu sein, ob der Kanzler nur für diejenigen Gewalten des Reiches spricht, die bisher den Krieg geführt haben."

Hierin liegt eine erste Andeutung, daß Wilson die Ab-

sucht hat, sich in die inneren Verhältnisse Deutschlands einzumischen. Seine Frage kann nur so zu erklären sein, daß er auf die deutsche Kaiserkrone zielt. Aber noch tut man in Berlin, als ob man nicht verstehe.

Am 12. Oktober geht die Antwort an Wilson. Die Reichsregierung erklärt ihr Einverständnis zur Räumung der besetzten Gebiete und Elsaß-Lothringens. Auf die zweite Frage des Präsidenten antwortet sie: „Die jetzige Regierung, die die Verantwortung für den Friedensschritt trägt, ist gebildet durch Verhandlungen und in Übereinstimmung mit der großen Mehrheit des Reichstages. In jeder seiner Handlungen gestützt auf den Willen dieser Mehrheit, spricht der Kanzler im Namen der deutschen Regierung und des deutschen Volkes.“

Dumpf erwartet trifft am 14. Oktober Wilsons zweite Note in Berlin ein. Es wird auf eine Rede des Präsidenten vom 4. Juli 1918 Bezug genommen, in der gefordert war, jede militärische Macht müsse vernichtet werden, die es in der Hand habe, nach eigener Willensbestimmung den Weltfrieden zu stören.

Dann heißt es: „Und die Macht, welche bis jetzt das Schicksal der deutschen Nation bestimmt hat, ist eine von denjenigen, welche der Präsident in dieser Rede im Auge hatte. Die deutsche Nation hat die Wahl, dies zu ändern. Die eben erwähnten Worte des Präsidenten bilden natürlich eine Bedingung, die vor dem Frieden erfüllt werden muß, wenn der Friede durch das Vorgehen des deutschen Volkes selbst kommen soll.“

Wilson fordert nichts anderes, als daß sich das deutsche Volk des Kaisers und der Monarchie entledige, wenn es einen Frieden haben wolle.

Ludendorff reist unverzüglich nach Berlin. Er beginnt zu erkennen, wohin das Friedensangebot an Wilson führt. Am 17. Oktober nimmt er an einer Sitzung des Reichskabinetts teil. Der Kanzler fragt ihn, ob man auf Grund der militärischen Lage eine kräftige Antwort nach Washington senden könne oder ob man sich beugen müsse. Ludendorff antwortet, daß man kräftig antworten müsse. Der Kriegsminister glaubt, daß man im ganzen vielleicht noch 60 bis 70 000 Mann Ersatz aus der Heimat beschaffen könne. Auch die übrigen Kabinettsmitglieder finden starke Worte der

Zurückweisung für Wilsons Forderung. Der Vizekanzler meint, man müsse dem Volke die Überzeugung beibringen, daß wir uns zwar in einer ernstesten Lage befänden, daß aber noch nicht alles verloren sei.

Ludendorff kehrt unverzüglich nach Spaa zurück. Am 20. Oktober ergeht die zweite Antwort an Wilson. In langen Ausführungen werden die innerpolitischen Reformen Deutschlands noch einmal auseinandergesetzt. Es wird dargelegt, daß nun alle Gewalt in der Hand der vom Reichstag gebildeten Regierung liege. Dann heißt es, die deutsche Regierung vertraue darauf, daß der Präsident keine Handlung zulassen werde, die mit der Ehre des deutschen Volkes und mit der Anbahnung eines Friedens der Gerechtigkeit unvereinbar sei.

Schon am 23. Oktober ist Wilsons dritte Antwort da. Endlich spricht der Präsident nackt und unverhüllt. Er sagt: „Es liegt auf der Hand, daß das deutsche Volk kein Mittel hat, die Unterwerfung der Militärbehörden des Reiches unter den Volkswillen zu erzwingen, daß der beherrschende Einfluß des Königs von Preußen auf die Reichspolitik ungeschwächt ist, daß die entscheidende Initiative noch immer bei denen liegt, die bis jetzt die Herren Deutschlands gewesen sind. Wenn die Vereinigten Staaten jetzt mit den militärischen Beherrschern und monarchischen Autokraten Deutschlands verhandeln sollen, müssen sie nicht Friedensverhandlungen, sondern Übergabe verlangen. Es kann nichts dadurch gewonnen werden, daß die grundsätzlichen Dinge unausgesprochen bleiben.“

Das bedeutet — Friede, wenn ihr euch des Kaisers entledigt. Unterwerfung, wenn ihr ihn behaltet.



Gindenburg und Ludendorff fahren abermals nach Berlin. Sie gehen zum Kaiser und erklären ihm, daß die Armee unter diesen Umständen bereit sei, weiterzukämpfen. Der Kaiser hört sie in tiefer Ergriffenheit an, ohne eine Entscheidung zu treffen.

Noch am gleichen Tage verlangt der Reichskanzler vom Kaiser die Entlassung Ludendorffs. Erfolge sie nicht, so müsse er selbst zurücktreten.

Am folgenden Tage werden Gindenburg und Ludendorff zum Kaiser befohlen. Ludendorff ahnt schon, um was es sich handelt. Der Generalfeldmarschall hat ihn vorher bewogen, von dem festen Entschluß, seinen Abschied einzureichen, noch einmal Abstand zu nehmen.

Der Kaiser, im Gegensatz zum gestrigen Tage wortkarg und zurückhaltend, macht Ludendorff heftige Vorwürfe wegen eines Befehls an die Armee, der im Gegensatz zu den Weisungen der Regierung von dem Willen zum Weiterkämpfen spricht. Dieser Befehl ist gar nicht zur Ausgabe an die Truppen gelangt. Er bedeutet nur den unerläßlichen Vorwand.

Ludendorff erwidert, daß er den schmerzlichen Eindruck habe, das Vertrauen Seiner Majestät nicht mehr zu besitzen. Er bittet um seine Entlassung.

Der Kaiser nimmt an.

33. Kapitel

November

Am 27. Okt. 1918, am Tage nach Ludendorffs Entlassung und der Ernennung des Generals Groener zu seinem Nachfolger, geht die letzte deutsche Antwort an den amerikanischen Präsidenten ab. Sie ist kurz und faßt in fünf knappen Sätzen noch einmal den Inhalt des ganzen bisherigen Notenwechsels zusammen. Sie schließt mit dem Satze: „Die deutsche Regierung sieht nunmehr den Vorschlägen zu einem Waffenstillstand entgegen, der einen Frieden der Gerechtigkeit einleitet, wie ihn der Präsident in seinen Kundgebungen gekennzeichnet hat.“

Noch einmal stellt die Regierung sich taub gegenüber Wilsons Verlangen nach der Abdankung des Kaisers. Inzwischen aber bringt die Entwicklung im Innern Deutschlands die Frage ins Rollen.

Eine Anzahl deutscher diplomatischer Vertreter im neutralen Ausland bestürmt die Berliner Regierung mit dringenden Telegrammen, es habe keinen Zweck, sich vor der Forderung des Präsidenten zu verstecken. Daß man Ludendorff geopfert habe, genüge nicht. Wilson meine den Kaiser

und niemand anderen. Die Stellung des Präsidenten gegenüber dem Vernichtungswillen der Entente sei durch die Verschlimmerung der militärischen Lage so geschwächt, daß die Abdankungsfrage für Herrn Wilson zu einer Prestigefrage geworden sei. Komme Deutschland ihm hier nicht entgegen und erlange er keinen Erfolg, so werde er seinen Frieden der Gerechtigkeit nicht durchsetzen können und die Entente erhalte freie Hand.

Der Reichskanzler legt diese Meldungen dem Kaiser vor, ohne sich selbst zu äußern. Kaiser Wilhelm verläßt Berlin und kehrt ins Große Hauptquartier nach Spaa zurück.

Am 26. Oktober fordert der sozialdemokratische Staatssekretär und Abgeordnete Scheidemann im Namen seiner Partei öffentlich zum erstenmal die Abdankung des Kaisers. Die Presse der Linken erörtert diese Frage mit einer Offenheit, als handle es sich nur darum, der Krone den letzten Stoß zu versetzen. Die Mittelparteien deuten an, daß sie zum mindesten nichts unternehmen werden, um die Krone zu halten.

Seit langem sind die politischen Organisationen, die nach Umsturz und Diktatur des Proletariats in russischem Sinne streben, untereinander fest verbunden. Am 7. Oktober hat in Gotha eine erste Reichskonferenz der Spartakus-Gruppe stattgefunden. Die Lage schien reif, um den Entscheidungskampf gegen die Bourgeoisie und die Sozialdemokratie unmittelbar vorzubereiten. Es wurde beschlossen, die kommunistische Agitation im Feldheere noch stärker als bisher zu betreiben, die Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten vorzubereiten, um im Augenblick des Kampfes über eine schlagfähige Organisation zu verfügen. Alle Vorbereitungen wurden im engsten Zusammenarbeiten mit dem sowjetrussischen Gesandten in Berlin in die Wege geleitet.

Die Unabhängige sozialdemokratische Partei, zwischen Mehrheitssozialisten und Spartakus-Gruppe eingeschoben, bereitet unterdessen den Generalstreik der industriellen Arbeiterschaft vor. Die Mehrheitssozialdemokratie wird von Tag zu Tag radikaler. Die bürgerliche Mitte, mit der Mehrheitssozialdemokratie in der Regierung vereinigt, wird ihrerseits durch die Rücksicht auf ihren linken Koalitions-

genossen bestimmt. Sie fürchtet, die Niederlage des Bürger-tums und der bestehenden Gewalten in dem Augenblick nicht mehr abwenden zu können, in welchem die Mehrheitssozial-demokratie zu der revolutionären Linken abschwinkt.

Der Kreis der Verhängnisse beginnt sich zu schließen. Am 28. Oktober vollzieht der Kaiser die vom Reichstag beschlossenen Verfassungsänderungen. Nachdem die Krone schon vorher auf das Recht der Regierungsbildung und der Entscheidung über Krieg und Frieden verzichtet, gibt sie nun widerstandslos das Letzte und Höchste her — die Oberste Kriegsleitung geht auf einen parlamentarischen Kriegsrat über. Der Kaiser ist nur noch dem Namen nach Oberster Kriegsherr des Heeres. Die Truppen erfahren das Begräbnis einer Jahrhunderte alten, in allen preußischen Feldzügen bewährten Einrichtung erst mit dem allgemeinen Zusammenbruch alles Bestehenden.

Bei der Kriegsflotte, die seit einigen Tagen in Wilhelmshaven versammelt ist, bricht die offene Meuterei aus. Der Unterseebootkrieg ist durch Befehl der Reichsregierung auf Verlangen des Präsidenten Wilson eingestellt worden. Die Seekriegsleitung faßt den Entschluß, durch geschlossenen Einsatz der Hochseeflotte gegen die englische Seemacht das blutende Westheer in seinem letzten Kampf zu entlasten. Am 28. Oktober erhalten die in Wilhelmshaven stationierten Teile der Flotte Befehl, aus dem Hafen nach der Jade hinauszufahren, wo sich die gesamte Flotte bereitstellen soll.

Es ist zu spät. Die radikale Unterwühlung hat allzu gute Arbeit geleistet. Sie bedient sich eines raffinierten Mittels. Man sagt den Matrosen, daß ihre Offiziere angesichts der sicheren Niederlage entschlossen seien, die Schiffe zu opfern. Die Mannschaften seien nichts anderes als Schlachtvieh, das mit verbundenen Augen im Interesse eines falschen Ehrbegriffes in den Tod geführt werden solle.

Nachdem der Befehl zum Auslaufen aus dem Hafen er-gangen, setzen sich die meisten Schiffe in Bewegung. Der Panzerkreuzer „Markgraf“ bleibt zurück. Der Kommandant funk-t an den Flottenchef, daß seine Mannschaft das Anker-lichten verweigert. Die Rädelsführer der Meuterei werden verhaftet.

Am 29. Oktober kommt es auch auf „Großer Kurfürst“ zu Meutereien. Sie werden unterdrückt. Am 30. treffen die in Kiel stationierten Schiffe befehlsgemäß in der Jade ein. Aber auch an Bord dieser Schiffe kommt es zu schweren Ausschreitungen. Am 31. verweigern auf mehreren Schiffen die Wachen das Ankerlichten. Geizer reißen die Feuer unter den Kesseln heraus.

Die Flotte kann nicht auslaufen. Neue Verhaftungen werden vorgenommen. Dabei stellt sich heraus, daß die Matrosen untereinander feste Vereinbarungen getroffen haben. Sie haben beschlossen, nicht über Helgoland hinauszufahren und die Feuer zu löschen, sobald die Weiterfahrt von ihnen verlangt werden sollte. Sie sind wohl noch bereit, englische Angriffe abzuwehren, aber sie werden auf keinen Fall selbst angreifen.

Der Flottenchef, Admiral von Zipper, seinerzeit Kommandant der deutschen Vorhut in der Skagerrak-Schlacht, versucht, der Meuterei Herr zu werden, indem er die Geschwader trennt. Das 3. Geschwader wird durch den Nordostseekanal nach seinem Heimathafen Kiel zurückgeschickt.

Von ihm sollte wenige Tage später der letzte Anstoß ausgehen.



Tage voll furchtbarer Spannung schließen sich an.

Die österreichische Armee löst sich auf. Am 3. November wird zu Padua der bedingungslose Waffenstillstand mit den Italienern abgeschlossen. Italienische Truppen dringen über den Brenner nach Norden und nähern sich der Südgrenze Bayerns. Von München aus werden ihnen einige bayrische Truppenteile entgegengeschickt. Aber schon verlangen die inneren Ereignisse in München die sofortige Zurückziehung der Regimenter.

In diesen Tagen treten die alliirten Armeen im Westen aufs neue zum Generalangriff gegen die Hermann- und die Sunding-Brunhildstellung an. Bei Valenciennes spinnen sich schwere Kämpfe an, in denen die deutschen Divisionen langsam zurückweichen. Zwischen Argonnen und Maas

drücken die Amerikaner zäh in nördlicher Richtung. Am Horizont dieses aussichtslosen Ringens zeigt sich drohend ein Durchbruch durch die deutsche Mitte nördlich Verdun und die Einkesselung des ganzen Nordflügels bis zum Meere an.

Die Oberste Seeresleitung entschließt sich, den allgemeinen Befehl zum Rückzug in die Antwerpen-Maasstellung zu geben. So will sie die Gefahr der Einkreisung bannen. Sie glaubt zudem, in den bisherigen Stellungen sich nicht mehr auf eine Abwehrschlacht großen Stils einlassen zu dürfen. Es hat ja auch keinen Sinn mehr. Die Zeit der strategischen Wagnisse ist vorüber, seitdem man nicht mehr für einen Sieg kämpft. Täglich ist der Waffenstillstand zu erwarten, auf dessen Gestaltung man so gut wie keinen Einfluß hat.

Kämpfend gehen die Armeen zurück. Zögernd rückt der Feind nach. Tagsüber Rückzugsgefechte in rasch ausgeworfenen Erdlöchern, nachts Rückmarsch in die nächste Aufnahmestellung. Gewaltige Anforderungen müssen noch einmal gestellt werden. Sie werden erfüllt. Wenn auch das Versagen einzelner Divisionen immer häufiger wird, wenn auch die Gefangenenzahlen anschwellen — der feste Halt der Front bleibt gewahrt.

Auch in dieser allerletzten Kampfhandlung großen Umfanges gelingt es dem Gegner nicht, den Sieg an sich zu reißen. Er muß sich darauf beschränken, dem tödlich Verwundeten in dem Zeitmaß zu folgen, das dieser ihm vorschreibt. Morgen für Morgen weist der blutende Löwe, sich zurückwendend, aufs neue die gefletschten Zähne, um tagsüber abermals Wunden zu empfangen. Auf blutiger Spur schleppt er sich nachts weiter zurück.



Die Bundesgebungen, die von allen Seiten auf die Reichsregierung einstürmen und von ihr die Initiative zur Abdankung des Kaisers verlangen, erreichen endlich ihren Zweck. Am 1. Nov. 1918 trifft der preussische Minister des

Innern im Großen Hauptquartier zu Spaa ein und schlägt dem Kaiser vor, freiwillig seinen Verzicht zu erklären. Kaiser Wilhelm antwortet, daß er seine Pflicht tun werde. Er denke nicht daran, das Heer zu verlassen, das in diesen Stunden seinen Obersten Kriegsherrn nötig habe, und die Heimat, der man das Staatsoberhaupt nicht rauben dürfe. Der Minister kehrt nach Berlin zurück.

Die Meutereien, die in Wilhelmshaven ausgebrochen sind, lassen sich nicht mehr unterdrücken. Die Matrosen verlangen die Freilassung der Verhafteten. Das 3. Geschwader in Kiel befindet sich schon in offenem Aufruhr. Die Mannschaften der Kieler Ersatztruppenteile machen gemeinsame Sache mit den Empörern. Geheime Fäden laufen seit langem zu den Belegschaften der industriellen Werke.

Am 4. November steigt auf den stolzen Schiffen des 3. Geschwaders der rote Wimpel. Die Reichskriegsflagge sinkt. Die Garnison geht geschlossen zu den Meuterern über. Züge bilden sich und ziehen mit roten Fahnen durch die Stadt. Überall schießen Soldaten- und Arbeiterräte aus dem Boden hervor. Die Offiziere werden abgesetzt, gefangen genommen, mißhandelt.

Sang- und Klanglos bricht die alte Ordnung zusammen. Ein paar Männer, die sich zur Wehr setzen, werden niedergeschossen. Ihre Leiber liegen auf den Straßen, in denen Maschinengewehrfeuer knattert. Revolutionäre Rundgebungen werden angeschlagen. Die öffentlichen Gebäude gehen binnen wenigen Stunden in die Hände der Aufständischen über. Überall weht der rote Wimpel. Die Arbeiterschaft tritt in den Generalstreik, alles drängt auf die Straße. Diktatur des Proletariats! Nieder mit der Bourgeoisie! An die Wand mit den Kriegsverlängern! Auf nach Berlin!

Im Auftrage der Reichsregierung eilt der sozialdemokratische Abgeordnete Noske nach Kiel, um durch Vermittlung die Ordnung wieder herzustellen. Der Einsatz militärischer Kräfte von außen wird erwogen, aber nicht durchgeführt.

Noske ist noch nicht eingetroffen, als die feurige Flamme des Zusammenbruchs sich ungehemmt über die deutsche Küste ausbreitet. Wie dürres Stroh prasselt in ihrer Glut alles Bestehende nieder. Niemand, der den Befehl zum

Widerstand gibt, niemand, der in dieser todähnlichen Erstarrung das erlösende Wort spricht.

Am 5. November überschwemmt die rote Welle Hamburg und Lübeck. Das Kieler Schauspiel wiederholt sich.



Mitten in diesem Zusammenbruch trifft Wilsons vierte Note ein. Der Präsident erklärt, er habe jetzt die Bemerkungen der alliierten Regierungen zu seinen Vorschlägen erhalten. Sie seien bereit, einen Frieden auf Grund der vierzehn Punkte abzuschließen. Sie machten nur „einige Vorbehalte hinsichtlich des Begriffs der Freiheit der Meere.“ Außerdem seien sie der Meinung, daß „Deutschland für alle durch seine Angriffe zu Lande, zu Wasser und in der Luft der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügten Schäden Ersatz leisten solle“.

Zum Schluß heißt es, daß „Marschall Foch ermächtigt worden ist, gehörig beglaubigte Vertreter der deutschen Regierung zu empfangen und sie von den Waffenstillstandsbedingungen in Kenntnis zu setzen.“

Von Verhandlungen ist nicht mehr die Rede.

Am 7. November überschreitet die deutsche Waffenstillstandskommission unter dem Vorsitz des Staatssekretärs Erzberger die deutsche und die feindliche Linie und trifft in Compiègne, im Hauptquartier des Marschalls Foch, ein.



Am gleichen Tage hißt die Revolution ihre rote Fahne über München. König Ludwig von Bayern verläßt die Stadt. Fast alle Industriestädte des deutschen Nordens, des Westens und in Mitteldeutschland fallen in die Hand der Arbeiter- und Soldatenräte.

Die sozialdemokratischen Staatssekretäre in der Reichsregierung stellen ihren Ministerkollegen ein Ultimatum. Sie verlangen die Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen bis zum nächsten Tage mittags zwölf Uhr.

Am Morgen des 8. November ruft das revolutionäre bayrische Ministerium durch den Mund des unabhängig-sozialdemokratischen Abgeordneten und Schriftstellers Kurt Eisner die Absetzung der Wittelsbacher Dynastie und die Bildung des Volksstaates Bayern aus. In Braunschweig verzichtet Herzog Ernst August auf seinen Thron, in Sachsen-Weimar-Eisenach der Großherzog.

Der Reigen zusammenbrechender Dynastien ist eröffnet.



Im Laufe des 8. November kommen der Generalfeldmarschall und der Generalquartiermeister zu der Überzeugung, daß angesichts der fortschreitenden Revolutionierung der Heimat und der Etappe der Plan, gegen Berlin zu marschieren, nicht mehr durchführbar sei. Das zum äußersten angespannte Meer kann nicht gleichzeitig nach zwei Fronten, nach außen und nach innen, den Krieg fortsetzen. Alle Voraussetzungen dafür fehlen.

Am 9. November, zehn Uhr vormittags, erscheinen Sindenburg und Groener zum Vortrag beim Kaiser. Eine Anzahl hoher Offiziere ist außerdem zugezogen. Der Generalfeldmarschall erhebt sich und bittet den Kaiser um seine Entlassung. Es sei ihm ein namenlos schwerer Gedanke, seinem Kaiser und König von dem Entschluß abraten zu müssen, an der Spitze des Meeres die Bewegung in der Heimat niederzuschlagen.

General Groener schildert die aussichtslose Lage der kämpfenden Armee und die Ausbreitung der Revolution in der Heimat. Die Verbindungen des Meeres mit daheim sind an der Rheinlinie schon in der Hand der Revolutionäre. Auch in der Etappe breitet der rote Wimpel sich aus. Im Feldheer regt sich hier und da der Aufruhr. Es ist ganz unmöglich, auch nur noch einzelne Tage weiterzukämpfen. Man hat keine Verpflegung und keine Munition mehr. Die Revolution mit Hilfe des Feldheeres niederzuschlagen, sei ebenso unmöglich. Die Moral des Meeres sei einer solchen Aufgabe nicht mehr gewachsen.

Der Generaladjutant des Kaisers, Generaloberst von Plessen und der Stabschef der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz, General Graf Schulenburg, wenden sich gegen General Groener. Das Heer, sagen sie, brauche Waffenstillstand und einige Tage Ruhe. Dann werde es als zuverlässiges Instrument in der Hand seiner Führer in der Lage sein, den Aufstand daheim niederzuerwerfen.

Der Generalfeldmarschall und General Groener bringen den Gefühlen beider Herren alles Verständnis entgegen. Können sich aber ihren Vorschlägen nicht anschließen. Noch einmal setzen sie die Unmöglichkeit der Durchführung eines solchen Entschlusses auseinander.

Der Kaiser neigt erst der Auffassung des Generalobersten von Plessen und des Generals Grafen Schulenburg zu. Nach Hindenburgs und Groeners neuen Ausführungen bestimmt er jedoch, der Gedanke, die Heimat durch das Feldheer zurückzuerobern, sei aufzugeben. Er hält aber daran fest, daß er persönlich das Heer nach Abschluß des Waffenstillstandes friedlich in die Heimat zurückführen wolle.

Noch einmal spricht General Groener.

„Das Heer wird unter seinen Führern und kommandierenden Generalen geschlossen und in Ordnung in die Heimat zurückmarschieren — aber nicht unter Führung Eurer Majestät, denn es steht nicht mehr hinter Eurer Majestät!“



Neunter November in Berlin.

Die Hauptstadt ist im Aufruhr. Generalstreik in den Fabriken. Alles ist auf den Straßen. Von Kiel und Hamburg aus sind Abteilungen revolutionärer Matrosen eingetroffen. Schüsse krachen durch die Straßen. Sturm auf die Gefängnisse und die öffentlichen Gebäude. Allerorten steigen die roten Wimpel.

Unter den Linden wälzen sich die Massen. Auf dem Schloßplatz drängt es sich Kopf an Kopf. Die Arbeiter-

marseillaise wird gesungen. Redner peitschen das Volk auf. Die Bürger lassen die Läden herunter, sitzen bleich in ihren Zimmern und denken in dumpfer Erstarrung: Zusammenbruch — Zusammenbruch — Zusammenbruch.

Aus Naumburg war wenige Tage zuvor das aus dem Felde abtransportierte 4. Jägerbataillon herbeigerufen worden, um gegen den drohenden Aufruhr eingesetzt zu werden. Seine Kompanien gehen heute zur Revolution über. Ihm folgen innerhalb weniger Stunden die Ersatzbataillone nahezu aller Berliner Regimenter. Am Nachmittag ist kaum noch ein Truppenteil da, der ein Gewehr hebt, um das zusammenbrechende Staatsgebäude zu verteidigen.

Um neun Uhr morgens erklären die sozialdemokratischen Staatssekretäre ihren Austritt aus der Reichsregierung. Um zehn Uhr sitzen sie mit den revolutionären Unabhängigen zusammen und beraten die Bildung einer Arbeiterregierung. Um ein Uhr mittags erklärt die bisherige Regierung ihren Rücktritt und legt die Geschäfte in die Hände des Abgeordneten Friedrich Ebert, Vorsitzenden der sozialdemokratischen Partei.

Dann begibt sich, um drei Uhr nachmittags, der sozialdemokratische Abgeordnete Philipp Scheidemann auf die große Freitreppe vor dem Reichstagsgebäude und ruft die deutsche Republik aus.



In Spaa.

Über Nacht hat man eine Anzahl höherer Frontoffiziere, Regiments- und Divisionskommandeure in Kraftwagen aus allen Teilen der Front herbeigeholt. Im Dreck ihrer Uniformen, mitten aus der furchtbaren Anspannung des Kampfes herausgerissen, den Kopf noch angefüllt mit dem Dröhnen der Abschüsse, die Phantasie voll der grausamen Bilder des Schlachtfeldes, übernächtigt und ahnungslos versammeln sie sich.

Am frühen Morgen hat der Feldmarschall einen Teil der Herren flüchtig begrüßen können. Ihre Befragung nimmt der Oberst Geye vor.

Während Hindenburg und Groener noch zum Vortrag beim Kaiser weilen, telephoniert die Reichsregierung aus Berlin, die Revolution sei im Begriffe, sich der Reichshauptstadt zu bemächtigen. Die Ersatztruppenteile gingen zu den Revolutionären über. Die Regierung habe kein Mittel in der Hand, die Bewegung niederzuschlagen. Als letztes Mittel zur Vermeidung eines blutigen Bürgerkrieges betrachte sie die Abdankung des Kaisers. Um noch eine Wirkung auszuüben, müsse sie ohne jeden weiteren Verzug erfolgen. Es handele sich um Minuten, Berlin flösse bereits im Blut.

Der Kaiser geht mit den Herren, die bei ihm sind, in den Park seiner Villa. Dort werden die Beratungen in einzelnen Gruppen weitergeführt. Eine furchtbare Spannung liegt über allen Beteiligten. Es wird ein Uhr mittags. Die Lage im Etappengebiet ist so ernst geworden, daß die Frage des Übertritts des Kaisers auf neutrales Gebiet schon erörtert wird.

Während der Kaiser mit dem aus Charleville eingetroffenen Kronprinzen spricht, tritt General Groener mit dem Obersten Geyer heran. Der Oberst berichtet über die Befragung der Frontoffiziere. Die Herren seien in ihrer großen Mehrheit der Meinung, daß man für den Fall eines Bürgerkrieges in diesem Augenblick nicht auf die Truppe zählen könne. Die Zuverlässigkeit der Regimenter könne nicht verbürgt werden. Das Heer verlange nur nach Waffenstillstand und Rückmarsch in die Heimat.

Neuer Anruf aus Berlin. Noch ist die Regierung im Amt. Der Kaiser müsse in dieser Minute noch abdanken, wenn er die Monarchie retten wolle.

Der Kaiser erklärt sich zu einem beschränkten Verzicht bereit. Er will die deutsche Kaiserkrone niederlegen und König von Preußen bleiben. Ein entsprechendes Schriftstück wird aufgesetzt.

Der frühere Staatssekretär von Ginzke soll den Inhalt der Erklärung nach Berlin telephonieren. Die Reichskanzlei meldet sich. Was er wolle? Ob er die Abdankung habe? Wie — nur Bereitschaft zur Abdankung als Kaiser? Es ist zu spät. Warum zu spät? Was soll das bedeuten? Hören Sie

zu, was Ihnen jetzt telephoniert wird. Es ist eine soeben von der Regierung herausgegebene Meldung des amtlichen Wolffschen Telegraphenbüros.

Admiral von Gintze schreibt sich die Meldung auf.

Es ist nicht möglich! Es ist ganz undenkbar! Er verlangt, daß der Reichskanzler persönlich an das Telephon kommt. Endlich meldet sich Prinz Max von Baden. Herr von Gintze protestiert, das sei ein Staatsstreich. Der Reichskanzler nimmt die Verantwortung für die Erklärung des amtlichen Nachrichtenbüros in vollem Umfange auf sich.

Admiral von Gintze geht zum Kaiser und seiner Umgebung. Man vernimmt keinen Atemzug, als er den Wortlaut jener Erklärung vorliest, die von der Regierung verbreitet worden ist. Sie lautet: „Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Throne zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch solange im Amte, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind. Er beabsichtigt, dem Regenten die Ernennung des Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler vorzuschlagen.“



An der Front.

Novemberwetter. Nachts regnet es schon in Strömen. Am Tage kommt bisweilen die Sonne noch einmal durch. Gefechte an jedem Tag, mit Beginn des Morgens, wenn die feindlichen Truppen gegen die in der Nacht neu besetzten Stellungen vorführen. Kavallerie, leichte Tanks, Feldartillerie und Flieger, Flieger, Flieger.

Gegen Mittag kommt auch die feindliche Infanterie heran. Zögernd gehen ihre Wellen vor. Das deutsche Maschinengewehrfeuer faßt sie. Die Batterien stehen dicht hinter der Infanterie in Parks, an Waldrändern, hinter Gäusen. Die wenige Munition, die noch da ist, muß sparsam verausgabt werden. Es wird fast nur noch mit direktem Schuß gefeuert.

Hier und da gibt die Linie nach. An anderen Stellen wird sie zurückgenommen, um zu vermeiden, daß einzelne Teile abgeschnitten werden. Der Gegner macht jetzt weniger Gefangene. Jedermann weiß ja, daß morgen oder übermorgen Schluß ist. Niemand will sich schnappen lassen, um vielleicht noch monatelang hinter französischem Stacheldraht zu hocken, während die andern schon daheim bei Müttern sind.

Wo die feindliche Artillerie erkannte Stellungen unter heftiges Feuer nimmt, weicht die Infanterie aus. Es kommt ja jetzt nicht mehr darauf an, jeden aufgegebenen Quadratmeter mit Blut zu bezahlen. Ein stiller, lähmender Begleiter ist neben jedem einzelnen. Das ist die beklemmende Furcht, einen oder zwei Tage vor dem Schluß noch daran glauben zu müssen.

Nachts wird der Rückzug fortgesetzt. An den Straßenkreuzungen und den Brücken stehen in Mäntel gehüllt die Gestalten der Pioniere. Sobald das letzte Geschütz, das letzte Maschinengewehr hinüber, wird gesprengt. Eine dunkelrote Flamme, ein dumpfer Schlag und eine schwarze Wolke. Die Nachhuten der Infanterie folgen den Marschkolonnen.

Am Morgen liegt man wieder in Erdlöchern und wartet auf den Feind. Das gleiche Spiel beginnt.

Von daheim erfährt man kaum etwas. Das ist gut so. Dunkle Gerüchte gehen um. Sie werden nicht geglaubt. Wir sind doch nicht in Rußland! Wie sollte das beim deutschen Heere möglich sein!

Am 10. November abends nähert sich das Heer, unbesiegt und immer noch in festem Zusammenhang kämpfend, der Linie Antwerpen—Brüssel—Charleroi—Givet—Mézières—Stenay—Dun. Von dort an nach Süden steht die alte Front der vier Kriegsjahre fast unverändert.

Im Etappengebiet tobt der Aufruhr, durch die Ereignisse in der Heimat entzündet. Es wird geplündert. Die Leute, deren Frieden und Wohlbefinden jahrelang von den Fronttruppen mit ihren Leibern gesichert wurden, berauben jetzt die Proviantdepots, aus denen diese beim Rückmarsch leben sollen. Offiziere werden abgesetzt. Soldatenräte bilden sich und nehmen den Mund voll. Rote Wimpel auch hier.

Die Rheinlinie mit den Städten Düsseldorf, Köln, Koblenz, Mainz und Ludwigshafen ist in der Hand der Revolution. Sie haben dort nichts Eiligeres zu tun, als dem kämpfenden Heere die Lebensader abzuschneiden.

Das alles dringt nur in dunklen Gerüchten zu den Divisionen, die, eng aufgeschlossen in einer Tiefe von wenigen Kilometern, in fester Ordnung, immer noch kämpfend, zurückweichen.

Manchen treffen noch Blei und Granatsplitter. Mancher wirft noch die Arme hoch und fällt nieder auf diesen Boden, über den vor vier Jahren der Siegeszug der deutschen Armeen dahingestürmt. Noch liegen die Gewehre ruhig in der Hand der Infanteristen. Noch visieren die Maschinengewehrschützen. Noch feuern die Batterien in Zucht und Ordnung.

An Ehren und an Wunden überreich, männlich und seiner großen Vergangenheit würdig, harret dieses Heer aus bis zur letzten Minute, in welcher der Befehl die Waffen ruhen heißt.



Nachmittags in Spaa.

Der Kaiser besteht darauf, König von Preußen zu bleiben. Er will die eigenmächtige Erklärung der Reichsregierung auf keinen Fall anerkennen. Er will auch bei der Armee bleiben.

Neue Beratungen finden statt. Ihr Ergebnis ist die Feststellung, daß keine Truppen zur Verfügung stehen, um innerhalb der Heimat irgendetwas zu unternehmen. Für den Fall, daß es nötig sein würde, daß der Kaiser ins Ausland gehe, wird Holland in Aussicht genommen. Ein fester Entschluß in dieser Frage wird noch nicht gefaßt.

Als der Generalfeldmarschall den Kaiser gegen fünf Uhr verläßt, tut er es in der festen Überzeugung, den Kaiser am nächsten Morgen wiederzusehen und seine Befehle entgegenzunehmen.

Zwischen sieben und acht Uhr abends erscheint der Generaloberst von Plessen bei ihm und meldet, der Kaiser habe sich entschlossen, alsbald nach Holland abzureisen.

In tiefer Bewegung will Hindenburg nochmals zum Kaiser eilen, der mit seinem engsten Gefolge im Hofzug wohnt. Herr von Plessen rät davon ab. Kurze Zeit später kommt die Nachricht, daß der Entschluß aufgegeben sei.

Am Morgen des 10. November erfährt der Feldmarschall, daß der Kaiser um fünf Uhr in der Nacht das Hauptquartier verlassen und sich im Automobil über die holländische Grenze begeben habe.

Der Kronprinz erklärt sich der Revolutionsregierung gegenüber bereit, seine Heeresgruppe in die Heimat zu führen. Die Regierung lehnt ab. Am 12. November fährt auch er nach Holland.

Generalfeldmarschall von Hindenburg, der letzte Pfeiler der bestehenden Ordnung, die letzte und festeste Säule des Heeres, bleibt auf dem Platze, auf den ihn die Liebe und die Zuversicht des Volkes in größeren Zeiten gerufen haben. Er stellt sich der neuen Regierung zur Verfügung, um das Heer geordnet in die Heimat zurückzuführen.



Zehnter November in der Frühe.

Telegramme der Waffenstillstandskommission aus Compiègne. Gibt es das noch? Über den furchtbaren Ereignissen in der Heimat, über dem inneren Umsturz ist die brutale Faust im Nacken des deutschen Volkes fast vergessen worden.

Durch die vorläufige Regierung, die sich unter Eberts Vorsitz gebildet hat und der die alten Staatssekretäre noch angehören, geht ein Entsetzen. Das ist der völlige Zusammenbruch, das Chaos. Keine Regierungsgewalt wird sich halten können, die dem deutschen Volke solche Bedingungen zumutet. Wenn das der Anfang des Friedens der Gerechtigkeit ist — wie wird dieser Friede selbst erst aussehen. Grau-

sam, erbarmungslos und vernichtungsgierig erhebt sich aus dem Walde von Compiègne das *Vae victis*.

Auf den Straßen jubeln die Massen in Feiertagsstimmung. Der Sieg der Revolution wird lärmend gefeiert. Die letzten Dynastien auf deutschem Boden sind gestürzt. Sozialdemokraten und Unabhängige beraten über die Bildung eines Rates der Volksbeauftragten, der das Revolutionsprogramm durchführen soll.

General Foch fordert die Räumung von Nordfrankreich, Belgien und Elsaß-Lothringen in fünfzehn Tagen. Binnen weiteren zehn Tagen müssen die deutschen Armeen hinter dem Rhein stehen. Die alliierten Truppen besetzen Brückenköpfe jenseits von Köln, Koblenz und Mainz. Eine dreißig Kilometer breite Zone östlich des zu besetzenden Gebietes muß ebenfalls von deutschen Truppen geräumt werden. Der ganze Osten muß freigegeben werden, überall haben sich die deutschen Truppen hinter die Grenzen von 1914 zurückziehen. Der Friede mit Rußland und mit Rumänien wird als null und nichtig erklärt.

General Foch fordert weiter 5000 Geschütze, 25 000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer, 1700 Flugzeuge in unversehrtem Zustande. Er fordert 5000 Lokomotiven, 150 000 Waggonn, 5000 Lastkraftwagen.

Er fordert die sofortige Auslieferung von allen Unterseebooten, 6 modernen Panzerkreuzern, 10 Linienschiffen, 8 kleinen Kreuzern und 50 Torpedobooten des neuesten Typs.

Aber das Ungeheuerlichste — die Blockade gegen Deutschland bleibt bestehen. Der Hungerkrieg wird fortgesetzt, damit die Besiegten in ihrer Verzweiflung nicht auf den Gedanken kommen, sich gegen das *Vae victis* zu sträuben.

Am Mittag sind die Sozialdemokraten und die Unabhängigen sich einig. Sie bilden den Rat der Volksbeauftragten unter dem doppelten Vorsitz Eberts und Thaases aus vier Sozialdemokraten und vier Unabhängigen. Der Sieg der Revolution wird verwirklicht. Eine Verfügung der neuen Machthaber verkündet die Einführung des achtstündigen Arbeitstages, der völligen Versammlungs- und

Pressfreiheit, des freien Wahlrechts für alle Männer und Frauen vom zwanzigsten Lebensjahre an.

Die Diktatur des Proletariats ist unterdessen schon dabei, das Geste an sich zu reißen. Aus allen möglichen revolutionären Organisationen hat sich der „Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte“ gebildet. Er erläßt gegen den Rat der Volksbeauftragten Proklamationen und ruft zum Kampf für die Diktatur des Proletariats auf. Die radikalen Elemente versammeln sich um ihn. Blutig zeigt sich der Kampf der Halbrevolutionäre gegen die Ganzrevolutionäre an.

Sindenburg telegraphiert an die Waffenstillstandskommission in Compiègne. Milderungen müssen angestrebt werden. Die Räumungsfristen bedeuten das Auseinanderfallen des Seeres. Es ist menschenunmöglich. Gelingen es aber nicht, Milderungen zu erreichen, so müsse auch ohne sie unterzeichnet werden.

Das Kabinett der Staatssekretäre, das immer noch neben dem Rat der Volksbeauftragten und neben dem Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte in Berlin fungiert, telegraphiert nach Compiègne, man solle bei der Unterzeichnung eine feierliche Protesterklärung zu Protokoll geben, die Bedingungen bedeuteten Hungersnot und Anarchie in Deutschland.

General Foch, der Sieger, lehnt jeden Zusatz, jede Erklärung und jede weitere Verhandlung ab.

Das Schwert liegt auf dem Tisch.

Vae victis!

Dann wird unterzeichnet. Um sechs Uhr morgens, am 11. November, im Walde von Compiègne, im Salonwagen des Marschalls Foch.



Elfter November.

In den Vormittagsstunden gelangt der Befehl an die Truppen, daß ab zwölf Uhr mittags die Feindseligkeiten an der ganzen Front einzustellen sind.

Noch tacken hier und da die Maschinengewehre. Granaten rauschen hinüber und herüber und krepieren mit grauen Rauchballen. Häuser brennen. Aus Parks und Gärten steigen die Fontänen schwerer Einschläge kerzengerade auf. Flieger sind in der Luft. Die feinen weißen Fäden ihrer Rauchspurmunitien überkreuzen sich.

Gegen Mittag flaut es deutlich wahrnehmbar ab.

Langsam und zögernd wird es schwächer. Manchmal setzt es schon für einige Sekunden ganz aus. Der verröthelnde Krieg hat Atemnot.

Dann tackt es wieder mit dünnen Stimmen. Vielleicht ein Maschinengewehr, das seine letzten Gurte ins Blaue hinein verfeuert.

Dann noch eine Granate.

Zwei Flieger sind hintereinander her. Der kleine Spad-Einsitzer flüchtet in einer steilen Kurve nach drüben. Der Jocker richtet sich auf, steigt fast senkrecht in die Höhe, dreht sich, auf dem Schwanz stehend, um und kehrt zurück.

Auf einmal Grabesstille.

Langsam erheben sich die Infanteristen aus ihren Löchern.

Drüben, hundert Meter entfernt, stehen die feindlichen Posten mit aufgepflanzttem Seitengewehr. Die flachen Stahlhelme der Engländer und die runden der Franzosen sind gut erkennbar. Man sieht sich zum erstenmal seit vier Jahren, ohne aufeinander zu feuern.

Die Stille hält an.

Fünf Minuten, zehn, eine halbe Stunde.

Die Kompagnien sammeln sich, eine Sandvoll Menschen, und rücken in die befohlenen Quartiere ab.

Posten bleiben zurück.

Es ist wahr — kein Traum — keine Fieberphantasie — alles ist vorüber. Der Krieg ist aus.

Es wird nicht mehr geschossen. Es gibt keine Kugeln und keine Granatsplitter mehr. Die Verlustlisten werden abgeschlossen.

Man wird die Heimat wiedersehen.

Eine dumpfe Erschütterung, ein jähes Schwanken zwischen Jubelschrei und grimmigem Schmerz tief in der Brust —

O Heimat — o Vaterland!

34. Kapitel

Vae victis!

Rückmarsch zum Rhein.

Nicht einen einzigen Ruhetag gönnt das Diktat der Sieger den deutschen Armeen. Unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls von Hindenburg beginnt am 12. November diese ungeheure Massenbewegung.

Dank dem Aufruhr im Etappengebiet sind die Divisionen fast ausschließlich auf Fußmarsch angewiesen. Die Schwierigkeiten der Verpflegung werden überwunden. Die wenigen zur Verfügung stehenden Straßen sind mit Kolonnen bedeckt. Oft müssen zehn Divisionen über eine einzige Straße marschieren.

Aber es wird geschafft, weil die eiserne Notwendigkeit als Zwang dahinter steht und weil die Truppe auch jetzt noch ihre Disziplin bewahrt.

Durch die belgische Ebene, über die Ardennen, im Maastal, im luxemburgischen Sügelland, an der Mosel, in den Vogesen — überall Marschkolonnen. Jeder Schritt führt über Schlachtfelder, die einst deutsche Siege sahen. Über das entsetzliche Bewußtsein des verlorenen Krieges breitet sich die Sehnsucht nach daheim, nach einem Wiedersehen mit Frau, Kindern und Eltern.

Noch ist alles wie ein schwerer Traum. Weder das Vergangene noch das Zukünftige ist klar erfassbar. Man schwankt in einem sonderbaren Dämmerzustand.

Eines Tages aber wird es klarer. Die Kolonnen passieren die Grenze. Deutscher Boden, deutsche Städte, deutsche Dörfer.

Die Heimat tut, was ihre Pflicht ist. Fahnen wehen. Girlanden schmücken die Straßen. Die Wälder geben ihr letztes Grün her. In den freudigen Gesichtern der Empfangenden stehen die Tränen. Welch ein Wiedersehen!

Die Heimat empfängt ihre heimkehrenden Söhne als Sieger.

Weiter geht es, durch die Eifel, an der mittleren Mosel entlang, durch die Pfalz. Die letzten Truppen. Tücher schwenken, Fahnen, Grüße — auf Wiedersehen!

Noch ein paar Radfahrer, eine Kavalleriepatrouille. Die Straße nimmt sie auf, der Wald umhüllt sie. Verschwunden.

Mit zuckenden Händen werden die Fahnen eingerollt, die Girlanden verbrannt. Lähmende Stille einen Tag lang. Verlassenheit, deren Bitterkeit in der Kehle würgt.

Einen Tagemarsch hinter den abgezogenen Truppen folgen die Marschkolonnen der Feinde. Aufreizende Fanfaren der Clairs, schmetternde Märsche im kurzen Schnellschritt. Spahis in weißen Mänteln auf arabischen Pferden. Glänzende Negergesichter. Blaugraue Kolonnen, endlos, in abgerissenen Uniformen. Khakifarbene Bataillone, große Gestalten, neugierige Blicke. Sieger, die ihrem Sieg nicht trauen.

Regimenter mit kräftigen, gesunden Gesichtern. Hoherhobenen Hauptes, im Bewußtsein, den Krieg entschieden und ein heiliges Werk vollendet zu haben. Jedermann mit der Luxusausrüstung eines begüterten Weltreisenden.

Franzosen, Engländer, Amerikaner, Belgier, Italiener, Portugiesen, Kanadier, Inder, Australier, Neuseeländer, Marokkaner, Senegalesen. Paraden, Maueranschläge in fremden Sprachen, Ansprachen. Geschütze, Geschütze, Geschütze. Kavallerie, Tanks, Kolonnen. Und immer wieder Infanterie, Infanterie, Infanterie. Kolonne auf Kolonne, ein unerschöpflicher Strom.

Die Sieger im besiegten Land.

Und eines Tages marschieren die deutschen Truppen über den Rhein.

Regiment auf Regiment überschreitet die Brücken in fester Ordnung. Drüben angekommen setzt die Militärmusik ein. Die alten Märsche, der Hohenfriedberger, der Torgauer, der Radezkymarsch und *Fridericus Rex*. Und dann „Deutschland, Deutschland über alles“.

Das schallt wie ein Gewoge von Schmerz, Treue und Schwur über den Fluß. Das bricht sich an den Mauern der Dome, an den Uferquadern, den Schiffen, den Fronten der Häuser. Das wird tausendfältig zurückgeworfen und sammelt sich immer wieder über dem Strom. Zehntausend Häupter sind entblößt. Ehern starren die Gesichter unter den Stahlhelmen. Fahnen über Fahnen.

Zu Pferde halten die Regimentskommandeure und lassen die Bataillone an sich vorüberdefilieren. Zum letzten Male. Das Pflaster dröhnt. Die Gewehre liegen tadellos ausgerichtet auf den Schultern. Kompagnie auf Kompagnie, die Führer an der Spitze. Maschinengewehre, Minenwerfer, Gefechtsbagagen.

Die Kommandeure haben die rechte Hand am Stahlhelm. Starr sind die Gesichter. Die Hand zuckt nicht. Einen aber kann man sehen, wie er vor seinem Regiment den Helm abnimmt. Ein wetterhartes Gesicht, ein schneeweißes Haar. So hält er unbeweglich zu Pferde, bis sein letzter Musketier vorüber ist. Dann bricht er zusammen.

Und dann die Feldartillerie. Geschütz hinter Geschütz. Batterie auf batterie. Die Fahrer im Stahlhelm, die Rohre mit Tannengrün geschmückt. Die Geschützführer neben den vorderen Zugpferden, die Batterieführer in der Kolonne. Das rasselt dumpf und will kein Ende nehmen, in der Nacht nicht und am Tage nicht. Von den Kirchen läuten die Glocken. Die Straßen sind ein Meer von Farben und Fahnen.

Kavallerieschwadronen, Pionierkompagnien, Trainkolonnen.

Und immer wieder die Infanterie. Regiment auf Regiment.

Seht ihr sie? Unsichtbar schweben über ihnen die Geister derer, die draußen geblieben sind, ein zweites Heer über dem sichtbaren ersten. Und es ist so, daß fast auf jeden Lebendigen zwei Tote kommen.

Die Kommandeure, die zu Pferde halten, sehen sie, jene Unsichtbaren. Auch die Bataillonsführer erkennen sie. Die Kompagniechefs halten mit ihnen Zwiesprache. Die Menschen, am Rande gesäumt, fühlen ihre Anwesenheit an dem bitteren Aufwallen, das aus der Seele kommt.

Und jeder Musketier, jeder Füsilier, jeder Grenadier, Kanonier und Pionier spürt einen zur Rechten und einen zur Linken, und einen vor sich und einen hinter sich, der nicht mehr da ist und der dennoch mit in der Kolonne marschiert.

„Leb wohl, Kamerad, vergiß mich nicht!“

„Bleib bei uns, Kamerad, geh mit uns nach daheim!“

„Ich kann nicht, Kamerad, es geht ja nicht!“

Paukengerassel, Fanfaren, Trommelwirbel, Tücherschwenken.

Gesichter, die in Schmerz und Grimm verzerrt sind.

Pferdehufe klappern, Stiefel dröhnen — das dumpfe Rumpeln der Geschütze. Scharfe Kommandos, aufblitzende Augen. Und über allem das Wogen der Glocken von Turm zu Turm, über die Dächer, die Plätze, die Menschen und den Fluß.

Und irgendwo, als ein Gruß von jener unsichtbaren Armee, als eine Antwort nach droben, ein Abschiednehmen und eine stille Hoffnung — irgendwo klingt es: „Kann dir die Hand nicht geben, bleib du im ewigen Leben, mein guter Kamerad — — mein — guter — Kamerad — — —“



Vae victis!

Die Weihnachtstage sind in Berlin von wilden Straßenkämpfen erfüllt. Fast erscheint es, als erlahme die Kraft der Verteidiger und als drohe diesem armen und besiegten Land

auch noch das Schlimmste, die blutige Diktatur des Proletariats nach russischem Muster.

Aber die letzten Reste der alten Armee, die bei der Auflösung noch übriggeblieben, sind zur Stelle, als es gilt, das Chaos von der Heimat abzuwehren. Freikorps entstehen, von entschlossenen Führern gebildet. Sie stellen sich neben die neue Regierungsgewalt und führen den Kampf gegen die Mächte des Terrors. Die Kämpfe sind von blutiger und erbarmungsloser Wildheit.

Noch einmal zwingt auch der äußere Feind, die Waffen zu ergreifen. Ohne die Friedensverhandlungen abzuwarten, wirft sich die neu entstandene Republik Polen, Deutschlands Ohnmacht ausnutzend, auf Reichsgebiete. Es ist, als ob deutsche Provinzen keinen Pfifferling mehr wert seien. Am 28. Dezember werden die letzten deutschen Truppen in der Stadt Posen von polnischen Freischärlern überwunden. Sang- und klanglos geht die ganze Provinz in die Hände der Fremden über.

Aber dann ist sie wieder zur Stelle, die alte Armee! Freikorps nehmen den Kampf auf. Sie werfen den Damm ihrer Leiber vor Oberschlesien. Noch einmal tacken die Maschinengewehre. Noch einmal feuern die Batterien. Noch einmal arbeiten Stoßtrupps nach alter männlicher Manier.

Generalfeldmarschall von Hindenburg geht nach dem Osten. Die Oberste Seeresleitung wird nach Kolberg verlegt. Die Regierung entschließt sich, auch ihrerseits kriegsrische Maßnahmen zu treffen. Hinfort wird kein Fußbreit deutschen Bodens mehr den Räubern überlassen.

Es gibt noch lange keine Ruhe in diesem armen, geplagten Deutschen Reich, auf dem unerbittlich die grausame Hand der Sieger lastet. Am 16. Januar 1919 wird der Waffenstillstand in Trier verlängert. Die Entente läßt sich die Verlängerung von dem Wehrlosen, der in inneren Krämpfen liegt, mit der Auslieferung seiner gesamten Handelsflotte bezahlen.

Am 19. Januar wählt das deutsche Volk die Nationalversammlung, die berufen ist, der deutschen Republik eine Verfassung zu geben und den äußeren Frieden herbeizuführen.

führen. Die Hauptstadt ist immer noch von den Radikalen bedroht. Die Nationalversammlung muß in Weimar zusammentreten. Sie wählt Friedrich Ebert zum ersten Präsidenten der deutschen Republik und bildet ein Ministerium unter dem sozialdemokratischen Abgeordneten Scheidemann.

Bis in den Sommer hinein ziehen sich die Kämpfe mit den Spartakisten. Im April entsteht in München eine Rätereigierung nach russischem Muster. Der rote Terror wütet mit den scheußlichsten Mitteln. Bayerische, württembergische und preußische Truppen müssen die Stadt nach blutigem Kampf erobern und die Ordnung wiederherstellen. Im Mai tobt der Bürgerkrieg in Sachsen. Nach schwerem Kampf werden die Radikalen auch hier niedergeworfen.

Immer wieder zuckt es auf, hier und da. Auch Berlin erlebt noch schwere Tage. Mit der Zeit aber setzt sich die neue Macht durch.



Vae victis!

Die Ententeregierungen verlassen sich darauf, daß Deutschland der blutigen Welle des Kommunismus Herr wird, die letzten Endes auch sie selbst bedroht. Sie nehmen sich Zeit, die brutalen Bestimmungen ihres Friedens untereinander auszuküßeln.

Seit dem 18. Januar tagt in Versailles die Friedenskonferenz — ohne die Deutschen. Wilson ist aus Amerika herübergekommen, um für seine Ideale zu streiten. Er begegnet der geschlossenen Phalanx der Mächte, die sich von ihren Forderungen an die Besiegten nicht einen Deut abringen lassen wollen. Der unerwartet große Sieg und der innere Zusammenbruch Deutschlands geben ihnen ein Übergewicht, das ihnen erlaubt, den Sieg bis zur letzten Faser auszukosten.

Wohl erkennt Wilson den ungeheuerlichen Betrug, dem er zum Opfer gefallen. Wohl sieht er, für welche Ziele man die amerikanischen Soldaten mißbraucht hat — sie haben nichts mehr gemein mit den Menschheitsidealen, die er

ihnen mit auf den Weg gegeben. Aber er, der sich eingebildet hat, Weltenschiedsrichter und Verkünder einer neuen Staatsauffassung zu sein, läßt sich in Versailles einen Frieden aufzwingen, dessen Bestimmungen Stück für Stück und Satz auf Satz ein Hohn auf die von ihm proklamierten Grundsätze bedeuten.

Was schiert es die Entente, daß Wilson den Deutschen einen Frieden der Gerechtigkeit und der Ausöhnung der Völker zugesichert? Was schiert es sie, unter welchen Bedingungen Deutschland die Waffen niedergelegt hat? Der Besiegte hat keine Bedingungen zu stellen, er hat solche zu empfangen. Hier sind sie! *Vae victis*.

Anfang Mai wird eine deutsche Delegation nach Versailles beordert, um die Bedingungen in Empfang zu nehmen. Sie wird von dem Außenminister der Regierung Scheidemann, dem Grafen Brockdorff-Rantzau, geführt. Mit einer beißenden, von Demütigungen und Kränkungen strotzenden Ansprache überreicht der alte Clemenceau dem Grafen die Bedingungen. Wilson sitzt dabei und schweigt.



Ein Schrei geht durch ganz Deutschland. Es ist, als fiele dem Volke die Binde von den Augen und als starre es in einen Abgrund von unermesslicher Tiefe. Ein Schrei aus Grimm und Ohnmacht, ein wütendes Aufbegehren.

Die Regierung läßt durch den Mund des Reichskanzlers erklären, die Hand müsse verdorren, die diesen Frieden unterzeichne, der den Versuch bedeute, ein Volk von sechzig Millionen mitten im Herzen Europas zu versklaven.

Noch einmal erwacht die nationale Geschlossenheit angesichts solcher Bedingungen.

Elfaß-Lothringen fällt an Frankreich, die Kreise Eupen und Malmédy an Belgien, die Provinzen Posen und Westpreußen, Teile von Ostpreußen, Oberschlesien und Pommern an Polen. Memel, Danzig, Nordschleswig und das Saargebiet werden vom Deutschen Reiche abgetrennt. Memel und

Danzig werden unter den Schutz des Völkerbundes gestellt. Nordschleswig fällt an Dänemark, im Saargebiet soll nach fünfzehn Jahren eine Volksabstimmung die staatliche Zugehörigkeit entscheiden. Bis dahin regiert eine Völkerbunds-Kommission. Frankreich aber erhält den Kohlengrubenbesitz, den Deutschland zurückkaufen muß, und mit Hilfe der Zollunion die handelspolitische Ausbeutung des Gebietes. Das gesamte deutsche Kolonialgebiet wird geraubt und, um den Raub zu verhüllen, als Mandatsgebiet an die Ententemächte verteilt.

Die deutsche Friedensarmee wird von 800 000 Mann auf 100 000 Mann herabgesetzt. Die allgemeine Wehrpflicht wird abgeschafft. Diese Armee darf weder Tanks, noch Flugzeuge, noch schwere Artillerie, noch Gaswaffen führen und wird in ihrer übrigen Bewaffnung auf das äußerste beschränkt. Alles vom Kriege her noch vorhandene Waffenmaterial, was über den vorgeschriebenen Bestand hinausgeht, muß ausgeliefert werden. Die ganze Rüstungsindustrie muß vernichtet, alle Festungen im Westen müssen geschleift, die Mehrzahl der Geschütze in den Ostfestungen beseitigt werden. Militärische Vereinigungen sind verboten. Ein Netzwerk interallierter Militärkommissionen wird über Deutschland verteilt, um die Ausführung dieser Bestimmungen bis ins kleinste zu überwachen.

Die Marine wird auf 6 Linienschiffe mit beschränkter Tonnage, 6 kleine Kreuzer und 24 Torpedoboote mit insgesamt 15 000 Mannschaften herabgesetzt. Alle anderen Kriegsschiffe sind auszuliefern. Sie müssen von deutschen Matrosen in einen englischen Hafen gebracht werden. Bau und Gebrauch von Unterseebooten ist untersagt.

Das Rheinland und die Pfalz bleiben fünfzehn Jahre lang von den alliierten Truppen besetzt als Garantie für die Ausführung der Friedensbedingungen. Deutschland bezahlt die Besatzungskosten. Ein Spinnwebewe militärischer Kommissionen übt die Kontrolle der deutschen Zivilverwaltung aus. Nach fünf Jahren, vom Inkrafttreten des Friedens an gerechnet, soll die Kölner Zone, nach weiteren fünf Jahren die Koblenzer und zuletzt die Mainzer Zone geräumt werden.

Die deutschen Kriegsgefangenen bleiben in Feindeshand, bis der Friede von Deutschland ratifiziert ist. Die für die Menschenrechte zu streiten vorgaben, vergreifen sich am primitivsten Recht des gefangenen Soldaten, nach Abbruch des Kampfes in die Heimat zurückzukehren. Der Kummer von Hunderttausenden Familien dient ihrer kalten politischen Berechnung.

Deutschland hat den Alliierten vollständigen Ersatz für alle Schäden, die durch den Krieg hervorgerufen sind, zu leisten. Die Höhe dieser Schäden bestimmen nicht etwa unparteiische Schiedsrichter, sondern die Alliierten selbst ohne Anhörung Deutschlands. Es sind sofort vierzig Milliarden Mark, bis zum 1. Mai 1921 weitere zwanzig Milliarden, bis 1926 weitere vierzig Milliarden zu zahlen. Die endgültigen Tributzahlungen werden später bestimmt.

Alle im Bau befindliche Handelschiffe sind auszuliefern. Das während des Krieges beschlagnahmte Eigentum deutscher Bürger im Ausland bleibt in Feindeshand. Der Grundsatz der Rechtlosigkeit des Privateigentums wird aus dem Krieg in den Frieden herübergetragen. Fünf Jahre lang muß Deutschland auf seinen Werften jährlich 200 000 Tonnen Schiffsraum für die Alliierten bauen.

700 Gengste, 40 000 Stuten, 4000 Stiere, 149 000 Milchkühe, 40 000 Jungrinder, 1200 Böcke, 120 000 Schafe, 10 000 Ziegen und 150 000 Schweine sind abzugeben.

Fünf Jahre lang muß Deutschland jährlich 45 Millionen Tonnen bester Kohle liefern, danach weitere fünf Jahre lang je 35 Millionen. Abermals sind 5000 Lokomotiven, 150 000 Eisenbahnwagen und 5000 Lastkraftwagen abzugeben.

Die Alliierten erhalten das Recht der Meistbegünstigung für ihre Handelsbeziehungen mit Deutschland, das heißt beinahe, sie dürfen nach Belieben und ohne Zoll alles einführen, was sie wollen. Alliierte Flugzeuge dürfen deutsches Gebiet überfliegen, als sei es ihr eigenes. Die deutsche Luftfahrt wird verboten. Die deutschen Ströme Rhein, Mosel, Elbe, Oder und Memel werden einer internationalen Schifffahrtsregelung unterworfen.

Kaiser Wilhelm wird von der Entente unter Anklage gestellt werden wegen „schwerster Verletzung des internationalen Sittengesetzes und der Heiligkeit der Verträge“. In der Tat verlangt die Entente wiederholt seine Auslieferung von der holländischen Regierung, um diese schmachvolle Komödie durchzuführen. Aber die holländische Regierung lehnt ab.

Die Entente wird eine Liste von deutschen „Kriegsverbrechern“ aufstellen, deren Auslieferung an ihre Kriegsgerichte sie verlangt. Auch hier ist der Wahnwitz völlig ernst gemeint. Die Liste wird überreicht und enthält 859 Namen von bestem und heiligstem Klang. Hindenburg, Ludendorff und Tirpitz sind darunter, ebenso die überlebenden Unterseebootkommandanten. Es sind nicht mehr viele.

Die erste Anwendung des von Wilson verkündeten Selbstbestimmungsrechtes der Völker durch die Entente beruht in der Bestimmung, daß Deutsch-Österreich, der letzte deutschsprachliche und deutschfühlende Rest der auseinandergefallenen Donau-Monarchie, sich dem Reiche nicht anschließen darf.

Um diesem Werke der Niedertracht und der egoistischen Engstirnigkeit vor aller Welt einen Mantel moralischer Rechtfertigung überzuwerfen, verlangt man von Deutschland — eine neue Art, das Recht zu ermitteln und ein Urteil zu bestätigen — mit vorgehaltener Waffe seine vorbehaltlose Unterschrift unter folgendes Schuldbekenntnis: „Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und alle Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.“

Vae victis. Es geschehen keine Wunder mehr.

Graf Brockdorff-Rantzau führt in Versailles mit Würde einen verzweifelten Kampf gegen die Phalanx der zur Vernichtung Entschlossenen. Er hat keine Waffe in der Hand außer der moralischen. Die aber gilt nichts in diesem Kreise. Er läßt alle Demütigungen und Kränkungen über sich ergehen. Erreicht wird kaum etwas.

Am 16. Juni werden die endgültigen Bedingungen übergeben. Clemenceau verlangt, alle weiteren Verhandlungen ablehnend, ihre Annahme binnen fünf Tagen. Die alliierten Truppen am Rhein erhalten Befehl, sich zum Vormarsch nach Deutschland hinein bereitzuhalten. Herr Wilson hat Paris und Europa wieder verlassen, um dieses Ende seiner Weltenschiedsrichterschaft nicht mit ansehen zu müssen. Später wird die Unterzeichnungsfrist um zwei Tage verlängert.

Bei der Abfahrt der deutschen Delegation aus Versailles nach Weimar werden die Delegierten von der Bevölkerung unflätig beschimpft und mit Steinen beworfen.

Die Reichsregierung tritt zurück. Ein neues Kabinett wird aus Sozialdemokraten und Zentrum ohne die Demokraten gebildet. Den Vorsitz führt der sozialdemokratische Abgeordnete Bauer. Außenminister ist Hermann Müller. Die Frage „Unterzeichnen oder nicht Unterzeichnen auf jede Gefahr“ rührt das ganze Volk leidenschaftlich auf.

Zwischenspiel am 21. Juni. Die deutschen Matrosen, die unter dem Diktat des Feindes, unter Bewachung englischer Kriegsschiffe die deutschen Schiffe nach der Bucht von Scapa Flow haben bringen müssen, versenken ihre Flotte. Sechs Panzerkreuzer, zehn Linienschiffe, acht kleine Kreuzer, fünfzig Torpedoboote und einhundert Unterseeboote suchen fast ohne Ausnahme den Meeresboden auf, um der Schmach zu entgehen, die seit der Revolution auf ihnen liegt. Es sind die alten Sieger von Skagerrak, die solches tun.

Am 22. Juli nimmt die Nationalversammlung mit 257 Stimmen die Unterzeichnungsvorlage an. 138 Stimmen sind

dagegen. Fünf Abgeordnete wissen nicht, ob sie ja oder nein sagen sollen.

Die nationale Ehre bäumt sich noch einmal gegen Schimpf und Schande. Die Regierung verweigert die Anerkennung des erpreßten Schuldbekenntnisses.

Clemenceau erklärt eifrig, es gebe keine Zusätze, es handle sich um bedingungslose Unterzeichnung oder — Fortsetzung des Krieges. Das Schwert, das auf dem Tische liegt, wird aufgehoben.

Nach neuer Befragung der Nationalversammlung erklärt die deutsche Regierung, daß sie sich der Gewalt füge.

Am 28. Juni 1919 wird im Spiegelsaal zu Versailles, der vor achtundvierzig Jahren die Neugründung des deutschen Kaiserreichs sah, das Dokument unterzeichnet, das nach dem Willen seiner Urheber Deutschland aus der Reihe weltgeltender Mächte auslöschen sollte.



Goth über allem Menschlichen waltet das Schicksal. Es verteilt seine Lose nach unerforschlichen Gesetzen. Es läßt Völker entstehen, rüstet sie mit Kraft und Willen und stellt sie vor gewaltige Aufgaben. Es schenkt ihnen den Stolz auf ihre Vergangenheit und den Glauben an ihre Zukunft. Es warnt sie vor Überhebung und vor Schwäche.

Wenn aber die Zeit erfüllt ist, unterwirft es sie einer furchtbaren Probe, damit sie erkennen mögen, was echt ist an ihnen und was Schein, was richtig und was falsch.

Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der mag seinen Urteilspruch hinnehmen und ihm sich unterwerfen, auch wenn er ihn nicht begreift. Nicht als ein unabänderliches und für alle Ewigkeit gültiges Urteil. Denn es gibt im Leben der Völker kein Unabänderlich und kein Ewig. Sondern als eine Mahnung für die Zukunft.

Dieser Zukunft sind ungeheure Opfer gebracht. Eine Einsaat ist hergegeben, vor deren Größe Herz und Verstand sich beugen in Trauer und Entschlossenheit.

Daß sie aufgehe, zum Nutzen des Vaterlandes, daß aus den Gebeinen der Toten eine Generation erwachse, treu und tapfer und männlich wie jene — das ist unser Gebet.



Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg i. D.

Loretto

(Band 17 der Schriftenfolge) Hlwbd. Rm. 6.50
Hldrbd. Rm. 10. —

Werner Beumelburg hat es wieder in ganz besonderem Maße verstanden, das seelische Moment und die Eigenart des Ringens in ausdrucksvollster, warm empfundener und tiefergreifender Weise zur Darstellung zu bringen.

(Weser-Zeitung)

Flanders 1917

(Band 27 der Schriftenfolge) Hlwbd. Rm. 6.50
Hldrbd. Rm. 10. —

Das ist keine Schlachtenschilderung im herkömmlichen Stil. . . . über allem Sterben in Schlamm und Gas erhebt sich immer wieder in leuchtender Hoheit das Heldentum des schlichten deutschen Soldaten. *(Berliner Lokalanzeiger)*

Ferner erschien in unserem Verlage von
Werner Beumelburg:

Der Strom

Ganzleinen Rm. 2.80

Rheinische Bilder aus zwei Jahrtausenden sprechen beredt von der Schicksalverbundenheit Deutschlands mit dem Rheinland: Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.

Durch jede Buchhandlung erhältlich!
Verlangen Sie Prospekte kostenlos!

Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg i. O.

UNIVERSITY OF PUGET SOUND
LIBRARY
Tacoma 6, Washington

D
515
B4685

Date Due

LIBRARY
UNIVERSITY OF PUGET SOUND
Tacoma, Washington

755122 6.50

Berliner Lokalanzeiger, Berlin:

Dieses Werk ist das geistige Erbe
des alten deutschen Heeres, das
dauern wird als Erz und Stein.
ihm leuchtet die unbestechliche Wa-
Es gibt unserer Jugend, „die den
nur vom Hörensagen kennt und von
Grabsteinen, vor denen sie bis
steht“, das Vermächtnis unserer
fallenen: Männlichkeit, Kameradschaft
und Liebe zum Vaterlande.

Das Reichsbanner, Magdeburg:

Soweit es überhaupt möglich, ist B-
urg in dichterischem Schauen jenen
jektive Überblick, den der Mitt-
als Erinnerungsanhalt braucht, p-
gelingen.

Stahlhelm, Magdeburg:

Das Problem der Darstellung des
Krieges ist hier unzweifelhaft mit
gen Mitteln angefaßt worden. M-
Leben, alles ist Hochspannung und
nis. Der Historiker verbindet sic-
dem Dichter, der Wahrheiten p-
gestaltet.

Der Jungdeutsche, Berlin:

Das Buch übertrifft an Leben und
sowohl die Einzelschriften der
Führer und die rein kriegsgeschich-
Abhandlungen als auch, durch j-
Vorurteilslosigkeit, die anderen t-
ziösen neuen Kriegsbücher. Das
atmet ungeschminkte Wahrheit un-
überlieferten Geist deutscher D-
haftigkeit.

Collins Memorial Library
D515 .B4685 uppa
Beumelburg, Werner/Sperrfeuer um Deutsch



3 5121 00137 1353